UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume

053 Z4K 21

Ja 09-20M

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

APR 2 1984

L161—O-1096

Die Zukunft

465
38
U of D

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1897.

Inhalt.

Adler, der 515
Anleihe, die chinesische 44
Arbeiter-Strike in England
s. Notizbuch 534.
Arbeiterin s. Tagebuch.
Ausgleich mit Ungarn s. Kampf.
Bismarck-Legende, eine 408
Blut, unschuldiges 40
Börse, die, ohne Geld 89
Börse, die elektrisirte 405
Börsenleben, neues 266
Bosse, Kollege 497
s. a. Notizbuch 534.
Budapester Kaiserrede s. Rhapsodien s. a. Notizbuch 92, 277, 536.
Bureaukratie und Industrie . . 136
Carlyle, Jane Welsh 67
Christus im Olymp 208
Dezemberbörse, die 523
Divan, Nord-östlicher 447
Dornbusch, der duftende 167
Dramen, moderne 139
Dreyfus 319
Duelle s. Notizbuch 492.
Dysangelium 537
Ebbe, vor der 321
s. a. Fluth, vor der.
Elektrotechnik, Ergebnisse der . . 425
Fluth, vor der s. Wilhelm
s. a. Ebbe, vor der.
Flotte, die deutsche 286
Flottenfrage, die 64
Flottengesetz, das 455
s. a. Notizbuch 490.
Frauenfrage, die, im deutschen Theater 26
Frenzel, Karl s. Notizbuch 534
s. a. Bosse.
Friedrich Wilhelm der Zweite s. Notizbuch 365.
Gegner, meine 104, 199, 240
Gerdes, Marie s. Revolver-Mieze.
Getreidebörsen, die Reform der . 161
Getreideterminhandel 133
Giro-Verkehr und Checksystem . . 444
Goldminen-Industrie 362
Hammerstein-Loxten, Freiherr von s. Patriotenschule.
Handelspolitik, deutsche 54
Handelspolitik, die, der Zukunft . 122
Hülsen, Herr von s. Notizbuch 96.
Illusionen 464
Jordan, Agnes s. Dramen.
Kaisers, des, Wald 61
Kaisermanöver 145
Kampf, der, um den Ausgleich . 394
Karlsruhe — Darmstadt 233
Kiau-Tschau 405
Kislar-Aga 189
König Leopold s. Notizbuch 274.
Kunst, vervielfältigte 436
Künstlerische Erziehung 34
Landwirthschaft, die italienische . 81
Lassalle 353
Liebe, die, zum Ich 337, 377
Liebknecht s. Notizbuch 273.
Majestätbeleidigung 449, 554
Mann, ein, über Bord 551

132739

Manöver s. Kaisermanöver.
Märtyrer und Helden 543
Marx, Karl 298
Meunier, Konstantin 388
Militärnotizbuch 172
Militärstrafprozeß s. Notizbuch 275, 491.
Musikpflege, Berliner 211
Mysterium, das 348
Nietzsche und Tolstoi 414
Notizbuch . 92, 272, 365, 490, 533. 571
Ouverture 281
Patriotenschule, die 519
Politik die, der Sammlung . . 49
Politische Indifferenz 259
Prinz Heinrich s. Notizbuch 533.
Réjane 220
Reichsbankpolitik 182
Reichstag s. Ouverture.
Reinhold, Professor s. Notizbuch 279
Rekruten-Ansprache s. Notizbuch 365
Revolver-Mieze 47
Rhapsodien, ungarische 1
Roheisen-Syndikat 269
Seele, die, und das Kunstwerk . 192
Selbstanzeigen . 85, 179, 358, 402, 440, 484
Sie schreibt 511
Siemens oder Lueger 568
Silberschlacht, die 217
Sozialdemokratie, die Aussichten der 174
Stand, der vierte 97
Tagebuch, aus dem, einer Arbeiterin 466
Terminbörse, die berliner 390
Theater 526, 576
Tolstoi, s. Nietzsche.
Ueberschwemmung in Schlesien s. Notizbuch 533.
Ungarische Rhapsodien s. Rhapsodien.
Universität London, die . . 503, 556
Violoncell, das, des Doktors . . 309
Vivisektion 361*
Voltaires Kindheit 397
Wagenmangel, der 316
Webb, Beatrice 477
Wildbach, der 253
Wilhelm dem Zweiten, unter . . 150
Zacconi, s. Theater 526.
Zahlungbedingungen 487
Zarathustra 11
Zeitgedichte 25

Zur gef. Notiznahme: Die Seiten 361 bis 368 kommen zweimal vor, das zweite Mal mit je einem Stern * und schließen sich an Seite 368 ohne Stern an.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Oktober 1897.

UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Ungarische Rhapsodien.

Am Tage des Heiligen Laurentius, des frühesten und tapfersten Sozialpolitikers der Kirchenchristenheit, schlug der Deutsche König Otto der Erste auf dem Lechfelde bei Augsburg einst die räuberischen Magyaren, die, seit sie als Bundesgenossen der Oströmer in die unteren Donauländer und nach Pannonien gelangt waren, Europa durch blutige Gräuel erschreckt und besonders die schutzlosen Marken des werdenden Reiches der Deutschen verwüstet hatten. Furchtbar war dem deutschen Volk längst die Plage geworden, die diese Vertreter östlicher Barbarei auf ihren Nomadenzügen ringsum im Lande schufen; sie sengten und brannten nach Hunnenart, zerstampften im Lenz auf den Fluren die junge Saat, schonten den Säugling nicht an der Mutter Brust und vernichteten in Sachsen, in Schwaben, in Rheinfranken, überall, wo nicht feste Burgen ihrem Wüthen wehrten oder geschulte Massen berittener Krieger ihnen Widerstand leisteten, die kargen Anfänge der Kultur. Schon Kaiser Heinrich der Erste, dem man die schönste und leider auch seltenste Regententugend, die hohe Kunst des modeste regere, nachrühmt, war, nachdem er der vom Ural heraufgezogenen ungarischen Horde neun Jahre lang widerwillig Tribut gezahlt hatte, endlich gezwungen worden, ihr auf dem Schlachtfeld entgegenzutreten; und die harten Streiche seiner sächsischen Reiter trafen so gut, daß die flinken Raubritter, die sich prahlend Söhne der Erde nannten, zweiundzwanzig Jahre hindurch nicht mehr wagten, den deutschen Grenzen zu nahen: das Volksaufgebot der wackeren Sachsen hatte das schwärzliche Gewimmel der Nomaden mit heilsamem Schrecken erfüllt. Als die blutige Lehre vergessen war, die alte Raublust wieder erwachte und die berittenen Rotten

in Bayern einfielen, raffte König Otto, der später der Große hieß, die gesammte Macht des Reiches zusammen — nur die auf der Grenzwacht gegen die Slaven beschäftigten Sachsen blieben diesmal dem Treffen fern — und schlug am zehnten August 955 die Ungarn aufs Haupt; der Räuberhaufe wurde völlig besiegt und die Flüchtlinge, die aus dem Toben der Feldschlacht das Leben gerettet hatten, wurden von der zornigen Bevölkerung Bayerns erbarmunglos niedergehauen. Dieser Hochsommertag, den man nicht ohne Grund den großen Tagen von Tours und Poitiers verglichen hat, brachte Deutschland das Ende der verheerenden Ungarnkriege und sicherte die europäische Kultur vor der wilden Raubgier der schweifenden Heiden des Ostens; und der Name des deutschen Herrschers, vor dem auf dem Lechfelde das Lanzenfähnlein des Heiligen Michael im warmen Augustwind flatterte, der Name Ottos, des Magyarenbesiegers, lebt heute noch, nach fast tausend Jahren, im dankbaren Gedächtniß der deutschen Menschheit. Heute noch, — nachdem an einem dunklen Herbsttage, dessen Spur für immer aus dem Erinnerungbuch der Germanen getilgt werden sollte, ein Deutscher Kaiser, der an der Gestalt des Heiligen Michael gern die Zeichnerkunst übt, in einer laut durch die Lande Europas hallenden Tischrede die Magyaren, ihren Nationalcharakter und ihre Geschichte verherrlicht hat.

Kaiser Wilhelm der Zweite hat seine Landsleute nicht verwöhnt. Das Staunen über die immer erneuten Bekenntnisse seiner befremdenden Weltanschauung hat sich im Sinn der Besten längst leider zu ernster Sorge verdichtet, die scheu in des Busens lichtloser Tiefe geborgen und von feilen Lügnern geleugnet wird; die jähen Worte, die große Schichten des schaffenden, mit Blut und Gut für das Reich steuernden Volkes des Hochverrathes, der vaterlandlosen Gesinnung und wucherischer Neigungen beschuldigten, haften schmerzend noch in den Herzen und das helle Gehör spürt in jedem Symptom unseres politischen Lebens, selbst in dem winzigsten, das Nahen einer Auseinandersetzung, die Völkern und Fürsten so oft schon unheilvoll war. Kein Verständiger kann an der guten, hoch zielenden Absicht des Monarchen zweifeln, dessen Interesse unlöslich dem des Volkes verbunden ist, aber kein ehrlicher Mann mit ungeblendetem Blick kann ihn ohne Beängstigung auf seinem Wege vorwärts schreiten sehen. Deshalb ist es Pflicht, wehe, schmerzlich als schwere Last empfundene Pflicht, immer wieder zu warnen und, mag der Lakaienchor noch so laut brüllen und alles Lumpengesindel im Lande den Warner verdächtigen, zu zeigen, welche Gefahr aus der monarchischen Krisis zu erwachsen droht. Diese Krisis ist mit

der Furcht fühlbar geworden, der Kaiser, der mit der Jugend im neuen Reich heranreifte, lebe nicht in der Gedankenwelt unserer Zeit, sondern im wundervollen Dämmerlicht entschwundener Tage. Fast jede Rede nährt diese Furcht, fast jede weckt, wider Willen und Wunsch des Redners, Unbehagen und Widerspruch. Ob die Tonschwingung zu stark, das Gerank der Gleichnisse zu dicht, die Fülle der Bilder zu bunt erscheint, ob die Betonung des Machtbewußtseins dem dumpfen Gefühl der Volkheit zu laut oder manchmal auch zu leise klingt, ob in den historischen Beispielen, die der Redner so reichlich vorführt, der nachprüfende Lauscher unhaltbare Anekdoten oder begreifliche Irrthümer des Improvisators erkennt: fast immer stellt eine unerwartete, unerwünschte Wirkung sich ein. Nie aber, nie vorher vielleicht hat eine Rede des Kaisers zu den stärksten Bedenken mehr Anlaß gegeben als der Trinkspruch, den Wilhelm der Zweite an der Prunktafel der ofener Königsburg die lauschenden Gäste vernehmen ließ. Diesmal handelt es sich nicht um Nuancen, die man, je nach Geschmack und Gewöhnung, anders wünschen möchte: der ganze Gedankenbau des Redners beruht auf völlig falschen Voraussetzungen und kann im Licht der geschichtlichen Lehren und der nüchternen Wirklichkeit nicht bestehen. Das muß man beklagen, weil der von schöner Begeisterung erfüllte Tafelredner der Deutsche Kaiser ist, dessen öffentlichen Aeußerungen jeder Irrthum stets fern bleiben sollte.

Es wäre möglich, schweigend über die betrübende Episode hinwegzugehen, wenn nicht der dreiste Versuch gemacht worden wäre, gerade diese Tischrede als eine erhabene Großthat zu preisen und sie zur Bedeutung eines politisch ungemein wichtigen Ereignisses hinaufzulärmen. Auch ein Kaiser ist, wie jeder sterbliche Mensch, vor Irrthümern nicht geschützt; und Monarchen, die nicht, wie etwa in unserem Jahrhundert noch Karl der Zehnte, Privatbeziehungen zum Himmel zu haben wähnen, wissen, daß ihre Kenntnisse nicht lückenlos sein können und die Kraft ihrer Anschauung mitunter versagen muß. Diese Mängel und Male schwacher Menschlichkeit sollten hoch thronende Herren der mißtrauischen Masse ängstlich verbergen; sind sie aber einmal enthüllt, dann muß auch rückhaltlos gesagt werden, daß sie aus dem Erdenrest alles Menschlichen stammen. Den offenbaren Irrthum eines Regenten muß der Monarchist aufrichtig bedauern; wenn dieser Irrthum aber, weil er von der Höhe herab verkündet ward, für Wahrheit genommen würde und im Glaubensschrein der Volkheit einen Ehrenplatz fände, dann wäre damit ein Verhältniß entweiht, das nur im Allerheiligsten des Empfindens rein bewahrt werden kann. Noch immer

giebt es gute Leute, die nicht glauben wollen, daß der hündische, zu jeder erbärmlichen Lüge und Fälschung bereite Servilismus, der seit Jahren jetzt das deutsche Land durchseucht, an die schlimmsten Byzantinertage erinnert; schon um diesen Zweiflern endlich die wachsende Gefahr zu zeigen, müßte, auch wenn nicht andere Gründe dazu drängten, die pester Rede nebst der Beurtheilung, die sie erfahren hat, offen besprochen werden. Vielleicht mahnt das lehrreiche Beispiel die Trägen, gleichgiltig Gaffenden, ehe es zu spät wird, an ihre ernste Pflicht; die Töne sind diesmal so stark, daß sie den müdesten Schläfer aus der Ruhe scheuchen könnten. In einem ungarischen Blatt wurde gesagt, der Deutsche Kaiser habe „das Talent einer im wahrsten Wortsinn bezaubernden Beredsamkeit", in einem anderen wurde sein Trinkspruch „eine hinreißend schöne oratorische Leistung und eine unerhört großartige politische Kundgebung" genannt. Und in der Vossischen Zeitung, einem angeblich demokratischen, für das freie Bestimmungrecht der Völker kämpfenden Blatte, las man die folgenden Sätze: „Die Rede ist mit solcher Kenntniß der Neigung und Stimmung des ungarischen Volkes gedacht und geformt, daß sie im ganzen Lande nachhaltigste Wirkung hervorbringen wird. In bestunterrichteten Kreisen weiß man, daß der Kaiser diese denkwürdige Rede nicht nur selbst entworfen hat, sondern daß er sein eigenhändiges Manuskript vor sich hatte, als er sprach. Der Charakter der ganzen Rede zeigt deutlich, daß sie berechnet ist, das Selbstgefühl der Ungarn zu festigen und zum Bewußtsein zu bringen, daß ein neuer Abschnitt in der auswärtigen Politik beginnt, in dem Ungarn eine hervorragende Rolle spielt... Die ganze Zeit hindurch hat Kaiser Wilhelm es vermieden, hier öffentlich zu sprechen; mit dieser einen Rede hat er aber alle Erwartungen weit übertroffen. Er hat durch sein ganzes Auftreten und endlich durch seine heutige Rede Alles für sich gewonnen und die Stadt Budapest geradezu erobert." Den Namen des Trunkenen, der diese glitzernde Weisheit nach Berlin telegraphirt hat, kann man nur ahnen, wenn man am Schluß der Siegesdepesche die Sätze liest: „Als Kaiser Wilhelm heute die Markthalle betrat, stand in erster Reihe neben den Vertretern der Behörden auch Ludwig Pietsch. Kaum hatte Kaiser Wilhelm den Minister und Bürgermeister begrüßt, als er sich Pietsch zuwandte und ihm mit besonderer Wärme grüßend zuwinkte. Diese Aufmerksamkeit berührte alle Anwesenden sehr angenehm und Pietsch wurde vielfach beglückwünscht." Herr Pietsch wird, da er in Berlin als ärgster Kunstverderber in diesem Jahre seine Pflicht schon erfüllt hat, nach Budapest

geschickt, um den Lesern der Vossischen Zeitung die Aeußerlichkeiten der Kaiserreise zu schildern; der huldvolle Gruß des Monarchen steigt dem Manne, dessen literarisches Ansehen schon längst nicht mehr gemindert werden kann, zu Kopf und er telegraphirt in überschwänglichem Glücksgefühl eine vielzeilige Märchenbotschaft. Das ist nicht wunderbar; und auch darüber darf man nicht staunen, daß der Reporter eines vornehm thuenden Blattes unter dem Schutz der Anonymität für sich selbst mit herzerquickender Dreistigkeit Reklame machen darf. Hätten die Pietsche, die an der Donau als lichte Kulturträger gefeiert, als Ehrengäste gefüttert und mit Wein, Weib und Zigeunermusik bewirthet wurden, nur die üblichen Gaukeleien geleistet, dann brauchte man über den Lärm, für den sie gemiethet sind, kein Wort zu verlieren. Da die Brüllgarde sich diesmal aber ins politische Gelände gewagt und leider auch bei ernsteren und ehrlicheren Leuten mit ihrer Täuscherkunst Glauben gefunden hat, darf das Geschrei nicht ohne Widerspruch verhallen. Die Tischrede des Kaisers soll eine unvergleichliche Großthat sein; wir wollen sehen, ob diese schwungvolle oratorische Leistung vor dem ruhig prüfenden Blick des nicht vom Festlärm umheulten Betrachters bestehen kann.

Der Kaiser rühmt die Söhne Arpads, die „in ihrer kampfesreichen Vergangenheit Gut und Blut für die Vertheidigung des Kreuzes zu opfern nicht gezögert haben", und fügt hinzu: „Namen wie Zrinyi und Szigeth lassen noch heute das Herz eines jeden deutschen Jünglings höher schlagen." Ob er dabei an Körners kindliche Heldentragoedie gedacht hat, deren schillernde Verse zwar nicht den Jüngling, aber den im ersten Rausch erglühenden Knaben entzücken, braucht uns hier nicht zu kümmern; der tapfere Kriegslyriker, dem ein gütiges Geschick das Altern und die Enttäuschung des Epigonen ersparte, ist nicht auf den ärmlichen Ruhm angewiesen, den seine geschminkten Ungarn und frisirten Türken ihm heute noch werben könnten. Wichtig ist nur, daß Zrinyi als Vertreter der heldischen Söhne Arpads vorgeführt wird. Zrinyi war aber nicht, wie der Kaiser anzunehmen scheint, ein Magyar, sondern ein Kroat aus dem altslavischen Geschlecht der Subic, also ein Sproß der Stämme, die von den Magyaren seit Jahrhunderten bedrückt, ausgebeutet, geknechtet werden. Die Söhne Arpads, die nach ihrem Eintritt in die Geschichte Europas die christliche Kultur bekämpften und zerstörten und von Deutschen Kaisern in blutigen Kriegen aus den Gauen des Reiches verjagt werden mußten, sind später muthige Schützer des Christenkreuzes gegen den Halbmond

geworden — weniger wohl durch gläubige Inbrunst als durch ihr nationales Lebensinteresse bestimmt — und haben damit besser und klüger gehandelt als die europäischen Mächte, die jetzt die schmähliche Türkenwirthschaft stützen und den fast schon entschlummerten islamitischen Fanatismus zu neuer Gewaltthat stacheln. Wenn aber deutsche Herzen für den Helden von Szigeth erglühen, dann hat dieses Hochgefühl mit irgend einer Sympathie für das Magyarenthum nicht das Allergeringste zu thun.

Der Trinkspruch des Kaisers erinnert noch an einen zweiten geschichtlichen Vorgang. Der gekrönte Vertreter des Deutschen Reiches sagte zu dem König von Ungarn: „Die begeisterte Hingebung für Eure Majestät, Deß bin ich gewiß, lodert auch heute in den Herzen der Söhne Arpads, wie damals, als sie Eurer Majestät großer Ahnherrin zuriefen: Moriamur pro rege nostro!" Daß in Ungarns Hauptstadt ein preußischer König den gegen seinen Ahnherrn Friedrich gerichteten Ausbruch des Magyarenzornes in diesem Zusammenhang erwähnte, mußte zunächst schon befremdlich wirken. Noch größer und peinlicher wird aber das Staunen sein, wenn man hört, daß die vom Kaiser citirten dröhnenden Worte überhaupt niemals gesprochen worden sind, daß sie nicht der Geschichte, sondern dem einst auf der Hintertreppe gesammelten Anekdotenschatz angehören. Alfred von Arneth, dem wir die beste Geschichte Maria Theresias verdanken, sagt ausdrücklich: „Die Worte Moriamur pro rege nostro wurden nicht gesprochen". Nach dem Diarium diaetale lautete der Zuruf: Vitam nostram et sanguinem consecramus. Die Verschiedenheit des Wortlautes ist, so wird Mancher meinen, nicht allzu beträchtlich; von der Stimmung aber, deren Widerhall unser Kaiser in dem jubelnden Gelöbniß zu hören glaubt, wird er in den Aufzeichnungen der Historiker nicht die winzigste Spur finden. In den Herzen der Söhne Arpads loderte für die Königin von Ungarn damals durchaus keine begeisterte Hingebung. Als die Botschaft, die Maria Theresias Antwort auf die Forderung der Magyaren enthielt, am achtundzwanzigsten Juli 1741 im ungarischen Landtag verlesen wurde, weckte sie ein höchst unfreundliches Echo: die Mitglieder der zweiten Tafel tobten und riefen höhnend, da die Königin ihnen herrisch Gerechtigkeit weigere, hätten, statt weitschweifiger Phrasen, auch die kurzen Weiberworte sic volo, sic jubeo genügt, nach deren juvenalischem Sinn die Oesterreicherin regiren zu wollen schiene. Und als die von den Preußen bedrängte Königin in Ungarn Hilfe suchte, benutzten die biederen Magyaren schlau die Gelegenheit, um wenigstens

einen Theil ihrer „Postulate" zu ertrotzen. Zwar erklärten die Führer der Magnaten am siebenten September 1741 im preßburger Schloß, sie würden sich selbst, ihre Söhne und ihre Einkünfte in begeisterter Liebe dem Dienst Maria Theresias weihen und gegen Friedrich von Preußen, dessen Thun bei dieser Gelegenheit übrigens das „ungerechte Beginnen eines neidvollen Feindes" genannt wurde, unverzüglich ein Heer von vierzigtausend Ungarn ins Feld rücken lassen. Vier Tage danach empfing die Königin die Mitglieder beider Tafeln und bat sie in rührender, mehr als einmal von Thränen erstickter Rede um ihren Beistand; die leicht erregbaren, in ihrem Stammesstolz geschmeichelten Ungarn waren von dem schmerzlich schönen Bild der gebeugten Herrscherin, der schluchzenden Mutter ergriffen und huldigten ihr mit dem Ruf: Vitam nostram et sanguinem consecramus! Doch die Beglückte sollte bald enttäuscht werden und merken, daß nur das schnelle Aufflackern eines Strohfeuers ihre Hoffnung erwärmt hatte. Noch war der Septembermonat nicht verstrichen, da brachten die Stände ihre alten, früher abgelehnten Forderungen abermals vor, weil sie sicher zu sein glaubten, daß die Königin in ihrer Bedrängniß alles Verlangte gewähren müsse. „Bis Das nicht erfolgt sei, solle jede Thätigkeit zur Aufbringung von Truppen wider die Feinde der Königin eingestellt werden"; so berichtet Arneth und fällt über dieses Verhalten das Urtheil: „Die Stände kannten das ganze Gewicht des Zwangsmittels, das sie in Händen hielten, und machten davon einen von ihrem Standpunkt vielleicht nicht unklugen, aber auch keineswegs großmüthigen Gebrauch." Solche vorsichtige Sprache ziemt dem Historiker, der für sein Werk die österreichischen und ungarischen Hof- und Staatsarchive als Erster benutzen durfte; der durch keine Rücksicht gefesselte Betrachter wird in dem Vorgehen der Ungarn einen Erpressungversuch sehen und nicht geneigt sein, ein Volk zu preisen, das die Nothlage der Regentin so ruchlos mißbraucht und, während ein gefährlicher Feind die Thore des Reiches bedroht, in politischer Schachermachei ein Profitchen zu haschen strebt. Der Versuch mißlang: Maria Theresia blieb standhaft und ließ sich nur kleine Konzessionen abliſten; aber auch die prahlend verheißene Hilfe blieb, wenigstens in dem erhofften und zugesicherten Umfang, nun aus. Vierzigtausend Ungarn sollten, so hieß es zuerst, ins Feld rücken; die Ziffer wurde allmählich auf die Hälfte erniedrigt und am Ende des Jahres 1741, also drei Monate nach dem feierlichen Gelöbniß, waren „kaum einige hundert Soldaten" aus Ungarn zu den österreichischen Streitkräften gestoßen. Am letzten Tage des schwindenden Jahres schrieb

Maria Theresia an den Feldmarschall Prinzen von Sachsen-Hildburghausen: „Der in dem Landtags Articul zur Mannschaftstellung vorhergesehene termin ist bereits zu Ende, deme ohngeachtet nicht mehr als etliche hundert theils zur Armee nach Böhmen, theils Khevenhüllerschen Corpo abgeschickte Portalisten bishero zum Vorschein gekommen; von denen übrigen Insurgenten zu Pferd ist von denen wenigsten Comitaten noch nicht einmal zu wissen gewesen, was an Mannschaft und Pferden vorhanden, wan selbe aufbrechen und wan die übrigen nachfolgen werden; die nembliche Beschaffenheit hat es mit dem Fußvolk, wovon man alhier eben nichts mehr verläßliches als zu Preßburg weiß." Und als endlich dichtere Haufen nachgeschoben wurden, da hausten die zuchtlosen Schaaren, die Neipperg zu allen Teufeln wünschte, schlimmer als der Feind im Land, plagten und beraubten in Maria Theresias eigenen Staaten die Bauern und leisteten in offener Feldschlacht nur recht geringe Dienste. So äußerte sich die begeisterte Hingebung, die, nach der irrenden Ansicht unseres Kaisers, für das Haus Habsburg in den Herzen der Söhne Arpads loderte, so handelte, in einer entscheidenden Stunde der österreichischen Geschichte, das „ritterliche Ungarnvolk, dessen Vaterlandsliebe sprichwörtlich geworden ist". Klingenden Reden folgte damals klägliches Handeln.

Auch sonst wird man in der ungarischen Geschichte vergebens Vorgänge suchen, die das Urtheil des Deutschen Kaisers begründen könnten. Von einer Begeisterung der Magyaren für das Haus Oesterreich kann im Ernst nicht die Rede sein. Der Geist, der 1665 zu der großen Magnatenverschwörung gegen Habsburg führte, ist noch nicht erstorben und Kossuths Antrag, die Dynastie abzusetzen, würde sofort wieder aufgenommen werden, wenn der König sich den nie verstummenden Wünschen des aus den Magnaten und ihren jüdischen Gläubigern bestehenden skrupellosen Klüngels einmal nicht willfährig zeigte. Ungarn ist längst schon das Sorgenkind der habsburgischen Monarchie, deren Stämmen die ungezügelte, unersätttliche Selbstsucht der Magyaren das böse Beispiel gegeben hat. Sie, die in den Ländern der ungarischen Krone doch die Minorität sind, haben alle anderen Nationen im Bannkreis des Stephansreiches ausgebeutet und niedergetreten und wahren sich durch die schamloseste Korruption ihre Macht. Die Zeitungphrase, Ungarn sei ein freies Land, ist der frechste Schwindel, der jemals leichtgläubigen Lesern zugemuthet wurde: in diesem freien Lande, dessen Mehrheit entrechtet und zum Heloten-thum herabgedrückt ist, herrscht die brutalste Gewalt im Bunde mit tückischer

Arglist und ahndet jeden der gebietenden Clique unbequemen Athemzug mit unerbittlicher Grausamkeit. Zu dieser Clique gehört aber die Bougeoisie und ihr journalistisches Gesinde, — und deshalb hört der liberale Europäer keinen Klagelaut über das elende Wahlgesetz, den Stimmenkauf, die dreiste Bedrückung des Proletariats und die verrottete Schandwirthschaft der regirenden Sippe. Mögen strikende Arbeiter schuldlos niedergeschossen, mag der Parlamentssaal mit erkauften Kreaturen der jeweilig über den Geldsack verfügenden Minister gefüllt werden: können solche Kleinigkeiten etwa die Größe und den Ruhm eines Landes mindern, wo der hohe und höchste Adel in fetten Aufsichtrathspfründen sitzt und Männer vom reinlichen Rittergeblüt des Herrn Siegmund Lautenburg in Magnatentracht mit dem Heldensäbel einherstolziren? In Oesterreich und bei den siebenbürgischen Sachsen weiß man besser, was von der im Magyarenlande wohnenden Freiheit zu halten ist, und dort, wo Herr Lueger durch seinen Kampf gegen Ungarn der populärste Mann wurde, wird man staunend auch diesen Satz des Deutschen Kaisers vernommen haben: „Mit sympathischer Bewunderung haben wir die Feier des tausendjährigen Geburtstages begleitet, den das getreue Ungarnvolk, um seinen König geschaart, in überraschender Herrlichkeit gefeiert hat.“ In Ehrerbietung, aber auch mit rückhaltlosester Offenheit muß gesagt werden, daß der Kaiser, als er diesen Satz sprach, nicht der Vertreter des deutschen Volksempfindens war. Wir haben an dem geräuschvollen Meßfest, das reiche Müssiggänger in die berühmte Bordellstadt locken und der Bourgeoisie einen Extraprofit sichern sollte, nichts Herrliches zu entdecken vermocht und ohne Sympathie oder gar Bewunderung auf die Jahrtausendfeier des magyarischen Räubereinbruches geblickt, weil wir der Worte gedachten, die Franz von Löher einst schrieb: „Vergebens forscht man nach ein paar Bausteinen, die die Magyaren zum großen Wohnhause der Menschheit beigetragen hätten. Es giebt keine einzige Kulturidee, die von Ungarn aus den Weg in die gebildete Welt genommen hat. Man häufe alle historischen Leistungen der Magyaren zusammen, — welche gähnende Oede in ihrer ganzen tausendjährigen Geschichte!“ In Löhers Werk über Ungarn finden wir auch die Stelle: „Ich hatte viel von dem Deutschenhaß in Ungarn gehört und gelesen und konnte mir anfangs die Sache nicht recht erklären, da ich aus der Geschichte wußte, wie sehr seit so vielen Jahrhunderten die Magyaren mit deutschem Blut und Geist versetzt und genährt werden. Als ich aber ein paar Tage in Ungarn verkehrt hatte,

konnte ich mich leider über die Tiefe und Verbreitung dieses feindsäligen Gefühles nicht mehr täuschen." Wer diesem Urtheil nicht traut, lese in der lehrreichen Millenniumsschrift des Herrn Wastian, daß ein Ministerialblatt im vorigen Jahre meldete, das größte Wunder der budapester Ausstellung werde ein Deutscher sein, der kein Hundsfott ist... Und diesem Volke, das die Deutschen verhöhnt, beschimpft und lieber heute als morgen vernichtet sehen möchte, sollen wir „sympathische Bewunderung" weihen? Wir sollen vergessen, daß die keckſten Wünsche der Czechen nur den Forderungen nachgebildet sind, die der kleine Magyarenklüngel durchgesetzt hat, seit er die Deutschen, die Slaven und Rumänen zu einer ihnen ganz unbekannten, erst halb entwickelten Amtssprache zwang, obwohl das Deutsche, wie Treitschke stolz sagt, sich nach dem unzerstörbaren Recht der höheren Bildung noch immer als die allgemeine Verkehrssprache behauptete? Nur die schrankenlose Gewinngier der Magyaren, die man heute richtiger eine Klasse als ein Volk nennen würde, hat den Grafen Badeni in das Bündniß mit den Czechen gedrängt, das ihm für die Erneuerung des österreichisch-ungarischen Ausgleiches eine Mehrheit sichern soll. Und in dem Augenblick, da durch den Uebermuth des transleithanischen Parasitenheeres die Zukunft des deutschen Stammes in der Ostmark des alten Reiches bedroht ist, hat der höchste Vertreter des neuen Reiches die entarteten Söhne Arpads, die nur ihre schmutzigen Geschäfte im Sinn haben und auch in dem Monarchenbesuch nur eine Riesenreklame für ihr Land und die Hauptstadt sahen, aus eigenem Recht zum Range eines großen Kulturvolkes erhöht.

Wilhelm der Zweite erhebt auf den Titel eines summus historicus gewiß keinen Anspruch. Er kann nicht die Geschichte aller Völker kennen, deren Herrscher er auf seinen zahlreichen Reisen besucht, und hat nach der Art sterblicher Menschen geirrt, als er den Magyaren, ihrem Nationalcharakter und ihrer Geschichte im Ueberschwang eines schönen Gefühles Lobsprüche spendete. Ihm wurde in Budapest ein glänzend ausgestattetes Prunkstück vorgespielt und er konnte glauben, die lärmende Sippschaft, die, um einen politischen Vortheil zu erlisten, für das Schauspiel die Komparserie stellte, sei wirklich die Vertretung eines für seinen König begeisterten Volkes. Allzu oft aber dürfen solche Irrthümer sich nicht wiederholen... Die Magyaren mögen die Rede des Kaisers den Schullesebüchern einverleiben; den Deutschen gebietet die Pflicht, ihrem Wortführer offen und ehrlich zu sagen, daß von seiner mit schwungvoller Rhapsodenkunst vorgetragenen Rede kaum ein einziger Satz im grellen Licht der geschichtlichen Lehren haltbar erscheint.

Wie der Zarathustra entstand.

In der Nähe eines großen Geistes wird Alles zum Schicksal, zum Ereigniß; flüchtige Begegnungen, unbedeutende Erlebnisse, Landschaften, Briefe, Bücher: Alles wird zum beglückenden Symbol oder wirkt als Verhängniß, entzündet leidenschaftlichen Schmerz, erweckt die tiefste Seligkeit und wird schließlich zum Samenkorn einer wunderherrlichen Blüthe der Kunst. Ueber diesen geheimnißvollen Zusammenhang: wie die einfachen Erlebnisse im Leben meines Bruders sich mit seinen höchsten Produktionen verbinden, fand ich in letzter Zeit besondere Veranlassung, nachzudenken, da ich im August zu gleicher Zeit von Verehrern meines Bruders aus Petersburg, Nordamerika, Italien und Oesterreich mündlich und schriftlich um das Selbe gefragt wurde: „Wie entstand der Zarathustra? Ist Nietzsche größer als Dichter oder als Philosoph, ist er mehr Dichter als Philosoph? Wie benahm er sich, als er den Zarathustra schrieb?" „Das sind keine dummen Fragen," meinte lächelnd ein lieber Freund. Nein, gewiß nicht, und ich will sie hier, in der „Zukunft", so viel wie möglich aus meines Bruders eigenen noch ungedruckten Niederschriften beantworten, d. h. nur die erste und letzte; den beiden anderen Fragen mögen die Nietzsche-Verehrer je nach ihrer Individualität selbst die Antwort finden.

Der Zarathustra ist das persönlichste Werk meines Bruders, die Geschichte seiner innersten Erlebnisse, seiner Freundschaften, seiner Ideale, seiner Entzückungen, seiner bittersten Enttäuschungen und Leiden, und über Alles erhebt sich verklärend das Bild seiner höchsten Hoffnungen, seines fernsten Zieles. Er erzählt uns über das erste Aufleuchten des Zarathustra-Gedankens in seinen Lebenserinnerungen vom Herbst 1888: „Die Grundkomposition des Werkes, der Ewige-Wiederkunft-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann —, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: ‚6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit.' Ich ging an jenen Tagen am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen, pyramidal aufgethürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke. Rechne ich von diesem Tage ein paar Monate zurück, so finde ich, als Vorzeichen, eine plötzliche und im Tiefsten entscheidende Veränderung meines Geschmackes, vor Allem in der Musik. Man darf vielleicht den ganzen Zarathustra unter die Musik rechnen; — sicherlich war, eine Wiedergeburt in der Kunst zu hören, eine Vorausbedingung dazu. In einem kleinen Gebirgsbade hinter Vicenza, Recoara, wo ich den Frühling des Jahres 1881 verbrachte, entdeckte ich, zusammen mit meinem Maëstro und Freunde Peter Gast, einem gleichfalls ‚Wiedergeborenen', daß der Phönix Musik mit leichterem und leuchtenderem Gefieder, als er je gezeigt, an uns vorüberflog. Rechne ich dagegen von

jenem Tage an vorwärts, bis zur plötzlichen und unter den unwahrscheinlichsten Verhältnissen eintretenden Niederkunft im Februar 1883 (die Schlußpartie wurde genau in der heiligen Stunde fertig gemacht, in der Richard Wagner in Venedig starb), so ergeben sich achtzehn Monate für die Schwangerschaft. Diese Zahl gerade von achtzehn Monaten dürfte den Gedanken nahelegen, unter Buddhisten wenigstens, daß ich im Grunde ein Elephanten-Weibchen bin. In die Zwischenzeit gehört die ‚gaya scienza', die hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unvergleichlichem hat; zuletzt giebt sie den Anfang des Zarathustra selbst noch, sie giebt im vorletzten Stück des vierten Buches (Aphorismus 341) den Grundgedanken des Zarathustra." ....

Aber dieser Gedanke wurde erst ausgeführt, nahm gewissermaßen erst körperliche Gestalt an, als mein Bruder im Winter 1882/83 des Trostes so unendlich bedürftig war, als ihm zum ersten Male die Einsamkeit, zu der wohl alles Große verurtheilt ist, in ihrer ganzen Schauerlichkeit entgegentrat.

Die Freundschaft nahm in dem Leben meines Bruders eine ganz ungewöhnliche Stellung ein; das Wort „Freund" hatte für ihn einen heiligen Klang, mit den Freunden gleich zu empfinden, Freud und Leid mit ihnen zu tragen, „miteinander eines Glaubens und eines Hoffens" den höchsten Zielen zuzustreben, war Seligkeit. Seit dem Jahre 1878 hatte sich aber das gemeinsame Band der Freundschaft etwas gelockert, man liebte einander wohl noch, aber man verstand sich nicht mehr, man freute sich nicht mehr über das Gleiche, man litt nicht mehr unter dem selben Druck. In den verehrenden Ton, den mein Bruder von seinen Freunden gewöhnt war, kam ein leise patronisirender Klang hinein, der ihn halb unbewußt verletzte. Nun war im Sommer 1882 ein Versuch mit neuen Freunden gemacht worden, der aber einen so peinlichen Ausgang nahm, seine alten Freundschaftverhältnisse verwirrte und selbst zwischen meinem Bruder und mir zum ersten Male in unserem Leben Mißverständnisse und Mißhelligkeiten hervorrief, daß sich die Unannehmlichkeiten wie eine schwarze Wolke auf meinen Bruder lagerten und er sich schleunigst aus dem Norden nach Genua flüchtete. Dort zog er gewissermaßen das Fazit seiner Freundschaften und empfand mit unbeschreiblichem Schmerz seine vollkommene, grenzenlose Vereinsamung. Und nun schien es ihm auf einmal, als ob er überhaupt nie einen Freund gehabt hätte, als ob alle innere Uebereinstimmung nur eine Täuschung gewesen sei, als ob er immer nur gesucht und nie Das gefunden hätte, was er am Meisten ersehnte: den wahren, ihm gleich- und hochgestimmten Freund seiner Seele, der ihn, den Einsamen, verstand und dem er sich mittheilen konnte. In solcher herzzerreißenden Stimmung bricht er in leidenschaftliche Klagen aus: „Die Unmittheilbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen — die Verschiedenheit ist die Maske, welche eiserner ist als jede eiserne Maske —;

und es giebt nur inter pares eine wirkliche, ganze vollkommene Mittheilung! Nur inter pares vollkommene Freundschaft! Inter pares! Ein Wort, das trunken macht: so viel Trost, Hoffnung, Würze, Seligkeit schließt es für Den in sich, welcher immer nothwendig allein war — für Einen, der ‚verschieden' ist —; der Niemandem begegnet ist, welcher gerade zu ihm gehörte, ob er schon ein guter Sucher war, der auf vielerlei Wegen gesucht hat; der im Verkehr immer der Mensch der wohlwollenden und heiteren Verstellung, der gesuchten und oft gefundenen Anähnlichung sein mußte und jene gute Miene zum bösen Spiele aus allzu langer Erfahrung kennt, die Leutseligkeit heißt, — mitunter freilich auch jene gefährlichen, herzzerreißenden Ausbrüche aller verhehlten Unseligkeit, aller nicht erstickten Begierde, aller aufgestauten und wild gewordenen Ströme der Liebe, — den plötzlichen Wahnsinn jener Stunden, wo der Einsame einen Beliebigen umarmt und als Freund und Zuwurf des Himmels und kostbarstes Geschenk behandelt, um ihn eine Stunde später mit Ekel von sich zu stoßen, mit Ekel nunmehr an sich selbst, wie beschmutzt, wie erniedrigt, wie sich selbst entfremdet, wie an seiner eigenen Gesellschaft krank. Ein tiefer Mensch braucht Freunde: es wäre denn, daß er seinen Gott noch hat."

Ach, solche Freunde, die mit ihm ganz gleich fühlten, fand er nicht mehr! So schuf er sich selbst den vollkommenen Freund: Zarathustra kam!

. . . — „der Sehnsucht süßer Schrei
Erstarb im Munde:
Ein Zauberer thats, der Freund zur rechten Stunde."

Der erste Theil von „Also sprach Zarathustra" entstand in dem für ihn so traurigen Winter 1882/83. Er schreibt darüber an mich Ende April: „Es war mein schwerster und kränkster Winter, abgerechnet zehn Tage, welche mir gerade genügten, um Etwas zu machen, um dessentwillen sich mein ganzes schweres und krankes Dasein lohnt. Ich hatte aus meiner kurzen ‚Rückkehr zu den Menschen' eine solche Summe von widerlich schauerlichen Eindrücken mitgenommen, daß ich eine Zeit lang ihre Last zu schwer fand. Nun, ich bin über Vieles in meinem Leben schon Herr geworden; aber es gab darin manche heftige Ueberwindung, um dem Leben überhaupt gut zu bleiben und meine persönlichen Erfahrungen als unwesentlich bei einer solchen Gesammtschätzung durchzustreichen."

In seinen Lebenserinnerungen aus dem Herbst 1888 erscheint diese Zeit in etwas freundlicherer Gestalt:

„Den Winter 1882/83 lebte ich in jener anmuthig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Cagliari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maßen regnerisch; ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer

gelegen, so daß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in Allem das Gegentheil vom Wünschenswerthen. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entscheidende ‚trotzdem' entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend, des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umging ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die große Liebe, welche Kaiser Friedrich der Dritte für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letzten Mal diese kleine vergessene Welt von Glück besuchte. Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor Allem Zarathustra selber, als Typus; richtiger, er überfiel mich ... "

Die ungeheure Spannung, in welcher er den ganzen Winter zugebracht hatte (selbst die Korrekturbogen erregten ihn), war natürlich für seine Gesundheit sehr schädlich gewesen. Er schrieb mir, daß er zur Beruhigung seines Nervensystemes nöthig gehabt habe, vier Monate Nacht für Nacht Schlafmittel zu gebrauchen. Den Mai 1883 verlebte er mit mir und einigen Freunden in Rom, im Anfang aber in sehr bedrückter Stimmung. Es war von keiner Fortsetzung des Zarathustra die Rede; im Gegentheil: er versicherte mich immer von Neuem, er wolle überhaupt nichts mehr schreiben, sondern erst gesund werden. „Niemand liest meine Bücher, Niemand kümmert sich darum, alle Freunde lassen mich im Stich", war seine beständige Klage. Auch war es ihm zu peinlich, mit seinem Verleger zu verkehren, der durch die vollkommene Theilnahmlosigkeit des deutschen Publikums in eine hochgradige Mißstimmung gerathen war und sie in unerfreulicher Weise zum Ausdruck brachte. Ich bezweifelte jedoch meines Bruders Versicherung, nichts wieder schreiben zu wollen, denn ich wußte wohl, daß nur körperliche Verstimmung, die durch die Entwöhnung von Schlafmitteln hervorgerufen worden war, aus ihm redete. Er hatte fest beschlossen, solche Mittel niemals wieder zu gebrauchen, da sie ihm im vergangenen Winter, wie er selbst beschrieb, in einen sehr seltsamen Zustand gebracht hatten. Aber es war eine schwermüthige Zeit, während er sich ihrer entwöhnte; denn er konnte wenig schlafen und fast nichts arbeiten; der schwere Bücherkoffer, den er mitgebracht hatte, blieb unausgepackt auf dem Bahnhof stehen. Versuche, die wir machten, anderswohin zu gehen, mißlangen; endlich kehrten wir nach der Schweiz zurück. Schon in Como, wo uns eine kräftigere Luft entgegen wehte, fing er an, von neuen Buchplänen zu reden, und ich meinte schalkhaft, wenn er seinem Entschluß, nichts mehr schreiben zu wollen, doch vielleicht untreu würde, so sollte er sich ja nicht mit dem Verleger quälen,

sondern mir Das überlassen. Wir trennten uns in Como ungefähr am zwanzigsten Juni, er reiste nach dem Engadin und ich in Etappen nach Deutschland. Kaum war ich in Naumburg angekommen, so erhielt ich von ihm einen Brief (aus Sils-Maria, Ende Juni), in dem unter Anderem Folgendes stand:

„Es war gut, daß wir in Rom zusammen waren; und wenn ich auch zu den schweigsameren Menschen gehöre, so wirst Du doch genug gehört und errathen haben, um zu wissen, wie es mit mir steht. Das, was der Mensch sein Ziel nennt (Das, woran er im Grunde bei Tag und Nacht denkt): Das legt eine wahre Eselshaut um sein Wesen, so daß man ihn beinahe totschlagen kann — er überwindets und geht, als der alte Esel, mit dem alten I-A! seinen alten Weg. So stehts jetzt mit mir.

Hier habe ich mich auf drei Monate eingemiethet: in der That, ich bin der größte Thor, wenn ich mir durch italienische Luft den Muth nehmen lasse. Hier und da taucht der Gedanke in mir auf: was geschieht nachher? Meine ‚Zukunft' ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses Fertig-machen als meine Zukunft denken und das Uebrige Dir und den Göttern überlassen."

Ich fühlte: dieser Brief war ein Präludium, Fritz war offenbar mitten in der Arbeit und wollte mich auf ein kommendes Manuskript vorbereiten. Der zweite Theil des Zarathustra ist in kaum zehn Tagen geschrieben, wie die nachfolgenden Briefe vom ersten bis sechsten Juli bezeugen.

Sils-Maria, Juli 1883.

. . . .„Jetzt, meine liebe Schwester, eine Hauptsache, eine ganz ernsthafte Bitte an Dich! Du sollst Schmeitznern die bestimmte Erklärung abnöthigen, mündlich oder schriftlich, wie Du es am Besten vermagst, daß er den zweiten Theil Zarathustra unverzüglich in Druck giebt, sobald das Manuskript in seine Hände kommt. Ich will damit zu Ende kommen und von dieser Expansion des Gefühls erlöst sein, die solche Produktionen mit sich führen: es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß ich an so Etwas plötzlich sterbe. Er soll es in der Hand haben, wann er diesen zweiten Theil (genau vom Umfange des ersten) ausgeben will: aber ich will den Druck hinter mir haben und muß Dies verlangen: es ist eine Gesundheitsache ersten Ranges. Dieses Frühjahr bin ich durch die nichtswürdige Bummelei der Druckerei vier Wochen länger krank gewesen, als ich hätte sein müssen. Dafür will ich Schmeitznern versprechen, daß nächstes Jahr von mir nichts zu drucken ist; meine Absicht ist nun, Vorträge auszudenken und auszuarbeiten und den ‚Text' für meine Vorträge aus meinem Zarathustra selbst zu nehmen.

Aus Allem wirst Du errathen, daß besagter zweiter Theil wirklich existirt: Du kannst Dir von der Vehemenz solcher Entstehungen nicht leicht einen zu großen Begriff machen. Darin aber liegt ihre Gefahr. Um des Him-

mels Willen, bringe Dies mit Schmeitzern ins Reine; ich selber bin jetzt zu reizbar gestimmt. —

Ach, wie schön, daß ich Dir so Etwas schreiben kann! Ganz von Herzen, Dein Bruder."

Sils-Maria, fünf Tage später.

„Schmeitzner telegraphirte mir Dienstag Nachmittag: woraus ich schließe, daß es doch erst Dein zweiter Brief war, der ihn zur Raison gebracht hat. Es ist mir ganz unschätzbar, daß ich jetzt noch diese Drucksache abmachen kann; ich bin wie Einer, der keine Zeit mehr hat. Also nochmals meinen allerinnigsten Dank für diese Wohlthat! . . . . Bevor ich den dritten und letzten Theil Zarathustra nicht fertig habe, ist das Leben für mich noch unerlöst. Dies privatissime!" . . . .

Schon am Tage vorher hatte er mir einen warmen Dankesbrief gesandt, in dem er sich ausführlich über die ganze Verlegermisere aussprach. Diese Dankbarkeit und die Thatsache, daß ein Verleger durch Ueberredung u. s. w. wider Willen dazu gebracht werden mußte, den Zarathustra zu drucken, wirkt heute rührend komisch. Ich erwähne Dies zum Trost für junge unverstandene Genies.

Sils-Maria, 10. Juli 1883.

„Meine liebe Schwester, also so weit ist meine Zarathustra-Angelegenheit vorwärts gerückt, daß ich Ende dieser Woche bereit bin zur Absendung des druckfertigen Manuskriptes.

Ah, ich kann nicht ausdrücken, wie groß die Genugthuung ist, welche ich bei diesen Worten empfinde. Damit, daß ich diesen zweiten Theil gemacht habe, ist das ganze Jahr schon gerechtfertigt, insbesondere die Reise nach dem Engadin, und sogar auch die Reise nach Rom bekommt nun eine neue Bedeutung: es war ein tiefes Ausruhen in diesem römischen Aufenthalt; und gerade auch in der Zerstreuung und dem Lärm meiner Wohnung lag etwas Nützliches, eben so in dem Klumpfuß (die schwere Bücherkiste) auf der Eisenbahn und dem vielen verdorbenen Magen und schlechten Nächten. Alles hinderte mich, zu arbeiten und nachzudenken; und es ist kaum zu sagen, wie schwer es ist, mich von mir selber wegzuziehn. Von dieser negativen Wohlthätigkeit Roms könnte ich nun noch zur positiven übergehen — aber meine Augen sind übel daran und ich habe noch Anderes zu schreiben.

Unter allen Umständen muß jetzt unverzüglich der Druck losgehen! Oder ich breche mit Schmeitzner (wozu ich allen Grund habe). So lange er glaubt, daß seine Agitation eine wichtigere Angelegenheit sei als die Verbreitung meiner Bücher und Gedanken: ist es für mich die äußerste Geduldprobe meines Stolzes, mit ihm zu verkehren. Im letzten Winter habe ich Alles so eingerichtet, daß der erste Theil Zarathustra Ostern in den Händen

meiner Leser sein konnte: und habe den höchsten Fleiß nöthig gehabt, um es so einzurichten. Ein verlorenes halbes Jahr der Wirkung meiner Gedanken kommt recht sehr in Betracht, namentlich in Hinsicht auf die Dauer meines eigenen Lebens."

Er sprach öfters von dem entzückten Zustand, in dem er den Zarathustra geschrieben habe, wie er bei seinen Wanderungen bergauf und bergab von der Fülle der Gedanken förmlich überfallen worden wäre und nur in Hast in das Taschenbuch mit Bleistift Notizen machen konnte, die er dann bei seiner Heimkehr bis mitten in die Nacht hinein mit Tinte aufschrieb. In leidenschaftlicher Begeisterung schildert er in seinen Lebenserinnerungen (Herbst 1888) die unvergleichliche Stimmung, in welcher der Zarathustra geschaffen wurde:

„ — Hat Jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im anderen Falle will ichs beschreiben. Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, blos Inkarnation, blos Mundstück, blos Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauder und Ueberrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine nothwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt (die Länge, das Bedürfniß nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maß für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung). Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitgefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses, ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichniß ist, Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustras zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und Gleichniß sein möchten (.hier kommen alle Dinge liebkosend zu Deiner Rede und schmeicheln Dir,

denn sie wollen auf Deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichniß reitest Du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen Dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von Dir reden lernen —'). Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehen muß, um Jemanden zu finden, der mir sagen darf: ‚Es ist auch die meine'."

Auch der Entstehung des zweiten Theiles des Zarathustra gedenkt er in seinen Lebenserinnerungen:

„Dann folgte ein schwermüthiger Frühling in Rom, wo ich das Leben hinnahm — es war nicht leicht. Im Grunde verdroß mich dieser für den Dichter des Zarathustra unanständigste Ort der Erde, den ich nicht freiwillig gewählt hatte, über die Maßen; ich versuchte loszukommen, — ich wollte nach Aquila, dem Gegenbegriff von Rom, aus Feindschaft gegen Rom gegründet, wie ich dereinst meinen Ort gründen werde, die Erinnerung an einen Atheisten und Kirchenfeind comme il faut, an einen meiner Nächstverwandten, den großen Hohenstaufen — Kaiser Friedrich den Zweiten. Aber es war ein Verhängniß bei dem Allen: ich mußte wieder zurück. Zuletzt gab ich mich mit der Piazza Barberini zufrieden, nachdem mich meine Mühe um eine antichristliche Gegend müde gemacht hatte. Ich fürchte, ich habe einmal, um schlechten Gerüchen möglichst aus dem Wege zu gehen, im Palazzo del Quirinale selbst nachgefragt, ob man nicht ein stilles Zimmer für einen Philosophen habe. Auf einer Loggia, hoch über der genannten Piazza, von der aus man Rom übersieht und tief unten die Fontana rauschen hört, wurde jenes einsamste Lied, das je gedichtet worden ist, das Nachtlied ‚Nichts ist rachsüchtiger als ihre Demuth'; um diese Zeit ging immer eine Melodie von unsäglicher Schwermuth um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand ‚tot vor Unsterblichkeit'. — Im Sommer, heimgekehrt zur heiligen Stelle, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte, fand ich den zweiten Zarathustra. Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Falle, weder beim ersten noch beim dritten und letzten, mehr gebraucht."

Ich durfte schon die Korrekturbogen lesen; mein Bruder sandte sie mir, um meinen Eifer in der Verlegerangelegenheit durch frühes Kennenlernen seines neuen Werkes zu belohnen, und schrieb dabei: „ich würde viel gemeinsam Erlebtes darin finden." In der That: es ist viel Rom in diesem zweiten Zarathustra-Theil; der Dichter hat eine Reihe erlebter und geschauter Szenen verklärt darin aufbewahrt und mit bedeutenden Gedanken in Verbindung gebracht. Wenn ich ihn lese, so sehe ich deutlich vor mir: die zahllosen Kirchen, „diese süß duftenden Höhlen mit ihrem verfälschtem Licht," die Bußtreppe des Lateran, die Peterskirche, die mein Bruder erst lieben wollte, „wenn der reine Himmel wieder durch zerbrochne Decken blickt und

hinab auf Gras und rothen Mohn an zerbrochnen Mauern, —" den schlafenden Jüngling mit dem Arm über das Haupt gelegt, die tanzenden Mädchen auf einem verborgenen Rasenplatz der Villa Borghese. Ja, ich glaube, an einem unvergleichlichen Morgen, den wir bei der Basilika des Konstantin verbrachten, die nachfolgenden Worte, wenn auch nicht in so vollendeter Form, gehört zu haben:

„Und seht mir doch, meine Freunde! Hier, wo der Tarantel Höhle ist, heben sich eines alten Tempels Trümmer aufwärts, — seht mir doch mit erleuchteten Augen hin!

Wahrlich, wer hier einst seine Gedanken in Stein nach oben thürmte, um das Geheimniß alles Lebens wußte er gleich dem Weisesten!

Daß Kampf und Ungleiches auch noch in der Schönheit sei und Krieg um Macht und Uebermacht: Das lehrt er uns hier im deutlichsten Gleichniß.

Wie sich göttlich hier Gewölbe und Bogen brechen im Ringkampfe: wie mit Licht und Schatten sie wider einander streben, die göttlich — Strebenden.

Also sicher und schön laßt uns auch Feinde sein, meine Freunde! Göttlich wollen wir wider einander streben!"

Die Szene mit den Priestern habe ich mit meinem Bruder (ich als einziger Jünger!) auf dem Monte Aventin erlebt: eine Schaar weißgekleideter Priester kam aus Santa Sabina heraus und ging auf dem schmalen Weg dicht an uns vorüber, so daß wir Jedem ins Antlitz schauen konnten. Ach, wie verschieden sahen sie aus, wie Wenige so, wie ein Priester aussehen sollte! Man begreift die Worte Zarathustras, wenn man sich solcher Gesichter erinnert.

Selbst von der Rückreise durch die Maremmen, die sich durch eine ungemein lachlustige Stimmung auszeichnete, ist Manches in den Zarathustra gekommen. Wie gut erinnere ich mich noch des Büffels, von dem ich undichterisches Wesen behauptete, daß er sich die schöne Aussicht ansähe. Was machte aber mein Bruder in dem Kapitel: „Von den Dichtern" aus diesem Bild!

„Sie lernten vom Meere auch noch seine Eitelkeit: ist nicht das Meer der Pfau der Pfauen?

Noch vor dem häßlichsten aller Büffel rollt es seinen Schweif hin, nimmer wird es seines Spitzenfächers von Silber und Seide müde.

Trutzig blickt der Büffel dazu, dem Sande nahe in seiner Seele, näher noch dem Dickicht, am Nächsten aber dem Sumpfe.

Was ist ihm Schönheit und Meer und Pfauen-Zierath! Dieses Gleichniß sage ich den Dichtern.

Wahrlich, ihr Geist selber ist der Pfau der Pfauen und ein Meer von Eitelkeit!

Zuschauer will der Geist des Dichters: sollten's auch Büffel sein!"

Selbst der „Erhabene“ erinnert an eine lustige Szene der Rückreise: auf einer kleinen Station erblickten wir sein Urbild. Es erhob sich an der Stelle, wo der Zug hielt, ein Damm mit schattigen Bäumen; ein gelehrter Mönch stand dort, den Arm auf ein Gemäuer gestützt, anscheinend in einen großen Folianten vertieft. Es lag irgend Etwas in seiner Haltung, das Jedermann empfinden ließ, daß er inmitten des malerischen Schattens auf erhabene Gelehrsamkeit posirte. Wir alle im Zug betrachteten ihn als Schauspiel, während er in seiner künstlichen Erhabenheit uns vollkommen unbeachtet ließ. Plötzlich kam ein Stier angerast, — der Erhabene ließ den Folianten fallen, raffte sein Mönchsgewand zusammen und sprang mit langen Beinen aus seinem feierlichen Schatten hinaus den sonnigen Weg entlang. Alles freute sich, der Stier machte Miene, sich auf den Zug zu stürzen, unter dem Klang fröhlichen Gelächters eilte dieser von dannen.

Wie stets nach einer so ungeheuren Erhebung des Geistes, solchem Außersichsein, so folgte bei meinem Bruder auch diesmal nach der Vollendung des zweiten Theiles eine tiefe Erschöpfung und Niedergeschlagenheit; auch persönliche, ihm unangenehme Dinge beunruhigten ihn. Er schrieb an mich im August von Sils-Maria aus:

„Das Schlimmste ist, ganz wie letzten Winter, ein mir persönlich im höchsten Grade nachtheiliges Ausnahme-Wetter: ich bin im buchstäblichen Sinne bei bedecktem Himmel und heranziehenden Wolken ein anderer Mensch, schwarzgallig und sehr bösartig gegen mich, mitunter auch gegen Andere. (Zarathustra I und II sind Licht- und heiterer Himmel-Ausgeburten, eben so der Sanctus Januarius. Wer mich nach solchen Dingen beurtheilt, beurtheilt mich hundertmal zu günstig, à la Köselitz.) Mein eigentliches Rezept heißt deshalb immer noch das Thal von Oaxaca in Mexico, welches im Jahre ca. 33 betrübte Tage hat, im Uebrigen Tag und Nacht reines wolkenloses engadiner Himmels-Wetter (ca. 220, während Sils im Jahre 80 heitere Tage hat.) Die Höhe ist die gleiche wie hier; es ist eine Schweizer-Kolonie, die Preise außerordentlich billig.

Andererseits thäte mir ein Bischen Doziren sehr gut: nur habe ich eine gräßliche Erinnerung an die Universität — ich bin diesen Empfindung- und Urtheils-Maßstäben auf eine fast lächerliche Art entwachsen — oder wie Du's nennen willst. Die Zukunft der Menschheit — daran zu denken ist mein einziges Labsal, das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehen und hören, es erstickt, drückt, quält mich, es macht mich arm und kleinmüthig.

Am Wenigsten aber könnte ich jetzt Vorlesungen aus dem Aermel schütteln, alte noch weniger als neue. Mein allgemeinster Gesichtspunkt ist, daß ich nächstes Jahr hier oben meinen Zarathustra-Schluß mache. Der Gedanke daran, wie er mir vorschwebt, macht mich fast schwindeln, die Aufgabe

ist ungeheuer schwer und einstweilen weit über das Maß meiner Kräfte gehend. Darauf hin will ich diesen Winter leben, mich recht hell und ruhig und fest machen und abwarten, ob ichs leisten kann."

In diesem Brief ist wiederum von Vorträgen an einer Universität die Rede. Ich hatte, um ihn auf andere, freudige Gedanken zu bringen, diesen alten, von ihm selbst oft überlegten Plan von Neuem erwähnt. Ich sprach von Vorlesungen über griechische Kultur, im Grunde aber meinte ich Vorlesungen über seine neue Anschauungweise, wie er ja auch selbst schon in einem Briefe sagt: Vorlesungen mit dem Text aus Zarathustra. Noch heute bejammere ich, daß dieser Gedanke nicht verwirklicht worden ist. Es war damals leider immer nur von Vorträgen im Anschluß an die Universität die Rede, besonders war Leipzig ins Auge gefaßt; aber ein treuer Freund theilte ihm unter der Hand mit, bei den bekannten und gefürchteten Ansichten meines Bruders sei Das absolut unmöglich. Aber warum mußten diese Vorträge durchaus im Anschluß an die Universität gehalten werden? Auf diese Weise wäre es doch möglich gewesen, unter den jungen Leuten Schüler und Jünger zu finden, und wie anders würde sich dann vielleicht sein Leben gestaltet haben! Längere Zeit stand mein Bruder dem Gedanken, Vorträge zu halten, innerlich sehr nah, aber daß ihn seine alte Zunft durchaus nicht mehr haben wollte, empfand er, trotzdem er es vollständig begriff, als Kränkung. Es durfte nicht mehr davon geredet werden; auch gab es mancherlei Gründe gegen die Ausführung des Planes, die uns nun mehr zum Bewußtsein kamen. Als ich ihm zum Troste schrieb, Der und Der habe gesagt, daß es sicherlich viel besser sei, wenn er seinen Zarathustra fertig mache, und daß ich auch weiter nichts wünschte, als daß er der ganzen Reise- und Pensionquälerei mit ihrer zweifelhaften Gesellschaft entrückt würde und wieder unter guten Menschen lebe, die es ja auch an anderen Orten als Universitätstädten gäbe, war er damit auch nicht zufrieden und hielt mir eine ernste Strafpredigt:

„Von der Schwere der Aufgabe, die auf mir liegt, hat Niemand eine Vorstellung; und wenn Jemand sie sich etwa unter der Form einer literarischen Arbeit, z. B. dem Fertigmachen meines Zarathustra, denkt, so macht mir Das beinahe Uebelkeit und Lach- oder Brechreiz —, so zuwider ist mir alle Literatur-Macherei, und der Gedanke, zuletzt gar unter die Schriftsteller gerechnet zu werden! gehört zu den Dingen, bei denen es mich schüttelt. Lies, meine liebe Schwester, recht viel in ‚Morgenröthe' und ‚Fröhliche Wissenschaft', den inhalt- und zukunftreichsten Büchern, die es giebt —; in Deinen letzten Briefen war Mancherlei über ‚egoistisch' und ‚unegoistisch,' was nicht mehr von meiner Schwester geschrieben sein sollte. Ich unterscheide vor Allem starke und schwache Menschen, — solche, die zum Herrschen, und solche, die zum Dienen und Gehorchen, zur ‚Hingebung' berufen sind. Was mich an

dieser Zeit anekelt, ist die unsägliche Schwächlichkeit, Unmännlichkeit, Unpersönlichkeit, Veränderlichkeit, Gutmüthigkeit, kurz, die Schwäche der ‚Selbst'sucht, die sich gar noch als ‚Tugend' drapiren möchte. Was mir bisher wohl gethan hat, war der Anblick von Menschen eines langen Willens — die Jahrzehnte lang schweigen können und sich nicht einmal deshalb mit moralischen Prunkworten aufputzen, etwa als ‚Helden' oder ‚Edle', sondern die ehrlich sind, an nichts besser zu glauben als an ihr ‚Selbst' und ihren Willen, dasselbe den Menschen einzudrücken für alle, alle Zeit. Was mich an Richard Wagner anzog, war Dies; insgleichen lebte Schopenhauer nur in einem solchen Gefühle. . . . Ich weiß vielleicht besser als irgend Jemand, auch noch unter den starken Menschen Rangordnungen zu machen nach der Tugend; so gewiß unter den Schwachen es noch hundert Arten und sehr artige und liebenswürdige giebt — gemäß den Tugenden, die den Schwachen zukommen. Es giebt starke ‚Selbste,' deren Selbstsucht man beinahe göttlich nennen möchte (z. B. die Zarathustras) — aber jede Stärke ist schon an sich etwas für den Blick Labendes und Beseligendes. Lies Shakespeare: er steckt voll solcher starker Menschen, roher, harter, mächtiger Granit-Menschen. An diesen ist unsere Zeit so arm — — — und nun gar an starken Menschen, die Geist genug hätten für meine Gedanken! . . . . Du kannst Dir nicht denken, wie einsam und ‚verborgen' ich mir unter der liebenswürdigen Tartufferie jener Menschen vorkomme, die Du ‚gute' nennst, und wie es in mir mitunter schreit nach einem Menschen, der redlich ist und reden kann; sei es selbst ein Scheusal. Natürlich wären mir Halbgötter zur Unterhaltung erwünschter. — Ich schreibe Dir Dies mit den allerherzlichsten Gefühlen und weiß wahrhaftig, wie herzensgut Du es mit mir meinst. — Ach, die ‚verfluchte' Einsamkeit!"

Shakespearische Menschen zu finden, noch dazu mit modernem Geist begabt, war für mich eine zu schwierige Aufgabe. Und gesetzt auch, ich hätte sie gefunden, so würde es mein Bruder gar nicht mit ihnen ausgehalten haben, so zuwider war ihm Roheit, Sittenlosigkeit und Mangel an vornehmem Wesen; selbst ein hohes Quantum von Geist hätte ihn nicht mit diesen Eigenschaften aussöhnen können. In Büchern machen sich solche Menschen ganz wundervoll, aber im täglichen Leben wäre mein überaus fein empfindender Bruder an ihnen zu Grunde gegangen. „Man hat gut reden von aller Art Immoralität! Aber sie aushalten können!" sagt er einmal und meint Immoralität an sich und Anderen. Er fährt fort: „Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten: längeres oder kürzeres Siechthum oder Untergang wäre mein Los! ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung." Mein Bruder wählt hier zur Exemplifikation ein paar extreme, für ihn ziemlich unmögliche Fälle, aber

wie viele andere, subtilere Dinge konnten ihm schon das Leben und seine Umgebung „nicht zum Aushalten" machen! Zum Beispiel jede Form inneren und äußeren Schmutzes, Engherzigkeit, Liebllosigkeit, grobe Takt- und Formlosigkeit u. s. w. Auch für solche Empfindungen gilt das „inter pares", um das Zusammenleben ertragen zu können. Mein Bruder übte und verlangte Rücksicht. Wie rücksichtvoll er seine Umgebung behandelt, kann man sich kaum vorstellen. So war einer seiner Hauptgründe gegen das Halten von Vorlesungen an einer Universität, daß er immer glaubte, die Schüler, die er dort gewinnen könnte, würden zu jung für ihn sein. Solchem jungen Geist und Charakter eine Last aufzubürden, die er noch nicht zu tragen vermochte, war ihm außerordentlich peinlich. Er schrieb mir einmal, als ich von Schülern gesprochen hatte: „Heinrich von Stein ist noch zu jung für mich, Den würde ich verderben. K. hätte ich bald verdorben, ich habe tausend Rücksichten gegen ihn nöthig." Die Ursache zu sein, daß Jemand durch seine Ansichten Schaden erlitte oder gar zu Grunde ginge, und Das an einem Menschen zu erleben, den er liebte, hätte ihm das Herz gebrochen. Er allein wußte, wie weit wir Alle, die wir seinem Herzen nahe standen, noch entfernt davon waren, ihn wirklich zu begreifen und seine Probleme mit ihm zu empfinden; er fühlte es und litt darunter, ja, der Gedanke daran hinderte ihn, seine harten und neuen Probleme weiter durchzudenken. So blieb ihm nur die Einsamkeit, die er ja zuweilen verwünschte, die ihm jedoch, sobald er ins Arbeiten und Schaffen kam, unumgänglich nothwendig war. Schließlich wurde sie doch seine liebste Freundin, sie, die Gefährtin seiner höchsten Schaffenslust! Er schreibt mir einmal über „Schüler" und „Einsamkeit": „Auch denke ich wieder muthiger über die Zukunft: und seltsam, in Betracht zu den ungeheuren Dingen, mit denen sich Dein dummer Bruder beschwert hat, heißt Muth bei mir auch immer so viel als: guter Wille zur Einsamkeit und Verborgenheit, und Ablehnung jedes Arrangements, wozu mein vieles Krankfein mich verführen könnte. Wenn ich in den letzten Jahren hier und da nach ‚Schülern' geseufzt habe, so war es immer die Wirkung krankhafter Entmuthigung; an guten Tagen weiß ich ganz deutlich, daß es besser ist, meine Hauptsachen still für mich abzumachen — und daß ich meinen Verkehr mit Menschen rein als Kur und gelegentliche Medizin zu nehmen habe, vor Allem als Erholung. Aber sobald ich wieder zu Kräften komme, weiß ich, warum ich die größte Unabhängigkeit und Einsamkeit zuerst und zuzweit und zudritt nöthig habe."

Nach mancherlei Irrfahrten über Stresa, Genua und Spezia landete er im Herbst 1883 in Nizza und fühlte sich durch das dortige Klima so glücklich angeregt, daß er seine volle Schaffenskraft wiederfand und den dritten Theil des Zarathustra schuf. „Im Winter darauf, unter dem hal-

kyonischen Himmel Nizzas, der damals zum ersten Male in mein Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustrā — und war fertig. Kaum ein Jahr, fürs Ganze gerechnet. Viele verborgene Flecke und Höhen aus der Landschaft Nizzas sind mir durch unvergeßliche Augenblicke geweiht; jene entscheidende Partie, welche den Titel ‚Von alten und neuen Tafeln' trägt, wurde im beschwerlichsten Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenneste Eza gedichtet, — die Muskel-Behendheit war bei mir immer am Größten, wenn die schöpferische Kraft am Reichsten floß. Der Leib ist begeistert: lassen wir die ‚Seele' aus dem Spiel. — Man hat mich oft tanzen sehn können; ich konnte damals, ohne einen Begriff von Ermüdung, sieben, acht Stunden auf Bergen unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel —, ich war von einer vollkommenen Rüstigkeit und Geduld."

Die Entstehung des vierten Theiles des Zarathustra ist eine Geschichte für sich, die später einmal folgen soll. Ich möchte heute nur noch mit meines Bruders eigenen Worten die kindliche Vorstellung zerstören, als habe er nur des Wohllautes wegen den Namen Zarathustra an die Spitze seines höchsten dichterischen Werkes gestellt. Er sagt uns darüber:

„Man hat mich nicht gefragt, man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet: denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegentheil. Zarathustra hat zuerst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehen, — die Uebersetzung der Moral ins Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck an sich, ist sein Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra schuf diesen verhängnißvollsten Irrthum, die Moral: folglich muß er auch der Erste sein, der ihn erkennt. Nicht nur, daß er hier längere und mehr Erfahrung hat als sonst ein Denker — die ganze Geschichte ist ja die Experimental-Widerlegung vom Satz der sogenannten ‚sittlichen Weltordnung' —: das Wichtigere ist, Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre, und sie allein, hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend — Das heißt den Gegensatz zur Feigheit des ‚Idealisten', der vor der Realität die Flucht ergreift; Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammengenommen. Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schießen: Das ist die persische Tugend. Versteht man mich? . . . Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz — in mich —: Das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra."

Weimar, Nietzsche-Archiv. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Zeitgedichte.

Dramatischer Symbolismus.

Siehst einem Hund ein groß Stück Fleisch,
Verspeist er's ohne viel Geräusch.
Wirfst ihm einen magern Knochen hin,
Mit Knurren und Krachen zermalmt er ihn.
Nicht anders das liebe Publikum:
Wer's nährt und sättigt, hat wenig Ruhm.
Wer's reizt mit unverdaulichen Speisen,
Erregt ein Knurren im Gedärm, —
Und Alle wollen mit großem Lärm,
Ihr scharf Gebiß an ihm erweisen.

Nordischer Nebel.

Nur recht mystisch-unverständlich,
Sybillinisch müßt Ihr schreiben.
Dafür ist die Welt erkenntlich,
Dürft es kecklich übertreiben.

Bleibt dem Leser auch am Ende
Ihr des Räthsels Lösung schuldig,
Daß nur er den Sinn nicht fände,
Glaubt der gute Narr geduldig.

Denn um Gotteswillen lasse
Kein Naiver je sich merken,
Daß er nicht den Tiefsinn fasse
In gepriesnen Dichterwerken.

Was, erhellt vom eignen Lichte,
Leuchtet ein gesunden Augen,
Scheint gering nur an Gewichte,
Kann ja nicht zum Deuten taugen.

Jedes Pfuschwerk stellt's in Schatten,
Das, verworren und verlogen,
Regt unendliche Debatten
Neunmalweiser Mystagogen.

Lernt darum den Kunstgriff üben,
Der Euch den Erfolg verbriefe:
Müßt das seichte Wasser trüben,
Daß man glaub', es habe Tiefe.

Sonder Mühen und Beschwerden
Könnt Ihr so die Ruhmsucht stillen.
Will die Welt betrogen werden,
Nun, so thut Ihr doch den Willen!

Den Dilettanten.

Natur trägt mannichfach Gewand,
Leicht bildet's nach auch schwache Hand.
Doch was verhüllen die weichen Falten,
Ist Meisterhänden vorbehalten.

Auf einen Epigrammendichter.

Du suchtest allerorten
Umsonst nach einem Mann,
Der in so wenig Worten
Noch weniger sagen kann.

Archimedes verlangte für seinen Hebel nur einen
Standort außer der Welt, und er bewege sie leicht.
Dichter und Weiser, den Punkt, die Welt zu bewegen, Ihr findet
Ihn in der eigenen Brust, brauchet den Hebel nur recht.
Aller Mechanik scheint dies Wort zu spotten; doch freilich,
Ihren Gesetzen gehorcht nimmer die geistige Welt.

Nichts dünkt mich wunderbarer auf Erden,
Als daß die Werke des Genius
Selbst vom Philister bewundert werden. —
Ist's denn auch wahr? fragt Skeptikus.

Mist sei „die Seele der Landwirthschaft",
So hört' ich sagen vor Zeiten.
Von unsrer poetischen Schandwirthschaft
Ist's auch nicht zu bestreiten.

Bei eines gewissen Dichters Begräbniß.

Wußt' auch der Pfarrer, was er sprach,
Als diesen Mann das Grab empfangen:
„Ihm folgen seine Werke nach" —?
Sie sind ihm längst vorangegangen.

München. Paul Heyse.

Die Frauenfrage im Deutschen Theater.

In den höheren Töchterschulen unseres lieben Vaterlandes lernt die gläubige Jugend, daß kein Volk der Erde der Frau von je her eine innigere Verehrung entgegengebracht habe als das deutsche. Zum Beweise dafür wird das Bild der Germanin gemalt, die am häuslichen Herde waltete und die Siegestrophäen aus den Jagd- und Kriegszügen des Gatten empfing oder als Prophetin im Heiligen Hain den demuthvoll nahenden Kriegern das Schicksal kündete. Und die Frau aus der Zeit des ritterlichen Mittelalters wird geschildert, zu deren Füßen ein Wolfram von Eschenbach, ein Walter von der Vogelweide seine schwärmerischen Weisen sang. Es ist die selbe Frau, deren höchste Bestimmung sein soll, himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. Wenn der Literaturprofessor bis hierher gelangt ist, pflegt er seinen schwungvollen Vortrag mit einem wehmüthigen Hinweis auf die Frau in der Gegenwart zu schließen. Er erzählt, wie die wahre Frauentugend immer mehr verschwindet, wie die kaltherzige, ehrgeizige Emanzipirte mit der Feder hinter dem Ohr und dem Kneifer auf der Nase an die Stelle der liebenden Gattin, der treuen Hausfrau, der zärtlichen Mutter tritt, wie sie ihre heiligsten Pflichten vergißt und den schönsten Schmuck der Frau, die holde Weiblichkeit, von sich wirft, um ein Zwittergeschöpf zu werden, von dem der deutsche Mann sich schaudernd abwenden muß. Denn er ist heute, wie einst, der Ritter des echten Weibes.

Verlassen wir mit den Mädchen die Schule und treten in die verräucherte

Bierstube ein, wo ihre Väter beim Frühschoppen zusammensitzen, so klingt uns in derberer Variation das selbe Lied entgegen. Der ehrsame deutsche Bürger, der Bier- und Skatphilister, bricht auch seine Lanze für die Weiblichkeit und schleudert seinen Bannfluch auf die „emanzipirten Frauenzimmer". Wie gegen sie, so wüthet er gegen Alles, was er weise als Auswüchse unserer Kultur bezeichnet, nicht zum Wenigsten gegen die modernen Dichter. Vergällen sie ihm doch sogar die wohligen Freuden des Theaters, wo er früher, behaglich auf dem Sammetsessel ausgestreckt, all seinen häuslichen, dienstlichen und politischen Aerger zu vergessen pflegte, während er heute Dinge zu sehen und zu hören bekommt, denen er im Leben vorsichtig aus dem Wege geht, und Fragen vor ihm aufgerollt werden, denen nachzudenken er als guter preußischer Unterthan längst verlernt zu haben glaubte. Das soll dann ein Vergnügen, soll ein Kunstgenuß sein! Nun aber kann er sich trösten, denn der Modernsten Einer ist mit fliegenden Fahnen zu ihm übergegangen. Er zeigt von der Bühne herab das Bild der Emanzipirten und malt all das grausliche Unheil, das von ihr ausgeht. Der brave deutsche Bürger mag sich freuen, daß wieder ein junger Brausekopf kühl geworden und ein Dichter vor ihm zu Kreuze gekrochen ist. Die Freude ist um so größer, als es von Max Halbe, dem Dichter der „Jugend," gewiß nicht zu erwarten war.

Hören wir, was und wen er uns in seinem neuesten Werk „Mutter Erde" vorführt. Zunächst die Vorgeschichte: Paul Warkentin, der einzige Sohn eines westpreußischen Gutsbesitzers, studirte in Berlin und lernte dort Hella Bernhardy, die Tochter seines Universitätlehrers, kennen. Sie war, wie sie selbst erzählt, kaum zwanzig Jahre geworden und fühlte sich „stark genug, es mit der ganzen Welt aufzunehmen". Sie hatte „einen unbändigen Freiheitdurst" und übte auf den schwachen, innerlich haltlosen Paul den stärksten Einfluß. Von ihr angeregt, gründete er eine Zeitschrift, „Frauenrecht", und Beide stellten sich, gemeinsam arbeitend, mit an die Spitze der Frauenbewegung. Paul verlobte sich mit ihr und kehrte zur Weihnachtzeit nach Hause zurück, um seinem Vater hiervon, wie von seinen weiteren Lebensplänen, Mittheilung zu machen. Der alte Herr hatte es jedoch anders beschlossen. Sein Sohn sollte daheim bleiben und die Jugendgespielin heirathen, die ihm unter dem Weihnachtbaum bescheert wurde. Der thatendurstige Student hatte aber die Liebelei mit dem hübschen Backfischchen über der Schwärmerei für die „bedeutende" Professorentochter und die Arbeit auf dem Gut seiner Väter über seinen Weltverbesserungträumen längst vergessen. Als er mit dem Vater davon sprach, warf ihn dieser einfach zum Hause hinaus. „Er hat mich behandelt wie eine hergelaufene Person, die der Familie Schande bringt," erzählt Hella. „Er hat uns gezwungen, uns selbst unser Brot zu verdienen."

An der Verbohrtheit einer gewissen Sorte westpreußischer Gutsbesitzer,

an ihrem zähen Festhalten an alten Vorurtheilen, wird Niemand weniger zweifeln können als ich. Daß aber einer von ihnen seinen einzigen Sohn verstößt, nur weil er die Tochter eines Professors heirathet und eine Frauenzeitung gründet, erscheint doch wenig glaubhaft. Und selbst zugegeben, daß es bei einem leidenschaftlichen Charakter im Zorn geschehen könnte: wird dieser Zorn zehn Jahre lang vorhalten und den Vater veranlassen, sich während der ganzen langen Zeit niemals mehr um seinen Sohn zu kümmern? Es wäre ja etwas Anderes, wenn die „bedeutende" Hella den lieben Paul etwa unter die rothen Umstürzler getrieben hätte und er an der Spitze einer ihrer politischen Zeitungen stände. Aber davon ist keine Rede. Selbst die lieben Nachbarn des väterlichen Gutes, die sich doch sonst mit dem neugierigsten Interesse um das Leben und Treiben „verlorener Söhne" aus ihrem Kreise zu kümmern pflegen, selbst die alte Tante, die an Paulchen Mutterstelle vertrat, wissen nichts von seiner „Lebensaufgabe", von der Hella und er auch nur in dunklen Andeutungen sprechen. Viel Lärm hat sie jedenfalls nicht in der Welt gemacht und der zehn Jahre lange Kampf, in dem die Beiden als „Kameraden in Noth und Tod" — wie Paul sagt — zusammenstanden, muß sich nicht um welterschütternde Fragen gedreht haben. Der Vater war in der Heimath wohl der Einzige, der darum wußte und das fürchterliche Geheimniß tief in der Brust verbarg. Sollte die Schwiegertochter am Ende gar in einem Frauenverein den Vorsitz führen, in öffentlichen Versammlungen für die Zulassung der Frauen zur Universität und gegen das Bürgerliche Gesetzbuch sprechen?! Sollte der Sohn etwa mit seiner Feder den selben Standpunkt vertreten? Entsetzlich! der Gram darüber verzehrt Max Halbes westpreußischen Gutsbesitzer, und da er sein Landsmann ist und ihn besser kennen muß als ich, will ich nicht mit ihm rechten. Ein Land, das solche modernen Dichter gebiert, mag sich auch solcher Gutsbesitzer erfreuen. Es ist die selbe Mutter Erde.

Zu ihr kehrt Paul Warkentin zurück, als der Vater gestorben ist, und damit beginnt das Drama auf der Bühne. Hella, seine Frau und Dr. von Glyszinski, ihr Freund und Mitarbeiter, begleiten ihn. Schon durch eine kleine Aeußerlichkeit — eine feine Nuance, würden begeisterte Kritiker sagen — sucht Halbe zu beweisen, wie der emanzipirten Frau alles Gefühl, alle Pietät verloren geht: Hella trägt, obwohl der Vater ihres Mannes gestorben ist, kein Trauerkleid. Sie unternimmt die ihr widerwärtige Reise, weil sie den Einfluß der Heimath auf Pauls weiche Natur fürchtet, aber sie, die bedeutend sein soll, ist so dumm, ihn dauernd zu verletzen und ihn immer mehr in die Arme dieser Heimath zu treiben. Wie wenig sie ist, was Halbe sichtlich aus ihr machen wollte — denn zu einer Karikatur, die man im ersten Akt zu sehen glaubt, fehlt schließlich doch alle Komik —, geht noch deutlicher

aus ihrer Freundschaft mit dem polnischen Doktor hervor. Daß eine kluge Frau sich diesen affektirten, albernen Menschen ins Haus nimmt und mit ihm und ihrem Manne eine Menage à trois führt, nur weil sie seine Dienste als Schreiber braucht, ist mehr als unwahrscheinlich. Halbe hat diese Figur sichtlich nur geschaffen, um zu zeigen, wie alles Gefühl, alle warmblütige Sinnlichkeit in der emanzipirten Frau einfriert und verwelkt, denn Hella, die keine Liebe für ihren Mann empfindet, bleibt auch den Bewerbungen ihres Freundes gegenüber eiskalt und lebt unangefochten mit Beiden unter einem Dach.

In dem alten, mit Ahnenbildern geschmückten Familiensaal, bei lodernd-dem Kaminfeuer, am frühen Wintermorgen empfängt Tante Klärchen — die einzig Ueberlebende der Familie — die Ankommenden. Paul ist sofort im Bann seiner Kindererinnerungen, während Hella die Umgebung wie etwas ihr Feindliches empfindet. Vor der alten Tante öffnet sich ihm das Herz. Sein unruhiges Leben neben einer Frau, die ihm nichts bietet als kühle Kameradschaft, seine Jahre lang währende Arbeit, die sie ihm aufnöthigte und die ihn nicht befriedigt, weil die Erfolge ausblieben, von denen er einst träumte: all Das tritt ihm gerade hier klar ins Bewußtsein. Und auch an die Jugendgespielin erinnert er sich; wenns auch im Grunde nur eine flüchtige Kinderliebe war, — hier, wo sein Herz sich so weit der Vergangenheit öffnet, wird auch diese ihm zum bedeutsamen Ereigniß. Er möchte sich daheim ausruhen, Hella dagegen drängt zurück in die Welt, in die allein sie hineinpaßt. Er weint reuevoll an der Leiche des Vaters; sie, die Kaltherzige, kann und will den Zorn selbst gegen den Toten nicht unterdrücken. Er freut sich der Heimath, der lang entbehrten, alle weichen Gefühle erwachen in ihm, er nähert sich, um Liebe flehend, seiner Frau. Sie aber weiß nichts von Liebe, hat nie Etwas von ihr gewußt; sie schämt sich beinahe des Wortes Liebe und verweigert dem Mann den Kuß, um den er bittet, weil sie „vernünftig" sein will. In der halb sentimentalen, halb verbitterten Stimmung, in die er hineingetrieben wird, ist sein Herz nur zu empfänglich für eine neue Liebe. Die ihm einst bestimmte Braut, die Jugendfreundin Antoinette, begegnet ihm. Sie hat ihn innig geliebt und versank in zornigen Schmerz, als sie sich verschmäht sah. In dieser Stimmung heirathete sie einen verlumpten polnischen Gutsnachbarn, der die schöne Frau zu der reichen Mitgift gern in den Kauf nahm. Ihre Liebe zu Paul, die sich inzwischen hinter der Maske des Hasses verborgen hatte, starb in all den Jahren nicht, das Unglück ihrer Ehe nährte noch ihr Gefühl. Als sie jetzt Paul wiedersieht und mit weiblichem Scharfblick auch sein Unglück erkennt, will sie schon über die Rache des Schicksals triumphiren. Aber ihre Leidenschaft ist stärker als ihr verletzter Stolz. Die unbefriedigten Herzen dieser Beiden fliegen einander zu. Mitten im Tumult des Begräbnißschmauses kommt es zur Aussprache zwischen ihnen. Sie wollen ein Ende

machen mit ihrem bisherigen Leben und auf den Trümmern ihr spätes Glück erbauen. So trennen sie sich. Hella weiß nichts von Allem, was vorging, sie ist der Gasterei fern geblieben, denn sie, die Fanatikerin der Wahrheit, mag vor den Leuten eine Trauer nicht heucheln, die sie nicht empfindet. Sie saß inzwischen ruhig bei der Arbeit. Noch niemals ist ihr um das Herz ihres Mannes bang gewesen, — denn wo wäre eine Frau, die sich mit ihr zu messen vermöchte?! Nur, daß die Heimath ihn fesseln könnte, fürchtet sie. Und in dem Weibe, dem er sich, wie sie glaubt, nur in flüchtiger Gefühlsaufwallung zuwandte, sieht sie nur einen der tausend Arme, die ihn hier umklammern. Sie muß ihn losreißen, um jeden Preis. Wie sie keine Liebe empfindet, so glaubt sie an keine Liebe. Sie will ihm die Laune ausreden; und als sie erkennt, daß es mehr als Laune ist, mahnt sie ihn an ihren langjährigen treuen Kampfesbund. Sie erinnert ihn an sich selbst, sie sagt ihm, daß er nicht mehr hineinpaßt in seine Heimath, daß er, selbst wenn er sich von ihr trennen wollte, keine Frau mehr finden würde, die ihm genügt. Sie erklärt, wie werth er ihr immer gewesen sei, wie sie den selbstlosen Idealisten in ihm auch geliebt habe, — kurz, sie spricht mit kühler Verständigkeit über sein Schicksal, über das sein verschmachtetes Gefühl schon längst entschieden hat. Schließlich giebt sie, ihm zu Liebe, auch dem polnischen Doktor den Laufpaß. Umsonst! Und nun — so schließen wir selbstverständlich aus allem Vorhergegangenen — wird sie ihn verlassen und allein zu ihrer „Lebensaufgabe“ zurückkehren, die ihr doch das Wichtigste ist. Halbe will aber keinen konsequenten Charakter schildern, sonst wäre das Stück ja aus und sein Werk wäre kein Trauerspiel, wo zum Schluß die böse Emanzipirte zwei Menschenleben auf dem Gewissen hat. Hella erklärt also ihrem Mann feierlich, zu bleiben, wenn er bleibt. Weshalb? Aus Eifersucht? Hella ist nicht eifersüchtig, denn sie liebt ihn nicht. Oder erwacht das unterdrückte Gefühl plötzlich in ihr? Davon merken wir nichts, denn Halbe hat ihr keine Spur von Wärme gegeben. Aus kindischem Trotz? Dann hätte Halbe sie uns nicht als eine bedeutende Frau vorführen sollen, denn selbst ein halbwegs kluges Weib spielt bei so ernsten Schicksalsfragen nicht aus Trotz mit Menschenleben. Daß der Dichter dennoch aller Psychologie ins Gesicht schlägt, geschieht wohl nur, weil er sichs nicht versagen konnte, der herzlosen Frauenrechtlerin durch Pauls Mund all seinen eigenen Zorn ins Gesicht zu schleudern. „Meinst Du, ich solls Dir danken,“ ruft er, „daß Du mir langsam Alles herausgesogen hast, meinen Willen, meine Kraft, den Glauben an Liebe, an Schönheit, der mal in mir drin gesteckt hat und den Du mir systematisch herausgetrieben hast mit Deiner vermaledeiten Gleichmacherei! Zum Bettler hast Du mich gemacht, zur Maschine! Um mein Leben hast Du mich betrogen, Du Teufel!“ Aber nun erst kommt die ganze Bosheit

dieses „Teufels“ zum Vorschein, denn in dem Augenblick, wo Antoinette erscheint und Hella einsieht, daß es den Beiden ernst ist mit der Gründung ihres Liebesbundes, zerstört sie ihn: sie erklärt, ihren Mann, den sie nicht liebt und nicht verehrt, der nichts als ihr Werkzeug war, nicht freizugeben. Mit dem Gesetz sollen sie sich niemals besitzen und ohne das Gesetz haben sie nicht den Muth dazu, folgert Hella ganz richtig. „Ich thäts,“ ruft sie aus, „ich lachte der ganzen Welt ins Gesicht!“ Seltsam: woher plötzlich dieser Schwung der Leidenschaft? Sie kennt doch nur ihre Aufgabe, sie hat doch nicht einen warmen Blutstropfen in den Adern! Offenbar ist es Halbe eingefallen, daß es Emanzipirte giebt, die auch solche Dogmen predigen, und da hat dieser Zug seinem Typus einer Emanzipirten nicht fehlen dürfen. Paul erinnert sie daran, daß sie einst mit einander abmachten, sich ruhig zu trennen, sobald ihr Bund innerlich zerrissen sei. Das sind so die großen Worte der Frauenrechtlerinnen, erklärt unser Dichter, die sich als Phrasen erweisen, sobald sie in Thaten umgesetzt werden sollen; — und deshalb bleibt Hella bei ihrem Spruch, wirft die Thür zu und überläßt die Beiden ihrem Schicksal. Daß es nichts Anderes als Tod bedeutet, ist klar. Antoinette ist nicht die Frau, die der hergebrachten Sitte trotzt, Paul nicht der Mann, der sie auf starken Armen über die Abgründe trägt. „Mein Leben lang habe ich den Schmutz gehaßt,“ sagt Antoinette, „sie sollen uns nichts vorzuwerfen haben.“ Nun kommt der Schuß, denkt der Zuhörer. Halbe denkt anders. Sein Paar reitet in der Winternacht dem Tod entgegen. Dem Tod? O nein! Antoinette will ihr verlassenes Vaterhaus vorher wiedersehen, in ihr Mädchenzimmer will sie mit dem Geliebten einkehren. Vielleicht verschlingt der See sie vorher, über dessen Eis sie reiten, vielleicht muß erst nachher das Gift sie töten, das Antoinette bei sich trägt. Daß der Zuschauer stutzig wird vor diesem Vielleicht, daß es ihn so schnell hinter dem stolzen Wort: „Sie sollen uns nichts vorzuwerfen haben“ seltsam anmuthet, — wer will es ihm verdenken?!

Doch nicht über den Tod seiner Helden will ich mit dem Dichter streiten, sondern über ihr Leben, ihre Lebenswahrheit. Was hat er uns durch sie zeigen wollen? Sein Stück soll zwar kein Tendenzstück sein, wie er einem Interviewer anvertraute — ich lasse es, nebenbei bemerkt, dahingestellt, ob die neueste Mode unserer Dichter, sich von Reportern des Lokalanzeigers interviewen zu lassen, geschmackvoll ist und zur Nachahmung empfohlen werden kann —, der Stoff hat sich ihm aber „durch gewisse Beobachtungen und Erfahrungen angesichts der modernen Frauenbewegung“ herausgebildet. Modelle habe er nicht gehabt, fügte er noch hinzu. So weit es sich um seine Hella handelt, glaube ich ihm Das gern, denn es wird auf der Bühne kaum viele so mühsam konstruirte Geschöpfe geben wie sie, und wenn er es auch m Recht verurtheilt, sich sklavisch an Modelle zu halten, so wäre es ihm

seinem Stück nur zum Vortheil gewesen, wenn er die Frauen, von denen er eine schildern wollte, genauer studirt hätte. Dann hätte er freilich sein Drama nicht in einem halben Jahre geschrieben und der brave deutsche Bürger hätte ihn nicht mit Lorber umkränzt, denn es wäre ein anderes Stück daraus geworden.

Von vorn herein gebe ich zu, daß es kalte Frauen giebt, herzlose Egoistinnen, wie herzlose Egoisten, neben denen ein warm empfindender Mensch innerlich verarmt und vereinsamt. Der Konflikt, der aus dem Bunde so verschiedener Naturen entsteht, ist gewiß auch ein dankbarer Stoff für ein Drama. Halbe stellt aber nicht einfach den Verstandesmenschen dem Gefühlsmenschen gegenüber, sondern er will uns zeigen, wie die Frau durch ihre geistige Emanzipation zum kalten Verstandesmenschen wird, wie jedes weibliche, ja, jedes menschliche Gefühl in ihr absterbt und sie den Mann neben sich zu Grunde richtet. Hella ist kalt, eiskalt, selbst die leidenschaftliche Anbetung des polnischen Doktors bringt sie nicht aus dem Gleichgewicht. In dem Manne, den sie geheirathet hat, achtet sie nur den Mitarbeiter an ihrer Lebensaufgabe. Für seinen toten Vater hat sie nicht einmal die äußerlichste Pietät, die alte Tante behandelt sie mit herzloser Gleichgiltigkeit; die Landleute, die Dienstboten sind ihr lächerliche, untergeordnete Geschöpfe, auf ihr eigenes Geschlecht sieht sie mit verächtlichem Hochmuth herab. „Sie hat andere Gedanken im Kopf als Liebesgedanken", sagt Paul und Halbe will damit sagen, daß beide neben einander keinen Platz haben, — natürlich nur im Kopfe der Frau! Paul warnt Glyszinski vor ihr, die ihn zum bankerotten Mann gemacht hat, er nennt sie einen Dämon, während sie uns nur langweilig und nüchtern erscheint und wir weder an ihre großen Thaten, von denen so viel die Rede ist, noch an ihre große Macht über die Menschen glauben können. So wie Hella ist, wird weder ein Mann noch die Masse sich von ihr anziehen und beherrschen lassen. So wie sie ist, werden nicht die Frauen, die mit ihrem geistigen Auge über den Horizont des Hauses hinaussehen lernen und nicht nur ihren Verstand schärfen, sondern auch ihr Herz erweitern, so werden vielmehr die Frauen, die ein Leben hohler Genußsucht führen oder in ihrer geistigen Oede nichts kennen als sich selbst.

Halbe hat es vermieden, uns die Szene vorzuführen, die wohl Jeder erwartete: die Auseinandersetzung zwischen Hella und Antoinette. In ihr hätten zwei Weltanschauungen sich messen können. Gewiß hätte hier die der liebenden Frau über die der denkenden gesiegt, weil Halbe nach dem bewährten Muster der Gartenlaubenromane alles Licht auf die eine und allen Schatten auf die andere Seite vertheilte. Im Leben aber gestalten sich die Dinge meist anders. Nicht neben der Frau verkommt und verarmt der Mann, die ihm ein verständnißvoller Freund, ein treuer Kamerad ist, sondern neben der, für der ganze geistige Inhalt seines Lebens ewig ein Buch mit sieben Siegeln

bleibt. Ist er dann der Stärkere, so entfremdet er sich ihr mehr und mehr und sucht, was ihm fehlt, außerhalb des Hauses; ist er der Schwächere, so zieht sie ihn hinab in ihren engen Lebenskreis und treibt alles Kraftvolle, alles Große aus ihm hinaus. Und den Reiz der Weiblichkeit und die Fähigkeit starker Leidenschaft verliert nicht die Frau, die ihre Kräfte ausbildet, um sie in den Dienst der Menschheit zu stellen, sondern vielmehr die, welche sie brach liegen läßt und über die Mauer des Hauses nicht hinaussieht. Wo blüht denn die Liebe, die starke Liebe? Etwa auf dem durch Prüderie und Konvenienz ausgedörrten Herzensacker unserer vor jedem Hauch moderner Ideen sorgfältig gehüteten weiblichen Jugend? Oder auf dem lebensvollen Boden der Herzen jener Frauen, die sich in heißem Kampf von allen einschnürenden Fesseln befreiten, am eigenen Leibe das Elend ihres ganzen Geschlechtes erfuhren und, wie einst für die eigene Freiheit, jetzt für die allgemeine kämpfen?

Paul wirft Hella vor, daß sie ihn mit ihrer „vermaledeiten Gleichmacherei" zum Bettler gemacht habe und spricht damit über die moderne Frauenbewegung das Urtheil. Aber nicht die „Gleichmacherei" hat ihn arm gemacht, sondern die egoistische Kälte seines Weibes, die mit ihr nichts zu thun hat. Denn die „Gleichmacherei" will nur das Herz der Frau wärmen und weiten, ihren Geist stählen und ausbilden, damit sie nicht nur selbst reich werde, sondern auch den Mann reich mache.

Wenn Hella von den „neuen Menschen" spricht, für die sie kämpfen will, so klingt es komisch und phrasenhaft zugleich, denn die Voraussetzung dieses Kampfes ist der richtige Kämpfer, die neue Frau. Und die ist Hella nicht, so sehr Halbe sich auch bemüht, es uns glauben zu machen. Sie ist alt, ganz alt und wohlbekannt, ist nichts als die Verkörperung des engherzigen Egoismus, der hinter den vergitterten Fenstern des geistigen Serails, in das der deutsche Philister seine Töchter einsperrt, aufwuchert, nicht aber in der frischen Luft des freien Lebens.

Es ist dem Dichter zwar gelungen, jene männliche Hauptfigur — hier von einem Helden zu sprechen, wäre Ironie — hinzustellen, die mit verblüffender Regelmäßigkeit fast in jedem modernen Drama wiederkehrt: den mit sich und der Welt zerfallenen Schwächling, der ein verfehltes Leben beklagt und die Schuld daran dem Schicksal — das ihm meist in Gestalt einer Frau erschien — zuschiebt, statt sie in seiner eigenen Erbärmlichkeit zu suchen. Aber an der Gestalt der Heldin ist seine Kraft gescheitert. Hier ist er kein jugendkräftiger Mann, der seine Zeit versteht und ihr voranschreitet, sondern ein nörgelnder Greis, der stets von der guten alten Zeit redet. Hier ist er ein blinder Philister, statt eines sehenden Dichters. Er unterscheidet sich in nichts von all seinen Genossen im Geist: wie ihnen, ist auch ihm das Problem des modernen Weibes noch nicht aufgegangen. Lily Braun.

Künstlerische Erziehung.

In jede Generation stellt das Leben neue Anforderungen. Aufmerksamer, als bisher ihre Neigung war, sollte die Schule auf die großen Wetterzeichen achten.

Der Typus des modernen Deutschen hat seine schwachen Seiten auf dem Gebiet der ästhetischen Bildung. Es fehlt ihm an äußerer Kultur und Festigkeit der Form wie an einem innerlichen Verhältniß zur bildenden Kunst. Nach künstlerischen Genüssen, die eine Erziehung des Auges und des Herzens voraussetzen, hat er kein Bedürfniß. Er sieht schlecht mit dem äußeren Auge und mit der Seele überhaupt nicht. Diesen Unzulänglichkeiten muß aus Gründen der Erhaltung unserer Nationalität wie aus Rücksicht auf unsere Volkswirthschaft mit aller Macht entgegengearbeitet werden.

Unsere bisherige Schulbildung hat das Individuum im Kampf um seine Existenz innerhalb und außerhalb unserer Grenzen unterstützt, aber für die Erhaltung und Kräftigung unserer Nationalität nicht geleistet, was nöthig war. Am Engländer fallen die starken, am Deutschen die schwachen Seiten seiner Erziehung zuerst in die Augen. Es ist kein Geheimniß, daß sich der Typus des englischen Gentleman der Gesellschaft der ganzen Welt aufzuprägen beginnt. Von Deutschland aus ist nur ein Typus in ähnlicher Weise über die ganze Welt gegangen: der des Offiziers. Der englische Gentleman und der deutsche Offizier wirken auch als Vorbild durch die selben ästhetischen Qualitäten der Korrektheit und strengen äußeren Zucht. Daß der typische Deutsche eine unzulängliche formale Bildung besitzt, macht ihn schwach gegen die Einflüsse fremden Volksthumes. Was sich daraus ergiebt, ist bekannt genug.

Nun stehen wir überdies vor einem großen wirthschaftlichen Kampfe. Die Zukunft unserer Industrie wird mit davon abhängen, ob wir entschlossen und im Stande sind, der nächsten Generation eine sorgfältige künstlerische Erziehung des Auges und der Empfindung angedeihen zu lassen. Bisher haben wir nur für die Ausbildung von Künstlern gesorgt. Daß wir damit allein eine erste Stelle auf dem Weltmarkte weder erringen noch behaupten können, springt uns jetzt in die Augen und wir erblicken in der Erziehung eines heimischen Konsumenten, der die höchsten Anforderungen stellt, eine der wichtigsten Lebensaufgaben.

Das wirksame Instrument der Schule, das in unseren Händen ist, muß diesem Zwecke dienstbar gemacht werden, so daß bei jedem Fach, das es zuläßt, die ästhetische Funktion gepflegt wird.

In Hamburg ist zur Pflege der künstlerischen Bildung eine Lehrervereinigung zusammengetreten, die in der literarischen, musikalischen und künst-

lerischen Erziehung praktisch erreichbare Ziele zu erspähen versucht. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst werden unter Anderem mit den Kindern seit einem Jahrzehnt Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken angestellt. Gespräche, die ich in Gegenwart der Lehrer mit den Kindern vor den Kunstwerken geführt habe, sind aufgezeichnet und als Manuskript für die hamburgischen Kreise mit einer Einleitung gedruckt worden, aus der ich hier Einiges mittheilen möchte.

Es giebt Beobachtungen über das Wesen der Kunst, die das Kind produzirt. Wir wissen, daß es die Dinge in seiner Darstellung nach Gesetzen vereinfacht, die für jede Zeit und für alle Völker gelten, und haben die Verwandtschaft der ersten Versuche des Kindes mit denen der primitiven Menschen erkannt. Aber wie weit die Fähigkeit des Kindes reicht, ein Werk der bildenden Kunst nachzuempfinden, wann sie beginnt, wie sie sich entwickelt: Das ist, so weit mir bekannt, noch ein ziemlich unerforschtes Gebiet.

Für die Musik mag man über ein ausreichendes Material verfügen. In der Literatur fangen die hamburgischen Lehrerkreise gerade erst an — und so viel ich weiß, sind sie die ersten —, praktische Versuche zu machen, wie weit die Kinderseele an den Erzeugnissen der Dichtung Gefallen findet. Daß Neigung und Kraft weit hinausgehen über die Bewältigung der Bruchstücke, die das Lesebuch bisher enthielt, daß umfangreichere Werke der ernsten Dichtung beim Kinde auf empfänglichen Boden fallen, scheint danach nicht zweifelhaft. In der bildenden Kunst müssen uns mannichfache und von verschiedenartigen Persönlichkeiten unternommene Versuche erst orientiren. Es ist gewagt, aus Kindheiterinnerungen eines Einzelnen allgemeine Schlüsse zu ziehen, die mehr als das Selbstverständliche lehren.

Niemand wird erwarten, daß man aus dem Kinde einen Kunstkenner machen kann oder daß es in der Kunstbetrachtung ein Klassenziel giebt, das Alle erreichen können. Mehr als auf vielen anderen Gebieten spricht hier die besondere Begabung, die angeborene Empfänglichkeit mit. Die Betrachtung soll zunächst das Interesse erwecken und das Kind lehren und gewöhnen, genau und ruhig das einzelne Kunstwerk anzusehen. Das ist die Hauptsache, denn Das kann der nicht besonders Beanlagte nur durch Anweisung und Uebung lernen. Er wird es sich am Leichtesten als Kind aneignen, wo in seinem Gemüth schlechte Gewohnheiten noch nicht Wurzel gefaßt haben.

Ob überhaupt und wie weit das Kind im Stande ist, künstlerische Qualität zu empfinden, möchte ich nicht entscheiden. Doch kommt es darauf für die Schule nicht an. Das Kind hat reichlich zu thun mit der Beobachtung und Aneignung des sachlichen Inhaltes, dessen Bewältigung die Voraussetzung des künstlerischen Genusses bildet. Namentlich dem viel lesenden Stadtkinde, das nicht von Haus aus gewöhnt ist, mit dem Auge zu arbeiten, und das die Welt außerhalb des Straßennetzes gar nicht oder nur flüchtig

kennt, bietet die bloße Beobachtung Schwierigkeiten in Hülle und Fülle. Es muß im Uebrigen genügen, wenn ihm eine Ahnung aufgeht, daß jenseits des mit dem Wort zu deckenden sachlichen Inhaltes noch etwas Anderes im Kunstwerk steckt, das man nur fühlen kann und das eigentlich die Hauptsache ist.

Ueber die Reihenfolge, in der die bedeutendsten der im öffentlichen Besitz vorhandenen Gemälde zu betrachten sind, giebt der allgemeine Gang der künstlerischen Entwickelung Aufschluß. Wie am Anfang der Dichtung die epische Form steht, so pflegt auch die bildende Kunst zunächst zu erzählen. Das erzählende Genrebild wird deshalb am Ersten das Interesse des Kindes fesseln. Bei diesen Bildern muß das Kind lernen, sich ganz genau Rechenschaft zu geben über Das, was der Künstler hat ausdrücken wollen. Jede einzelne Gestalt ist bis in die geringsten Einzelheiten durchzunehmen, jede Bewegung, jede Geste auf ihre Bedeutung zu prüfen. Was dem Erwachsenen selbstverständlich erscheint, ist es für das Kind durchaus nicht. Wie jede Stunde in der Schule, so muß auch die Besprechung eines Bildes ein kleines Drama sein und den Reiz der Improvisation haben, bei der alle Kräfte sich frei entfalten. Das läßt sich, wie überall, nur dann erreichen, wenn der Lehrer den zu verarbeitenden Stoff gründlich beherrscht.

Ist der Inhalt erschöpft, so muß die Beleuchtung und die Farbe betrachtet werden. Es ist nicht schwer, den Unterschied zwischen direktem Licht, Reflexen und zerstreutem Licht herausfinden zu lassen. Schwieriger ist die Farbe zu behandeln, da hier der Wortschatz noch weniger auszureichen pflegt. Bei Mädchen pflegen die Schwierigkeiten geringer zu sein als bei Knaben.

Es ist zum Bewußtsein zu bringen, daß es Bilder giebt, bei denen die Farbe Nebensache ist, die eigentlich gar nicht farbig zu sein brauchten, und daß bei anderen die Farbe eine der Hauptsachen ist. Nur muß mit großer Strenge darauf gehalten werden, daß Dies auf dem Wege der Beobachtung konstatirt wird und daß sich keine Kritik anschließt. Das Kind darf niemals verleitet werden, sich überlegen zu fühlen, sonst würde eine schlechte Angewohnheit begründet oder gepflegt. Der Respekt vor dem Kunstwerk darf ihm nicht genommen werden.

Ziemlich früh läßt sich durch Beobachtung der Begriff der Qualität der Farbe gewinnen. Am Leichtesten wird er durch einen plötzlichen Kontrast erkannt, etwa wenn, nachdem das Auge längere Zeit ein Bild ohne positive Farbe betrachtet hat, eine Handvoll Blumen davorgehalten wird oder ein farbiges Stück aus der Frauentoilette, vielleicht ein Hut mit farbigem Bande. Erst wenn die Erkenntniß gewonnen ist, daß in der Natur und in der Toilette Farbe existirt, die der Künstler nicht auf das Bild nimmt, lassen sich mit Gewinn Bilder betrachten, die positiv Farbe enthalten.

Da die Kinder mehr von der Musik als von der bildenden Kunst zu verstehen pflegen, kann bei der Farbe die musikalische Erfahrung zum Vergleich

herangezogen werden. Daß es unmusikalische und musikalische Naturen giebt, wissen sie Alle, auch Begriff und Wort für Anschlag, Einsatz, Schönheit, Qualität des Tones pflegen sie zu besitzen. Die Uebertragung solcher Begriffe auf das Gebiet der bildenden Kunst macht keine Schwierigkeit.

Nicht streng genug können Phrasen und Allgemeinheiten vermieden werden. Beobachtung und immer wieder die elementare Beobachtung muß den Inhalt aller Kunstbetrachtung bilden, die mit Kindern angestellt wird. Nie darf aus dem Auge verloren werden, daß es sich für das Kind nicht um Begriff, Wesen und Geschichte der Kunst, sondern ausschließlich um das einzelne Kunstwerk, höchstens um eine einzelne, fest umrissene Künstlergestalt handelt. Mit dem genau betrachteten Einzelwerke können gelegentlich andere schon bekannt gewordene verglichen werden, etwa um durch den Gegensatz ein auf Farbe gestelltes Bild von einem koloristisch gleichgiltigen zu unterscheiden. Aber alle Verallgemeinerungen sind mit der höchsten Vorsicht zu behandeln.

Meinungen und Ansichten über Kunst mitzutheilen, ist geradezu Sünde, einerlei ob es im Sinne der sogenannten älteren oder der sogenannten modernen Richtung geschieht. Natürlich wird ein nach der einen oder anderen Seite in Vorurtheilen befangener Lehrer keinen Segen stiften. Der Grundsatz, beim einzelnen Kunstwerk zu bleiben, muß in der Praxis eher übertreibend zur Anwendung gebracht werden. Denn da fehlt es dem Publikum gerade. Wir sind viel eher geneigt, ganze Epochen mit historischem oder kritischem Blick zu überfliegen, sogenannte Richtungen in Bausch und Bogen zu verdammen oder zu preisen, als ein einzelnes Kunstwerk genau zu betrachten und uns über den Eindruck Rechenschaft abzulegen. Deshalb ist Kunstgeschichte in der Schule, wo sie auf eigener Erfahrung des Kindes nicht ruhen kann, direkt schädlich. Sie sollte streng verpönt sein. Wo sie vorkommt, gehört sie meist in das Gebiet der feineren und auch wohl der derberen Komik. Namentlich in Mädchenschulen. Wenn es die Schule verläßt, hat das arme Kind Alles schon gehabt und kann sich von Herzen für gar nichts mehr interessiren, denn das Herz, auf das es ankommt, hat nichts gelernt.

Dies darf jedoch nicht verstanden werden, als sollte das Gefühl noch besonders erregt werden. Nichts wäre verkehrter als irgend welche Sentimentalität. Was an Empfindungvermögen vorhanden ist, wird durch die bloße Anleitung zum Beobachten hinreichend wachgerufen. Ueberhaupt keine Worte machen und sehr haushälterisch mit dem Ausdruck der Bewunderung oder Begeisterung umgehen. Sind sie beim Lehrer vorhanden, so theilen sie sich unmittelbar mit und ein warmes, herzliches Wort wird um so stärker wirken, je seltener es kommt.

Auf das Kritisiren, diese abscheuliche Angewohnheit, durch die sich die Halbbildung und die Gefühlsroheit unseres Durchschnittspublikums offenbart,

kommt der Mensch nicht von selbst. Es entsteht aus einem Ansteckungstoff, der sich in Massenansammlungen Halbgebildeter entwickelt. Das gesunde Kind hat kein Bedürfniß nach Kritik. Es will genießen. Diese Kraft des Herzens muß entwickelt werden. Der Lehrer bedarf gar keiner Anstrengung, kritische Anwandlungen, wo sie etwa bei einem einzelnen Kinde schon vorkommen sollten, zu unterdrücken. Sollte er aber selber in seinem Gemüth die leiseste Neigung zum Kritisiren entdecken, so muß er dies Unkraut mit Stumpf und Stiel ausrotten, ehe er es wagen darf, mit Kindern vor ein Bild zu treten. Ueberhaupt hat er so wenig wie möglich eine Meinung zu äußern oder eine Meinungäußerung herauszufordern. Das Kind soll genießen lernen. Die Lust, zu kritisiren und Kritiken zu hören, hat in unserem Jahrhundert die unmittelbare Freude an allen großen Erscheinungen der Kunst im Herzen von Millionen zerstört.

Die Gewöhnung, eingehend und ausdauernd zu beobachten, und das Erwecken der Empfindung, nicht die Mittheilung oder Aneignung von Wissen sind die Ziele der Kunstbetrachtung. Wie überall, ist das Wissen auch hier nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Es sollte, so weit es nothwendig erscheint, als etwas ganz Selbstverständliches behandelt werden, als bloße Voraussetzung, von der weiter kein Aufhebens gemacht wird. Wissen, das man nicht brauchen lernt oder überhaupt nicht brauchen kann, ist in künstlerischen Dingen so überflüssig wie überall und oft geradezu schädlich, denn, an sich eine unfruchtbare Sache, hat es die Tendenz, steril zu machen, — namentlich das angelernte, nicht selbst erworbene Wissen. Was bei der Betrachtung des Kunstwerkes an Wissen und Erkenntniß nöthig wird, sollte stets entwickelt, nie mitgetheilt werden. Das Kind muß sein Wissen selbst erarbeiten, seine Erkenntniß erleben, nur dann werden sie fruchtbar in ihm und aus ihm zur Wirkung kommen.

Wie bei allem Unterricht, sollte das Wesen der Einführung in die Werke der bildenden Kunst Fröhlichkeit und Heiterkeit sein. Trockene und pedantische Aufzählung und Auslegung schrecken ab. Wer nicht die Herzensfreude an der Kunst in sich fühlt, sollte von diesem Zweig des Unterrichtes die Hand lassen. Eben so gut könnte ein Unmusikalischer Musikunterricht ertheilen.

Es bedarf kaum der Betonung, daß ausschließlich von Originalwerken auszugehen ist. Erst in den höheren Klassen der Gymnasien dürften Photographien zu benutzen sein. Das Kind soll die wichtigsten Kunstwerke, die es in seiner Stadt giebt, von Angesicht zu Angesicht genau kennen lernen. In welchem Alter mit dem Betrachten von Gemälden begonnen werden kann, möchte ich nicht entscheiden, doch meine ich, daß es in der Schule nicht allzu früh geschehen sollte. Etwa um das zwölfte Jahr herum. Skulptur und Architektur dürfen wohl erst mit dem vierzehnten Jahre in Angriff genommen

werden. In Mädchenschulen können die Altersgrenzen sich nach unten ein gutes Stück verschieben. Mädchen sind im Allgemeinen früher entwickelt und haben den Vorzug vor Knaben, daß ihr Auge durch die Aufmerksamkeit auf die Toilette besser geschult ist, namentlich für die Erkenntniß der Farbe und für die Empfindung ihrer Qualität.

Besondere Wichtigkeit ist den Gedächtnißübungen beizumessen. Jedes Bild, das durchbesehen ist, muß wie ein Gedicht im Gedächtniß haften, nicht nur nach seinem allgemeinen Inhalt, sondern mit jeder Einzelheit.

Von Zeit zu Zeit ist bei passender Gelegenheit zurückzugreifen und eine Stichprobe über irgend eine Einzelheit zu machen. Es muß verlangt werden, daß die Anlage jeder einzelnen Figur bis in die leiseste Bewegung aus dem Gedächtniß wiederholt werden kann. Mechanische Rekonstruktion eines ganzen Bildes ermüdet jedoch leicht, nimmt viel Zeit und darf deshalb nicht übertrieben werden. Bei der gelegentlichen Wiederholung wird sich immer wieder herausstellen, daß die Farbe auf den Bildern, wo sie nicht wesentlich ist, auch im Gedächtniß nicht leicht haftet, daß dagegen ohne Schwierigkeit der farbige Aufbau eines Bildes aus dem Gedächtniß gelingt, wenn der Künstler in der Farbe gedacht hat. Den Kindern fällt dieser Unterschied bald auf.

Wenn auch von erzählenden Bildern auszugehen ist und die schwieriger zugänglichen rein darstellenden Werke im Allgemeinen erst später an die Reihe kommen sollten, braucht man doch nicht gerade ängstlich nach einem mechanisch folgerichtigen Lehrgang zu suchen. Es dürfte sich weit eher empfehlen, Leichteres und Schwereres wechseln zu lassen.

Daß mit der lebenden Kunst, d. h. mit der Kunst unseres Jahrhunderts, anzufangen ist, erscheint mir nicht zweifelhaft. Hier sind die wenigsten Voraussetzungen nöthig; das Kind versteht unmittelbar.

Wo es möglich ist, müssen die Werke der lokalen Kunst unseres Jahrhunderts die Grundlage abgeben. Bei der älteren Kunst ist von den Werken der nationalen Meister, etwa Schongauers, Dürers und Holbeins, auszugehen. Dürers Marienleben, Holbeins Bilder des Todes sind auch dem Kinde der Oberklassen unmittelbar zugänglich. Aus der nah verwandten Kunst der Holländer sind die bedeutendsten Radirungen Rembrandts und Ostades anzuschließen. Mehrjährige Versuche haben sehr erfreuliche Resultate ergeben.

Um der Lehrervereinigung das Material in die Hand zu geben, hat die Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde beschlossen, sehr wohlfeile Faksimilereproduktionen der Hauptwerke unserer nationalen Meister zum Gebrauch für die Schulen und Vorlesungen in Hamburg zu veranstalten.

Hamburg. Alfred Lichtwark.

Als wir unschuldiges Blut vergossen.

Blutvoll, blutvoll waren sie, die Leute des Waldlandes. Aber die Feldzüge nach Italien oder nach Böhmen oder anderswohin liebten sie nicht. Die Kriege machten sie sich nach Bedarf selbst in den Samstagsnächten auf der Gasse oder am Sonntag im Wirthshaus. Die konnten sie erklären und schließen, wann sie wollten. Waren etliche Löcher geschlagen, aus denen das überschüssige Blut entweichen konnte, so wurde der Friede geschlossen und Männer, die früher sich geschlagen und gestochen hatten, gingen nun mit verbundenen Köpfen gemüthlich mit einander heim. Das galt aber nur von den Männern, von den jungen und reckenhaften. Die Anderen, die durchaus friedliebenden, die nichts schlagen konnten als die Bäume und nichts stechen als die Schweine, — die mußten sich bei Blutüberfülle anders behelfen: sie gingen zum Bader. Der Schröpf und der Aderlaß waren dazumal neben Lebensessenz und Rosenbuschbalsam die Universalmittel gegen alle Krankheiten. Die Vollblütigen, auch wenn sie gesund waren, gingen alljährlich zum Aderlaß, um sich zu sichern vor dem Schlagtreffen. Die Blassen und Bleichsüchtigen gingen auch zum Aderlaß, weil man glaubte, daß ihnen das Blut in den inneren Organen gestockt sei und man es durch einigen Ablauf flüssig machen müsse. Ein rüstiger Jägersmann hatte mir einmal vertraut, es wäre viel leichter, brav zu bleiben, wenn der Mensch öfters zum Aderlaß ginge. Ob man noch heute im Walde solche Blutzeugen der Bravheit finden kann? Die heutigen Waldburschen nehmen eher Eisentropfen zu sich, damit ihnen das Blut nicht zu wenig wird. Wohin sies verschwenden, Das weiß ich nicht.

Der erste Anlaß zum Aderlaß war gewöhnlich eine „hitzige Krankheit" in der Jugend. Und es ging der Glaube, daß, wer einmal angefangen, nicht mehr aufhören dürfe. Versäume er den rechtzeitigen Aderlaß, so komme irgend eine schwere Krankheit über ihn oder gar gleich der Schlagfluß. Waren sie dann gesund oder krank, vollblütig oder blutarm, sie gingen alljährlich zum Aderlaß. Der Bader meint, schaden thät es nie, Blut wachse nach wie Klee auf der Wiese, daran junger allemal frischer und süßer sei als alter, abgeblühter. Diese Kleewissenschaft mußte den Bauern einleuchten. Noch lieber als die Männer gingen die Weiber, was mich erst nachträglich besonders wundert. Sie gingen zum Aderlaß als Mädchen wie als Mutter, ja, noch als Greisinnen glaubten sie, daß junges Blut nachwachsen würde, wenn das alte heraussen wäre.

Wenn die Jahreszeit seit dem letzten Aderlaß um war, dann meldeten sich auch thatsächlich gleich Beschwerden, Kopfschmerz, Gliederschwere, Abgeschlagenheit, Schwindel. Besonders wenn Schwindel sich einstellte, war es höchste Zeit, zum Bader zu laufen, um dem Schlagfluß zuvorzukommen. Bei Vielen machte sich das Bedürfniß im Frühjahr fühlbar, wenn die Knospen sprangen.

So war es auch bei meiner Mutter. Um den Mai herum war allemal die Rede vom Bader. Sie säume schon zu lange, es wäre höchste Zeit; morgens, wenn sie aufstehe, tanze die ganze Stube um sie herum. Da ging sie denn endlich in Begleitung einer Magd oder des Vaters den langen Weg nach Langenwang zum Bader. Begleitung war nöthig, weil auf dem Heimweg manchmal Ohnmachtanfälle drohten. Und einmal, als wieder der Tag kam, stand es so, daß sonst Niemand vorhanden war und mir die Aufgabe zufiel, die Mutter zu

begleiten. Ich war zur Zeit ein junger Mann von noch nicht ganz sieben Jahren, und wie es in meiner Erinnerung ist, so will ichs erzählen.

Morgens im Sonnenschein davon und in die weite Welt hinaus, als die mir damals das Mürzthal galt: Das war eine große Freude. Daß die Mutter in ihrem Armkörbchen so viele Tücher und Binden mit hatte, fiel mir nicht auf. Erst später, als die Schluchten dunkel geworden waren und die weltfernen Gegenden wieder licht, als auf der Landstraße lauter fremde Leute zogen, bettelnde Handwerksburschen, fluchende Fuhrleute, schreiende Zigeuner, wurde mir unheimlich in der Ahnung, daß in dieser schrecklichen Fremde der lieben Mutter, die so still und gütig neben mir herging, heute was geschehen würde.

So kamen wir nach Langenwang zum Bader. Vor seinem Hause stand ein blühender Kirschbaum, unter dessen Gezweig liefen Kinder herum, schrien und lachten in den Baum hinauf; und oben im flaumigen Geäst kletterte der Bader auf und nieder. Er hatte ein altes, bartstoppeliges Gesicht und eine graue gestrickte Wolljacke an und er stellte einem buttergelben Falter nach, der in und um den Baum munter hin und her flatterte, als wolle er den Alten necken. Wir standen unten, meine Mutter hüstelte, daß der Bader uns gewahren möchte; er lugte auch zwischen den Aesten einmal herab, ohne sich in seiner Schmetterlingjagd weiter stören zu lassen. Vor dem Hause auf der Bank saß ein borstiger Mensch, der wartete und wartete; endlich schrie er hinauf: „Na, Bader, wirst noch nit bald so gnädig sein und herabsteigen? 's ist noth, mein Weib hat das Nervenfieber!"

Antwortete oben der Bader: „So, das Nervenfieber hats? Na, wenn Dus eh kennst, was gehst denn noch zum Arzt? Jetzt habe ich keine Zeit. Siehst es denn nit, daß die Kinder den Falter haben wollen?" und fächelte mit seinem Hut in die Luft hinaus, um den Gelben zu fangen.

Sagte hierauf der Borstige: „Wenn Du selber nit so viel Vertrau hast auf Deine Medizin, daß Dir das gelbe Vieh wichtiger ist, nachher — behüt' Dich Gott!" Und ging mit seinen krummen Knien heftig davon.

Mir war solcher borstige Mann sehr zuwider vorgekommen. Wo der Bader eh so ein lieber Mensch ist und den Kindern Falter fängt! Nein, dieser gute Mann, der thut meiner Mutter nicht weh.

Als dem Schmetterling der Spaß zu langweilig wurde, flog er hoch in Zickzack gegen den blauen Himmel und der Bader stieg schnaufend vom Baume und jagte die Kinder auseinander. Als er das Anliegen der Mutter vernahm, wies er uns hinein in die Stube; dort sollten wir warten. Ganz verwunderlich bald kam eine Frau in weißer Haube und brachte eine große, grünglasirte Schüssel. Ich erschrak ein Wenig, ohne recht zu wissen, warum. Meine Mutter packte das Verbandzeug aus, und als der Bader erschien, entblößte sie den Arm. Der Mann betastete und beguckte die großen, bläulichen Adern und sagte: „Waldbäuerin, es ist wieder einmal die höchste Zeit. Nit einen Tag mehr könnt' ich Dir versprechen, alle Augenblick' kanns geschehen sein. Wenns Blut ins Hirn steigt, bist fertig." Jetzt that er aber selber noch mit den Vorbereitungen so langweilig um, daß ich die größte Angst bekam, es stiege derweil ins Hirn. Endlich zog er aus dem Sack das Schnappmesser, aber in dem selben Augenblick stürzte die weißhaubige Frau zur Thür herein: vom Stall wären die Ferkeln ausgekommen und liefen im ganzen Dorf umher. Da that der Bader einen erklecklichen Fluch, schmiß das Schnappmesser auf den Tisch und ging Ferkel fangen.

Das ganze Jahr ist mir nicht so lang vorgekommen wie die Zeit, da wir jetzt warten mußten. Unverwandt blickte ich die Mutter an, die ergeben da saß und sich manchmal mit dem rothen Handtüchel übers Gesicht fuhr. Als die Ferkeln wieder im Stall geborgen waren, saß sie, gottlob, immer noch aufrecht da. „Jetzt werden wirs bald haben!" sagte der Bader und kurze Zeit darauf schlug das Schnappmesser in die Ader des linken Armes. Und jetzt war ein schwarzer Springbrunnen da, der in die Schüssel plätscherte, wie daheim der Wasserquell in den Trog. Mir war gar behaglich im Ansehen dieses Brunnens, denn in ihm ergossen sich ja alle möglichen Krankheiten, namentlich die Gefahr des „Hirnschlages", in die Schüssel. Als aber diese mehr als zur Hälfte voll war und der Strahl immer noch rann, da wurde mir bang. Der Bader hielt meiner Mutter eine Essigflasche unter die Nase. Und endlich legte er den Verband an. Die Schuldigkeit war ein Zwanziger, das Blut wurde draußen auf dem grünen Rasen ausgegossen und meine Mutter wankte blaß und erschöpft wegshin. Ins Wirthshaus gingen wir und da war es gut. Braten, Semmelschnitten mit Zucker und Zimt in Wein gebeizt und noch ein Glas Wein extra. Blutmachende Mittel hatte der Bader verordnet. Die dicke Wirthin saß neben uns am Tisch, legte ihre Arme gekreuzt über den Busen, war so mitleidig und erzählte Geschichten, wie Aderlässe den Tod gebracht hätten.

Nach dem Essen war der Mutter ums Rasten; und am Nachmittag traten wir den Heimweg an. Auf der weißen Straße und an den kahlen Bergböschungen der Illach war es noch heiß. Im Trabachgraben am Waldhang und neben dem schäumenden Wasser wurde uns frischer und ich kleiner Schlingel kam mir wichtig und bedeutsam wie ein Großer vor, als Begleiter und Beschützer der Mutter so einherzusteigen! Für alle Fälle hatte ich meine Vorschriften, die der Vater mir eingeschärft. Aber sie schienen überflüssig zu sein. Es kam der steinige Waldsteig bergan, die alten Bäume deckten uns mit ihren Astwüchsen ein wie ein grünes Gewölbe und mancher Windbruchstamm lag knorrig und spießig über dem Wege, so daß wir mühevoll drunter hinkriechen oder darüber klettern mußten. In dieser Wildniß stolperte die Mutter, fiel zu Boden und stieß ihren Arm an einen Stein. Sie erhob sich sehr schnell und brummte ein Bischen, aber nicht über den schlechten Weg, sondern über ihre Ungeschicklichkeit. Da könnte man sich ordentlich wehthun, meinte sie. Daß sie sich wehgethan hatte, verschwieg sie. Nach einem Weilchen, als wir zum Anger kamen, der mitten im hohen Walde liegt und wo der Fußsteig an die Straße stößt, setzte sich die Mutter, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf den Rasen. Ein in Essig getränktes Tuch, das sie mithatte, that sie fast hastig hervor, fuhr sich damit über die Stirn, an den Mund, dann sagte sie zu mir: „Ein klein Nandel schlafen laß mich. Sieben Vaterunser sollst beten, nachher wecke mich wieder auf."

Sie lehnte sich zurück aufs Moos und schlief. Etwas zu schnell mochte ich das Vaterunser siebenmal hergesagt haben, sie hatte noch nicht ausgeschlafen. Mir fiel der Ausspruch des Vetters Jakob ein: „Im Schlafen wachst beim Menschen das Blut am Geschwindesten." Auf dem Anger standen allerhand rothe, blaue und weiße Blümlein, die brockte ich zu einem Strauß und legte ihn der Mutter heimlich auf die Brust. Wenn sie sich dann beim Erwachen darüber wundern würde, wollte ich sagen: „Ja, Mutter, dieweil Ihr geschlafen habt, sind

die Blumen aus der Brust hervorgewachsen." Daneben, im Walde drüben, schrie eine Amsel und da dachte ich an jenes Märchen, in dem ein Vogel den im Walde verirrten Kindern zurief: Eilet, eilet, es kommen Räuber!" Rasch versuchte ich, die Mutter zu wecken, zupfte sie am Kleid, berührte sie am Haupt. Sie schlief, im Gesicht blaß wie das Essigtuch, mit dem das Antlitz halb gedeckt war. Zwischen den Binden des Armes rieselte Blut hervor und sickerte in raschen Tröpflein auf das Gras. Ich hatte für alle Fälle Vorschriften gehabt, die waren vergessen, ich wußte nichts und nichts. Wenns so war, wie mirs heute vorschwebt, so begann ich nun über den Anger hin- und herzulaufen und in den Wald hineinzurufen um Hilfe. Im Walde knisterte es, ein Hirsch setzte zwischen den Stämmen dahin, mit hochgehobenen Geweihen, plötzlich wandte er sich, sprang heran, an mir vorbei in den Anger und mit gespanntestem Satz über meine Mutter dahin. Fast der Boden hat gedröhnt; sie ist nicht aufgewacht. Das Thier war gescheucht worden von einem klappernden Scheiterkarren, der die Straße herankam. Den Fuhrmann, der oben saß und ein Liedel pfiff, ruf ich an: „Komm mir zu Hilf', ich weiß nit, was es mit meiner Mutter ist. Sie will nit mehr aufwachen!"

„Recht hat sie," antwortete der Fuhrmann, hieb auf das Roß ein und fuhr weiter. Ein scheckiges Hündlein hatte er mit, das umkreiste bellend den Karren, dann lief es zu mir, sprang mich an, schnupperte am Lager meiner Mutter herum und begann an ihrem Arm das Blut zu lecken und von ihrer Stirn die Tropfen. Auch dem Thiere schrie ich zu: „Hilf mir, Du lieber Hund!" Der aber lief keifend dem Fuhrmann nach, gleichsam: Schämst Du Dich denn nit, Christoph! So davonfahren! Geh doch erst sehen, was ihr ist! ... Und Das ist auch wahr, mochte sich der Christoph gedacht haben, es muß richtig was geben, weil der Hund so thut. Will doch umkehren und sehen, was ist. So fuhr er wieder herbei, hing das Roß an einem Baum an und ging herab zu dem Anger. Als er sie sah, und das Blut, und die Waldbäuerin erkannte, murmelte er: „So stehts! Na, dann muß man sie heimführen." Trug sie wie ein Kind auf den Armen zum Karren, wo er sie neben der Straße niederließ. Während er die Scheiter ablud, begann sie, zu sich zu kommen. Ihr erster suchender Blick war nach mir. Auf mein Hinsinken an ihre Brust und lautes Weinen sagte sie leise: „Hab' ich denn so lang geschlafen? Aber jetzt ist mir schon besser. Du, mich deucht, es sind die Binden ledig geworden. Bluten, Das thät nit gut sein." Und band sich selbst die Fatschen fest, das eine Ende mit den Zähnen haltend, das andere mit der rechten Hand um den linken Arm bindend.

„So, mein Bübel," sprach sie, „jetzt rücken wir in Gottesnamen wieder an."

„Was?" lachte der Christoph, „jetzt, wo ich die Scheiter hab' abgeworfen, will die Waldbäuerin auf den Füßen heimgehen? Wo ihr just totenschlecht ist gewest! Gewiß beim Bader gewest! Gewiß auf dem Aderlaß! Unschuldiges Blut vergießen! Dummheiten!"

Weiter, deucht mich, hat er nichts gesagt, hat meine Mutter auf den Karren gelegt, hat mich auch dazu gethan, das scheckige Hündlein ist selber hinaufgehüpft und hat sich niedergelegt zu der Mutter ihren Füßen. Der Christoph — er hat ein blaues Jackel angehabt und eine Zipfelmütze auf, ich sehe ihn heute noch — ist zu Fuß gegangen, hat das Roß geführt und hat uns zur Abenddämmerung glücklich heimgebracht ins Waldhaus.

Graz. Peter Rosegger.

Die chinesische Anleihe.

Vor Monaten wurde hier auf die bösartig spekulative Tendenz der Erfindungen hingewiesen, die vom Abschluß einer sehr großen chinesischen Anleihe sprachen. Seitdem ist dieses 16 Millionen Pfund-Geschäft angeblich mindestens schon fünfmal abgeschlossen worden; die, wie behauptet wurde, daran betheiligten Großbanken wissen aber noch immer nicht das Geringste davon. Das beliebte Kolportagesystem ist einfach und alt. Man liest im Messager de Paris oder in den Financial News irgend eine unbedeutende Notiz, die flüchtig Anleihewünsche Chinas streift; im Handumdrehen werden daraus fertige Abschlüsse gemacht — denn mit unfertigen läßt sich keine Hausse erzwingen — und die frohe Botschaft wird um die Mittagszeit an berliner Blätter depeschirt. Die Depeschen flattern in das Preßbureau der Börse, von dort aus transpirirt das Gerücht: „Heute kommt etwas Gutes in die Zeitung", — und dann kann man wiederum in den Depeschen der Provinzblätter lesen: „Gegen Schluß kräftige Erholung auf bevorstehende Subskription einer chinesischen Anleihe." Das falsche Gerücht hat nämlich in der That zu einer Steigerung der Kurse geführt. Wie aber steht es nun in Wirklichkeit um diese Verhandlungen? Wenn auch eine erste londoner Gruppe, die häufig mit der Deutschen Bank zusammengeht, sich von der ganzen Angelegenheit einstweilen zurückgezogen hat, weil ihr die Sicherheiten nicht genügen, so scheint doch die Diskontogesellschaft noch immer die Hand im Spiele zu haben. Die Sache wäre für unsere Industrie zu wichtig, als daß man sich dabei nur für den Eventualkurs von Diskontokommandit interessiren dürfte, und es ist deshalb Zeit, ein offenes Wort darüber zu reden.

Unsere Stahl- und Maschinenindustrie versucht nicht zum ersten Male, in das ungeheure Absatzgebiet Ostasiens einzudringen. Die vortrefflichen Kanonen, die Krupp an Li-Hung-Tschang lieferte, sind wohl kaum unter genauer Befolgung der zehn Gebote von den chinesischen Abtheilungbeamten empfohlen worden; auch andere Werke mögen sich mit den eigenartigen chinesischen Verhältnissen redlich abgemüht haben. Seit dem unglücklichen Ende des letzten Krieges ist nun die Bahn für eine große deutsche Ausfuhraktion freier geworden. Natürlich darf dabei das für unseren Export wichtige Japan nicht verletzt werden; aber eine kapitalistische Aktion ist doch möglich und sie zeigt den Weg, sich passive Staaten zu verbinden. Die vorausschauende Klugheit unserer Bankleute hat uns in der Türkei auf diesem Wege große Erfolge verschafft und wir werden ihn auch in China nicht vermeiden können, denn in solchen Ländern weicht die zähe Dummheit nur der Noth, der Geldnoth. Nun ist aber die vorjährige chinesische Anleihe, trotz ihrem relativ hohen Kurs von $100^1/_2$, noch nicht besonders gut placirt und man könnte deshalb kaum auf den glanzvollen Erfolg einer neuen Emission rechnen, namentlich, wenn es sich um große Summen handelte, für deren Sicherheit die Seezölle als Unterpfänder nicht ausreichen. Zwar sollen als weitere Einnahmequellen die Li-kins verschrieben werden; Das aber sind erstens innere Abgaben, die sich so willkürlich gestalten, daß die Pächter nur einen Theilbetrag an die Staatskasse abzuführen haben, und zweitens werden die Engländer im

Konsortium nicht gut Zölle für sich beanspruchen können, die ihre Regirung längst zu beseitigen strebt. Li-kin heißt wörtlich: Krieg; der Name entstand, weil diese Zölle nach dem großen Kriege gegen die Empörer eingeführt werden mußten. Sie werden von der Flußschiffahrt auf den zahllosen Kanälen erhoben, und zwar sehr primitiv: man legt eine Kette über die Ufer und läßt die Schiffe erst nach der Zahlung durch. Die Engländer, die mit ihrem Handel natürlich gern ins Innere des Landes dringen wollen, möchten diese Hindernisse beseitigen, aber man will in Peking nicht. Man will da überhaupt nur, wenn man, wie jetzt, Geld braucht. Um an Japan die Kriegsentschädigung zu zahlen und im Lande die Spuren der Zerstörung zu beseitigen, können wohl 15 Millionen Pfd. nöthig sein; die sechzehnte würden dann die Unterhändler als Profit einsäckeln.

In Finanzkreisen raunt man, die Chinesen könnten auf die Li-kins wirklich ein paar hundert Millionen Mark bekommen, wenn eine Eisenbahnkonzession zu erhalten wäre. Von der früheren Furcht, dann mit Haut und Haar einem großen Unbekannten, nämlich dem chinesischen Recht, verfallen zu sein, scheint man also geheilt, seit man die Verhältnisse des Landes, in dem man sich festsetzen möchte, genauer studirt hat. Die Chinesen sind, wie ich höre, zwar in ihrer Geldnoth zu dem Entschluß gekommen, den Bau einer Eisenbahn zu gestatten, glauben aber, das fabelhaft neumodische Ding, das man einen Schienenweg nennt, selbst herstellen zu können. Sie möchten, wie die Japaner, Eisen- und Stahlwerke im eigenen Lande errichten, in diesen Werken aber den Ausländern die Arbeit übertragen. Da dieser für China ganz praktische Plan in der religiösen Vorstellung wurzelt, man dürfe Fremden kein Land als Eigenthum geben, so liegt hier eine Schwierigkeit, die in den langwierigen Verhandlungen bisher nicht überwunden werden konnte. Für unsere Industrie ist es natürlich wichtig, Aufträge innerhalb des Gebietes der eigenen Eisenhütten und Kohlengruben zu erhalten. Denn während wir Dividenden auch in Ostasien erzielen können — und größere als in Deutschland —, haben wir eine Arbeiterbevölkerung zu ernähren, die sich nicht, wie eine Fabrikeinrichtung, nach drüben schaffen läßt. Hoffentlich gelingt es noch, China von seiner Absicht abzubringen; wenn die Mandarinen die Sache in die Hand nehmen, werden die geplanten Bahntracirungen wohl recht lange auf dem Papier stehen. Um die Chinesen aber zu bekehren, ist eine Kunst nöthig, die Deutschland allein gar nicht zu leisten vermag, — eben so wenig, wie es allein das gewünschte Geld hergeben könnte. Vielmehr müßten die interessirten Industrieländer vereint vorgehen. England und Belgien haben ein nicht geringeres Interesse als Deutschland daran, ihrer Industrie neue Absatzgebiete zu sichern, und es wäre mit einiger Mühe wohl möglich, diese drei Industriestaaten zu einer Gemeinschaft bei den chinesischen Verhandlungen zu sammeln. Dann käme noch die Finanz; für deren einiges Vorgehen giebt es aber schon Präzedenzfälle. Ich erinnere an die Abmachung bei den orientalischen Bahnen, wo die Finanz der betheiligten Länder auch ihrer Industrie von vorn herein einen Prozentsatz der Bestellungen sicherte; freilich hätten unsere Hütten damals mehr bekommen müssen. Die Banken von England, Deutschland und Belgien müßten also zunächst ein Zusammengehen ihrer Industrien veranlassen, und wenn ein Syndikat die Vertheilung der auf ihr Land entfallenden Arbeit übernommen hätte, wäre für eine Vereinigung der Industriellen dieser drei Länder zu sorgen. Dann müßte ein

großes Bankenkonsortium in Thätigkeit treten und, ohne an das Publikum zu appelliren, das nöthige Kapital herbeischaffen.

Ich würde es nämlich nicht für solid halten, wenn 16 Millionen Pfund einer ungenügend gesicherten chinesischen Anleihe im großen, unerfahrenen Publikum untergebracht würden, glaube aber, daß die europäische Industrie ein sehr beträchtliches Interesse daran hat, China von den „Barbaren" mit Geld versorgt zu sehen. Deshalb würde das Großkapital von England, Deutschland und Belgien, hinter dem wohl auch noch französische Kräfte ständen, die 16 Millionen Pfund unter sich repartiren müssen, was bei der heutigen Organisation des Bankwesens nicht so schwierig ist, wie es aussieht. Wenn dann die Effektenbestände der Banken einen etwas dunklen Winkel hätten, so wäre der praktische Zweck dabei doch deutlich erkennbar; und ein Vertrag mit China, der Eisenbahnkonzessionen gewährt, ist immerhin nicht ganz unsicher. Ich weiß wohl, daß ein Plan, der das Publikum nicht mit dem Risiko belasten will, aussichtlos ist, so lange die Leiter der Banken bei ihren heutigen Ansichten verharren; eines Tages aber wird man merken, daß nüchterne Erwägungen Das empfehlen, was jetzt vielleicht als Kinderei oder Romantik belächelt wird. Es ist die Finanzirung einer rasch nahenden Zukunft und nur in dieser Form wird eine dauernde Beschäftigung der Industrie sich erreichen lassen. Jetzt würden die Kurzsichtigen natürlich antworten, daß bei einem solchen Vorgehen die Kurse unserer Bankaktien sofort um 50 Prozent fallen müßten. Das ist aber nur richtig, weil die Aktien um 50 Prozent zu hoch stehen; das Anlagekapital kaufte sie als eine Art von fest verzinslichen Papieren, zu denen es sich sogar aus dem sicheren Bereich unserer Konsols flüchtet. Wäre die Einheit der Industrien und zugleich der Finanz in Bezug auf China geschaffen und könnte man in Peking die ganzen 16 Millionen Pfund definitiv anbieten, dann würden auch die Eisenbahnkonzessionen wohl nicht ausbleiben. Die jetzt beliebte Art der Unterhandlungen kann aber den Chinesen, die Energie sehen wollen, unmöglich imponiren.

Die Bahn, um die es sich handelt, Shanghai-Soochow und von da nach Nangking, würde ein reiches Gebiet durchschneiden, wo es Anpflanzungen von Thee, Seide und Baumwolle giebt. In Shangai wohnen im settlement 200 000 Chinesen; so groß ist dort die Waarenvermittelung. Shangai führt nach mir vorliegenden Vergleichsziffern jährlich etwa 70 000 Ballen Seide aus, während es z. B. Hongkong nur auf 18 000 Ballen bringt. Neben dem Personenverkehr dieser Millionendistrikte würde natürlich auch die Güterbeförderung stark ins Gewicht fallen, die von Shangai bisher durch dreißig sehr große Flußdampfer besorgt wurde. Diese Dampfer gehörten bis 1875 einer amerikanischen Gesellschaft und wurden dann von den nach Selbständigkeit strebenden Chinesen angekauft. Nur die Kapitäne sind noch Amerikaner. Von Hongkong aus verkehrt eine englische Handelsflotte. Die entwickelten Flußverbindungen würden aber, wie auf dem Rhein, dem rascheren Bahnverkehr wenig schaden. Jedenfalls weiß man in London und Berlin sehr genau, weshalb man von der Gewährung einer Eisenbahnkonzession den Abschluß der großen Anleihe abhängig macht. Pluto.

Revolver-Mieze.

Seit das naturalistisch vermummte Melodrama in den deutschen Großstädten die Gunst der zahlungfähigen Masse erobert hat, haben die Kolportagehandwerker ein schweres Leben. Sie können die Gräuelgeschichten, die in den Schauspielhäusern die schlaffen Nerven der auf der Profitjagd ermüdeten Bourgeoisie wohlig rütteln, nicht durch schlimmere Gräßlichkeit überbieten und haben das neue Rezept, mit dem man die Leute jetzt in den Laden lockt, noch nicht gelernt; sie stecken noch bis an den Hals in der teleologischen Gossenromantik, wirthschaften mit der Vorsehung und mit himmlischen Wundern, lassen geschändete Jungfrauen wie Heilige lispeln und den Engel der Unschuld weinend von dannen fliegen. Der Scharfrichter von Berlin war ihre letzte große Leistung; seitdem ist die Nickelmuse verstummt und die angeblich hohe Literatur hat hastig die Hintertreppe erstürmt ... Ob wir nach der Verhandlung, die neulich im moabiter Schwurgerichtssaal gegen eine bejammernswerthe Klavierlehrerin geführt wurde, nicht eine Kolportagerenaissance erleben werden? Aus den Berichten über diese Verhandlung können die lungernden Lieferanten des Groschenpublikums lernen, was heutzutage von der Kundschaft verlangt wird, und die Aufnahme dieser Berichte kann ihnen zeigen, welche Töne im stolzen Sinn der Zeitgemäßen und Ganzmodernen lauten Widerhall wecken. Früher hätte man ein Fräulein, das im Dunkel mit einer Pistole zum treulosen Buhlen schleicht und den wortbrüchigen Befruchter des Mädchenleibes mit der Waffe bedroht, als Heldin oder als Märtyrerin gemalt, so zwischen Judith und Magdalena, sie hätte gedonnert oder gewimmert und Furcht und Mitleid hätten sich in den Herzen der Betrachter wonnesam gemischt. Jetzt haben wir uns an andere Damen gewöhnt, haben gesehen, wie die Holden und Starken vom Stamm der sudermännischen Magda mit verächtlichem Genielächeln auf die armsäligen Geschlechtsgenossinnen blicken, denen bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahr noch nicht das kleinste uneheliche Kind beschieden war, und das gewandelte Auge heischt nun ein anderes Bild. Die schmächtige Klavierlehrerin, die freigesprochen wurde und werden mußte, ist weder Heldin noch Märtyrerin; sie ist ein wild gewachsenes Mädchen, das allzu früh in den harten, schmutzigen und zerrüttenden Kampf ums Dasein hinausgestoßen wurde, die Sinne nicht disziplinirren lernte, sich an schlechter Literaturkost bald den schwachen Magen verdarb und schließlich dem Wahn verfiel, es dürfe, als ein Wesen besonderer Art, sich der lästigen Sitte im engen Pflichtenkreis der Bürgerlichkeit nicht fügen. Der Erste, der die reife Frucht pflückt, ist ein Student; er macht das einundzwanzigjährige Fräulein Marie zur Mutter und zieht dann weiter, neuen Freuden, neuen sieghaften Männerthaten entgegen. Aber er hat sein Liebchen auch in literarische Gesellschaft gebracht, zu den nervösen Titanen, die eine funkelnagelneue Weltanschauung verkünden und, wenn sie die Miethe nicht bezahlen können, sich als Uebermenschen und Herrennaturen fühlen, — und in diesem Dunstkreis findet Marie die Stützen, die sie so sehnend schon sucht. Dem brünstigen Drängen des Ersten war sie wohl ohne langes Bedenken gewichen; nun hört sie von einem Dogma, das den Starken die freie Liebe empfiehlt. Ihre Ausdrucksform hatte sie früher wohl alten Romanen entlehnt; nun erfährt sie, daß ein moderner Mensch von einiger Selbstachtung stets das gemeinste, häßlichste und trivialste Wort wählen muß, um dem innersten Fühlen die richtige Form zu geben, und sie nennt sich deshalb in ihrem Tagebuch über-

geschnappt und klagt, nicht ohne Stolz, über die eigene Schlappheit. Sie gehört jetzt einer wimmelnden Gemeinschaft an, ist Vorortsnaturalistin und Bekennerin des Dogmas von der freien Liebe und freut sich jedes Verfallszeichens, das sie in sich entdeckt. Das Kind des Ersten, das natürlich einen nie vorher vernommenen, nordisch klingenden Namen trägt, ist bei fremden Leuten untergebracht, die Mutter nährt sich in Berlin kümmerlich von Klavierstunden, haust mit den dichtenden Adelsmenschen und sucht weiter das Wunderbare. Der milchbärtige Sohn eines Hauses, wo sie Unterricht giebt, verliebt sich in sie — vielleicht mehr in den literarischen Bohèmeduft, der sie umgiebt, als in ihre spärlichen Reize — und sie beglückt ihn mit der ungeschmälerten Fülle ihrer Gunst. Diesmal aber war die gattenlose Mutter vorsichtiger: sie ließ sich, ehe sie das Aeußerste gewährte, von dem vier Jahre jüngeren Freier ein Eheversprechen geben; mit der Leidenschaft für die freie Liebe wars also gleich aus, sobald sich die Möglichkeit einer legitimen Versorgung zeigte. Als nun die Zeit nahte, da ein zweites Kind sich dem furchtbar fruchtbaren Schoß der Klavierlehrerin entringen sollte, beschloß das Pärchen, das feste Band der Ehe zu knüpfen. Die Eltern aber sagten, wie Eltern immer in solchen Fällen thun, sehr energisch: Nein. Der junge Herr Robert wollte mit der hitzig Geliebten, ohne die er nicht leben zu können wähnte, flüchten und sich auf eigene Füße stellen, aber Mariechen flehte ihn knieend an, im warmen Elternhause zu bleiben und geduldig hellerer Tage zu harren; einstweilen könnten sie ja in stillen Stunden wie sonst mit einander verkehren. Verkehren?.. Immer lauter regte sich im Mutterleibe das Kind, der Mädchenreiz der zweimal Geprüften schwand mehr und mehr und Robert fand, daß es eigentlich in Berlin auch außer seiner Mieze noch manches recht hübsche Mädchen gebe. Er vergaffte sich in ein anderes Lärvchen, wurde gegen die alte, für seine Knabengier schon zu alte Lagergenossin gleichgiltig und schließlich brutal und Marie mußte nach und nach einsehen, daß sie abermals um die Versorgung betrogen war. Robertchen hatte erreicht, was er wollte: er hatte ein paar höchst moderne Schriftsteller kennen gelernt, in sich selbst die Kraft des schaffenden Dichters entdeckt und in Mariens mageren Armen inzwischen angenehme und billige Sättigung gefunden. Was konnte ihm die kleine Klavierlehrerin noch sein, die immer gleich ein Kind bekam, gar nicht mehr genial und zigeunerhaft dachte und, als die Familienkatastrophe eingetreten war, bewiesen hatte, daß sie recht nüchtern und praktisch zu rechnen verstand? Er war gewiß sehr vergnügt, als sie ihm den Ring, das Talmisymbol des einst verpfändeten Wortes, zornig zurückgab, und liebte jetzt Käthe so heiß, so über die Maßen, wie er vorher Mieze geliebt hatte. Nun aber hielt der moderne Firniß nicht mehr, auf den das Mädchen so stolz gewesen war, und die alte Romantik trat wieder in ihre ererbten Rechte. Die Verlassene ergriff den Revolver und ließ sich, um für das Schauspiel doch auch ein Publikum zu haben, von der Schwester in die Wohnung des Treulosen begleiten. Sie wollte ihn wohl gar nicht töten; dunkel dämmerte ihr aber wahrscheinlich das Gefühl, daß man in solchen Fällen etwas Besonderes thun und die Grimasse verzweifelnden Heldenthums machen muß. Das war nicht modern, aber klug. Die Dame mit dem Revolver gilt jetzt als eine „sympathische" Gestalt und wäre werth, die Titelheldin des ersten Romans der Kolportagerenaissance zu werden, der sicher gefallen würde, weil er hinter der Modemaske das alte Empfinden zeigt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Oktober 1897.

Die Politik der Sammlung.

Als in unserer Presse zuerst davon geraunt wurde, der damalige frankfurter Oberbürgermeister Herr Miquel solle zur Leitung der Finanzen in den Rath der preußischen Krone berufen werden, kursirte das Gerede von einer Unterhaltung, die der rising man mit seinem Souverain über die Lage der vaterländischen Dinge gehabt und die mit dazu beigetragen habe, Kaiser Wilhelm den Zweiten der fraglichen Ministerkandidatur günstig zu stimmen. Die eigentlich politischen Parteien, so ungefähr sollte Herr Miquel sich geäußert haben, hätten mit ihren Programmen und Gegensätzen ihre Vernunft und Daseinsberechtigung eingebüßt, seien zu eitel Thorheit geworden, nur noch werth, vollends zersetzt und zerrieben zu werden; die wirthschaftlichen Interessen der verschiedenen sozialen Klassen hätten allein noch das Zeug, dem deutschen Parteiwesen rationellen Inhalt und gesunde Gliederung zurückzugeben. Wenn der jetzige Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums damals wirklich diese höchst realpolitische Ueberzeugung gehegt hat, müßte er mit der bisherigen Entwickelung — oder, genauer gesprochen, der bisherigen Dekomposition — der alten politischen Parteien Deutschlands höchlich zufrieden sein. Freilich: das Centrum und die Sozialdemokratie stehen, trotz allem auch in ihrem Innern wühlenden sozialökonomischen Gährungstoff, heute noch als die beiden vorherrschenden politischen Parteigewalten so unerschüttert da wie ehedem. Aber mit dem Konservatismus, dem Nationalliberalismus, dem Fortschritt und Freisinn ist es parteipolitisch unter dem zerstörenden Einfluß agrarischer, industrieller, kommerzieller, zünftlerischer und verwandter wirthschaftlicher Interessenkonflikte ununter-

brochen abwärts gewandelt. Was davon noch übrig ist, sind morsche Trümmerhaufen. Dennoch scheint der nunmehr in den Erbadel hineingewachsene Herr von Miquel der Geister, die er gerufen, und des Krieges, den sie, alle gegen alle, führen, nicht mehr recht froh zu sein. Er mahnt zum Frieden und zur „Sammlung" unter den sich heute befehdenden wirthschaftlichen Parteiungen; und die ihm willfährige offiziöse Presse orakelt täglich in neuen dunklen Beschwörungformeln, wie im Sinne des Meisters die erwünschte sozialpolitische Eintracht am Besten herzustellen sei. Man sucht die „mittlere Linie" der Vereinigung, wie man die Quadratur des Cirkels gesucht hat.

Im Grunde war es doch wohl nur eine halbe und kurzsichtige Weisheit, die in dem Zurücktreten aller politischen Parteipostulate hinter die wirthschaftlichen Klassenbedürfnisse eine Heilswahrheit erkannt zu haben wähnte. Sicherlich hat einstmals der deutsche konstitutionelle Liberalismus aller Schattirungen mit seiner Anbetung des formalen Verfassungrechtes in politischen Formeln zu viel geschwelgt und darüber Verständniß und Gefühl für die lebendigen Kräfte des Volkslebens, für die realen Leiden und Ansprüche der verschiedenen sozialen Volksschichten in erheblichem Maße verkümmern lassen. Mit dem leeren Begriff der Freiheit ist die längste Zeit ein solches Unwesen getrieben worden, daß das politische Denken gänzlich einzutrocknen begann. Freiheit der Rede und der Schrift, Freiheit der Vereinigung und Versammlung, Freiheit der Lehre und des Glaubens, Freiheit des Handels, des Verkehres, des Gewerbes, — unter derartigen Worten und Zeichen glaubten wir das goldne Zeitalter allgemeiner nationaler Glückseligkeit untrüglich zu erringen. Doch so bequem es auch ist, vom erhabenen Standpunkte heutiger Sozialpolitik auf die Vorzeit naiver konstitutioneller Gläubigkeit mitleidig zurückzuschauen: Eins sollte darob nicht vergessen werden. Mit jener dogmatischen Ueberzeugung von der transszendenten Bedeutung der Staatsform, einer statutarisch gesicherten Volksfreiheit und einer grundrechtlich geschützten individuellen Freiheit war unverkennbar ein politischer Idealismus, eine warmherzige und selbstlose Hingabe in den Dienst des nationalen Gemeinwesens verknüpft, wie er den heutigen wirthschaftlichen Parteiungen gänzlich abhanden gekommen ist. Der heutige Staat wird allerseits immer ausschließlicher, immer egoistischer, immer brutaler angeschaut als eine außerordentlich geeignete mechanische Handhabe zur rücksichtlosen Befrie-

digung sozialökonomischer Herrschaftbegierden. Sich die Staatsgewalt willfährig zu machen, um durch Gesetzgebung und Verwaltung, durch Zölle und Steuern, durch Recht und Unrecht hier den Interessen der Landwirthschaft oder des Großgewerbes, dort den Ansprüchen des Handwerkes oder der lohnarbeitenden Klassen dienstbar zu werden: Das sind die sozialpolitischen Ideale, nach denen sich heute unser Parteiwesen gliedert und zersetzt. Je zügelloser diese entfesselten wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Begierden geworden sind, desto mehr hat sich echter Patriotismus und wahrhafter Gemeinsinn verflüchtigt oder er ist zur heuchlerischen Fratze geworden. Ein auch nur etwas weitsichtigeres Regiment hätte zur rechten Zeit Vorsorge treffen sollen, daß die giftige Saat dieser dem gemeinen Wesen verderblichen sozialökonomischen Klassenkämpfe nicht allzu wild ins Kraut schieße. Statt Dessen hat man bald die Zügel ganz auf dem Boden schleifen lassen, bald die sozialen Begehrlichkeiten durch halbes Entgegenkommen und unklare Versprechungen nur noch schärfer aufgereizt. Nun, da der wirthschaftliche Krieg Aller gegen Alle da ist, Friede und „Sammlung" predigen, heißt denn doch, — zu spät aufstehen!

Es giebt noch einen anderen Grund, der nach menschlicher Voraussicht der jüngsten Predigt von der „Sammelpolitik" jeglichen praktischen Erfolg verschließt. Um von der materialistischen Zeitströmung unserer Tage Nutzen zu ziehen und wenigstens die oberen Schichten unserer Gesellschaft in ein der Pflege der materiellen Interessen hingegebenes wirthschaftliches Stilleben hineinzugewöhnen, hätte die gouvernementale Politik einen viel stilleren, beständigeren, farbloseren Charakter an sich tragen müssen, als sie ihn während der letzten Jahre gezeigt hat. Ihr leitendes Prinzip hätte darin bestehen müssen, sich in den äußeren wie den inneren Angelegenheiten des Staates ängstlich aller Schritte zu enthalten, welche die politischen Empfindungen und Stimmungen der sozial einflußreichsten Volkstheile, also in erster Reihe die der gebildeten Mittelklassen, oppositionell zu erregen geeignet wären. So hat das Bürgerkönigthum Louis Philippes das pays légal Frankreichs fast achtzehn lange Jahre hindurch friedfertig zu erhalten vermocht; was sich heute „mittlere Linie" nennt, wurde damals „juste milieu" titulirt. Von Alledem kann in der deutschen Gegenwart nicht mehr die Rede sein. Die politische Methode Kaiser Wilhelms des Zweiten bildet den denkbar schärfsten Gegensatz zu jenem verschlagenen konstitutionell-monarchischen

System des ersten Orleans, der zwar regiren, aber niemals gouverniren zu wollen erklärte und thatsächlich doch in gemüthlicher Korruption der eigentliche Herrscher Frankreichs war. Der Deutsche Kaiser und König von Preußen règne et gouverne. Wir besitzen ein ausgeprägt persönliches Regiment mit allen Vorzügen und allen Gefahren eines solchen. Wir haben unter dieser selbstherrlichen Regirung unseres Kaisers je nach dem Wechsel und Wandel der Zeitläufe und den wechselnden Direktiven, die Se. Majestät seiner Politik zu geben für angemessen hielt, eine Reihe von Anläufen, Unternehmungen, Versuchen durchlebt, die, um nicht mehr zu sagen, sicherlich nicht dazu angethan waren, das Volk politisch einschlummern zu lassen oder es sozialökonomisch zu hypnotisiren. Der preußische Schulgesetzentwurf, die Umsturzvorlage, die Rückbildung des Strafprozesses, die Behandlung der Vereinsgesetzgebung, neuerdings die dilatorische Behandlung der Militärstrafprozeßreform, — wie viele gänzlich verfehlte Maßnahmen, deren einzige Wirkung darin bestand, die politischen Leidenschaften weiter Volkskreise in Wallung zu versetzen! Nein: wenn die Zeichen der Zeit nicht vollständig trügen, ist eine neue Fluthwelle wesentlich politischer Bewegungskräfte wieder in langsamem, aber stetigem Anwachsen und die Zukunft wird überwiegend politischen Krisen und dem alten Kampf der rein politischen Gegensätze um staatliche Herrschaft und staatliche Freiheit angehören. Die wirthschaftlichen Nöthe unserer Landwirthschaft, die Probleme des sich hypertrophisch entwickelnden deutschen Industriestaates, die ökonomischen Leiden des Proletariates und was sonst diesem Gebiet moderner Soziologie zufällt, werden zweifellos auch ferner ihre fragwürdige Gestalt bewahren. Aber ich glaube, sie werden sich bescheiden müssen, wieder in die zweite Linie zu rücken, damit vorerst zum Austrage gebracht werde, in welchen Formen und nach welchen Zielen im heutigen Deutschland verfassungmäßig weiter regirt werden soll. Ist Das richtig, dann sind die Aussichten wirthschaftlicher Sammelpolitik vollends gering; die Folgezeit will neue politische Kämpfe mit neuen Gruppirungen und Umbildungen des politischen Parteiwesens gebären.

Wollte es Herrn von Miquel gefallen, sich in seiner staatsmännischen Persönlichkeit selbst einmal zu „sammeln" und zu prüfen, so würde ihm vermuthlich am eigenen Fleisch und Blut die peinigende Erfahrung entgegentreten, daß die politischen Gegensätze denn doch immer noch bedeutungvoller sind, als er vorauszusetzen scheint. Der Vice-

präsident des preußischen Staatsministeriums ist unbestritten einer der geschicktesten und glücklichsten Finanzminister, die Preußen gehabt hat. Er gilt auch im Uebrigen als ein sehr kluger und erfahrener Mann. Woran liegt es, daß ihm die Popularität so gänzlich abgeht? Augenscheinlich daran, daß sein politischer Charakter allzu unsicher schillert und keine der politischen Parteien in ein rechtes Vertrauensverhältniß zu ihm zu gelangen vermag. Die Konservativen möchten seine agrarische Freundschaft „voll und ganz" für sich verwerthen, wenn nur seine dem preußischen Konservatismus höchst abholden politischen Antecedentien nicht störend einwirkten. Die Nationalliberalen, deren Führer er gewesen ist, wissen, daß er unter der Kanzlerschaft des Grafen Caprivi wie des Fürsten Hohenlohe als preußischer Minister sich bedingunglos so ziemlich für alle illiberalen politischen Maßnahmen der nachbismärckischen Aera mit verantwortlich gemacht hat und daß bei einigen der verfehltesten politischen Anläufe — beispielsweise bei dem unglücklichen Versuch, die parlamentarische Immunität sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter durch Majestätbeleidigunganklagen zu durchbrechen — gerade auf seine Hand als die instigirende widerspruchslos in der Oeffentlichkeit hingewiesen werden durfte. Ueberall ist tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen ihn rege. Nirgends besteht der Glaube, daß er die Willensstärke, die Charakterfestigkeit, den furchtlosen „Mannesstolz vor Königsthronen" besitzt, der noth thut, soll das Steuerruder von Staat und Reich endlich wieder klaren und stetigen Kurs innehalten. Von radikaler Seite ist bereits der Verdacht laut geworden, Herrn von Miquels Politik der „Sammlung" werde im Grunde auf eine Politik finanzieller „Kollekten" zur reichlichen Befriedigung von Marineforderungen hinauslaufen, und wenn diese Aufgabe glücklich gelöst sei, werde der Mohr seine Schuldigkeit gethan haben. Das klingt recht boshaft; aber wer in der Welt ist heute im Stande, die Dauer der Macht des Herrn von Miquel und die Lebenskraft des von ihm abhängigen gouvernementalen Programmes vorherbestimmen zu wollen? Auch deshalb schon möchte Herr Johannes von Miquel kaum der geeignete Mann sein, der, sei es wirthschaftlich, sei es politisch, unserem gänzlich zerfahrenen Parteiwesen vernünftige Ordnung, patriotische Gesinnung und die Neigung zu friedfertigem Zusammenwirken thatkräftig einzuhauchen geeignet wäre.

Montreux. Otto Mittelstaedt.

Deutsche Handelspolitik.

Die am elften September hier versuchte Würdigung Dessen, was die englische Kündigung der Verträge mit Belgien und mit Deutschland bedeutet, hat uns auch die Pflicht auferlegt, die Mittel anzugeben, die durch eine neue Lage der Welthandelspolitik für die deutsche Staatskunst gewiesen sind, und die möglichen Formen künftigen Vorgehens der deutschen Diplomatie zu untersuchen. Das Neue der welthandelspolitischen Konjunktur ist, daß nun auch England dem fünfzigjährigen Freihandel im Sinne der Cobdeniten den Abschied giebt, daß es in seinen Kolonien, die selbst gegen den Freihandel dem Schutzsystem immer stärker auch aus Gründen der Kolonialfinanz sich ergeben haben, nach Vorzugszöllen für mutterländische Industrieprodukte zu fischen beginnt und daß das Mutterland selbst ein überwiegendes Interesse darin finden kann, mäßige Zölle auf fremde Boden- und Viehzuchtprodukte wiederherzustellen, um den Kolonialprodukten eine werthvolle Vorzugstellung im Absatz nach England einzuräumen. Die Triebfeder für eine solche Politik, Aufbringung der Mittel interbritischer Vertheidigung und Unabhängigkeit der Brotversorgung zur See aus britischen Tochterländern für den Fall eines Krieges mit Nordamerika oder Rußland, fanden wir schon stark in Bewegung gesetzt, dagegen den festen Glauben an die praktische Unfehlbarkeit orthodoxer Freihandelspolitik gerade bei den Staatsmännern tief erschüttert. Wenn nicht Alles trügt, ist der Allerweltfreihandel, wie ihn England seit 1847 mehr und mehr befolgt und mit Napoleon dem Dritten im Bunde vom Anfang der sechziger bis zum Ausgang der siebenziger Jahre auch den festländischen Staaten einzureden verstanden hat, von England selbst aufgegeben. Begünstigungzölle, ob nur für englische Industrieprodukte in britischen Kolonien eingeführt oder auch in England den Rohprodukten dieser Kolonien als Gegengabe eingeräumt, würden eben nicht mehr Freihandel, sondern als Trutzzölle motivirte interbritische Schutzzölle sein. Man muß, wenn auch zunächst die Umkehr Englands nur sehr langsam und vorsichtig sich weiter vollziehen sollte, mit der Eventualität eines länger oder kürzer dauernden Sieges der schon starken Strömung rechnen, die England mit seinen Kolonien zusammen zu einem geschlossenen Handelsstaat größten Maßstabes, nach dem Vorgange Rußlands, der Vereinigten Staaten und Frankreichs, machen möchte.

Es ist auch bereits nachdrücklich hervorgehoben worden, daß man es England nicht verübeln kann, wenn es thut, was das europäische Festland schon nach Ablauf der ersten Geltungperiode der Freihandelsverträge gethan hat. Nachdem die cobdenitische Spekulation auf Weltindustrieherrschaft Englands und Verleitung aller Welt zum reinen Freihandel sich als falsch erwiesen hat, darf es gar nicht überraschen, daß nun auch England zu einer

anderen, seinen Interessen nach Zeit und Umständen einträglicheren Handelspolitik allmählich oder rascher übergeht. Wenn diese Umkehr nicht in das dem reinen Freihandel entgegengesetzte Extrem umschlägt, so kann sie sogar die günstigste Wirkung nicht nur für das britische Reich, sondern auch für die mitteleuropäische Volkswirthschaft üben, da sie wirksame Schranken gegen die Ausschließung-Brutalitäten der Russen, Yankees und Franzosen endlich wieder herzustellen im Stande wäre. Auf Grund dieser Würdigung der durch die englischen Kündigungen zum Durchbruch gelangten welthandelspolitischen Konjunktur sind nun die Mittel und Wege anzugeben, um die neue Lage dauernd zum Guten zu wenden, dagegen den Gefahren des Ueberganges Englands zum geschlossenen Handelsstaat in weltbritisch großem Zuschnitt wirksam zu trotzen. Da muß man sich denn vor Allem darüber klar sein, was der Leitstern einer auf dieses Ziel gerichteten deutschen Handelspolitik zur bevorstehenden Jahrhundertwende werden muß.

Es kann eben nicht mehr der absolute Freihandel oder, praktischer gesagt, nicht das Jagen nach dem Zustand eines von keinem Schutz- oder Luxussteuerzoll gehemmten freien Verkehrs jeder Nation mit jeder anderen sein. Dieses Freihändlerthum hat sich als eine Utopie erwiesen und mußte sich als solche in der Erfahrung erweisen; denn für absehbare Zeit kann ein Zustand der Weltwirthschaft, in dem alle Nationen ihre volkswirthschaftliche Individualität zu voller Entwickelung in gleichem Grade bringen und in diesem freihändlerisch idealen, absoluten Weltwirthschaftgleichgewicht zu verharren sicher sind, also auch die allseitige Ueberflüssigkeit von Schutzzöllen für jedes Land und für jeden Handelsartikel gegeben sein würde, überhaupt nicht in Aussicht genommen werden. Der extreme Allerweltfreihandel wird eben vollends abgetakelt, nachdem die Engländer mit dem Made in Germany ihre unerwarteten Erfahrungen gemacht haben. Ein zweites System, das auf der entgegengesetzten Seite liegt, der extreme Protektionismus und Prohibitionismus, wird den Leitstern künftiger deutscher Handelspolitik auch nicht bilden dürfen; es würde aus dem Regen in die Traufe führen. Dieses System würde, wenn es in rücksichtloser Aus- und Abschließung befolgt würde, zwar auch den übrigen Nationen schaden, aber Deutschland nicht nützen können. Wohl wird dieses System von Russen, Amerikanern und Franzosen befolgt. Gewiß nicht zu Gunsten ihrer eigenen normalen Entwickelung von einer Stufe der Volkswirthschaft zur anderen; denn der Fortschritt vom extensiven zum intensiven Betrieb vollzieht sich leichter, wenn Alles, was zum Fortschreiten erforderlich, aber in jungen, noch zurückgebliebenen Ländern noch nicht oder überhaupt nie erzeugt werden kann, aus alten und fortgeschrittenen Ländern frei oder zu niedrigen Zöllen bezogen werden darf. Immerhin können Länder wie Rußland und die Vereinigten Staaten sich Das wenigstens erlauben. Bei

ihrer riesigen Größe mögen sie eher dem Traume sich hingeben, sich dauernd abschließen zu können, und wenn sie dieses Ziel mit dem untauglichen Mittel künstlicher Zollvertheuerung von Artikeln, deren wohlfeiler Bezug vorläufig dem Fortschritt zum geträumten geschlossenen Handelsstaat günstiger wäre, erreichen zu können glauben, so ist diese Hoffnung zwar falsch, aber sie läßt sich bei der Größe und dem Zukunftgeist dieser kontinental geschlossenen Riesenreiche wenigstens begreifen. Das Selbe ließe sich annähernd auch noch von England sagen, wenn es vom Extrem seines fünfzigjährigen free trade zum Protektionismus russischen und amerikanischen Stiles überspringen wollte, wie es ihm von weltbritischem Hochmuth und Fremdenhaß ja auch empfohlen ist; England hat doch ein gewaltiges intermaritimes Welthandelsgebiet für sich und kann in diesem an Absatz zu gewinnen und zu gewähren hoffen, was es für sich und seine Kolonien in dritten Ländern verlieren würde oder bis jetzt den Tochterländern bei sich selbst verweigert. Für alle anderen Länder aber, die bei der Theilung der neuen Welten zu spät und zu kurz gekommen sind und dennoch es zu einer bedeutenden Exportindustrie gebracht haben, wie Deutschland, die Schweiz, Belgien, gewissermaßen auch Oesterreich, würde das Ueberspringen zum extremen Protektionismus sofort ruinös sein. Ich hoffe, zeigen zu können, daß auch andere Länder, selbst Nordamerika und Rußland, mit dem Abschließungsystem nicht das naturgemäße Wachsthum erreichen, das sie finden könnten, und daß Englands nachhaltiges Interesse dem Uebergang zu diesem zweiten Extrem durchaus widerspricht. Ich bemerke auch schon hier, daß von dem Jahre an, da Mittel- und Westeuropa gegen die Brutalitäten der amerikanischen und der russischen Handelspolitik gemeinsam oder doch gleichartig Front machen würden, selbst die zukunftstolzen Yankees und Russen nur unter schwerster Selbstschädigung und nur auf die Gefahr mächtiger Auflehnungen großer — und zwar der produktivsten — Bevölkerungmassen die Ausschließung fortsetzen könnten. England gar wäre durch Rückkehr zur Abschließung selbst dann, wenn dieser Abschließung ein weltbritischer Zuschnitt gegeben wäre, von den größten Katastrophen bedroht, sobald der Augenblick gekommen wäre, wo Kanada an Amerika fallen, Australien und Kapland aber nach Erreichung intensiverer Volkswirthschaft vom weltbritischen Handelsverein sich abwenden könnten. Der reine Protektionismus ist für alle Zeit eben so bedenklich wie sein Gegenfüßler, der reine Freihandel. Zwischen beiden Extremen ist hiernach von selbst die alte goldene Mittellinie gewiesen, namentlich für Deutschland. Damit wird nichts Neues gesagt. Neu ist vielleicht nur der Name, den die Engländer ihrer Abwendung vom einseitigen Freihandel gegeben haben: fair trade. Die verschiedenen, am Welthandel betheiligten Nationen, die verschiedenen Völker, deren solidarisches und eigenstes Interesse internationale Verkehrsergänzung fordert — und dieses Interesse wird mehr

oder weniger stets für jede Nation gegeben sein —, haben einander an Verkehrsgewährung im Geiste der Billigkeit und des wohlverstandenen Gegenseitigkeitinteresses so viel einzuräumen, wie nach den besonderen Zuständen und nach der jeweiligen Entwickelunghöhe ihrer verschiedenen Produktionzweige (nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirthschaft) jedes Volk dem anderen gewähren kann. Die Handelspolitik muß nur auf dieser ihrer einzig natürlichen Grundlage so durchgeführt werden, daß die Völker einander auch wirklich gewähren wollen, was sie einander gewähren können. Das erreicht man bei gutem Willen durch das do ut des; und wenn man durch billiges, „anständiges" Handeln in diesem Sinne die mögliche Verkehrsgewährung von einzelnen Partnern des natürlichen und normalen Welthandelssystems nicht erreicht, so doch durch entschlossenes Verweigern und Zurückhalten gegen Staaten, die für den internationalen Verkehr nur nehmen, aber auch Das nicht geben wollen, was sie geben können, zu ihrem eigenen Vortheil sogar geben sollten. Das ist auf englisch fair trade mit retaliation, entgegenkommende, im Nothfall aber auch entschlossen trutzige Politik der wechselseitig billigen und verständigen Behandlung des internationalen Verkehres. Das erscheint wohl als eine banale Auffassung, wird aber gerade deshalb das Richtige sein und die Rückkehr zu der in zwei extremen Richtungen verlassenen richtigen Mittellinie bedeuten. Es kommt nur darauf an, diesen leitenden Gedanken praktisch den neuen Verhältnissen der Gegenwart und nächsten Zukunft anzupassen.

Das eben bezeichnete System der handelspolitischen Mittellinie oder fair trade stellt vor Allem bestimmte Forderungen an die handelspolitische Methode. Seine wichtigste Konsequenz verlangt, daß jeder Staat in der Lage bleibe, wenigstens bei sich selbst freie Hand zu haben, um billige Partner gut und gleich zu behandeln, unbillige aber mit empfindlichen besonderen Nachtheilen zu treffen und durch Zurücksetzung zur wohlverstandenen Gegenseitigkeit zu bewegen. Das kann in verschiedener Weise geschehen. Entweder so, daß man sich durch Verträge überhaupt nicht bindet und handelspolitisch brutalen Ländern mit Kampfzuschlagszöllen entgegentritt; Das ist das System des Generaltarifes unter Ausrüstung der Regirung mit der Befugniß zur Verhängung von Kampf- oder Vergeltungzöllen. Oder man bindet in Verträgen von genau bestimmter Dauer gewisse Positionen des Tarifes, und zwar mit gleichen Vertragsfristen und Vertragsterminen, allen Staaten gegenüber, die auf die selben Fristen und Termine durch Ausnahmen von ihrem Generaltarif und auf gleichwerthige Differentialbestimmungen im Sinne billiger Handelspolitik eingehen. Praktisch unzulässig ist es für die den Mittelweg vorsichtig einhaltende Handelspolitik, vertragsmäßige Sondereinräumungen zu machen, die nicht allen Kontrahenten gegenüber auf die selben Termine kündbar sind, und noch unzulässiger ist es, mit Staaten, die ihren Tarif auf bestimmte

Vertragsfristen gar nicht binden wollen, überhaupt Meistbegünstigungverträge, gar solche ohne Sicherung jederzeitiger Kündbarkeit einzugehen. Ohne gleichmäßige Befristung von Handelsverträgen, die Spezialtarife zum Gegenstand haben, vermag die nationale Handelspolitik überhaupt nicht thatkräftig zu handeln, sondern steht mit gebundenen Armen da, unfähig, billigen Vertragsparteien entgegenkommen zu können, aber gezwungen, unbilligen Staaten ungehörige Vortheile einräumen zu müssen.

Von den beiden möglichen Formen der Anwendung des hier vertretenen Systemes der Handelspolitik hat nun zwar die erste, d. h. die völlige Autonomie des Generaltarifes mit kräftiger Retorsionbefugniß der Regirung, den Vorzug der größeren Ungebundenheit. Aber die größere Ungebundenheit steht dabei auch allen anderen Staaten zu und leicht ergiebt sich daraus eine verderbliche Unsicherheit für Industrie und Handel. Trotz allen Anfeindungen des anderen Systemes durch die geharnischten Gegner der Handelsverträge von 1891 ist nach meiner Ueberzeugung das System vertragsmäßiger Tarifbindung Staaten gegenüber, die werthvolle Tarifbindungen entgegenbringen, vorzuziehen. Was aber auch für diese zweite Form, in der man für eine nach Umständen und Entwickelungzuständen jeden Landes und jeder Zeit billige, anständige Welthandelspolitik überall eintreten kann, unbedingt vorauszusetzen ist, bleibt immer, daß man nur gegen Staaten sich binde, welche die ihnen möglichen Gegeneinräumungen von Werth ebenfalls vertragsmäßig für sich und für die von ihnen abhängigen Kolonien festzusetzen gewillt sind. Man kann sie, wenn sie sachlich billig sind, ebenfalls nach den Spezialtarifen behandeln, aber man muß sich vorbehalten, ihnen die Wohlthaten der Vertragstarife auch sofort in jedem Augenblick zu entziehen, wo sie ihre Ungebundenheit zur Rücksichtlosigkeit und Brutalität mißbrauchen. Vermehrte Zugeständnisse, die man im Laufe einer Vertragsepoche einem Vertragsstaat macht, sollten also nur solchen dritten Staaten im Voraus gemacht werden, die sich für die selbe handelspolitische Epoche auch uns gegenüber gebunden haben.

Diese Grundsätze zur Sicherstellung der Unabhängigkeit handelspolitischer Strategie sind nun unter der neuen handelspolitischen Konjunktur zu unmittelbarer praktischer Bedeutung erwachsen. Vor Allem den englischen Kolonien gegenüber, die nach ihrer wirklichen oder angeblichen Emanzipation von der völkerrechtlichen Führung durch das Mutterland uns bald als selbständige Handelsvölker gegenüberstehen werden, dann den Amerikanern gegenüber. Ihnen und von 1903 ab auch den Russen gegenüber wird bezüglich der Meistbegünstigung mit großer Vorsicht nach dem Grundsatz des do und des vorzugehen sein. Vom Tage ihrer handelsvölkerrechtlichen Emanzipation an wird man britische Kolonien nach sich selbst, nicht nach Dem, was ihr Mutterland gegen uns thut oder unterläßt, zu behandeln haben. Die veränderte Strategie kommt freilich auch

England selbst gegenüber in Betracht. Behandle man England thatsächlich wie die meistbegünstigte Nation, so lange es uns in wesentlichen Artikeln Zollfreiheit oder ermäßigte Tarifsätze zu bieten fortfahren wird; binde man sich aber überhaupt nicht in Verträgen, wenn England, auch nach etwaiger Rückkehr zu Schutzzöllen, sich nicht zu Tarifverträgen herbeiläßt. Höchstens setze man nur auf kurze Frist kündbare Meistbegünstigungverträge fort, wenigstens so lange, bis man einen nachhaltigen Kurs der kommenden englischen Handelspolitik zu überschauen vermag. Die Altfreihändler will ich mit diesen Vorschlägen in ihrer Vorliebe für Fortsetzung der Meistbegünstigung mit England nicht kränken. Die unbedingte Einräumung der Meistbegünstigung an England und an dessen Kolonien hatte volle Berechtigung und einen guten Sinn, so lange man der Unerschütterlichkeit des englischen Freihandelstarifes sicher sein konnte. Jetzt ist Das anders geworden. Von den britischen Kolonien haben wir Vorzugszölle für das Mutterland oder, was das Selbe ist, mehr oder weniger Ausschließung gegen alle Artikel, die nicht „interbritisch" sind, zu erwarten. Vom europäischen England selbst wissen wir nicht, ob es nach dem ersten Schritt rückwärts zum Schutzzoll nicht bald so weit geht, die thatsächliche oder formelle Meistbegünstigung zum „leeren Glase" zu machen, wie die französischen Unterhändler schon beim Abschluß des frankfurter Friedens es sich vorbehielten und alsbald auch zur Ausführung gelangen ließen.

Das größte Hinderniß für eine thatkräftige Handelspolitik der Zukunft ist zunächst der Meistbegünstigungvertrag Preußens mit den Vereinigten Staaten vom Jahre 1828 her. Dieser Vertrag konnte vom Zollverein übernommen und aufrecht erhalten werden, da der Zollverein anfangs eine mäßig liberale, von 1865 bis 1879 eine fast freihändlerische Tarifpolitik trieb. Seit dem Uebergang zu einem allmählich sehr erstarkenden Schutzsystem, das mit 1879 eingeleitet wurde, ist die Gewährung der Meistbegünstigung an die Vereinigten Staaten eine arge Fessel der deutschen Handelspolitik geworden. Die Amerikaner erlauben sich gegen den Export unserer Industrie die rücksichtloseste Abschließung, machen aber von der Meistbegünstigung auf unseren Märkten vollen Gebrauch. So lange ihnen Meistbegünstigung ohne jegliche Tarifbindung und Tarifermäßigung eingeräumt ist, bleibt unsere Handelspolitik aller Gewaltthat der ihrigen wehrlos ausgesetzt. Es fehlt uns jede Waffe, die Amerikaner durch Retorsion zur Raison einer anständigen Handelspolitik zu bringen, dafür aber dritten Ländern, die sich entgegenkommender verhalten, abgesonderte Begünstigungen zu gewähren und mit solchen Partnern auf den Fuß einer anständigen Gegenseitigkeit zu kommen. Seit unter dem Feldgeschrei der bedrohten Goldwährung das amerikanische Industrie- und Trustkapital bei der Präsidentenwahl gesiegt hat, ist im Vertrauen auf die Meistbegünstigung bei uns die amerikanische Tarifpolitik nur noch brutaler geworden, wovon die

ganz vom Zuckertrust beherrschten sämmtlichen Faktoren der dortigen Staatsgewalt, unter Verletzung der Meistbegünstigung uns gegenüber, neuerdings Zeugniß abgelegt haben. So lange die Meistbegünstigung nach dem Vertrage von 1828 den Amerikanern ins Unbestimmte hinein gesichert bleibt, müssen wir uns Alles gefallen lassen und bleiben gehindert, eine mächtige agrarische Strömung in Nordamerika selbst gegen die Dingley-Leute erwecken und zum Durchbruch bringen zu helfen. Ob Deutschland Veranlassung hat, wegen des vertragsmäßigen Zuschlagszolles auf Zucker sofort einen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten anzufangen, ist eine ernste Opportunitätfrage für sich, die hier dahingestellt bleiben muß; mir scheint, daß die Wirkung von Retorsionen stärker und sicherer sein würde, wenn das Hinüberschießen erst beim Beginn der nächsten großen amerikanischen Wahlbewegung stattfinden würde, bei der das Farmerthum und die transatlantischen Konsuminteressenten für eine anständige Handelspolitik nach außen in Bewegung kommen müßten; doch fürchte ich die wilden Geberden des Vetters Jonathan nicht. Ueber jeden Zweifel erhaben scheint mir die Nothwendigkeit sofortiger Kündigung des abusiv fortgesetzten Meistbegünstigungvertrages; denn mit der nun gebotenen Politik der Verweigerung der Meistbegünstigung an Länder, die keine Tarifbindung von Werth mit uns eingehen, ist die nur den Amerikanern dienliche Fortsetzung der Meistbegünstigung von 1828 nicht weiter verträglich. Dabei werden etwa versuchte Drohungen Amerikas schwerlich zur Ausführung gelangen, wenn wir der Kündigung nicht sogleich Zuschlagszölle auf die bedeutendsten amerikanischen Exportartikel hinzufügen, vielmehr jedes Zollkrieges uns bis auf Weiteres enthalten. Wenn aber Amerika schon der Kündigung wegen, die völkerrechtlich unser unbestrittenes Recht ist, uns noch stärker bekriegen will, als es eben sein Entschluß geworden ist, dann allerdings haben wir zur Sicherstellung unserer ganzen handelspolitischen Zukunft den Amerikanern zu zeigen, daß wir nicht wehrlos sind. Wir hätten dann nur thunlichst zugleich mit jedem dritten Staat, der anständige Gegenseitigkeit mit uns haben will, uns zu vertragen und unserer Industrie Entschädigung außerhalb des amerikanischen Globus zu verschaffen. Die ganze Lage der internationalen Handelspolitik, von der durch die englische Kündigung der Vorhang gezogen worden ist, gebietet uns noch nicht den Zollkrieg gegen England und seine Kolonien, aber die Kündigung des Meistbegünstigungvertrages mit Amerika. Diesen Vertrag hätte man schon 1879 in die Rumpelkammer veralteter Traktate werfen sollen.

Ueber die Mittel, durch die unsere handelspolitische Stellung verstärkt werden könnte, will ich in einem folgenden Artikel sprechen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Des Kaisers Wald.

Es lag einmal irgendwo ein Wald, der sich so weithin erstreckte, daß Niemand sein Ende kannte. Er war dunkel und wild und unbekannt und in seinem Dickicht hausten Wölfe und Bären, Füchse und Eichhörnchen, Hasen und Wiesel, Rehe und Hirsche. Niemals hatte ein Menschenfuß ihn betreten, niemals Hunde darin gebellt oder ein Jagdhorn in den Waldbergen widergehallt. An keinem der fischreichen Wasser stieg aus einer Hütte Rauch auf. Der Biber baute dort in Frieden und er und die Otter gingen allein auf Fang aus.

Und oben, in den moosigen, erdweichen Bergabhängen, bereitete sich der Bär zeitig im Herbst sein Winterlager und schlummerte und saugte an den Pfoten, bis im Frühling die Wärme wiederkam und der Bärenvater und die Bärenmutter für sich und die Jungen sich ein gemüthliches Heim einrichten konnten.

In den Waldwipfeln krächzten und schrieen wilde Tauben und Birkhähne und Auerhähne um ihr Leben, wenn Adler und Falke und Habicht herniederstießen und ihre Schnäbel und Klauen in sie schlugen. Der Hase taumelte und schrie, wenn der Fuchs ihn mit den Zähnen faßte. Und das Wildschwein heulte und brüllte, so daß man es über fünf Hügelreihen vernahm, wenn Bruder Petz einen Braten haben wollte. Und der Wolf bellte heiser, während er wie ein grauer Schatten zwischen den Baumstämmen hinter dem Fuchse her war, und bekam er ihn zu fassen, dann entstand ein unaufhörliches Gewinsel, bis der Fuchs sein Leben ließ. Der Hirsch aber sank sterbend, mit stummer Klage in den Augen, nieder, wenn es dem Wolf gelungen war, ihn zu überraschen.

So ging Alles zu, wie es sollte und mußte. Und Niemand hätte über Etwas zu klagen gehabt, wenn nicht der ständige Kampf um das Bischen Leben mit dem Waldtroll gewesen wäre, unter dem alle Thiere seufzten.

Ganz urplötzlich kam er über sie. Bald streckte er eine Faust in der unschuldigen Gestalt einer Baumwurzel empor, bald schoß plötzlich aus dem Moose ein Rüssel hervor, bald fuhren sie gerade in seinen Rachen hinein. Der Troll verwandelte sich in Baum und Weiher und war eben so gefährlich für Vögel wie für die Thiere, die auf der Erde laufen. Und er wuchs und wuchs, vernichtete Alles, was schmatzte und aß, und streckte sich unter dem Boden, so daß bald keine Stelle im ganzen Walde mehr vor ihm sicher war.

Da hörte der Kaiser des Landes von der großen Noth mit dem Troll. Und er meinte, es wäre seine Pflicht, auch die Thiere zu schützen, wenn sie in seinem Lande lebten.

Da bot er Tausende von Soldaten auf, um den Wald mit Aexten zu lichten und auszuroden, Meile für Meile. Sie hieben und schnitten die Zweige ab und lichteten, so daß zwischen je zwei Bäumen ein bequemer, weiter Platz entstand und man einen klaren Aufblick zum Blau des Himmels bekam. Und sie fuhren damit Jahr für Jahr und Meile für Meile fort.

Da begann dem Troll all dieses Geschrei und Lärmen und an Wurzeln und Zweigen die Axtschläge, die das Dunkel und die Einsamkeit zerstörten, rein unerträglich zu werden. Und nachdem sie noch einige Jahre geholzt und gelichtet und der Sonne und dem Tageslicht Bahn gebrochen hatten, so daß es bis ganz weit in den Wald hinein, im Thal wie auf der Höhe, hell wurde, vernahmen

sie einen kratzenden und fegenden Laut, wie wenn der Troll sich drehte und aufrichtete, schnob und grunzte.

Mit Krachen und Sausen und Knacken in den Bäumen und Büschen zog er langsam und gemächlich, aber zäh, die meilenlangen Wurzeln und Verästelungen, die seine Arme, Finger, Füße und Zehen waren, an sich, — aus der Erde heraus. Viele faulende und mit Grün überwachsene Weiher, die seine Trollaugen gewesen waren, wurden nun wieder klar und flüssig. Und schwarze Felsklüfte und Bergrisse, die sein Rachen gewesen waren, und Höhlen und trugvolle Abhänge über Bächen und Mooren und in die Irre führende Waldpfade und Stege —: Alles verschwand.

Man sah deutlich, wie das Ungethüm seinen Besitz aufgab.

Ganz allmählich verschwand der Troll auf diese Art ganz aus dem Walde. Und da waren die Thiere so froh, daß sie acht Tage mit einander umhertrippelten und tanzten, Bär und Elch, Fuchs und Hirsch, Wolf und Reh, Feldmaus und Wiesel, — husch in den Ring! Und über ihnen kreisten Adler und Birkhuhn, Habicht und Taube, Krähen und Singvögel und schrien und sangen und krähten ringsum.

Denn nun sollte auf Befehl des Kaisers Friede und Recht werden auch im Walde.

Da fanden sich Wächter und Jäger und Forstleute mit Säbeln und Gewehren und Schnüren auf den Röcken vor jedem Baume, jedem Neste und jeder Höhle ein. Sie rechneten die Eier aus und schrieben sie auf und ermittelten und registrirten jeden Baum, wie hoch er wäre und welchen Umfang er hätte. Sie notirten jedes Eichhörnchen, wie viele Männchen und wie viele Weibchen, wie viele Junge und wie viele Schwänze es gäbe, damit ordentliche Steuer auf den Pelz gelegt werden konnte.

Vom Bären wurde das Fell und das Gewicht der Schinken taxirt und ihm ward sein fest abgemessenes Jagdterritorium angewiesen. Dem Biber wurde dabei Bausteuer auferlegt, mit der Verpflichtung, gegen Wasserschaden zu assekuriren, und die Otter mußte für zwei Tage hinauf und sich trocknen, als ihr dunkles Fell abgeschätzt werden sollte. Und das Wiesel mit den grünen Augen wurde für ein kaiserliches Regal erklärt, — wegen seines feinen Hermelins, und bekam seine bestimmten Schlupflöcher, damit es sich nicht im Walde verirren und ordinär werden sollte.

So fuhr man fort, alle Thiere zu registriren, bis sie schließlich alle gezählt und aufgeschrieben und abgeschätzt und umständlich verzollt waren.

Und die Thiere huschten umher und brummten und summten und brüllten und zwitscherten und schnatterten und schwatzten nach, was ihnen vorgesagt wurde, daß sie nun in lichteren Zeiten lebten.

Aber der Bär begann energisch den Kopf zu schütteln und sich umzusehen. Es war doch nicht mehr wie früher, wie damals, da der Wald so warm, dunkel und einsam dalag und er die Tatze in einen Elch oder Hirsch schlagen konnte, ohne so genau an die Steuer denken zu müssen und an Alles, was er dem mit Schnüren geputzten Beamten antworten und angeben sollte. Er wollte seines Weges ziehen und sich in den schwarzen Wald westlich in den Bergen hinbegeben.

Bald darauf stürmte der Adler davon, so daß die Tannenzipfel hinter ihm

erbebten. Und der Rabe gluckste und der Specht schrie: „Hier ist es langweilig, hier ist es langweilig!“

Und dann schlich der Wolf davon und es zog und glitt und schlüpfte der Luchs und der Fuchs und das Wiesel weg und die Otter rannte und der Biber kroch seines Weges. Sie wollten lieber den Troll und damit die Angst für ihr Leben und den Schrecken und all den Kampf, der damit verbunden war, wiederhaben.

So wurde der Wald leer; die Thiere entwichen.

Nur Dompfaffen und Zeisige und Rothschwänzchen und Staar und Drossel und all die anderen Singvögel blieben da. Und sie zwitscherten und sangen im Chor, so daß der Kaiser weinte; und das ganze gewaltige Walddach sauste in den Kronen vor Freude darüber, daß nun der ewige Friede gekommen sei.

Einen solchen Wald giebt es nicht mehr auf der Welt, sagte der Kaiser. Und darum sollte er sich ausbreiten und seinen Samen bis zum Meere hinaus ausstreuen dürfen.

So gedieh er denn und wuchs weiter; die Vögel sangen in den Wipfeln und der Kaiser freute sich. Und Büsche schossen auf vor Büschen und Bäume vor Bäumen, bis der Wald an dem Meere Halt machte.

Da begann allmählich ein Seufzen und Klagen in der Tiefe von all den unzähligen Samen und Fichtenzapfen und kleinen Keimen und Schößlingen, die hinauf wollten und heranwachsen. Und schlimmer und schlimmer wurde das Jammern und Weinen. Es sei kein Platz mehr für sie, riefen sie, und man hörte nichts weiter als Klage und Bitterkeit.

Die großen Bäume saugten und tranken den Kleinen alle Kraft und allen Saft fort. Und sie fragten und schrieen zum Himmel empor, ob Das Recht sei, daß sie da liegen und millionenweise in der Erde verfaulen sollten, — nur damit ein einziger großer Baum eine mächtige und prunkende Krone um so weiter entfalten könne.

Da begriff der weise Kaiser, daß der Krieg, der das Leben verzehrt und mordet, wieder in den Wald hineingekommen sei. Und er sann und grübelte viel darüber, wie dieses Uebel wieder ausgerottet werden könnte.

Endlich faßte er den Entschluß, seine frömmsten Männer, je Zwei und Zwei, ausziehen zu lassen, mit dem Befehl, an jeden Baumstamm zu klopfen und zu fragen, ob der Baum zur Ausrottung des bösen Krieges geloben wollte, seine Höhe und sein Wachsthum um die Hälfte oder auch nur um ein Drittel zu vermindern, damit um so viel mehr von den Kleinen gedeihen und leben könnten. Denn dann würde wieder Raum und Platz für sie werden.

Da krachten und stöhnten die Baumstämme um ihr Leben mit wundersam düsterem Sausen und sie zitterten und bebten, als fühlten sie schon die Axtschläge.

Dann streckten sie sich im Zorn nur um so höher empor und weiter und breiter . . . Wipfel über Wipfel. Und um Alles in der Welt wollte kein einziger Baum auf das Geringste von Dem verzichten, was er in sich trug an Saft und Kraft zum Wachsthum; keiner wollte auch nur seine Krone um den letzten Jahresschuß vermindern.

Da wurde es still über dem ganzen Walde.

Und der Kaiser seufzte.

Paris. Jonas Lie.

Die Flottenfrage.

Ich danke Ihnen, sehr geehrter Herr Harden, verbindlichst für Ihre gefällige Zuschrift, in der Sie mich um meine Ansicht über die deutsche Flottenvermehrung befragen. Ich kann diese Frage sehr kurz beantworten und thue es um so lieber, als mir alle möglichen wilden Pläne in dieser Hinsicht untergeschoben worden sind. Thatsächlich habe ich niemals „uferlose Pläne" in irgend einer Richtung für Deutschland befürwortet, weder in der Kolonialpolitik noch auch in der Flottenfrage. In beiden Fällen muß dem realen Bedürfniß genügt und dieses Bedürfniß nach sehr nüchternen wirthschaftlichen Voraussetzungen, nicht aber nach phantastischen Wahnvorstellungen bestimmt werden.

Deutschland ist seiner ganzen Lage nach in erster Linie auf eine starke Landmacht angewiesen, — genau wie England auf eine starke Seemacht. Eben so wenig, wie man die insulare Lage Großbritanniens wegdekretiren kann, läßt sich die Thatsache aus der Welt schaffen, daß Deutschland in der Mitte von Europa liegt und Völker zu Nachbarn hat, die über den unbequemen Konkurrenten herfallen würden, sobald sie die Ueberzeugung hätten, Das mit Erfolg thun zu können. Mit dieser gegebenen Thatsache muß unsere Wehreinrichtung überhaupt rechnen, die ihrem ganzen Wesen nach auf die Vertheidigung eingerichtet ist. So weit nun in diesem Zusammenhange zum Schutz unserer Küsten eine Schlachtschiff-Flotte erforderlich ist, muß sie eben beschafft werden und die Sachverständigen, die über den Umfang dieser Anschaffungen zu bestimmen haben, sind nicht etwa die großen „Politiker" im Reichstag, sondern doch wohl die Männer, die die Berechnungen nach den militärisch in Frage kommenden Gesichtspunkten anzustellen vermögen.

Eine andere Seite der Flottenvermehrung bezieht sich auf den Einfluß, den Deutschland in Friedenszeit über See ausüben will. Auch hier muß die kühle Berechnung entscheiden. Ich bin vor anderthalb Jahren für eine Vermehrung unserer Kreuzer eingetreten in der Annahme, daß das Reich im Ernst eine große überseeische Politik treiben wolle, etwa in der Richtung, wie hier die Greater Britain-Bewegung verstanden wird. Das heißt: eine Politik, die die Schaffung deutscher Sprach- und Herrschaftgebiete in überseeischen Ländern ins Auge faßt, wie sie den Voraussetzungen unserer Bevölkerungzunahme entsprechen würde. Wenn Das nicht geplant wird, dann fällt damit ein Hauptgrund für die Vermehrung unserer Kreuzerflotte fort.

Stets aber bleibt die handelspolitische Erwägung. Die Deutschen werden, wie neulich ein kluger englischer Freund zu mir sagte, mehr und mehr the great traders of the world; the English are the great shippers and colonizers. Nun, der deutsche Handel stellt in den verschiedensten Theilen der Erdoberfläche ungeheure Werthe dar, die in Mark und Pfennigen zu

berechnen sind und beständig wachsen. Es wäre sehr lehrreich, eine Weltkarte herzustellen, auf der die deutschen Geldinteressen über die Erde hin schraffirt wären. An der Hand einer solchen Karte würde sich am Besten berechnen lassen, wie weit sich der auf Kreuzern und Kanonenbooten beruhende staatliche Schutz dieser Interessen verlohnt und wie viele Kriegsschiffe zu diesem Zweck vom Reich also gebaut werden müssen.

Diese Aufgabe des Schutzes unseres Handels bezieht sich nicht so sehr auf Europa, wo das Prestige unserer Armee im Wesentlichen ausreicht, den deutschen Kaufmann auch in London und Madrid zu decken. Ich möchte auch nicht an den Schutz der einzelnen Kauffahrteischiffe für den Fall eines Krieges mit einer großen Seemacht denken. Heutzutage glaubt man nicht mehr, daß eine Kauffahrteiflotille, wie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, unter dem Schutz einer Bedeckung von Kreuzern über den Ozean fahren könnte. Bei der Ausdehnung des modernen Handels über alle Meere würde schon eine unausrechenbar große Anzahl von Kreuzern dazu gehören. Selbst England würde den Schutz seines Handels nicht in diesem Sinne verstehen, sondern nur versuchen können, seine Privatschiffe gegen die Gefahr der Kaperei durch Blockirung der feindlichen Häfen und Küsten zu schützen. Was Deutschland betrifft, so würde bei einem europäischen großen Krieg, wenn England auf der feindlichen Seite stände, seine Handelsflotte einige Wochen nach der Kriegserklärung von sämmtlichen Meeren verschwunden sein.

Was für unseren Flottenplan als praktische Aufgabe demnach übrig bleibt, ist die Rückendeckung und der Schutz unseres Handels in Friedenszeiten in den außereuropäischen Gebieten. Bis nach Honolulu und Tamatave reicht das Prestige unseres Heeres nicht mehr; hier wollen die Leute unmittelbar Etwas vor Augen haben, wenn sie den genügenden Respekt vor deutschem Leben und Eigenthum behalten sollen, und ein Kanonenboot an ihren Küsten wirkt unter allen Umständen zehnmal mehr als die Kunde von sechzehn Armeecorps in der Heimath. In Ostasien, in der Südsee, in Afrika und Südamerika muß das Reich ein System von Flottenstationen mit Kreuzern unterhalten, um so viel Ansehen zu besitzen, daß seine einzelnen Bürger sicher und friedlich im Schutz der nationalen Flagge ihren Beschäftigungen nachgehen können. Dieses Verlangen ist kein phantastischer Flaggenschwindel, sondern beruht auf geschäftlicher Rechnung. Denn von den Arbeiten der Staatsbürger in jenen Gebieten hängt zum großen Theil der Wohlstand der Heimath und damit das Wohl und Weh vieler Tausende von Staatsbürgern ab. Man sagt: der Handel Hamburgs und Bremens hatte vor 1870 auch nicht einen derartigen Schutz einer Kriegsmarine. Aber möchten die Gegner unseres Flottenausbaues, daß der Zustand von damals wiederkehrte, wo deutsche Handelsschiffe sich sehr häufig unter den Schutz der englischen Flagge verkriechen mußten?

Es handelt sich für uns gar nicht um einen Wettbewerb mit anderen Seemächten, da die Ausdehnung der deutschen Handelsinteressen von diesen unabhängig ist. Daß Deutschland, das die größte Armee der Erde zu unterhalten hat, nicht auch gleichzeitig eine Flotte wie England haben kann, ist klar. Wollte es anfangen, auf dieses Ziel loszusteuern, so würden die anderen Seemächte ihre Flotten mindestens in gleichem Maße vermehren, — und die „Schraube ohne Ende" wäre da. Es handelt sich auch gar nicht um die deutschen Kolonien, die, so lange sie sich in „Verwaltung"-Spielereien erschöpfen, ein viel zu geringes Werthobjekt darstellen, um den Bau von Kriegsschiffen zu lohnen. Es handelt sich um die Privatbethätigung der einzelnen Staatsbürger über See und um Das, was eine kluge und vorsichtige Politik ihnen an Schutz zu leisten hat.

Es ist bedauerlich, daß man die deutschen Reichstagsabgeordneten nicht einmal über die Erde schicken kann, um ihnen zu zeigen, daß „da hinten" wirklich auch noch bewohnbare große Länder liegen und leibhaftige Menschen wohnen. So lange die Herren zu etwa neunzig Prozent von der Erde nicht mehr kennen als einige Städte und Dörfer in Deutschland, so lange Nordsee und Atlantischer Ozean und gar, was dahinter liegt, für sie mehr oder weniger mythische Begriffe sind, von denen sie nur aus ihren Schulbüchern Etwas wissen, werden koloniale und maritime Vorlagen stets ein wenig beneidenswerthes Schicksal am Königsplatz haben. Es ist zum Gotterbarmen, die Klopffechtereien zu verfolgen, die darüber veranstaltet werden. Im englischen Parlament sind die Politiker so klug, in technischen Fragen sich von Sachverständigen unterrichten zu lassen und danach ihre Abstimmungen vorzunehmen. In Deutschland ist jede derartige Frage in erster Linie Gegenstand der fraktionellen Erwägung und dem Herrn „Führer" kommt es nicht so sehr darauf an, nüchtern und gewissenhaft zu prüfen, was dem Lande nützt, sondern er giebt die großen Schlagwörter und Phrasen zum Besten, mit denen er das Beifallklatschen seiner Parteigenossen und am ferneren Horizont das seiner Wähler zu erzielen hofft. Ausnahmen sind sicher vorhanden, aber es sind leider eben nur Ausnahmen.

Ob mein eigener Standpunkt in der Flottenfrage phantastisch oder „uferlos" ist, Das zu entscheiden, überlasse ich Anderen. Ich schließe mich im Wesentlichen an Das an, was Fürst Bismarck kürzlich darüber ausgesprochen hat, dessen nüchterne Genialität und gesunder Menschenverstand, wie so oft, auch in dieser Sache den Nagel auf den Kopf trifft.

Nehmen Sie den Ausdruck vollkommener Hochachtung von

Ihrem sehr ergebenen

London. Dr. Karl Peters.

Jane Welsh Carlyle.

Nicht in der Biographie jedes Schriftstellers müssen wir der Ehefrau einen solchen Platz einräumen wie in der Thomas Carlyles und nicht bald hat sich über die Frau eines Schriftstellers, die weder selbst Schriftstellerin war noch Romane im gewöhnlichen Sinn des Wortes erlebt hat, eine solche Literatur gebildet. Schon zu Carlyles Lebzeiten fühlten die vielen bedeutenden Menschen, die in seinem Hause verkehrten, daß sie hier nicht nur zu einem großen Manne und zur liebenswürdigen Hausfrau des großen Mannes kamen, sondern daß dieses Haus zwei hervorragende Individualitäten einschloß; und so hat denn die Frau auch in der biographischen Geschichte einen selbständigen Platz neben dem Manne gewonnen. Und da das Verhältniß zweier großen Individualitäten selten ein leichtes und glattes ist, so ist auch die Ehe zwischen diesen beiden merkwürdigen Menschen ein Thema von stetem Interesse gewesen, einem Interesse, das sich oft in recht widerwärtiger Art geäußert hat. „Thoren drängen dort sich lärmend ein, wo sich Engel leise einzutreten scheuen"; diese Worte Popes hat Mrs. Alexander Ireland in ihrem feinen und verständigen Buche auf all das lärmende und gedankenlose Zeug, das über Carlyles Ehe geschrieben worden ist, angewandt.

Manche haben es Froude zum Vorwurfe gemacht, daß er Carlyles Erinnerungen und die Briefe und Tagebuchreste seiner Frau veröffentlicht und so zu diesen ganzen unerfreulichen Debatten das Material geliefert hat. Ich glaube, mit Unrecht. Es lag in Carlyles eigenstem Geist, die Akten dem Gericht der Zeit so vollständig wie möglich vorzulegen. Man sollte einem Historiker überhaupt nur die Verheimlichung oder Entstellung von Dokumenten und Thatsachen, nie deren Mittheilung zum Vorwurf machen. Froude hat mit Recht gesagt, daß er durch die Unterlassung der Publikation die heroischste That dieses heroischen Lebens vernichtet hätte; und er hat doppelt Recht, wenn er sagt, daß er durch ein Idealbild Carlyles, das er ja leicht hätte entwerfen können, eben so viele Zerrbilder hervorgerufen hätte. Und endlich wäre uns das Bild einer der interessantesten Frauen des Jahrhunderts verloren gegangen. Freilich, die Menge gemeiner Naturen, die gewohnt sind, wenn sie schon einen Fehler eingestehen, immer nur die Hälfte von Dem zu sagen, was sie wirklich gethan, und ihre Schuld vor sich und der Welt so gering wie möglich erscheinen zu lassen, die dachten: „Was Alles muß der Mensch angestellt haben, wenn er sich selbst so anklagt!" Daß eine vornehme Natur die eigene Schuld, insbesondere, wenn sie sich nicht mehr gut machen läßt, am Schwersten empfindet und vor sich selbst ins Unerhörte vergrößert, Das begreifen sie nicht. Und so hat sich in England und mehr noch auf dem Kontinent bei Denen, die das Material nicht kennen

oder denen es an psychologischem Scharfblick fehlt, die Ansicht verbreitet, daß die Ehe Carlyles eine ganz unglückliche gewesen sei und daß er seine Frau unerhört mißhandelt habe. Als Material liegen uns zehn Bände von Memoiren und Briefen vor.*) Ein so ungewöhnlicher Mensch diese Frau war, so sehr trägt doch ihre Geschichte die Züge einer „Tragoedie des Alltags", weil eben für außerordentliche Menschen das Alltägliche so leicht verhängnißvoll wird.

Jane Welsh wurde am vierzehnten Juli 1801 in Haddington, einer kleinen Provinzstadt im südlichen Schottland, geboren. Sie war die einzige Tochter eines jungen Arztes, eines ernsten, auffallend schönen, sehr geachteten Mannes, John Welsh, und entstammte einer alten schottischen Familie, die als Lairds einer öden kleinen Herrschaft „Craigenputtock" gerade am untersten Rande der Gentry standen, die aber mit Stolz auf ihre Abstammung von dem Reformator John Knox zurücksahen, dessen jüngste Tochter der Pfarrer John Welsh von Ayrshire geheirathet hatte. Janes Mutter Grace Baillie Welsh, eine schöne, launische Frau, die gelegentlich Verse machte, hatte das Blut eines berühmten Zigeunerhäuptlings in ihren Adern. Und die Tochter erbte und vereinigte all diese Familienzüge, hohe Anmuth, eine puritanische Strenge und dabei eine gewisse romantische Abenteuerlust, die freilich nur in ihr schlummerte, nach außen fast nie zur Geltung kam. Es war überhaupt viel Rasse in ihr, Energie, Leidenschaftlichkeit, Furchtlosigkeit und ein scharfer, schneidender Geist. Sie war ein feines, hübsches Kind voll schalkhafter und spöttischer Einfälle, leicht erregt und ehrgeizig, ein zierlicher kleiner Teufel, der schon als fünfjähriges Baby einen von allen Kindern gefürchteten Truthahn, der ihr den Weg zur Schule versperrte, beim Halse packte und in die Flucht trieb, gelegentlich einem kleinen Jungen, der sie neckte, die Nase blutig schlug und nicht hinter den Buben zurückstehen wollte. Sie machte ihr Meisterstück, als sie, wie es die kühnsten Knaben thaten, in der Dämmerung an der äußeren Seite des Geländers über eine hochgewölbte Brücke kroch, eine Muthprobe, die nicht ohne Lebensgefahr unternommen werden konnte. Sie wollte Latein lernen wie die Jungen, und als man darauf nicht einging, lernte sie es heimlich mit einem Gymnasiasten zusammen, bis man sie eines Tages unter einem Tische versteckt „penna, pennae" deklinirен hörte und sie, als sie hervorgeholt war, erklärte: „Bitte, ich will ein Bub sein."

Der Vater, der ihre ungewöhnliche Begabung erkannte, ließ sie nun auch unterrichten wie einen Knaben; mit neun Jahren las sie Vergil; sie bekam einen Lehrer, der in ihrem Leben eine große Bedeutung gewinnen sollte, Edward Irving, einen jungen Theologen aus Annandale, der seine ohnehin

*) Von Jane Carlyles Briefen ist eine Auswahl in deutscher Uebersetzung von Th. A. Fischer bei Perthes in Gotha (1888) erschienen.

so lernbegierige Schülerin noch mehr zu begeistern wußte. Sie stand um fünf Uhr morgens auf, sie band ein Gewicht an ihren Knöchel, um sicherer aufzustehen, sie saß die halbe Nacht über einer Gleichung; und wenn sie im Kampf mit sich selbst war, wenn sie einer Versuchung widerstehen wollte, da war ihr Wort, wie sie selbst erzählt, nicht: „Ich werde Schläge kriegen," nicht: „Ich werde in die Hölle kommen," sondern: „Ein Römer hätte es nicht gethan." Als sie vierzehn Jahre alt war, scheint ihr Lehrer ihr thörichter Weise vorgeworfen zu haben, daß sie Vergil lese und doch noch mit Puppen spiele; sie entschloß sich, die sehr geliebte Puppe zu opfern: sie errichtete einen Scheiterhaufen, sagte für die Puppe den letzten Monolog der Dido aus der Aeneis auf, zündete dann das ganze Zeug an, und durchstach die Puppe mit einem Federmesser, so daß die Sägespähne hervorquollen, — da aber versagte die Kraft und sie brach in solches Weinen aus, daß das Haus zusammenlief. Zur selben Zeit schrieb sie eine Tragoedie, in der es blutig zuging und im fünften Akt Niemand am Leben blieb.

Sie war achtzehn Jahre alt, als sie ihren Vater verlor, den sie vielleicht mehr als irgend einen anderen Menschen auf der Welt geliebt hat. Er starb in Folge einer typhösen Ansteckung nach einer Krankheit von wenigen Tagen und ließ sie der Gefahr wegen nicht mehr zu sich kommen; sie verbrachte die letzte Nacht am Boden vor seiner Thür. Es war ein Verlust, den ihre ernste, tief empfindende Natur nie verwand; fast nie sprach sie von ihm; Carlyle erzählt, daß es nur in den feierlichsten Momenten geschah, daß sie, wenn sie ihn besonders loben wollte, sagte: „Mein Vater hätte es auch so gemacht."

Um diese Zeit beginnen ihre noch vorhandenen Briefe. Eine Silhouette zeigt — allerdings in ungünstiger Frisur und ungünstigster Toilette — ein feines Profil voll Spottlust und Heiterkeit; eine Miniatur, die einige Jahre später gemalt wurde und sie en face aufnahm, zeigt einen wunderschönen Lockenkopf, dunkle, tiefe Augen und geistreiche, heitere Züge. „Strahlend" ist das Wort, das Alle, die sie in ihrer Jugend kannten, auf sie anwendeten. Sie war das gefeiertste Mädchen der Provinz, nicht ohne Mitgift, da ihr Vater seiner Frau nur eine kleine Rente hinterlassen und die Tochter zur Universalerbin ernannt hatte. „Distinguished as a flirt," „hervorragend kokett" hat ein Bekannter sie damals genannt, den sie später gern citirte. Ihre Briefe an ihre Jugendfreundin Eliza Stodart sind voll von wechselnden kleinen Herzensangelegenheiten, die im echtesten Pensionärinnen-Ton geschrieben sind. Der jeweilige „Er" spielt eine große und harmlose Rolle in diesen Romanen. Der Ausdruck ist, wie er es ihr ganzes Leben hindurch blieb, energisch genug. „Was zum Teufel hatte meine Mutter da zu thun?" heißt es einmal. Ein anderes Mal wäre sie gern über den Fluß geschwommen, als „Er" drüben stand. Der selbe „Er" ist im nächsten Jahr

„die widerwärtigste Person auf dem Planeten" und ihre Verblendung ihr selbst unbegreiflich. Eine Anzahl unglücklicher Bewerber wird mit erbarmungloſem Spott behandelt. Eine etwas größere Rolle scheint der Bildhauer Rennie gespielt zu haben, in den sie sich verliebte, „als er ihr in so wunderbarer Haltung und mit einem so merkwürdigen Ausdruck die Sporen zum Ausreiten richtete"; sie kamen aber, weil Beide sehr stolz waren, wieder auseinander.

Es ist begreiflich, daß das Milieu, in dem sie lebte, ihren geistigen Forderungen nicht genügen konnte: „Ich bin wie in einem Gefängniß, aber ich werde da herauskommen, bei der Frau Hiobs, — ich wills." „Der Besuch eines Mannes, der etwas Hirn im Kopf hat, würde ein Gnadenakt für uns sein," ein Wunsch, der ihr, wie Mrs. Ireland bemerkt, erfüllt werden sollte. All diese Briefe sind voll Humor, voll Impetuosität; und diese Eigenschaften sind ihr geblieben, nur daß in den Briefen der späteren Jahre der Humor über bitterem Ernst und tiefem Leid spielt.

In allen „flirts", in all den Betrachtungen über den unbekannten künftigen Mann, die diese Mädchenbriefe erfüllen, ist von dem Manne nie die Rede, dem ihre tiefste Jugendleidenschaft galt, ihrem Lehrer Edward Irving. Er war längst von Haddington versetzt worden und kam nur noch als Besucher ins Haus; und er hatte sich bereits mit der Tochter des Pfarrers Martin von Kirkcaldy verlobt, als Jane und er sich ihrer Neigung bewußt wurden. Beide hofften, daß das Verlöbniß rückgängig gemacht werden könne, aber die Familie Martin ging nicht darauf ein, die Verlobung war allgemein bekannt, Irving war Geistlicher und wollte keinen Skandal verursachen, wollte vor Allem sein Wort nicht brechen, — und so wurden er und seine ehemalige Schülerin bald darüber klar, daß die Sache hoffnunglos war. Janes Sehnsucht ging nun auf geistigen Ersatz, sie wollte Romane schreiben und eine berühmte Schriftstellerin werden. Um sie in ihren Bestrebungen zu fördern und ihr anregenden Verkehr zu verschaffen, führte Irving seinen Freund Thomas Carlyle ins Haus. „Es war ein Maiabend," schreibt Carlyle in seinen Erinnerungen, „das Sommerzwielicht strömte reich und sanft ins Zimmer und ich fühlte, als ob ich in überirdischen Sphären wandelte; es waren noch Andere da außer dem einen schönen Wesen, das mich mehr als alle interessirte; ich saß mit ihr und ihrer Mutter fast jeden Abend in Stunden langem Geplauder .... das schöne, strahlende, ernste junge Mädchen dachte nur an die Literatur." Carlyle schickte ihr Bücher; unter seiner Anleitung lernte sie Deutsch, las Schiller, Goethe, Byron und Rousseaus Neue Heloise, die den tiefsten Eindruck auf sie machten. Sie war überhaupt romantisch im Zeitalter der Romantik: Byron und St.-Preux waren ihre Ideale, sie weinte bitterlich über Max und Thekla, während sie für den Wilhelm Meister erst spät Verständniß gewann. Jetzt hatte sie einen Verkehr, wie sie ihn wünschte;

man fühlt, wie dieser Mann ihr gleichsam die Schleußen öffnete und ihr die Schätze der Zeit zuführte; der fromme Irving erschrak über diesen Einfluß und warnte vor so gefährlicher Lecture. Ueber die Persönlichkeit des neuen Freundes schreibt sie: „Er hat Etwas mit St.-Preux gemein, er hat sein Talent, seinen gewaltigen, durchgebildeten Geist, seine lebendige Phantasie, seine Unabhängigkeit und sein hochherziges Ehrgefühl; — aber dann — ach! diese ‚Aber'! — keine Eleganz! ‚Mangel an Eleganz' sagt Rousseau, ‚ist ein Fehler, den kein Weib übersehen kann'"; und einige Zeit später: „Mr. C. war zwei Tage bei uns, meist lasen wir zusammen Deutsch; es ist eine prächtige Sprache und ich komme famos vorwärts! Er hat den ganzen Ofenschirm zerkratzt, ich muß Filzschuhe und Handschellen für ihn anschaffen; nur seine Zunge sollte frei sein, die übrigen Gliedmaßen sind schrecklich ungeschickt."

In einem der Briefe an Eliza Stodart ist das Genie als erste und unbedingte Eigenschaft bezeichnet, die Jane Welsh von ihrem künftigen Mann forderte. Das Genie war nun da, aber es hatte eine Reihe von Eigenschaften, die eine Neigung schwer aufkommen ließen. Carlyle war aus einer Bauernfamilie, rauhen Wesens, ungelenk und unnachgiebig von Natur; die schweren Seelenkämpfe und die bittere Noth, die er als Student und Stundenlehrer durchgemacht hatte und die noch auf ihm lasteten, hatten ihn noch trotziger und unliebenswürdiger gemacht. Es fiel dem eleganten jungen Mädchen gar nicht ein, auch nur an die Möglichkeit eines zärtlicheren Verhältnisses zwischen ihnen zu denken. Wohl aber wuchs ihre Freundschaft, seine wunderbaren Briefe waren ihr eine ersehnte Erfrischung und für Carlyle wurden die Besuche in Haddington bald die liebste Erholung; es war unausbleiblich und es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, daß die Freundschaft von seiner Seite einen anderen Charakter annahm; es mußte ihr schmeicheln, den bedeutendsten Mann, den sie kennen gelernt, zu ihren Füßen zu sehen, und sie war viel zu sehr Weib, um nicht mehr oder minder bewußt mit ihm zu spielen, ihn bald freundlich, bald kühl zu behandeln. Die Korrespondenz wurde immer lebhafter und intimer, und als sie auf einem Besuch bei Verwandten, wo sie sich unerträglich langweilte, als Datum eines Briefes „Hölle, den so und so vielten" angab und offenbar auf die Erlösung durch ihn zählte, da antwortete Carlyle mit einem Heirathantrag. „Niemals!" war ihre Antwort; „ich liebe Sie, Mr. Carlyle, . . . ich liebe Sie mit den besten Empfindungen meines Herzens; ich will Ihre treueste, Ihre innigste Freundin sein, so lang ich athme, — aber Ihre Frau — nie! niemals! nicht, wenn Sie so reich wären wie Crösus und so berühmt, wie Sie es noch sein werden." Die Antwort war echt carlylisch: „Mein Herz ist um ein gut Theil Jahre zu alt", schrieb er, „und aus zu ernstem Stoff, um über solche Schmerzen zu brechen; es fällt mir gar nicht ein, im Stil

eines arkadischen Schäfers zu sterben, weil Hoffnungen enttäuscht wurden, die ich nie ernstlich gehegt noch zu hegen ein Recht hatte." Das war 1823 und die Sache schien damit abgethan. Andere Bewerber kamen und wurden verhöhnt, wie früher. Aber Carlyle wuchs und wuchs in ihren Augen; wir haben keine volle Klarheit darüber, wie sie sich langsam an den Gedanken gewöhnte, was sie hoffte, ob es mehr die Freude wahr, die glänzende Laufbahn, die sie für ihn erwartete, zu theilen, ob die Ahnung und der nicht minder weibliche Wunsch, ihm seinen schweren Weg zu erleichtern, den Ausschlag gab; wir wissen nur, daß sie offenbar im Laufe des Jahres 1824 einwilligte, seine Frau zu werden. Schon vorher hatte sie, damit ihr künftiger Mann, wer immer es sei, nicht in die Lage komme, die Situation ihrer Mutter zu verschlechtern, und auch damit Niemand sage, daß Carlyle sich ihres Geldes wegen um sie bemühe, ihr ganzes Erbe der Mutter übertragen und für den Todesfall Beider Carlyle zum Erben eingesetzt.

Die Korrespondenz der nun folgenden zwei Jahre ist höchst eigenthümlich und voll komplizirter Wechselfälle. Die Hochzeit schien zunächst noch in der Ferne, weil Carlyle weder Geld noch Aussichten hatte; er hatte verschiedene Pläne, wollte Farmer auf Craigenputtock werden und dabei Schriftsteller sein; ihr gesunder Verstand sah die Unmöglichkeit ein und sie schrieb ihm die bezeichnenden Worte: „Ich liebe Dich; und ich wäre der undankbarste und unvernünftigste Mensch, wenn ich es nicht thäte, aber ich bin nicht in Dich verliebt; meine Liebe ist keine Leidenschaft, es ist einfache, ehrliche, heitere Zuneigung, vielleicht besser als ein anderes Gefühl, um häusliches Glück darauf zu gründen; kurz, es ist eine Liebe, die mein Schicksal beeinflußt, aber es nicht ausmacht", und in einem späteren Brief heißt es: „Ich bin wohl nur darum so klug, fürcht' ich, weil keine starke Versuchung zur Unklugheit vorhanden ist; mein Herz, ich fühls, ist einer Liebe fähig, für die keine Entbehrung ein Opfer wäre, einer Liebe, die jene Ehrfurcht vor der öffentlichen Meinung, mit der Erziehung und Schwäche mein Geschlecht umsperrt haben, überspringen würde, die alle Schranken, die Pflicht und Vortheil in den Weg werfen, niederreißen könnte und jeden Gedanken meines Wesens stürmisch mit sich reißen würde. Aber der allvollkommene Sterbliche, der mir eine solche Liebe einflößen könnte, ist nicht zu finden, existirt wohl nur in der Romantik meiner Phantasie. Und vielleicht ist es so besser: solch' eine Leidenschaft könnte vielleicht wie ein Bergstrom Oede und Vernichtung mit sich bringen. Aber ich wäre wahnsinnig, während meine Gefühle in voller Ruhe sind, so zu handeln, wie ich es unter dem Einfluß solcher Leidenschaft vielleicht thäte." Carlyle wurde von diesen Geständnissen nicht abgeschreckt. Wohl gab er ihr mehrmals ihr Wort zurück, wenn die materiellen Aussichten gar zu trostlos wurden, aber darauf ging sie nicht ein. Sie fühlte sich offenbar doch stark

an ihn gefesselt, als an „das einzige Wesen, das sie versteht"; so drückte sie sich in einem Briefe aus.

Bis dahin hatte Carlyle nichts von ihrer früheren Liebe zu Irving gewußt. Da fühlte sich eine sentimentale Dame in London, der Irving, der damals längst verheirathet war, seine Geschichte anvertraut hatte, plötzlich berufen, sowohl an Miß Welsh als an Carlyle zu schreiben, Beide zu beschwören, nicht ohne Liebe zu heirathen, da ja Miß Welsh sicherlich nur Irving liebe. Carlyle lachte nur und schickte den Brief mit der Bemerkung „Ach Gott, wie romantisch!" seiner Braut ein. Sie aber fühlte sich einer Unehrlichkeit schuldig, sie hatte ihm die Vergangenheit ihrer Seele verborgen; sie gestand ihm jetzt Alles, sie kannte seinen Haß gegen jede Unaufrichtigkeit und schrieb ihm, sie fürchte, seine Achtung zu verlieren; wenn er sein Wort zurücknehmen wolle, möge er es thun; und sie fügte hinzu, er sei ihr nie so theuer gewesen wie jetzt, da sie ihn zu verlieren fürchte. Carlyle antwortete, „daß sie übertreibe, daß er ihr nichts zu verzeihen habe, sie möge sich nur nicht in ihm irren, sich in ihm keinen Anderen vorstellen, als er sei."

Nun besuchte sie seine Familie — sein Vater, der alte Maurermeister, ging erst in die Küche, um sich zu waschen, ehe er ihr die Hand reichte und sie küßte —, und Alles war von ihr entzückt. Es waren aber noch Schwierigkeiten genug zu überwinden und Carlyle hatte die verschiedensten Pläne; bald wollte er sich mit ihr in Edinburg niederlassen, bald sollte sie mit ihm auf die Farm seiner Eltern, bis seine klügere Mutter einsah, daß das Bauernhaus für seine zarte Braut nicht geeignet sei. Von einem Zusammenwohnen mit ihrer Mutter, das sie wünschte, wollte er absolut nichts wissen, — nicht mit Unrecht, denn sie selbst konnte sich, so innig Beide einander liebten, mit ihrer Mutter keinen halben Tag vertragen. Er wollte nun mit ihr nach Haddington ziehen, das die Mutter verließ und wo alle Verwandten und Freunde über diese tolle Ehe mit einem vermögenslosen Hauslehrer entsetzt waren, nahm es auf sich, „diese Thiergattung hinauszuwerfen," — kurz, die Aussichten waren so trostlos und Carlyle in diesen Erörterungen, ohne es zu ahnen, so rücksichtlos, daß sie sich oft muthlos niedersetzte und weinte. Sie mietheten schließlich ein Haus in Edinburg, das ihre Mutter ausstattete. Carlyle besaß zweihundert Pfund an Ersparnissen und die Hoffnung, durch Schriften Geld zu verdienen. Das war Alles. Seine Braut wurde heiterer, sie war sehr stolz auf ihn und schrieb trotzige Briefe an ihre Verwandten; sie war überhaupt ein klarer und sicherer Geist, den alle seine bisherigen Mißerfolge nicht beirren konnten; von ihr erhielt er stets den strengsten Tadel und das höchste Lob. Noch in späten Jahren schrieb er ihr: „Es wäre eine Lust, Bücher zu schreiben, wenn alle Leute sie so läsen wie Du!"

Beide hatten eine schreckliche Angst vor der Hochzeitfeier und selbst

vor dem Aufgebot. Sie feierten sie denn auch in aller Stille: außer ihrer Familie und seinem Bruder war Niemand zugegen. Das geschah am siebenzehnten Oktober 1826. Er war einunddreißig, sie fünfundzwanzig Jahre alt und sie waren ein stattliches Paar. Sie waren vierzig Jahre verheirathet. Spät einmal soll Jane Carlyle zu einer jungen Freundin geäußert haben: „Ich habe aus Ehrgeiz geheirathet und ich bin nicht glücklich gewesen.“ Wir wissen, wie zahllos, wie unbestimmbar die Momente sind, aus denen eine tiefe Neigung zwischen zwei Menschen emporwächst. Jane Carlyle mag diesen Ausspruch in einem der vielen bitteren Augenblicke ihres späteren Lebens gethan haben; und der Ehrgeiz war sicherlich eins der Momente, aus denen ihre Liebe zu Carlyle keimte, aber nur aus Ehrgeiz hat sie nicht geheirathet. Ein paar glückliche Monate waren auch diesem Paar zunächst bestimmt, und wenn die Briefe der Verlobungzeit kühl und ernst waren, die aus den ersten Jahren ihrer Ehe sind wahre und warme Liebesbriefe. Und eine tiefe Liebe hat auch bis zuletzt diese zwei Menschen verbunden. Wenn sie trotzdem nicht glücklich mit einander waren, so war daran Manches Schuld, das in so vielen ähnlichen Fällen die Schuld trägt, Eigenschaften Beider, die das Zusammenleben schwer machten, Mißverständnisse, die ein nie gesprochenes Wort hätte heben können, und die Ungunst äußerer Umstände. Es ist ja überhaupt so selten, so unwahrscheinlich, daß eine hohe und scharf entwickelte Individualität die zweite findet, mit der sie „glücklich“ leben könnte. Manche Leute haben gesagt, Jane Welsh hätte Irving heirathen müssen. Irving war ein guter Mensch, ein trefflicher Prediger und ein höchst mittelmäßiger Kopf, sein salbungvolles Wesen hätte in jedem Fall ihren immer bereiten Spott herausgefordert; Carlyle, sagte Mrs. Ireland mit Recht, war wenigstens ein Mann, den sie nie verachten konnte.

Sie blieben ungefähr ein Jahr in Edinburg, dann zogen sie nach Craigenputtock, der Farm ihrer Mutter, wo sie mit kurzen Unterbrechungen sieben Jahre lang in der trostlosesten Einöde, von Moor und Sumpfwäldern umgeben, von allen Menschen abgeschnitten, mit einem Dienstboten lebten. In den ersten Jahren bebaute Carlyles jüngerer Bruder Alik die ärmliche Farm, später, da sie sich nicht rentirte, kam ein fremder Pächter. Der nächste Ort war weit entfernt, im Winter waren sie oft völlig eingeschneit und das Klima war für die junge Frau, deren Gesundheit stets zart gewesen war, viel zu rauh. Man könnte sich vorstellen, daß zwei liebenswürdige, glückliche Menschen das Alles mit Ausdauer und vielleicht mit strahlender Heiterkeit überstanden hätten; aber nur die Ausdauer war da, die liebenswürdige Heiterkeit fehlte: Carlyle war eine treue und gütige, aber auch eine einsame, finstere, schweigsame und unzärtliche Natur. Die Werke, die er schuf, rangen sich ihm schmerzlich in langen einsamen Kämpfen ab, an denen er keinen

Anderen theilnehmen lassen konnte, oft sah sie ihn nur kurz bei den Mahlzeiten, nachmittags lernte er eine Stunde mit ihr Spanisch, sonst schrieb er den ganzen Tag oder wanderte einsam und sinnend bei gutem oder schlechtem Wetter umher und selbst am Abend ging er oft zu seinem Bruder hinüber, mit ihm eine Pfeife zu rauchen, und die junge Frau blieb allein. Zu Alledem kam durch die steten Mißerfolge und sein ewiges Magenleiden eine bedeutende Reizbarkeit, die mit den Jahren zunahm, die er oft bereute, aber nie besserte, — wer mag die kleinen Kränkungen, die ein ungeduldiges Wort in diesen ersten Zeiten ihr verursachte, ermessen? Es war schon schlimm genug, daß sie ihr ganzes Leben hindurch all die kleinen zärtlichen Aufmerksamkeiten und freundlichen Scherze, die einem liebenden, lebensfrischen, heiteren Frauengemüth so unentbehrlich sind, entbehren mußte. Denn Carlyle war von schauerlichem Ernst und selbst sein Humor war herb und keineswegs liebenswürdig. Aber sie entbehrte vor Allem gerade Das, was sie von dieser Ehe gehofft hatte: die Theilnahme an dem Ringen und Schaffen eines genialen Mannes, dessen Werke sie immer mehr bewunderte, auf dessen geistigen Wegen sie aber nur selten mitgehen durfte. So viele Schriftsteller und Künstler haben sich über den Mangel an Verständniß und Theilnahme ihrer Frauen beklagt. Hier hatte Einer eine Frau, fähig, ihm in alle Höhen und Tiefen zu folgen, hier besaß Einer Das, was Tausende ersehnten, Einer, der nicht verstand oder nicht vermochte, es zu genießen, dem gerade diese seelische und geistige Kameradschaft unmöglich war.

Man erkennt aus einzelnen Ausdrücken in ihren Briefen und seinen Memoiren, daß sie schüchterne, vorsichtige Versuche machte, sich ihm zu nähern; wie sie sich in sein Zimmer schlich, wenn er einen Augenblick nicht arbeitete, wie sie ihm vorzusingen und vorzuspielen versuchte, und — ein neues Unheil —: Carlyle, wenn er davon entzückt war, sprach kein Wort, so daß sie glaubte, ihm zu mißfallen. Und so mag eine tiefe, stille Enttäuschung in ihr sich gefestigt haben; und als der Boden durch Carlyles Schuld, von der er nichts ahnte, einmal vereist war, da konnten die Mißverständnisse, die er nicht verschuldete, nicht ausbleiben.

Sie zog sich darauf zurück, *für* ihn zu leben, da sie nicht in jenem hohen Sinne, den sie erwartet hatte, *mit* ihm leben konnte, — und Das hat sie redlich und heroisch gethan. Sie arbeitete wie eine Magd und über ihre Kräfte ihr ganzes Leben lang. Dadurch und durch das rauhe Klima wurde ihre Gesundheit für immer zerstört. Vergebens wurde Carlyle von Jeffrey gewarnt, der das Verhältniß durchschaute; er hatte die robusteren Frauen im Bauernhause seiner Mutter stets und ohne Schaden so arbeiten sehen. Für den Unterschied der Konstitution und der Erziehung war er blind.

In jene Zeit fällt der eigenthümliche Abend, an dem sie vergeblich zum

ersten Male Brot zu backen versuchte; sie hatte jetzt erst, ein in der Jugend verwöhntes einziges Kind, für ihren Mann kochen gelernt; sie saß allein in der Nacht, von Kopfschmerzen gequält, und das Brot wollte nicht werden und zuletzt begann sie verzweifelt zu schluchzen, bis ihr der Perseus des Cellini einfiel und all die Noth, die er mit dem Guß gehabt; und sie ermannte sich und dachte: „Was ist nun vor dem Himmel der Unterschied, wenn das Werk Pflicht ist?“ Und das Brot ward.

Es fehlte nicht an lichteren Tagen. Es kam der Besuch Emersons, wie der „eines Engels vom Himmel“, und der Briefwechsel mit Goethe, dem sie eine „unvergleichliche schwarze Haarlocke“ sandte, wie es in seiner Antwort heißt. Wir haben eine ganze Anzahl von kurzen Gedichten Goethes an Jane Carlyle, meist als Begleitverse zu Geschenken geschrieben, so z. B. einmal mit einer Halskette aus Eisenfiligran:

„Wirst Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich die ernste Zierde schmücken,
Denke, daß nichts besser schmückt,
Als wenn man den Freund beglückt.“

Und mit einer Brustnadel:

„Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mohr begrüßt,
Neid' ich ihm die selge Stunde,
Wo er Deinen Blick genießt.“

Im Jahre 1834 zogen sie nach London, wo sie seitdem blieben. Sie war einmal vorher mit Carlyle in London gewesen und durch ihn mit den bedeutenden Schriftstellern der Zeit bekannt worden; und auch jetzt war der Kreis hervorragender Menschen, der sich um ihn und auch um sie, die Frau, versammelte und von ihr entzückt war — J. St. Mill, Sterling, Leigh Hunt, Cavaignac, Mazzini, Thackeray, Tennyson und mit der Zeit Alle, die überhaupt Etwas bedeuteten —, für sie eine ernste Freude. Dafür blieb sie Carlyle dauernd dankbar und hat es ihm oft gesagt und geschrieben, daß er sie aus jener philisterhaften Sphäre herausgebracht und gerettet hatte. An Anregung hat es ihr nie gefehlt. Sie lebten in Cheyne-Row Nr. 5 in der selben Wohnung bis zuletzt. Ich wüßte keinen Künstler oder Schriftsteller, ja ich kann mich überhaupt keines Menschen entsinnen, dessen Interieur uns so bekannt wäre, dem wir so zu allen Zeiten in die Fenster sehen könnten wie das der Carlyles, weil eben kein anderer Fall vorliegt, in dem eine geistvolle Frau, die so scharf zu sehen und so meisterhaft darzustellen verstand, in vierthalbhundert intimen Briefen ihr Leben während einer vierzigjährigen Ehe geschildert hätte. Von den Carlyles wissen wir Alles, wir kennen alle Zimmer, wir hören von jeder wichtigen Aenderung in der Wohnung, wir

wissen, was sie zum Frühstück und zum Mittag aßen und wie viel dafür ausgegeben ward, wir kennen alle Dienstboten und jeden Aerger mit ihnen, und wann die Helene ging und wann die Charlotte kam, was sie zerbrachen und warum ihnen gekündigt ward, wir kennen den Hund Nero und Colombine, die Katze, und Chico, den Kanarienvogel, wir kennen jede kleine Reise, jeden Besuch, jede Szene und jeden Konflikt und Alles ist so geschildert, mit so viel Temperament und Geist, daß alle Banalität davon abgestreift wird. Diese Briefe sind unvergleichlich. Der Humor bleibt immer fein, immer frauenhaft, ganz anders als der Carlyles. Ueberhaupt zeigt ihr kristallklarer Stil, wie selbständig sie ihre Persönlichkeit neben der seinen zu erhalten wußte. Freilich: seine Anschauungen beeinflußten sie sehr und die Spuren dieses Einflusses sind überall erkennbar. Ihre Briefe bleiben ihr Denkmal; ihre großen Anlagen auf Anderes zu verwerthen, dazu ließ ihr das Haus und ihr Mann keine Zeit. Wir haben außer den Briefen nur noch zwei schöne Gedichte und einen äußerst geistreichen, tiefsinnigen Dialog zwischen ihrem Kanarienvogel und ihrer Uhr. Menschen, Erlebnisse, Stimmungen versteht sie mit einer Kunst zu schildern, die oft an Dickens erinnert. Sie war überhaupt nach allen Seiten begabt, sie las in sechs Sprachen und bewältigte die schwierigsten Werke und sie war die vorzüglichste Hausfrau, die geradezu mit nichts auszukommen, mit dem Geringsten das Haus elegant einzurichten verstand, die ältesten Kleider wie neu erscheinen lassen konnte und meisterhaft kochen lernte, weil ihr Mann nichts vertrug, was nicht so gekocht war. „Ja, Sie sind eine Eva, Sie sind schön und machen Alles schön, was Sie umgiebt", sagte ihr der arme Irving — der bald darauf an seiner eigenen Exaltirtheit zu Grunde ging —, als er sie in London besuchte. Und sehr charakteristisch ist auch, was ein Dienstmädchen von ihr gesagt hatte: „Ich möchte wissen, ob es noch eine Dame in London giebt, die sich Sopha und Sessel selbst stopft und doch eine Dame dabei bleiben kann." Sie verstand es, auf dem Steueramt eine Ermäßigung der zu hohen Steuer durchzusetzen, wo Carlyle sicherlich gedonnert und Gott weiß was angerichtet hätte. Sie verstand mit allen Besitzern von Hunden und Hähnen in der Nachbarschaft, die Carlyles Schlaf und Arbeit gefährdeten, wunderbare Verträge abzuschließen. Sie arbeitete sich krank und tot; sie hatte lange Jahre nur einen Dienstboten und die Arbeit war nicht zu bewältigen. Aber als Carlyle in späteren Jahren einen zweiten Dienstboten nahm, da wollte sie es lange nicht annehmen. Und Das ist wieder für das Verhältniß dieser zwei Menschen charakteristisch. Jeder ihrer Briefe spricht von Kopf- und Gliederschmerzen, von schlaflosen Nächten, von Erkältung und Husten; Carlyle merkte nichts. „Nur wenn ich nicht esse, wird er besorgt", schreibt sie einmal. Aber sie that das Unmögliche und schloß beständig Verträge mit Hausgenossen und Aerzten, daß er

ja nichts erfahren durfte, wenn es ihr schlecht ging, und so wurde der in seine Arbeiten vertiefte Mann am Sehen ganz verhindert; daß er aber nie sah, daß er zankte, wenn sie unerträgliche Schmerzen hatte, Das trug sie ihm gleichzeitig gar sehr nach. Und Das war echt weiblich und zeigt, wie wenig Carlyle sich auf das Wesen eines Weibes verstand. Sie schreibt einmal: „So lange ein Frauenzimmer nicht weint, weiß so ein Mann nie, daß ihr was nicht Recht ist; Gott erhalte ihnen ihre Dummheit!“ Aber sie war viel zu stolz, um zu weinen oder zu klagen. „Ich hatte ja von Alledem nie eine Ahnung,“ schrieb er verzweifelt, als er nach ihrem Tode ihre Briefe las.

Auch die folgende Stelle ist charakteristisch: Am sechsundzwanzigsten Februar 1842 starb ihre Mutter. Sie war tief und lange erschüttert und alle Welt doppelt aufmerksam gegen sie. Am fünfzehnten Juli des Jahres, dem Tage nach ihren Geburtstag, schreibt sie an ihre Cousine: „Denke Dir nur, mein Mann hat mir diesmal Etwas zum Geburtstag gegeben, er, der auf so einen Unsinn, wie die Geburtstage, so nichts hält und nichts weniger leiden mag, als in einen Laden zu gehen und Etwas zu kaufen. In allen großen Dingen ist er gütig und rücksichtvoll, aber all die kleinen Aufmerksamkeiten, auf die wir Frauen so viel Gewicht legen, die hat er nie Jemandem erwiesen. Seine Erziehung und die strenge Geistesrichtung, die er von Natur aus hat, hatten ihn solchen Dingen entfremdet.“ Und Das ist richtig; man könnte Carlyle sonst schweres Unrecht thun. Als er einmal im Herbst mit einer alten Köchin mit dem Postwagen nach London fuhr und ein Unwetter ausbrach, ließ er die Köchin sich in den Wagen setzen, während er selbst ihren Platz auf dem Bock einnahm. Und in Leigh Hunts Autobiographie findet man die Stelle: „Ich glaube, daß, wenn es einen Mann giebt, bei dem der Elendeste und Undankbarste noch Hilfe und Trost fände, und wenn diese Hilfe ihm selbst den Ruf kosten und schwersten Schmerz und Aerger bringen müßte, dieser Mann, wenn der Seufzer ihn nur erreicht, Thomas Carlyle ist.“ Es ließe sich hierzu viel sagen. Stets haben wir das gleiche Verhältniß, die Doppelseitigkeit des Menschen. Freilich, sie war die Leier, auf der schlecht gespielt wurde. Carlyle war ein unerträglicher Polterer. „Man muß sich an sein Brummen gewöhnen,“ schrieb sie schon in den dreißiger Jahren, „sonst stünde es schlimm um Einen.“ Aber auch sie war nervös und reizbar und wußte scharfe, schneidende Worte zu finden, nicht nur ihrem Mann, sondern auch ihrer Mutter gegenüber. Sie vertrugen sich oft am Besten, wenn sie nicht beisammen waren; dann war Sehnsucht und Reue groß. Aber von einander konnten sie nicht. So schreibt sie ihm einmal von einem Besuch bei Verwandten: „Es ist merkwürdig, wie viel schlechter ich mich ohne Dich befinde. Ich wundere mich, wie ich selbst im größten Zorn nur je davon sprechen kann, von Dir zu gehen, — da

ich schon am nächsten Tage zu Dir zurückkommen müßte, und wäre es nur, um zu sehen, wie Du es erträgst." Sie hing an ihm mit der größten Hingabe; aller Zorn hörte auf, wenn es ihm schlecht ging, und noch wenige Tage vor ihrem Tode verfiel sie in Krämpfe vor Freude über den Erfolg, den seine Rede in Edinburg hatte. Das Schlimmste für sie war die Empfindung, daß sie ihm nicht Das sei, was sie ihm sein wollte, das Mißtrauen und allmähliche schweigende Verzichten auf seine Liebe. Da waren zuerst seine Werke ein Elend für Beide; der „Cromwell" riß durch sechs, der „Friedrich der Große" durch zwölf Jahre scheinbare Abgründe zwischen ihnen auf. Während dieser Zeit war er in seine Arbeit vergraben, hatte für nichts Anderes Sinn und war in den Mußestunden ungenießbar. „Wenn man ein Genie geheirathet hat, muß man die Folgen tragen," schreibt sie oft ironisch.

In diesen Zeiten, etwa 1846, war es, daß Carlyle in den Kreis einer schönen, geistvollen und vornehmen Dame eintrat, gegen die seine Frau eine seltsame Eifersucht empfand. Es war die Tochter des Grafen von Sandwich, Lady Harriet Baring, später Ashburton, die ihn zunächst als Hauptlöwen — oder besser Bären — ihres Salons gewann, ihm aber bald thatsächlich eine ernste und hochgeschätzte Freundin wurde. Es ist eine häufige Erfahrung, daß Menschen für fremde, ja für gleichgiltige Personen mehr Höflichkeit, mehr Zeit haben, ihre dringendsten Arbeiten eher unterbrechen als für Die, mit denen sie leben und die ihnen weitaus die Theuersten sind. Und wenn Carlyle für die Einladungen der Lady Ashburton Zeit hatte und für seine Frau keine Minute, so empfand Jane Das tief. Beide Frauen waren zwei Königinnen, beide noch immer schön, beide voll Geist, und sie vertrugen sich nicht. Und Lady Ashburton, als die Vornehmere, als die grande dame, hatte die leichtere Position. Sie beging hier und da Taktlosigkeiten, die sich Aristokraten gegen sozial niedriger Gestellte so leicht erlauben. Und Carlyle, ahnunglos, bewußt, daß für Eifersucht kein Grund vorhanden sei, brachte sie immer wieder zusammen. Mrs. Carlyle fühlte sich in Grange, dem Gute der Barings, schlecht bedient. Lady Ashburton hielt sie für hypochondrisch und verzärtelt und wollte sie dadurch kuriren, daß sie ihre Leiden nicht beachtete. „Wenn ich mein weißes, weißes Gesicht im Spiegel sehe," schrieb Jane, „dann staune ich, wie Jemand mein Kranksein für Einbildung halten kann." Sie wurde immer bitterer, ja, sie wollte Carlyles Haus verlassen; sie fragte Mazzini um Rath, der ihr schöne und ernste Briefe schrieb. Sie sah in jeder Kleinigkeit eine absichtliche Kränkung, sie verbat sich seine Geschenke und die Liebesversicherungen in seinen Briefen. Aus jenen Jahren stammt das trostlose Tagebuch, das Carlyle später gefunden: „Mr. C. ist wieder in Bath-house", heißt es darin, „ich möchte wissen, wie viel tausend Schritte er schon zwischen unserem Haus und jenem zurückgelegt hat, einen

Meilenstein nach dem anderen zwischen sich und mich setzend." Zur selben Zeit schrieb sie in einem Brief: „Man lernt allmählich die Ansicht der jungdeutschen Schriftsteller theilen, daß die Ehe nicht nur, wie wir Alle wissen, eine äußerst unangenehme, sondern auch eine unmoralische Institution sei."

In diesen Jahren kam sie zum ersten Male wieder nach Haddington, wo sie Alles wie tot und schlafend fand. Das Stück ihres Tagebuches, in dem sie diese Reise beschreibt, ist geradezu geisterhaft schön. Wie sie auf den Friedhof kommt, wo ihr Vater begraben liegt, wie der Küster sie erkennt und sagt: „Ich hab' schon gestern gedacht, Sie wären Die, der wir einmal Alle nachschauten, wenn sie über die Straßen ging," wie sie rasch entschlossen über die Friedhofsmauer klettert, wie einst als Mädchen, — immer noch heftig, impulsiv, von jedem Eindruck hingerissen! Einmal kletterte sie in London auf der Straße auf ein Gerüst hinauf, um einem katholischen Prediger, der sie begeistert hatte, die Hand zu drücken.

Im Jahre 1857 starb Lady Ashburton. Vier Jahre später verfiel Frau Carlyle in ein furchtbares Nervenleiden, in dem sie aufgegeben wurde, in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, das Entsetzlichste litt, aber zuletzt doch genesen zurückkam, wenn sie auch dauernd matt und an einem Arm gelähmt blieb. Aber sie trug Eines davon. Carlyles Verzweiflung bewies ihr, wie theuer sie ihm thatsächlich war, und ihre Briefe athmen von da an gleichsam eine stille, blasse Spätsommerfreudigkeit. Carlyle, dem es endlich auch pekuniär nicht schlecht ging, kaufte ihr einen Wagen und ein Pferd. „All for myself", schrieb sie jubelnd wie ein Kind. Auch die Freude der vielen Menschen über ihre Genesung that ihr unendlich wohl. Ein alter brummiger Seekapitän umarmte und küßte sie, als sie gesundet nach London zurückkam; wer sie kannte, war von ihr entzückt und begeistert.

Es war ihr nur noch ein Jahr dieser Herbstfreude gegönnt. Im Oktober 1865 wurde Carlyle zum Lord Rektor der Universität Edinburg gewählt. Er nahm es ihr zu Liebe an. Denn in Schottland war er am Wenigsten anerkannt worden, in Schottland hatte Alles die Mesalliance getadelt und in der Hauptstadt Schottlands sollte sein Triumph der ihre sein. Der Erfolg seiner Rektoratsrede erfüllte sie denn auch mit der heftigsten Freude; sie speiste mit Dickens, Forster und Tyndall, man trank auf Carlyles Wohl und sie war selig. Carlyle aber ging zu seiner Schwester nach Scotsbrig, um auszuruhen, und als er heimreisen wollte, verstauchte er sich den Fuß. Am einundzwanzigsten April fuhr sie spaziren, ihr kleiner Hund lief nebenher und ein Wagen fuhr ihm über den Fuß; trotz ihrer halben Lahmheit sprang sie aus dem Wagen, faßte den Hund, stieg wieder in den Wagen, lehnte sich zurück und sprach nicht mehr. Der Kutscher fuhr eine Zeit lang fort, und da sie sich gar nicht rührte, sah er sich um, rief Leute . . . sie war tot.

Sie wurde zu Haddington neben ihrem Vater begraben. Carlyle setzte ihr die Inschrift:

„Hier ruht nun gleichfalls
Jane Welsh Carlyle
Gattin des Thomas Carlyle, Chelsea, London.

Sie war geboren zu Haddington am vierzehnten Juli 1801 als einzige Tochter des obigen John Welsh und der Grace Welsh aus Capegill in Dumfriesshire, seiner Gattin. In ihrem strahlenvollen Leben hatte sie mehr Kummer, als gewöhnlich ist, aber auch eine sanfte Unbeugsamkeit, eine Klarheit des Urtheils und eine edle Treue und Gradheit des Herzens, die selten sind. Vierzig Jahre lang war sie die treue und immer liebende Gehilfin ihres Gatten und förderte ihn unermüdlich mit Wort und That, wie es Niemand sonst konnte, in allem Würdigen, das er je geleistet oder versucht. Sie starb zu London am einundzwanzigsten April 1866, ihm plötzlich entrissen, und mit ihr war das Licht seines Lebens wie erloschen."

Es giebt so viele Menschen gleich dieser Frau, die nie zum Leben kommen, deren große Fähigkeiten nie frei werden, und es ist, als ob die kleinlichsten Alltäglichkeiten sich gegen sie verschworen hätten. Und doch giebt zuletzt der Blick über dieses ganze, im Verlauf so mühevolle und armsälige Kämpfen ein wundervolles Bild einer großen Lebensleistung.

Wien. Dr. Karl Federn.

Die italienische Landwirthschaft.

Dieses Mißtrauen in die eigene Kraft beherrscht die italienische Landwirthschaft; und doch hängt von ihrem Gedeihen wesentlich unsere Zukunft ab. Denn die ländliche Bevölkerung umfaßt die Hälfte des ganzen Volkes und es handelt sich schon heute um die Frage, ob sie durch anhaltende Verelendung zum Umsturz getrieben werden soll. Mögen andere Länder mehr unter der Ungunst natürlicher Verhältnisse leiden: wir kranken an einem falschen landwirthschaftlichen System und an einer unverantwortlichen Vernachlässigung kulturfähigen Bodens. Mehr als die Hälfte Italiens, überall da, wo in der Ebene Latifundienbesitz mit extensiver Kultur vorherrscht, wird in einer Weise bewirthschaftet, daß Millionen von Hektaren der Produktion verloren gehen. Von ungefähr 29 600 000 Hektaren Bodenfläche sind 5 600 000 unbebautes Oedland — davon wäre die Hälfte immerhin urbar zu machen —, 12 000 000 Hektar sind Wald und Weideland, acht Millionen werden extensiv bewirthschaftet — um nicht zu sagen: verwirthschaftet — und allein vier Millionen haben intensiven und rationellen Betrieb. Der Herzog von Sermoneta besitzt 25 000 Hektar des Agro Romano und benutzt sie als Weide mit einem Jahresertrag von kaum 30 Lire pro Hektar; der Fürst von Piombino hat ungeheure Terrains, die unbebaut liegen, weigerte sich aber

trotzdem, Arbeiterfamilien, die aus Noth vor der Auswanderung standen, in Erbpacht darauf anzusiedeln; die Torlonia haben in Cesi, die Odescalchi in Palo, die Roccagiovine in Mandola intensiv bewirthschaftete Ländereien in Weideland umgewandelt.*) Das sind unerträgliche Zustände. Der Grundeigenthümer, der seine sozialen Pflichten vergißt und die wirthschaftlichen Interessen der Allgemeinheit rücksichtlos seinem kapitalistischen Sonderinteresse opfert, ist nicht minder gefährlich als der Staatsfeind, der die politischen Grundrechte angreift. Auch das Privateigenthum an Grund und Boden wurzelt, wie alle sozialen Einrichtungen, wenn sie sind, was sie sein sollten, in einem angemessenen Interessenausgleich Aller und des Einzelnen; es ist daher ein krankhafter Zustand, wenn das Wirthschaftresultat als Zweck oder die Wirtschaftarbeit als Mittel vom Standpunkte der Allgemeinheit aus unbefriedigend geworden sind. Wer auf seinem Grund und Boden aus Unfähigkeit, Egoismus oder Nachlässigkeit statt eines rationellen Erträgnisses von anderthalb Tonnen nur eine Tonne Getreide herauswirthschaftet, beraubt seine Mitbürger eines Theiles der für alle gegebenen Nutzungfähigkeit des Landes und ist seines Rechtstitels am Eigenthum naturrechtlich verlustig. Von Sismondi bis auf Schaeffle, von John Stuart Mill bis auf Gladstone, von Bonnemère bis auf Loria begegnen wir deshalb dem stetig wiederkehrenden Rufe nach Bodenreform und Wiederherstellung der Interessenharmonie zwischen den Ansprüchen der Allgemeinheit und denen des Privateigenthumes. Kein Volk kann, ohne Schaden an den Grundlagen seiner nationalen Existenz zu nehmen, die Landwirthschaft der willkürlichen Industrialisirung überlassen; und was schon für die Privaten gilt, Das gilt natürlich vom ethisch-sozialen Standpunkte aus erst recht für den Staat, die Gemeinden und die sonstigen weltlichen und geistlichen Korporationen als Landeigenthümer.

In unserem Parlament hat Antonio Rinaldi**) vor Allem auf das Gemeinland in diesem weitesten Sinne — er schätzt es an Werth auf mehrere Milliarden — hingewiesen, um hier den Hebel zu einer umfassenden Agrarreform anzusetzen. Er verwirft die Ansiedelung von kleinen Kolonisten mit Eigenthumsrecht, die sich in Italien bisher eben so wenig bewährt hat wie anderswo, ferner auch die Bewirthschaftung in Kollektiveigenthum mit unbeschränktem Verfügungrecht und schlägt an Stelle jedes neuen Eigenthumes bloßen Nießbrauch vor. Er beruft sich mit Recht darauf, daß im Neapolitanischen, in Sizilien, Sardinien und Piemont überall neu angesetzte Kleinbauern ihre Landpartikeln bald wieder an die Großgrundbesitzer losgeschlagen haben und das Elend, das man beseitigt glaubte, sofort wieder seinen Einzug gehalten hat. Nicht auf den Eigenthumstitel kommt es an, sondern darauf, den Landmann in seiner Existenz mit dem von ihm bebauten Boden fest zu verknüpfen und ihn an Meliorationen für sich und seine Nachkommenschaft zu interessiren. In diesem Sinne hat die parlamentarische Kommission unter dem Vorsitz Rinaldis ein Normativsystem ausgearbeitet, das lokal gebildete Personengemeinschaften (universitates personarum)

*) S. Mortara, I doveri della proprieta fondiaria e la questione sociale, Milano, Brigola 1888.

**) S. Proposto di legge d'iniziativa parl. Rinaldi et altri Atti parl. Leg. XX 1ª Sess. 1897.

der einer Unterstützung Bedürftigen und gleichfalls lokale aus dem Gemeinland gebildete Sachgemeinschaften (universitates rerum) einander gegenüberstellt. Und es ist höchste Zeit, daß Etwas geschieht, um dem Volksruin, der fortschreitenden Auflösung des bäuerlichen Kleinbesitzes und der Auswanderung ein Ziel zu setzen. In sieben Jahren waren über 20000 bäuerliche Familien gezwungen, ihre Scholle zu verlassen; an Stelle eines Zehntels sind im Subhastationwege neue Erwerber getreten, in neun Zehnteln der Fälle ist das Land an den Staat gefallen, der es unbebaut liegen läßt. Der Wucher und die kleinen Banken, die wahrhaft zum Hohn Volksbanken heißen, sind dabei ursächlich stark betheiligt; in zehn Jahren ist die Auswanderung bis auf beinahe zweiundeinhalb Millionen Köpfe gestiegen und über den Zusammenhang der Zahlen kann kein Zweifel sein. Aehnlich wie Rinaldi schlägt auch Pantano die Bildung eines Nationalfonds für die innere Kolonisation vor, der zunächst mit allem Gemeinland dotirt und thunlichst durch Privatlegate vergrößert werden soll. Man fängt eben an, den Hauptsitz des Uebels zu erkennen: hier ist die wahre Italia irredenta, die soziale Krankheit, aus der die meisten anderen Leiden entspringen; hier ist aber auch die Möglichkeit, durch frische Blutzufuhr die soziale Gesundheit wiederherzustellen und das in der politischen Malaria eingebüßte Vertrauen zurückzugewinnen.

Die parlamentarische Kommission schlägt im Einzelnen vor: In jeder Provinzialhauptstadt wird ein Regirungskommissar mit einem gerichtlichen und einem Verwaltung-Kanzleibeamten bestellt; der Kommissar ernennt für jede Gemeinde einen Unterkommissar und versieht sich, so weit es erforderlich ist, mit einem technischen Beirath. Innerhalb sechs Monaten nach der Publikation des Gesetzes übergeben die Präfekten den Regirungskommissaren Grundstückstabellen nach dem Kataster, die Unterkommissare sondern die in Betracht kommenden ländlichen Grundstücke je nach der Eigenthumskategorie (Staat, Gemeinde, sonstige öffentliche Korporationen) und entscheiden streitige Besitzfragen meritorisch, während sie Eigenthumszweifel den Gerichten überweisen. Mit Hilfe der Gemeindevorstände stellen sie dann Listen der einer Unterstützung Bedürftigen auf, wobei als Grenze nach oben ein Einkommen von 200 Lire aus Kapitalvermögen für die Familie unter Mitberücksichtigung der im Familienhaushalt lebenden selbständigen und volljährigen Angehörigen angenommen wird. Nähere Bestimmungen regeln den Grad der Bedürftigkeit, die Gemeindezugehörigkeit und die gesetzliche Vertretung Minderjähriger. Auf solchen Grundlagen sollen die Landzuweisungen in dieser Reihenfolge vor sich gehen: erstens aus Gemeindenutzungen, zweitens aus sonstigem Gemeindeeigenthum, drittens aus milden Stiftungen und Kirchengut, viertens aus Eigenthum des Fiskus und sonstiger öffentlichen Korporationen. Wo einzelne Eigenthümer in der Gemeinde ihr Land einwerfen wollen, um sich selbst an der neuen Form der Benutzung zu betheiligen, soll solches Land allem anderen vorgehen. Im Uebrigen entscheidet innerhalb jeder Gruppe Bonität und geringere Entfernung von den Wohnplätzen. Stellt sich Ueberschuß an Land heraus, so treten besondere Normen für die Veräußerung oder die Abgabe an andere Agrargemeinschaften in Kraft; wenn der Raum reicht, werden daraus so viele Landkomplexe, wie Agrargemeinden zu schaffen sind, gebildet, wenn er unzureichend ist, werden zunächst nur die Bedürftigsten berücksichtigt, unter Bevorzugung der Familien mit den meisten Söhnen, der bäuerlichen Familien, Solcher, die der Militärpflicht genügt haben, und

ceteris paribus unter Entscheidung durch das Loos. Für jede Agrargemeinde stellt der Sachverständige Grundsteuerwerth und Pachtzins auf der Grundlage eines zehnjährigen Durchschnittserträgnisses im Ganzen fest und bildet die einzelnen Ueberweisungquoten nach einem Grundsteuerreinertrage von 200 Lire. Ein entsprechender Theil des Ganzen wird zur Bildung eines Betriebsfonds verkauft und je nach der Höhe des Erlöses eine Legalhypothek auf die Quoten gelegt, eben so werden Grundsteuern und Pacht auf die Quoten repartirt. Der Quotist wird, wie schon gesagt, nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer, ist jedoch unabsetzbar außer in den gesetzlich vorgeschriebenen Fällen. Er ist verpflichtet, seine Quote persönlich zu bewirthschaften oder sich in der Bewirthschaftung durch eine geeignete Person vertreten zu lassen; die Entsetzung erfolgt durch Beschluß eines Ueberwachungrathes und tritt qua lege bei gerichtlicher Verurtheilung wegen Arbeitscheu und Landstreichens ein, Afterverpachtung ist an die Genehmigung des Ueberwachungrathes gebunden. Krankheit und Militärdienst dispensiren von der Bewirthschaftung, die inzwischen auf einen Stellvertreter oder den Ueberwachungrath übergeht. Im Falle der Auswanderung findet vorzugsweise eine Reintegration des Quotisten innerhalb Jahresfrist statt. Volljährige und selbständige Söhne succediren in die Rechte des Vaters auf Grund von Erbfolge, Entsetzung und Verzicht, eventuell succedirt die weitere Deszendenz. Für eine Mehrzahl von Söhnen und für die Fälle, wo nur minderjährige Söhne oder weibliche Familienangehörige vorhanden sind, gelten besondere Normen. Die endgiltige Organisation der Agrargemeinde erfolgt durch ein Statut, das sich die Quotisten unter der Kontrole und Genehmigung des Regirungskommissares geben. Sämmtliche Akte erfolgen gebühren- und stempelfrei. Ferner finden sich Bestimmungen über den Instanzenzug, das Verwaltungverfahren, Einrichtung landwirthschaftlicher Lehrstühle, Getreideleihanstalten, Darlehnskassen, fiskalische und andere Belastungen u. s. w. Den Agrargemeinden gliedert der Entwurf Agrarkolonien unter gleichen Grundnormen an, um, wo nach Bildung der Agrargemeinden noch überschüssiges Land, das nicht Gemeindeeigenthum ist, vorhanden ist, die Kolonisation von Arbeitlosen zu bewerkstelligen. Endlich wird, um die Latifundienbesitzer möglichst mit dem neuen Zustand der Dinge zu versöhnen, auch die fakultative Einrichtung von Agrargemeinden auf einem Gute oder mehreren vereinigten Gütern gegen einen nicht ablösbaren Pachtzins vorgesehen. Gewisse Meliorationen sollen gesetzlich erzwingbar sein; der Präfekt darf, falls der Eigenthümer einer solchen Auflage der speziell bestellten Regirungbehörde nicht nachkommt, zum Zweck der Ausführung Jedermann, der entsprechende Garantien bietet, besonders aber Kooperativgenossenschaften, an Stelle des Eigenthümers gegen einen Pachtzins von drei Prozent des Grundwerthes einsetzen. Die Ertragsverbesserungen sind zwanzig Jahre hindurch steuerfrei.

Das sind die Grundlinien dieses wichtigen Gesetzentwurfes, der den verlorenen gesunden Zusammenhang zwischen der privaten Bodenwirthschaft und den allgemeinen Interessen wiederherstellen will. Gelingt es uns, das Ziel zu erreichen, so werden wir das praktische Christenthum besser als die Kirche und den wahren Sozialismus besser als die Sozialdemokratie gefördert haben.

Mailand. Dr. Augusto Setti.

Selbstanzeigen.

Geschichte der französischen Literatur im siebenzehnten Jahrhundert von Ferdinand Lotheißen. Mit einer Biographie des Verfassers (vom Dr. Moritz Necker). Zweite Auflage in zwei Bänden. Wien 1897. Verlag von Karl Gerolds Sohn.

Vor bald zwanzig Jahre wurde der erste Halbband dieses Werkes ausgegeben; daß jetzt eine neue Aufgabe möglich, ja nöthig wurde, erscheint mir allein als das beredteste Urtheil darüber. Im Allgemeinen pflegen Literaturgeschichten kein langes Dasein zu fristen. Die Coulissen der Geschichte verschieben sich beständig; Archive und Bibliotheken werfen neue, unbekannte Stoffmassen aus; von jeder neuen Phase der Kunst aus betrachtet man die Vergangenheit der Kunst mit anderen Augen. Und doch giebts auch hier einen Schutz gegen das Veralten der Werke: er liegt in der Persönlichkeit der Autoren. Die Doktrinäre Gervinus und Julian Schmidt veralteten schnell; Hettners künstlerische Natur schützt sein Werk auf lange hinaus, auch wenn die Zeit noch so viele Wandlungen durchgemacht haben wird. Von der selben Art war Ferdinand Lotheißen, dessen Werk man schon früher an die Seite der Literaturgeschichte Hettners stellte.

Mit seiner Bildung wurzelte Lotheißen, wie ich in seiner Biographie erzähle, im klassischen Alterthum; er war ein Schüler Böckhs, Hermanns, Waagens, Haupts. Bis ungefähr zu seinem dreißigsten Lebensjahre hatte er sich mit Vorliebe in die englische Literatur und Geschichte vertieft. Er war ein fertiger, im politischen Kampfe gereifter Mann, als er an die französische Literatur herantrat. Das wurde für seine ganze Auffassung des Gegenstandes von großer Bedeutung. Er konnte unmöglich sein Deutschthum vergessen, als er sich dem Studium der Franzosen hingab. Er konnte sein starkes Nationalgefühl, das ihn 1862 mit dem hessischen Ministerium in Konflikt brachte und ihn zum Aufgeben des Lehramtes in Büdingen zwang, nicht verleugnen, — und Das war gerade gut, denn es wurde ihm zur Quelle des Besten, was er leistete. Er schrieb als ein ganzer Deutscher die Geschichte der französischen Literatur, als ein Deutscher, der gleich weit davon entfernt ist, die Franzosen gering zu schätzen, wie davon, sie bedingunglos zu verherrlichen. Und dieser seiner Persönlichkeit ganz eigenthümliche Standpunkt — zu dem er nicht weniger durch sein Leben als durch sein Studium kam — war es, der Lotheißen die Anerkenung dies- und jenseits des Rheines, eines Hillebrand und eines Cherbuliez, sicherte. Aus seinem Werk erfährt man nicht nur, was französische, sondern auch, was deutsche Art ist. Bemerkenswerth ist auch die Kunst, mit der Lotheißen den zwei Forderungen aller Geschichtschreibung Genüge leistete. Die eine will den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, des Dichters mit seiner Zeit, betont haben; die andere legt den Nachdruck auf die Bedeutung der Individualität. Lotheißen steht dem universalistischen Standpunkt näher. Er betrachtet die Werke und Meister stets in der Abhängigkeit von ihrer Zeit. Aber gegen Taines Milieu-Theorie hat er doch Front gemacht; da machte sich sein deutscher Individualismus geltend, der es nicht zugeben kann, daß

man den Genius gleichsam köpft, nur damit nicht die Theorie des Geschichtschreibers gestört werde. Lotheißens Darstellung zerfällt in eine Reihe innerlich eng zusammenhängender Essays und ist am Glänzendsten dort, wo der Erzähler die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse, nicht nur die Dichter, sondern auch das Publikum, schildert, denn dieses gehört, nach seiner Meinung, eben so in die Literaturgeschichte wie die Werke selbst, die ihm dargeboten wurden.

Das siebenzehnte Jahrhundert in Frankreich erscheint Lotheißen als der nothwendige und zum Theil auch heilsame Rückschlag gegen die Verwilderung des vorhergehenden. Dieses hatte sich in endlosen Religionkriegen zerfleischt und keinen sehnlicheren Wunsch hinterlassen als den, daß endlich Ruhe, Sicherheit und Ordnung ins öffentliche Leben kommen mögen. Darum konnte das absolutistische Königthum, das diese Ordnung verhieß, erstarken und mächtig werden. Der Geist der Ordnung wurde führend in Kunst und Literatur. Die schöne Form, das edle Maß stiegen in der allgemeinen Schätzung. Diesen Prozeß schildert Lotheißen nicht nur, wie er sich in der Literatur, sondern auch in der allgemeinen Bildung darstellte, aber er unterläßt es nicht, stets in Erinnerung zu bringen, daß das glänzende Königthum für das Volk gar wenig that. Während Versailles und Paris im Glanze erstrahlten, verarmten die Provinzen, verfiel die Verwaltung, saugten die Steuerpächter die Bevölkerung aus, bildeten sich Räuberbanden in undurchdringlichen Wäldern, — das Genie für die wirthschaftliche Ordnung war noch nicht erstanden.

Auf diesen Grundton ist Lotheißens Schilderung des goldenen Zeitalters der französischen Literatur gestimmt; man spürt schon Etwas von der ganz modernen „materialistischen" Geschichtschreibung darin. Bei Lotheißen war es aber zunächst das lebendige Gefühl für die Leiden der Menschheit, das ihn davon abhielt, einzig und allein in der ästhetischen Betrachtung aufzugehen, sich mit der Analyse der klassischen Werke Corneilles, Racines, Molières u. s. w. zu begnügen. So wuchs er hoch über die traditionellen Grenzen der Philologie hinaus. Einer seiner schönsten und ergreifendsten Essays ist ja auch der in der Sammlung seiner nachgelassenen Schriften gedruckte Aufsatz: „Galeeren und Galeerensklaven". Seine persönlichen Sympathien neigten sich Molière zu, dessen „Misanthrope" ihm die liebste Dichtung war, nicht, weil sie, wie man oft falsch behauptet hat, Menschenhaß, sondern, weil sie Menschenliebe predigt. Und wenn Lotheißen am Schluß seines Werkes dem Strafgericht zustimmt, das Saint-Simon mit taciteischer Schärfe über das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten hielt, so fühlt man, daß diese Zustimmung die nothwendige Konsequenz der ganzen Darstellung ist.

In der Biographie, die ich der von mir besorgten neuen Ausgabe des Werkes mitgab, war ich bestrebt, die Entstehung dieser Persönlichkeit des Geschichtschreibers auf Grundlage seiner Tagebücher, Briefe u. s. w. zu erzählen.

Wien. Dr. Moritz Necker.

Von zwei Erlösern. Roman aus der letzten Zeit der römischen Republik. Verlag der Romanwelt, Berlin.

Keinen „historischen Roman" wollte ich schreiben. Ich flüchtete nicht vor der Gegenwart, um meine Dichtung im Dämmer versunkener Zeiten träumen

zu lassen. Ich schlug vielmehr ein Kapitel der Geschichte auf, das unserer Epoche in Stimmungen, sozialen Wirrnissen, Sehnsucht und Hoffnung auf ein Haar gleicht. Der Jugend bringe ich mein Werk, an ihr besonders ist mir gelegen, an die frischen, reinen, heißen Herzen wende ich mich, an sie, die uns stündlich tröstend zeigen, daß das Ideal noch lebt. Hat auch der Zweifel uns durchkältet, hat eine sonderbare Scheu, Bewegtheit des Gemüthes zu zeigen, uns zu kühl lächelnden Spöttern gestempelt: noch sind wir Menschen, denen Etwas leuchtet hoch über dem Staube der Alltäglichkeit, Wesen, die Größe beben macht. Unser Bestes lebt noch, also wird die Gattung nicht verloren sein.

Hans Land.

Die Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Moralhistorische Studien. Jena, Hermann Costenoble.

An Spekulationen über das Wesen der Moral ist kein Mangel. Von den Theologen ganz zu schweigen, hat jeder Philosoph der Ethik eine besondere Begründung gegeben, wie sie am Besten mit dem eigenen System harmonirt. Und wie viele Theorien über den Ursprung der Moral sind nicht ausgedacht worden! Die neueste Zeit, die das Bedürfniß nach einer objektiven Erkenntniß aller Dinge empfindet, hat sogar eine Moralstatistik geschaffen, freilich ohne damit über einige recht dürftige Beziehungen hinauszukommen. Aber noch nie hat man es unternommen, die Geschichte der thatsächlichen moralischen Zustände der verschiedenen Zeiten und Völker, die sittlichen Phänomene in ihrem Zusammenhang mit der übrigen Kulturentwickelung, zu erforschen. Ein Versuch, dieses bisher gänzlich brachliegende Gebiet anzubauen, möchte mein Buch sein. Es ist gedacht als der Anfang einer Reihe moralhistorischer Monographien, die zusammen nur Vorarbeiten und die Materialsammlung zu einer pragmatischen Entwickelungsgeschichte der sittlichen Erscheinungen sein sollen.

Unter öffentlicher Sittlichkeit verstehe ich die Summe aller derjenigen Sitten und Einrichtungen einer Zeit, in denen Beziehungen zum sexuellen Leben enthalten sind, mit anderen Worten: den Inbegriff aller thatsächlich anerkannten und geübten gesellschaftlichen Normen, in denen sich das sexuelle Leben der Einzelnen bewegen darf. Die Regelung der Sexualität innerhalb der Oeffentlichkeit ist unbestreitbar einer der auffälligsten Faktoren der sittlichen Entwickelung überhaupt. Gerade die Verschiedenheit der ethischen Anschauungen in dieser Hinsicht läßt uns die Vergangenheit in so hohem Maße fremdartig erscheinen.

Wie nach meiner Meinung die Geschichte der wirklichen Moral zunächst in die der einzelnen ethischen Normen aufgelöst werden muß, so ist auch in der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung der einzelnen Norm die analytische Methode anzuwenden, d. h. die eine Norm konstituirenden Sitten und Einrichtungen müssen in ihrem Entstehen und Vergehen gesondert verfolgt werden. Und weiter ist noch ein Merkmal nöthig, um Handlungen des Individuums als solche zu werthen und nicht Aeußerungen des Einzelbewußtseins mit solchen des moralischen Gesammtwillens zu verwechseln. Beiden Anforderungen glaube ich in meinem Buch nachgekommen zu sein. Das wesentliche Resultat meiner Untersuchungen

läßt sich dahin zusammenfassen, daß, ganz entsprechend dem demokratischen Charakter der bürgerlichen Gesellschaft, die öffentliche Sittlichkeit nicht ein planvolles Ganze mit einem großen Ziel, sondern ein Nebeneinander völlig zusammenhangloser Sitten und Einrichtungen ist, die der Strom der wirthschaftlichen Entwickelung sinnlos entstehen und vergehen läßt. Ein ethischer Wille scheint in keiner Weise wirksam. So hat das Badewesen des Mittelalters seinen Untergang durch die Vertheuerung des Holzes gefunden, die gleichzeitige Prostitution durch das Auftreten der Syphilis; die obszönen Stammbücher des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts sind durch die Silhouette und das Photographiealbum verdrängt worden, die Schuldramen durch die Berufsschauspieler, die Normen des deutschen durch die Rezeption des römischen Rechtes u. s. w. Und erhöht wird die Beweiskraft dieser Zusammenhänge noch durch die Thatsache, daß die anstößigen Sitten, die nie der Einwirkung einer sozialen Kraft unterlagen, bis auf die Gegenwart sich erhalten haben.

Auf weitere Fragen, namentlich auf das Verhältniß der ethischen Systeme zur thatsächlichen Moral einer Zeit, bin ich mit voller Absicht nicht eingegangen, obwohl ich nicht um eine Antwort verlegen wäre.

Leipzig. Wilhelm Rudeck.

Sonnenblumen. Verlag von Karl Henckell & Co., Zürich und Leipzig. Preis des Blattes: 10 Pfennige.

„Sonnenblumen" nannte ich einzelne vierseitige Blätter aus Halbkarton, bedruckt mit ein paar bezeichnenden Gedichten je eines deutschen oder ausländischen Dichters und bestimmt, den Sinn für echte und gediegene Lyrik in anregender Weise zu pflegen. Ich brauche nicht zu sagen, daß es mir besondere Freude macht, bei dieser Gelegenheit den durch süßliche und wässerige Sammlungen vielfach verdorbenen Geschmack an der Kunst des Liedes und Gedichtes in der Richtung einer reiferen Naturempfindung nach Kräften zu heben. Da ich weder den Backfisch noch die Konfirmandin, wenigstens in ihrer durchschnittlichen Geistesbildung, zu Sonnenblumengärtnerinnen bestellt habe, so bin ich in der Lage, die Muse nicht in usum der ästhetisch Unmündigen verzimperlichen zu müssen. Jedes Dichterblatt ziert auf der ersten Seite das Portrait des Dichters in Medaillonformat und am Schluß eine sinnvolle Vignette von Fidus.

Bis jetzt sind ungefähr fünfzig lyrische Flugblätter erschienen, die auch in zwei Mappen zu je vierundzwanzig Blättern gesammelt vorliegen. Meine Idee war, diese Art Veröffentlichung von Fliegenden Blättern der Lyrik mehrere Jahre hindurch fortzusetzen, — eine persönliche Liebhaberei, die aber, wie es scheint, auf engere wie weitere Kreise schon heute anregend gewirkt hat.

Zürich. Karl Henckell.

Die Börse ohne Geld.

An der Börse passirt jetzt zwar Allerlei, aber die Geschäftslust ist gering. Dem Auge des Provinzialen scheint natürlich der berliner Effektenverkehr immer noch groß; an die frühere spekulative Thätigkeit darf man aber gar nicht denken. Wo sind z. B. die Riesenumsätze in russischen Noten geblieben? Herr Witte blies, — und das Heer der Spekulanten stand müssig und waffenlos da. Und die vieljährigen Transaktionen in Egyptern, in vierprozentigen Ungarn, in Italienern: heute, wo alle diese Renten klassirt sind, giebt es höchstens noch Tauschoperationen.

Die Börsenlage stimmt die Spekulanten nicht gerade zur Baisse; die Hausse findet aber keine rechte Unterstützung. Das wittern die „Seher" und arbeiten nach unten. Deshalb werden z. B. kleine Preisherabsetzungen der breslauer Großhändler gleich als ein ungünstiges Zeichen für den ganzen Eisenmarkt ausgelegt und keine sachliche Erwägung kann schließlich den Börsenleuten verbieten, in den Kursen ihre eigene Meinung auszudrücken. Man braucht aber noch nicht allzu stark zu fixen, wenn es sicher ist, daß Verkäufe nicht durch Käufe aufgehalten werden. Der Aufwand ist klein, die Wirkung dagegen verhältnißmäßig groß. Und dabei werden die eigentlich ungünstigen Momente gar nicht beachtet. So ist nicht recht klar, weshalb Diskontokommandit, weil die Rimesse aus Venezuela ausblieb, noch einmal fallen mußten, obwohl die Zahlungstockung schon vor drei Wochen von dort depeschirt worden war. Weit wichtiger wäre es, die Gesammtsituation Venezuelas gründlich zu prüfen; dann würde man vielleicht merken, daß dieses Land gar nicht reich ist. Eben so steht es mit den brasilianischen Geschäften; nicht der Stillstand der Verhandlungen ist da zu bedauern, sondern die geringe Aussicht der zu verpachtenden Centralbahn. Schlimm ist auch, daß gerade in der Provinz, die den Haupttheil des Gummis liefert, in Para, völlige Anarchie herrscht. Solchen Erwägungen ist unsere Spekulation aber unzugänglich; lieber läßt man sich von leeren Gerüchten über Kapitalserhöhungen oder Fusionen verstimmen, als daß man ruhig den ernsteren Meldungen nachdenkt. Mehr als acht Tage nahm die Börse nicht von einer Depesche des gewiß nicht deutschfeindlichen Daily Telegraph Notiz, wonach der Deutsche Kaiser in Ungarn mit Franz Joseph eine Kundgebung verabredet habe, die sich gegen die Uebergriffe Amerikas in der kubanischen Angelegenheit richten werde. In der politischen Presse, in den Finanzblättern und offiziösen Waschzetteln las man über diese merkwürdige Depesche lange kein Wort; und doch hätte es Deutschlands Ansehen nicht geschadet, wenn sofort von der Wilhelmstraße aus ein kräftiges Dementi erfolgt und erklärt worden wäre, daß uns Kuba nicht im Geringsten bekümmere, daß wir es satt hätten, unsere Einmischungen an den verschiedensten Punkten der Händlerwelt mit Undank belohnt zu sehen, und daß die Amerikaner gefälligst weiter von uns kaufen und nicht das Beispiel befolgen sollten, das die Engländer nach dem kaiserlichen Telegramm an Ohm Paul gaben. Wenn der Daily Telegraph wirklich Wahres gemeldet hätte, dann hätten die deutschen Kaufleute und Industriellen noch rechtzeitig von einer Absicht erfahren, die sie mit ihren besten überseeischen Kunden entzweien könnte.

Einstweilen stockt unser Waarenverkehr nach drüben, weil, wie ich von Exporteuren höre, noch vor dem Beginn der Herrschaft des Dingley-Tarifes in Deutsch

land sehr große Einkäufe gemacht worden waren, neue Aufträge vorläufig also nicht nöthig sind. Die gesteigerte Kaufkraft der Farmer kommt zunächst der amerikanischen Waarenspekulation zu Gute. Welche Summen drüben einfließen, sieht man schon aus dem Umstande, daß in Denver, wo ein Zinssatz von 10 Prozent Tageserscheinung ist, jetzt zu nur 5 Prozent ausgeliehen wird. Amerikanische Eisenbahnaktien sind zum Theil seit einem Vierteljahr um 200 und 300 Prozent gestiegen und die eingetretene Pause braucht uns nicht mißtrauisch zu machen. Sehr beträchtliche Baumwolleinkäufe stehen noch aus, weil Europa sich durch die großen Ziffern der Produktion vorläufig noch zur Zurückhaltung stimmen läßt. Herr Mac Kinley wird kaum Lust haben, diesen Aufschwung seines Landes, dessen Defizit ihm beständige Budgetschmerzen verursacht, durch einen Krieg gegen Spanien zu unterbrechen; und da Herr Sagasta, wie er behauptet, den Frieden mit Kuba will, so bleibt der Welt diesmal vielleicht noch ein Krieg und eine feierliche, gut gemeinte, aber gefährliche Kundgebung Deutschlands glücklich erspart.

Die wichtigste Börsenerwägung betrifft unsere Geldknappheit und hängt zur Hälfte auch mit Amerika zusammen. Die andere Ursache, die wachsenden Bedürfnisse unserer Industrie, wird viel zu wenig beachtet. Gerade in der letzten Septemberwoche sind da aber überraschende Dispositionen getroffen worden, die zunächst in unseren Konsols fühlbar wurden. Die Werke und Fabriken nämlich, die große Summen brauchten, erinnerten sich, daß sie als vorübergehende Anlagen Staatspapiere erworben hatten — Diskonten warfen bei 3 Prozent Bankfatz zu wenig ab —, und machten sich durch Verkaufen Geld. Das Publikum ist so rasch, wie man es braucht, niemals zur Stelle, besonders jetzt nicht, wo die reellen Käufe in fest verzinslichen Papieren so auffallend zurückgegangen sind. Zunächst nahmen also die Bankfirmen jener Industrieunternehmungen die Konsols ab; Banken müssen aber, als Händler mit Geld, erst recht flüssig sein: deshalb lombardirten sie die Konsols bei der Reichsbank. Dann kamen die ganz kurzen Wechsel, die als Inkasso gar nicht zurückgewiesen werden können, und endlich müssen auch „Finanzwechsel" (von einer Bank auf die andere gezogen) präsentirt worden sein. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß diese Diskonten, an die sich stets ein besonderer Haß geknüpft hat, weniger als noch vier Wochen zu laufen hatten; sicher scheint aber, daß die Banken die gewünschten Millionen nur für Handel und Gewerbe gebraucht haben. Nur so könnte man auch verstehen, daß allererste Institute sich einer Ablehnung bei der Reichsbank ausgesetzt haben sollen, — wenn die Meldung über den Fall Mendelssohn nicht nur zum Zweck eines Kursdruckes erfunden war.

Wodurch wird die Geldverlegenheit bewirkt? Wir brauchen zwar für unsere Brotversorgung, zu Betriebserweiterungen und für andere Dinge jetzt ganz ungewöhnliche Summen, doch schien es möglich, uns dabei selbst zu genügen, trotzdem auf unseren mächtigsten Diskonteur, Rothschild in Frankfurt, in knappen Zeiten von vorn herein zu verzichten ist, da ihn ein höheres Pflichtgefühl nicht direkt treibt und er in manchen maßgebenden Kreisen die allerfreundlichste Theilnahme findet. Statt des Deutschen pflegte aber sonst ein Franzose auf dem Platz zu sein: Paris mit seinem riesigen, durch keinen Industrieaufschwung getrübten Geldüberfluß trat sonst in Berlin als ein höchst wichtiger Käufer von Diskonten auf, — und hier ist, wie ich glaube, jetzt der wunde Punkt. Wenn man den Septemberausweis der Bank von Frankreich betrachtet, sieht man, daß dort die Wechsel um

nicht weniger als 223 Millionen angeschwollen waren. Das sind um 72 Millionen mehr als im Jahre 1896 und gar um 114 Millionen mehr als 1895. Höchst wahrscheinlich handelt es sich dabei um Getreidebezüge, die jetzt zur Bezahlung kommen. Während nun die Amerikaner in England und in gewissem Umfange auch in Deutschland ihre Eisenbahnbonds aufkaufen können, fehlt dieser Markt in Frankreich und damit fehlt auch ein stärkerer Ausgleich. Die Franzosen müssen also ihr Weizendefizit, da sie es in der Union und nicht in Rußland zu decken haben, diesmal baar bezahlen: daher das plötzliche Versiegen dieser Geldquelle, auf die unsere Banken sonst rechnen konnten. Als letzte, aber auch sichere Zuflucht bleibt nur London. Das ist ein Centrum, das seinen Ueberschuß an amerikanischen Anlagen, wie ich schon sagte, abgeben konnte, das als die große Cisterne für viele Einzahlungen, für ostasiatische Anleihen, für amerikanische Shares und für Minenaktien gilt und das daher tägliches Geld ungleich billiger und reichlicher als etwa die preußische Seehandlung bieten kann. Wie nützlich eine solche Stellung ist, sehen wir jetzt wieder, wo eine stattliche Anzahl von Goldbergwerken in Transvaal Dividenden giebt, die zunächst wieder nach London gehen; von dort aus strömt dann der Segen weiter, — an französische Coupletsängerinnen, an einen Gasthofsportier in Stuttgart oder an den Bankmann, der den neuen Profit vergnügt zu dem Uebrigen legt.

Die Geldknappheit wird einer größere Bewegung an den deutschen Börsen noch hinderlich bleiben und den Pessimismus fördern. Auch fehlt Wien, das sonst fortwährend zur Hausse zu läuten, es dann aber den berliner Banken zu überlassen pflegt, wie sie sich mit den neuen großen Engagements ihrer etwas unternehmenden Kunden abfinden wollen. Am Schottenring muß die mittlere Schicht der Spekulanten ganz verarmt sein; Das merkt man schon an den Reportsätzen. Wie hatte man z. B. mit den „guten" Käufen in Alpine-Montan-Aktien geprahlt, — und nun diktiren die Geldgeber den Schiebungen acht und neun Prozent Zinsen. In Budapest dagegen blüht die Spekulation, nur scheint sie noch mit der Wuth des Unerfahrenen vorzugehen, was sich so gegen Ultimo dann zu zeigen pflegt. Für die österreichische Hauptstadt, die jetzt ganz neue Schichten in jene Regionen emporgehoben sieht, wo man Verdienen groß schreibt, wäre ein scharfer Beobachter sehr am Platze, denn heute hängen wichtige Theile unserer Großindustrie von den persönlichen Verhältnissen in den Großstädten ab Auch bei uns werden die Kommunalverwaltungen nicht aufmerksam genug beobachtet. Die da schimpfen, wissen nichts und die da wissen, haben keine Lust, in Wespennester zu greifen. Schließlich werden die unterliegenden Unternehmer selbst die Kontrole ausüben.

Unserer Industrie geht es vortrefflich. Mit Ausnahme des Druckereigewerbes, dessen Aufnahmefähigkeit für Arbeiterpersonal nur noch gering sein soll, sind wohl in fast allen Zweigen gewandte Leute mit Fachkenntnissen sehr gesucht. Monteure für elektrische Unternehmungen sind einfach nicht zu haben, Chemiker, Former, Installateure für Gas- und Wasseranlagen, selbst Dachdecker, Schlosser, Dreher werden lebhaft verlangt und hoch bezahlt. An Meldungen fehlt es freilich nicht; oft aber zeigt es sich, daß die Leute, die sich bei der Meldung aller möglichen Fertigkeiten gerühmt hatten, fast gar nichts können, weil sie die wichtige Schule der Handarbeit nicht nach alter, guter Sitte durchgemacht haben. Pluto.

Notizbuch.

Die Betrachtungen, die im vorigen Heft an die umjubelte pester Tischrede des Deutschen Kaisers geknüpft wurden, sind nicht echolos verhallt. Man hat sich in Deutschland wieder der Thatsache erinnert, daß die Magyaren, die der Kaiser für ein großes Kulturvolk zu halten scheint, nur sieben Millionen Köpfe zählen, den geistigen und sittlichen Besitz der Menschheit nie auch nur um das Mindeste gemehrt und ihre Machtstellung nur errungen haben, weil sie die anderen Nationen in den Ländern der ungarischen Krone, die Deutschen, Slaven, Rumänen, skrupellos ausbeuteten und niedertraten. Seit Jahren werden im Stephansreich besonders die Deutschen, wie zahlreiche unbefangene Beobachter uns melden mußten, von den „ritterlichen" Söhnen Arpads mit leidenschaftlichem Haß verfolgt, das schmähliche Spottlied „Der Deutsche ist ein Hundsfott" wird noch immer durch alle Gassen geheult und harmlose deutsche Schauspieler, Mitglieder des wiener Hofburgtheaters, mußten erst neulich vor der magyarischen Pöbelwuth aus Budapest flüchten. Unter diesen Umständen können wir der Aufforderung des Kaisers, mit Sympathie oder gar mit Bewunderung auf die in Ungarn herrschende Klasse zu blicken, leider nicht folgen, — um so weniger, als die schlimmsten Gefahren, die dem deutschen Stamm in der Ostmark des alten Reiches gerade jetzt drohen, nur durch den Uebermuth der Magyaren heraufbeschworen worden sind. Wenn die Ungarn bereit wären, den ihrer finanziellen Kraft und dem Maß der ihnen gewährten Leistungen entsprechenden Theil zum gemeinsamen Budget der österreichisch-ungarischen Monarchie beizutragen, dann wäre Graf Badeni nicht zu dem oft bejammerten Bündniß mit den Czechen gezwungen worden. Die Bewohner des durch den blühendsten Mädchenhandel, die schmutzigste Bordellwirthschaft, die schamloseste politische Korruption und die härteste Bedrückung des Proletariates ausgezeichneten Landes wollen aber für sich alle Vortheile erraffen und Cisleithanien alle Lasten aufbürden, — und deshalb wurde die österreichische Regirung, um sich für den Ausgleich eine Mehrheit zu sichern, genöthigt, den czechischen Ansprüchen beträchtliche Konzessionen zu machen. Man kann nicht gegen die Czechisirung wüthen und wohlwollend zugleich auf die Magyarisirung blicken; daß ein der großen Slavenfamilie angehöriges Volk, dem auf vielen Gebieten starke Talente erwachsen sind, nach Selbständigkeit strebt, wird man sicherlich noch eher begreifen können als die dreiste Anmaßung eines unfruchtbaren Stammes, der in tausend Jahren für die europäische Kultur nicht das Geringste geleistet hat. Franz Grillparzer schrieb einmal: „Wenn die Ungarn den Slaven die magyarische Sprache, wenigstens für die öffentlichen Verhandlungen, aufdringen wollen, so bedienen sie sich vornehmlich zweier Argumente. Das erste ist, daß sie die erobernde Nation seien und daher ein Recht hätten, ihre volle Nationalität auf die Besiegten zu übertragen. Wenn aber die Magyaren in frühester Zeit Ungarn erobert haben, so ist das Selbe in späterer Zeit von den Deutschen geschehen, die das Land den Türken entrissen, und die Deutschen hätten daher das selbe Recht für ihre Sprache geltend zu machen. Das zweite Argument ist, daß die Slaven bei Erlernung der magyarischen Sprache doch nichts verlieren, da sie auch früher die lateinische hätten erlernen müssen; dabei ist nur der kleine Unterschied, daß bei Aneignung der lateinischen Sprache man zugleich einen großen anderen Besitz erwirbt, den der gesammten römischen Literatur nämlich, indeß man mit der magyarischen Sprache nichts erzielt als ein Ausdrucksmittel, das kein Kulturmittel

ist und auch nie eins werden kann. Ohne Zusammenhang mit irgend einem europäischen Idiom und auf ein paar Millionen größtentheils unkultivirter Menschen beschränkt, wird diese Sprache — abgesehen davon, daß in der ungarischen Nation sich nie ein wissenschaftliches oder Kunsttalent bemerkbar gemacht hat — nie ein Publikum haben. Hätte Kant seine Kritik der reinen Vernunft in ungarischer Sprache geschrieben, so hätte er vielleicht drei Exemplare abgesetzt. Ein Ungar, der nichts als Ungarisch kann, ist ungebildet und wird es bleiben, wenn seine Fähigkeiten auch noch so gut wären. Anders dagegen ist es schon mit dem Slaven; er hat für seine Sprache wenigstens eine Aussicht, der Ungar keine." Die selbe Ansicht sprach Grillparzer über die sogenannte magyarische Kultur in dem Epigramm „Ungarische Postulate" aus, das lautet:

Preßfreiheit steht dort oben an,
Wo — unschuldvolles Treiben —
Das halbe Land nicht lesen kann,
Das andere nicht schreiben.

Solche Worte klingen den Herren jenseits der Leitha natürlich nicht angenehm ins Ohr und es war zu erwarten, daß sie auch jetzt die ihre Eitelkeit überraschende Kritik nicht ruhig hinnehmen würden; die Art, wie sie darauf reagiren, ist aber diesmal ganz besonders allerliebst. Im Pester Lloyd, einem von allen Regirungen zu offiziösen Dienstleistungen benutzten liberalen Blatt, über dessen Verhältnisse Herr Victor Adler in der wiener Arbeiterzeitung mitunter anmuthige Details zu erzählen pflegt, wurde am dritten Oktober ein langes Telegramm veröffentlicht, das ein paar Sätze aus dem Artikel „Ungarische Rhapsodien" enthielt — nicht die thatsächlichen Feststellungen, gegen die ja nicht eine Silbe vorzubringen ist, sondern einen kleinen Theil der kritischen Glossen —, und von der ehrenwerthen Redaktion dann mit dem folgenden freundlichen Nachwort versehen: „Unser Reinlichkeitgefühl sträubt sich dagegen, uns durch eine nähere Berührung dieses widerlichen Gemisches von Gemeinheit, Bosheit und Wahnwitz die Hände zu beschmutzen. Kaiser Wilhelm bedarf unserer Vertheidigung nicht und für die ungarische Nation wäre es geradezu eine Beleidigung, wenn wir sie gegen einen bösartigen Narren in Schutz nehmen wollten, der seine Erleuchtung aus dem berüchtigten löherschen Pamphlet ‚Die Magyaren und andere Ungarn' schöpft. Eine Frage können wir jedoch nicht unterdrücken. Es ist in Deutschland längst öffentliches Geheimniß, daß dieser Herr Maximilian Harden — als Entlohnung für Dienste, die nicht öffentlich bekannt sind und das Licht der Oeffentlichkeit auch kaum vertragen dürften — seit Jahren das Gnadenbrot des Fürsten Bismarck ißt. Nun sagt bekanntlich ein deutsches Sprichwort: Wessen Brot ich esse, Dessen Lied ich singe; und deshalb erscheint wohl die Frage berechtigt: ist das Lied, welches Herr Harden heute singt, in Friedrichsruh komponirt worden?" . . . Ganz reizend, nicht wahr? Ich habe diese Sätze mit inniger Herzensfreude gelesen, nicht nur, weil das Wuthgebrüll beweist, daß die Hiebe getroffen haben, sondern, weil es zugleich auch die innersten Regungen in der freien Seele eines ungarischen Journalisten und Kulturträgers entschleiert. Der Mann, der dieses holde Geheul ausstößt, ist wahrscheinlich gewöhnt, aus allen Krippen Futter zu bekommen, und kann sich deshalb gar nicht vorstellen, daß irgendwo irgend ein dummer Kerl lebt, der schreibt, was er selbst denkt, selbst empfindet, selbst für richtig hält. Daß Fürst Bismarck den Vorschlag, mir Artikel zu

inspiriren, im günstigsten Fall mit hellem Hohnlachen aufnehmen und daß ich auch von dem Größten solche Zumuthung ablehnen würde, leuchtet dem Manne nicht ein: er sieht die Leistung — den Ausdruck der Liebe und Bewunderung für den alten Kanzler — und kann sich nach seiner Lebenserfahrung nicht denken, daß die Gegenleistung — in klingenden Markstücken — ausbleibt. Er ist auch nicht etwa, wie ein Naiver glauben könnte, darüber empört, daß ein Publizist seine Ueberzeugung verschachert — Das versteht sich für ihn ganz von selbst —, nein: er fürchtet, daß da Einer die Preise verdirbt, und spricht deshalb verächtlich von „Gnadenbrot". Gnadenbrot: Das bedeutet eine kärgliche Bezahlung; und ein Mensch, der sich für seine Dienste vom Futtermeister schlecht bezahlen läßt, schändet nach pester Moralbegriffen die edle Journalistenzunft. Dem braven Sohn Arpads ist auch der Gedanke unfaßbar, eine Zeitung oder Zeitschrift könne nur auf die öffentlich kontrolirbaren Einnahmen angewiesen sein und der Herausgeber eines Blattes könne von sauber erworbenen Summen leben; da muß, meint er, etwas fürchterlich Geheimnißvolles verborgen sein, — das sogar schon längst öffentliche Geheimniß, daß ich Elender bei Bismarck das Gnadenbrot esse. Warum bin ich nicht zur Jahrtausendfeier nach Budapest gepilgert, wo mir eine „glänzende Aufnahme" verheißen war und wo ich, gegen die Verpflichtung, für Ungarn Reklame zu machen, gewiß herrliche Tage hätte verleben können? Das mußte geahndet werden; und deshalb bin ich ein bösartiger Narr und leiste ein widerliches Gemisch von Gemeinheit, Bosheit und Wahnwitz, mit dem der reinliche Redakteur des pester Lupanarblattes sich nicht besudeln kann. Im Ernst ist über die Sache ja nichts zu sagen. Die Ansichten, die ich vor acht Tagen hier über die Magyaren, ihren Nationalcharakter und ihre Geschichte aussprach, stammen, wie die Leser der „Zukunft" wissen, nur zum allerkleinsten Theil aus den Schriften Franzens von Löher, der übrigens durchaus kein „berüchtigter Pamphletist", sondern münchener Professor, geachtetes Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und Direktor des bayerischen Staatsarchivs war, und sie sind, da sie sich im Wesentlichen auf Feststellungen Alfreds von Arneth, des österreichischen Hofhistoriographen, stützen, in keinem Punkt zu widerlegen. Es bleibt also dabei, daß die Magyaren sich gegen Maria Theresia recht anders benommen haben, als der Deutsche Kaiser glaubt, daß sie stets, wenn der König ihnen nicht willfährig war, der habsburgisch-lothringischen Dynastie die gefährlichsten Feinde waren, daß Zrinyi, wie auch aus einem kleinen Gedicht des jungen Jellacic, des späteren Banus von Kroatien, hervorgeht, ein Kroat, nicht ein Magyar, war und also zu den Stämmen gehörte, die von den Söhnen Arpads seit Jahrhunderten bedrückt, ausgebeutet, geknechtet werden, — es bleibt dabei, daß von der Rede, die der Kaiser in der ofener Königsburg mit schwungvoller Rhapsodenkunst vortrug, kaum ein einziger Satz im grellen Licht der geschichtlichen Lehren haltbar erscheint. Wenn der ehrenwerthe Herr, der den Pester Lloyd redigirt, sich über ungarische Zustände noch weiter unterrichten will, mag er die Artikel lesen, die Graf Nikolaus Bethlen, ein echtbürtiger Magyar, über die schrankenlose politische Korruption, über die Nothwendigkeit eines Inkompatibilitätgesetzes und das ganze verruchte Treiben der liberalen Magnatenclique und ihres jüdischen Anhanges in der „Zukunft" veröffentlicht hat; das von seinem Landsmanne entworfene Bild ist noch viel düsterer als das von mir skizzirte. Nur, fürchte ich, wird dann das schöne Reinlichkeitgefühl des pester Kulturträgers noch mehr zu leiden haben; denn der Magyarenklüngel hält Jeden, der die eifrig verbreitete Schwindellegende zerstört, für einen schmutzigen Schuft, mit

dem man keine Gemeinschaft haben kann. Das ist nicht wunderbar: die Spitzbuben fanden es immer, in allen Zeiten und Zonen, taktlos, boshaft und über jeden Begriff gemein, wenn Jemand sie mit dem lauten Ruf verfolgte: Haltet den Dieb!

* * *

In dem Artikel, der in Pest so wüthend bebellt wird, war auch die Vermuthung ausgesprochen worden, Herr Ludwig Pietsch habe selbst die Kunde von dem Gruß, den ihm der Deutsche Kaiser in der Markthalle spendete, an die Vossische Zeitung telegraphirt. Der berühmte Herr Pietsch war als Reporter nach Budapest geschickt worden, die Telegramme waren ganz in seinem üblen Schmockstil gehalten und stimmten an einzelnen Stellen fast wörtlich mit den Berichten überein, die später unter dem bekannten Zeichen L. P. erschienen, — also lag die Vermuthung recht nah. Nun schreibt mir Herr Pietsch, er habe diese Telegramme nicht verfaßt und erst bei seiner Rückkehr erfahren, daß die Meldung von dem „kaum bemerkbaren kaiserlichen Gruß leider in der Vossischen Zeitung zum Abdruck gebracht worden sei." Herr Pietsch hat also nicht unter dem Schutz der Anonymität für sich selbst Reklame gemacht; die herrliche Leistung stammt von einem der vossischen Unterpietsche. Ich weiß nun zwar nicht, wie dieser Unterpietsch dazu kam, den „kaum bemerkbaren kaiserlichen Gruß" zu bemerken und nach Berlin zu depeschiren: „Diese Aufmerksamkeit" — die kaum bemerkbare — „berührte alle Anwesenden sehr angenehm und Pietsch wurde vielfach beglückwünscht." Aber diese Frage interessirt mich auch weiter nicht, denn die von dem trefflichen Herrn Pietsch unterzeichneten Berichte bieten eine solche Fülle von widrigen Lobhudeleien, daß man, um über den Mann und sein ungarisches Werk zu urtheilen, nicht erst die Telegramme zu Hilfe zu nehmen braucht. Da las man, der Besuch des Kaisers sei „eine bedeutsame, epochemachende Episode in der neueren Geschichte Mitteleuropas und des Dreibundes;" da wurde Herr Maurus Jokai, der völlig unliterarische, mit den wüstesten Kolportagewirkungen wirthschaftende Vielschreiber, den man kaum den Jules Verne, Gerstäcker und Gaboriau vergleichen darf, ein „herrlicher Mann und Dichter" genannt, „an dem sich alle schönsten und besten Tugenden des ungarischen Nationalcharakters rein verkörpern", der „große Vertreter des ungarischen Geistes", — und ähnlicher Unfug wurde noch an mancher anderen Stelle verübt. Gegen die Behauptung, der ungarische Geist werde durch Herrn Jokai würdig vertreten, habe ich natürlich nichts einzuwenden; und mit der journalistischen Thätigkeit des Herrn Pietsch beschäftige ich mich sehr ungern. Der Herr schreibt mir, eine „Erbärmlichkeit" könne ich ihm nur zutrauen, weil ich ihn nicht kenne. Ich kenne ihn wirklich nicht und habe auch nicht das Bedürfniß, diese Lücke meiner Kenntnisse auszufüllen; aber ich kenne seine Artikel, kenne sein langjähriges Wirken als Verderber des berlinischen Kunstgeschmackes und habe oft staunend gesehen, daß er Alles — aber ausnahmelos Alles — wundervoll und großartig findet, was ihm, dem immer Eingeladenen, von freundlichen Wirthen bei Festessen und auf kostenlosen Reisen vorgeführt wird. Mit einem Manne, der in dieser Art journalistischen Betriebes weiß geworden ist, wäre eine längere Auseinandersetzung, so schätzbare Details sie auch zu Tage fördern könnte, im Grunde doch zwecklos. Mir ist Herr Pietsch nur ein Typus der Gattung und ich habe auch von seinen pester Berichten nur gesprochen, weil sie typisch für die Haltung der Herren waren, die da die deutsche Presse vertraten. Die rumänischen Journalisten haben die Einladung der Pester abgelehnt, weil sie nicht von Leuten bewirthet sein wollten, die den Unterdrückern ihrer Stammesgenossen Lakaiendienste leisten; die

braven Berliner sind hurtig auf den ersten Wink an die Donau geeilt und haben durch ihre hymnischen Toaste und Berichte sich selbst und den Stand, den sie vertreten sollten, vor den guten Europäern lächerlich gemacht. Ob auf diese Weise der Presse Achtung erworben wird, darüber mag Herr Pietsch sich mit dem von ihm gepriesenen Redakteur des Pester Lloyd unterhalten, wenn deutschen Zeitungschreibern wieder einmal von den magyarischen Bedrängern der Deutschen der Tisch gedeckt wird.

* * *

Als neulich der Geburtstag der Kaiserin und Königin Augusta wiederkehrte, richtete der Kaiser an die Tochter der Verstorbenen ein Telegramm, in dem er seine Großmutter abermals, wie schon früher in Koblenz, eine „große" Frau nannte und sagte: „In unwandelbarer Treue und Dankbarkeit ruht das Bild Derjenigen in meinem Herzen, zu der die Nation in Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe als zu einem Vorbilde für alle Zeit aufblicken wird. Ihr wird die Geschichte das Denkmal setzen, das Niemand zu zerstören vermag." Diese Prophezeiung wird kaum in Erfüllung gehen. Das Volk hatte zu der Frau des alten Kaisers nie ein inneres, nie ein inniges Verhältniß; die feine, geistig regsame und liebenswürdige Dame, die für ihren Mann, ihre Kinder und den von den Hohenzollern regirten Staat gewiß immer das Beste wollte, war selbst in der Glanzzeit der preußischen Dynastie niemals recht populär. Warum? Weil im Volk das Gerücht ging, sie beschäftige sich allzu eifrig mit Politik, sei dem Kanzler, dem Bereiter des Glanzes, nicht freundlich gesinnt und in entscheidenden Stunden der Preußengeschichte, wie man trivial zu sagen pflegt, stets auf der falschen Seite gewesen. Dieses Gerücht ist seitdem durch die Veröffentlichungen Bernhardis und Gontaut-Birons und durch manchen Ausspruch Bismarcks bestätigt worden und es ist anzunehmen, daß in der Geschichte ihr Bild mehr von solchen Zeugnissen als von pietätvollen Familiengefühlen bestimmt werden wird.

* * *

Aus Wiesbaden kam neulich die Kunde, man habe das Schiller-Denkmal abgetragen, um einem dem Kaiser Friedrich zu errichtenden Denkmal Platz zu schaffen, und der arme Schiller sei in Pensionopolis nun obdachlos. Das jagte gute Menschen in schöne Entrüstung; wer aber genauer zusieht, wird finden, daß man dem großen Nationaldichter, als man ihn aus der Kurstadt entfernte, nur eine rühmliche Rücksicht erwies. Die Kunstzustände sind in Wiesbaden so eigenartig, daß für einen Dichter da kaum noch Platz ist. Seit der durch seine Kartenkunststücke, Coupletvorträge und Anekdoten berühmte Herr von Hülsen über die wiesbadener Hofbühne herrscht, ist dieses Institut mählich auf das Niveau eines Dilettantentheaters herabgesunken. So verkündet zum Beispiel der Spielplan der letzten Septemberwoche die folgenden Vorstellungen: „Salve" von Joseph Lauff, die böse Salve des im Gelände des Dramas dilettirenden Artilleristen, von der hier schon die Rede war; „Preziosa", das kindische Zigeunerstück, das selbst durch Webers Musik nicht mehr genießbar gemacht werden kann; den „Burggrafen", die frühere Patriotenleistung des Herrn Lauff; den „Seestern", dessen Verfasser Graf Philipp zu Eulenburg ist; und „Praxedis", ein neues Drama vom Prinzen Georg von Preußen. Die Fremden, die in der Stadt des Neroberges den Winter verleben, werden von deutscher Dichtung recht seltsame Begriffe bekommen, wenn sie das Dilettantentheater nicht vorsichtig meiden. Nett ists aber wenigstens, daß man dem Räuberdichter den Anblick dieser Gräuel nun erspart hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Oktober 1897.

Der Vierte Stand.

Seit ein paar Wochen liest der deutsche Bürger in dem erkürten Blatt, das ihm über alle Erscheinungen der Zeitlichkeit und manchmal auch der Ewigkeit um einen mäßigen Abonnementspreis fertige Meinungen liefert, allerlei edle, gehaltvolle und tiefsinnige Betrachtungen über den Vierten Stand, seine Genesis, Lebensgeschichte und Entwickelungmöglichkeit. Das bringt dem Leser, der über die Militärstrafprozeßreform, die Flottenpläne, das bittere Leid der Produktenhändler, die krankhafte Sammelwuth des neuesten Johannes und ähnlich wichtige Dinge nachgerade genug gehört hat, doch ein Bischen Abwechselung und wird deshalb gern, ohne viel Grübeln, begrüßt. Es giebt also einen vierten Stand, der noch nicht emanzipirt ist und dem man jetzt auf die Beine helfen muß: so denkt der ruhige, liberale Bürger, fragt nicht lange, wie ein Stand wohl beschaffen sein mag, der erst zum Stehen gebracht werden soll, und geht, des gestern erzielten Mehrwerthes froh, sinnend an sein Geschäft. Und wenn er abends am Stammtisch beim Schoppen sitzt oder liebe Leute im eigenen Hause abfüttert, dann preist er mit schönem Schwung den trefflichen Mann, dem er die Betrachtungen in seinem Blättchen verdankt: den Freiherrn Hans Hermann von Berlepsch. Ohne den Weckruf dieses Herrn wären die edlen, gehaltvollen und tiefsinnigen Leitartikel nicht geschrieben worden. Der frühere Handelsminister hat bei einem Festmahl, das der Hauptversammlung des Vereins für Sozialpolitik folgte, nach einem Bericht der Kölnischen Zeitung gesagt: „Am Ausgang des vorigen Jahrhunderts handelte es sich um den Emanzipationkampf des Dritten Standes, heute handelt es sich um den Emanzipationkampf des Vierten Standes,

eines heranwachsenden Standes, der die selben geistigen und materiellen Vortheile beansprucht, wie die anderen Stände sie besitzen: Das ist ein gerechtes Bestreben und man muß es dulden und fördern." Seit der Minister diese Worte gesprochen und auf das Wohl des Vierten Standes köstlichen Rheinwein getrunken hat, tönt das neue Leitmotiv durch die Lande, der Name des Redners spukt feierlich durch alle papiernen Provinzen des Preßreiches und in Stadt und Land gesellen ihn hochgebildete Bürger, die ein schwieriges Fremdwort ohne Entgleisung über die Lippen zu bringen vermögen, dem einstweilen noch berühmteren des Ideologen Emanuel Joseph Sieyès, aus dessen oft genannter und von den Nennern nie gelesener Brochure Qu'est-ce que le tiers-état? in den Zeitungen immer nur eine Zeile citirt wird, — die eine Zeile, die Lassalle mit wuchtiger Faust selbst in die härtesten Schädel gehämmert hat und die seitdem durch kein Studium der merkwürdigen Schrift in den Hirnen der Mitternachtseher ergänzt worden ist.

Der Abbé Sieyès, der im Ballhaus 1789 als ein kleiner Cartesianer das große Wort führte und sein geistliches Gewand mit allerlei erlesenen Lappen aus Rousseaus Dogma von den natürlichen Rechten flickte, schätzte den eigenen Werth nicht gering ein. Die Politik nannte er eine Wissenschaft, die er vollendet habe, und die Geschichte verachtete er genau so, wie Descartes und Malebranche sie verachtet hatten; die angeblichen historischen Wahrheiten, meinte er stolz und sicher, taugen nicht mehr als die angeblichen religiösen Wahrheiten. Dieser Mangel an historischem Sinn trieb ihn und seine Genossen im — damals klassisch genannten — Geist zu der Konstruktion eines nie erschauten Fabelwesens, das sie „den" Menschen nannten und das doch nur ein künstlich hergestellter Automat mit einfachem Mechanismus war, und zu einer Redeweise, die Taine im Ohr widerklang, als er in dem Aufsatz über den redlichen Mallet-du-Pan von den kilomètres de bavardage abstrait sprach. Der Mensch, der immer gleiche, nicht determinirte, von Klima, Geschichte, Entwickelung und sozialen Zuständen unabhängige, hatte „natürliche" Menschenrechte, war gegen Tyrannei zu schützen und in die allheilende Freiheit zu bringen, wo er dann herrlich blühen und wachsen würde. Mit diesen âmes fabriquées und den nicht minder künstlich in der Rousseauretorte fabrizirten Begriffen „Natur" und „Vernunft" konnte man schon eine hübsche Weile wirthschaften; es war eine wundervoll erklügelte Klassenmystik in usum des Dritten Standes, der in der Stille so stark geworden war, daß er nun auch seinen Platz an der vollen Schüssel verlangen und — Das war die Hauptsache — erobern konnte. Der

Glaube an die Bestimmung des Adels, zwischen König und Volk zu vermitteln, war nach und nach aus den Hirnen geschwunden; man fand nun, mit Champfort, diese Vermittelung gleiche allzu sehr der des Jagdhundes, der dem Jäger die Hasen apportirt. Nur darf man nicht denken, daß im Sinn der schlechten Schüler Rousseaus das Mitleid mit den wirklich Bedrängten eine Rolle spielte, mit den „dunklen, menschenscheuen, an den Boden gefetteten Thieren", von denen Labruyère hundert Jahre vorher gesagt hatte: „Sie haben Etwas wie eine artikulirte Stimme und ein menschliches Gesicht, leben nachts in Löchern, nähren sich kärglich von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln und sollten doch, da sie den übrigen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens ersparen, an gesunder, ausreichender Nahrung nie Mangel haben." Das Schicksal dieser Aermsten bekümmerte Herrn Emanuel Joseph Sieyès nicht, als er den berühmten Eid redigirte, der die von den drei Ständen Abgeordneten verpflichtete, nicht eher aus dem Ballhause zu weichen, als bis Frankreich mit einer Verfassung beglückt worden sei; er dachte an seine Klasse und — nicht zuletzt — an sich selbst, er wollte Menschenrechte, um als ein mit solchen Rechten ausgestatteter Mensch den Kreis der Privilegirten durchbrechen und zu höheren Würden und fetteren Pfründen emporsteigen zu können. Und er hat es weit genug gebracht: der Vikar des Bischofs von Chartres wurde nach dem Thermidortage Mitglied des Wohlfahrtausschusses und des Rathes der Fünfhundert; und als er mit den Jakobinern gebrochen hatte, konnte er Minister beim preußischen Hof, Mitglied des Direktoriums, unter Napoleon Senator und Graf werden und schließlich, nachdem der Julisturm verbraust war, als Akademiker im Hafen der Unsterblichen landen. Er stahl sich in der Schreckenszeit sacht an der Guillotine vorbei, bekehrte sich im rechten Augenblick zu maßvollen Grundsätzen und brachte es, obwohl er für praktische Politik völlig unbrauchbar war und von Bonaparte deshalb mit verächtlichem Fußtritt fortgestoßen wurde, zu einer behaglichen, ihren Mann reichlich nährenden Stellung. Was war ihm die da unten, in dunkler Tiefe, schwärzlich wimmelnde, stumme Masse, von der Carlyle später sagen sollte, sie müsse, um ihren Schmerz den Herrschenden fühlbar zu machen, wie ein Enceladus ein Erdbeben wirken? Er ging den Weg, den das Klasseninteresse ihm wies; und er kam auf diesem Wege an das sehnend gesuchte Ziel seines Ehrgeizes.

Herr Hans Hermann von Berlepsch ist aus anderem Holz. Er hat auf der Mandarinenleiter die höchste Stufe erklettert, war Minister und ist der Schwiegersohn eines Millionärs; man darf also nicht annehmen, daß

er heute noch nach Beförderung lechzt. Er hat, in Gemeinschaft mit anderen Kapitalisten, eine Zeitschrift gekauft und scheint in sozialpolitischen Versammlungen künftig als Redner auftreten zu wollen, um Ansichten, die er für richtig hält, im staatlichen Leben des deutschen Volkes zur Geltung zu bringen. Das ist höchst ehrenwerth und erfreulich, schon weil es von dem Verhalten anderer Minister, die sich in Oberpräsidien und Botschaften versorgen, einsargen und mundtot machen lassen, angenehm absticht; zu bedauern bleibt nur, daß die besondere Art dieser Ansichten einstweilen kaum zu erkennen ist. Dem Freiherrn von Berlepsch wird von seinen zahlreichen Freunden nachgesagt, er sei der einzige soziale Minister gewesen, den Preußen seit Jahren gehabt hat; und jeder Unbefangene muß zugeben, daß dieser Minister wenigstens nicht zu wähnen schien, alle sozialen Uebel seien nur durch wüste Hetzereien böser Agitatoren fühlbar geworden und eine derbe Polizeidiktatur, die den sogenannten Rädelsführern entschlossen mit Köllerknüppeln auf den Leib rückt, könne sie rasch wieder beseitigen. Diesen anmuthigen und bequemen Kinderglauben, der bisher bei allem Bemühen noch keine rettenden Wunder gezeugt hat, theilte Herr von Berlepsch nicht und diese Ketzerei hat ihm natürlich den Haß der Schichten zugezogen, die, als würdige Erben der großen Grundsätze von 1789, in dem Staat nur das Werkzeug großkapitalistischer Wünsche und Interessen sehen. Der selbe Mann aber blieb in einem Ministerium, das den traurigen Muth hatte, einem erwachsenen Volk die Umsturzvorlage anzusinnen, — den kläglichsten, unklügsten Versuch einer Knebelung der Geister, der seit der metternichtigen Epoche der Karlsbader Beschlüsse in Deutschland erlebt worden ist. Handelt so ein sozialer Minister, einer, dem eine organisch entstandene Ueberzeugung, nicht ein unklares Gefühl nur, die Richtung zeigt? Daß Herr von Berlepsch sich von der bureaukratischen Gewöhnung nie völlig lösen konnte, daß er innig an die magische Kraft der Reglementirkünste glaubte und die Provinzbehörden mit Verfügungen und Fragebogen quälte, kann der rückschauende Blick dem in der Bureaukratenschule Erzogenen verzeihen und sogar den häßlichen Fall Jastrow und die Unterzeichnung des Boetticheratteste zu vergessen suchen; daß aber ein Mann, der nicht die enge Begrenztheit eines ehrlich irrenden Herrn von Köller als mildernden Umstand für sich anführen kann, die Umsturzvorlage mitzumachen vermochte, bleibt unverzeihlich und hat gerade bei den Besten gegen Herrn von Berlepsch ein Mißtrauen geweckt, das er nicht leicht überwinden wird. Sie halten ihn seitdem für einen schwachen Mann, der sich gern an die Macht

klammert und, wenn er schließlich doch von der Macht scheiden muß, sich willig von dem Strom tragen läßt, dessen Kraft morgen vielleicht schon die Mühlen treiben wird. Seine ministeriellen Leistungen waren gering. Auf dem in den psychologisch wichtigen Februarerlassen des Kaisers gewiesenen Weg wagte er nicht bis ans Ende zu schreiten und der Inhalt dieser Erlasse, zu deren Ausführung er berufen wurde, ist heute noch nicht in Gesetzesform geprägt. Sein Kalimonopol, sein Versuch, das Handwerk zu organisiren, sein Handelskammerngesetz und Börsengesetz sichern ihm keinen Anspruch auf Ruhm; und wenn er für die — in ihren Wirkungen maßlos überschätzte — Institution der Gewerbegerichte mit Eifer und Verständniß gesorgt hat, so hat er ein ungleich wichtigeres Organ des Arbeiterschutzes, die Gewerbeinspektion, zu einem Nebenamt der Kesselrevision herabgedrückt und verkümmern lassen. Wer diese Leistungen mit kühlem Kopf wägt, wird finden, daß der frühere preußische Handelsminister für praktische Politik nicht viel geeigneter war als der kleine Cartesianer, dessen Ehrgeiz sich auf niedrigere Ziele richtete, und daß die Ansichten des Herrn von Berlepsch in ihrem Wesen nicht leicht zu erkennen sind, — auch heute noch nicht, nach seiner laut gepriesenen und nicht minder laut verdammten kölner Tischrede, die ein unbesonnener, wohlwollend irrlichtelirender Herr rasch mit der Verleihung des Führertitels belohnt hat. Diese Rede beweist Denen, die es noch nicht wußten, daß die wirklich tüchtige sozialpolitische Arbeit im Ministerium Berlepsch von den ungewöhnlich begabten und sachkundigen Geheimräthen Königs und Post geleistet worden sein muß, aber sie verräth mit keiner Silbe, wie der Herr, dem die Leistung seiner Beamten bei den nach dem Schein Urtheilenden hohen Ruhm eintrug, sich die soziale Entwickelung vorstellt; und sie ist an der wichtigsten Stelle so unklar und phrasenhaft, daß man staunen müßte, wenn der Verein für Sozialpolitik, in dem Schmoller, Wagner, Bücher, Herkner und andere Kenner der Wirthschaftgeschichte sitzen, sich diesen Redner zum Führer erkiest haben sollte.

Wer in einer sozialpolitischen Versammlung ernster Gelehrten heute ein Hoch auf den Vierten Stand ausbringt, gleicht einem Manne, der auf einem Bakteriologenkongreß riefe: Es lebe die Cholera! Alle moderne Sozialpolitik wurzelt in dem Bewußtsein, daß wir in einem Zeitalter leben, das man, nach der feinen, den Kernpunkt treffenden Unterscheidung des Sir Henry Sumner Maine, im Gegensatz zu der entschwundenen Epoche des status die des contractus nennen kann. Die Tage, da ein Volk sich in Stände, in Edle und Unfreie, gliederte, sind vorbei; und weil sie vorbei

sind und nie, auch nicht auf den Wink eines sich gottähnlich wähnenden Caesaren, wiederkehren können, mußte an die Stelle gnädiger Wohlthat der Rechtsanspruch, an die Stelle der Caritas die Sozialpolitik treten. Wenn es wirklich einen Vierten Stand gäbe — der ja nicht ohne drei andere, ihn an Machtfülle überragende Stände zu denken wäre —, dann hätte jeder ernste Sozialpolitiker die Pflicht, die ganze Kraft für die Beseitigung dieser längst überlebten Form einzusetzen, der Herr von Berlepsch, mit dem vollen Rheinweinglas in der soignirten Hand, nun fröhliches Gedeihen wünscht. Man mag sagen, hier sei nur der Ausdruck unrichtig gewählt und es sei ungerecht und unfreundlich, an der flüchtigen Wendung einer Tischrede kritisch zu mäkeln. Leider zeigt aber der ganze Gedankenbau des für diese Tischrede doch gefeierten Redners, daß der frühere Handelsminister von völlig falschen Vorstellungen befangen ist, von den Vorstellungen der alten, formalen Politik, die ein Abgrund von dem sozialen Empfinden unserer Klassenkampfzeit trennt. Ihm scheinen, wo Klassen kämpfen, Stände im Streit um politische Rechte; er glaubt, einen Stand heranwachsen zu sehen, wo längst doch eine Klasse erwachsen und zum Angriff gerüstet ist; und er spricht, nach der Sitte festlich gestimmter Politiker alten Stils, von Emanzipationen, wo es in der gemeinen Wirklichkeit um die rechtliche Kodifizirung thatsächlich schon errungener Macht sich gehandelt hat und heute noch handelt. In einer zu wenig beachteten, als das ehrliche Bekenntniß einer suchenden Seele und eines scharfen, schnell erfassenden und schnell verwerfenden Geistes besonders interessanten Schrift, die, unter dem Titel „Der Vierte Stand und der Staatssozialismus", vor vierzehn Jahren bei Hirzel in Leipzig anonym erschien und als deren Verfasser von Stilkundigen bald der Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt erkannt wurde, konnte man lesen: „Die Thatsache liegt greifbar vor uns, daß sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts auch in Deutschland aus den zersetzten Elementen der alten Gesellschaftordnung eine neue soziale Klasse herausgebildet hat, deren wirthschaftliche Basis darin besteht, keine wirthschaftliche Basis zu besitzen, und deren gesellschaftliche Gliederung sich in dem Gegensatz zu allen anderen sozialen Klassen erschöpft. Freilich ruht dieser neue Stand auf keinen positiv rechtlichen Unterscheidungen mehr und er besitzt keine geschlossenen Grenzen, die ihn gesetzlich von den übrigen Volksklassen trennen. Weshalb aber soll es unstatthaft sein, eine so eigenartige und abnorme Gesellschaftschichtung als einen neuen, bisher unbekannten Stand zu bezeichnen? Man sollte glauben,

schon die Thatsache, daß jene sozialen Volksbestandtheile ihren kohärenten Zusammenhang gefunden, daß sie sich organisirt und ständisches Bewußtsein in sich entwickelt haben, daß sie ihre gemeinsamen Lehren und Glaubensbekenntnisse, Rechtsanschauungen und Rechtsforderungen, Evangelien und Apostel besitzen, müsse hierfür genügen. Und da es sich um eine soziale Bildung handelt, die aus der allmählichen Auflösung der drei geschichtlichen Stände der alten Gesellschaft herausgewachsen ist, liegt es nah, von einem ‚vierten' Stande zu sprechen." Das war — der verehrte Mann, der sich vom Reichsgerichtsrath seitdem in einen politischen Berather des Reiches gewandelt hat, wird das Wort nicht übel aufnehmen — ein geistreiches Paradoxon: weil die drei alten Stände zersetzt und aufgelöst seien, sei es erlaubt, nun von einem vierten Stande zu sprechen. Aber schon in dieser Schrift, die doch aus einer recht weit entfernt scheinenden Lenzzeit sozialpolitischer Erörterungen stammt und deren Verfasser fast allzu bescheiden auftrat, wurde das Hauptgewicht auf die Feststellung gelegt, daß eine neue soziale Klasse entstanden sei, „deren wirthschaftliche Basis darin besteht, keine wirthschaftliche Basis zu besitzen." Als Mittelstaedt, der früher als Andere, mit dem in kriminalpolitischem Wirken geschärften Blick des Volkspsychologen, die Nothwendigkeit eines verständigen, nicht jakobinischen, nicht der blinden und blöden Massenherrschaft unterthanen Sozialismus erkannte, das schlimme Schlagwort vom Vierten Stand wählte, fügte er sich wohl nur dem bequemen Sprachgebrauch; seinen hellen Verstand trog das täuschende Wort nicht, das längst aus ernsten Debatten verbannt sein sollte. Er sprach auch nicht, wie so viel später jetzt Herr von Berlepsch, von der Emanzipation eines Standes, sondern von der Organisirung einer neuen sozialen Klasse, die sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in Deutschland gebildet habe. Das war eben so richtig wie die Behauptung Lassalles, die Bourgeoisie habe schon 1789 den sogenannten Vierten Stand in ihrem Herzen getragen, sich dann, als sie siegreich war, rechtlich von ihm geschieden und ihn sacht ihrer Herrschaft unterworfen. Die Bourgeoisie war sehr schlau, da sie in den Massen den Glauben nährte, sie trage, sie ganz allein, auf ihren Schultern die Sache der Menschheit; doch der schlaue Zauber wirkte nur bis zu dem Tage, wo eine neue revolutionäre Kraft das feine Gespinnst zerstörte, — die stärkste revolutionäre Kraft der Weltgeschichte: die Großindustrie. Ihre Anfänge reichen in Deutschland bis in die dreißiger Jahre zurück; zehn Jahre später erlebte Schlesien die Weberunruhen und Arbeitertumulte und wiederum vier Jahre

danach begann Weitlings und Marxens Agitation. Damals, vor dem Märzsturm, mischten noch vielfach politische Elemente sich in den Klassenkampf und man konnte mit einigem Recht von einem Streit der Stände sprechen. Heute klingt das Wort uns fremd und altfränkisch; denn heute sind auch in Deutschland zwischen den Ständen längst die Schranken beseitigt und es handelt sich nun um einen Kampf der Klasse, deren einziger Besitz die eigene Arbeitkraft ist, gegen die — wie sie behauptet — wirthschaftlich privilegirten Besitzer der zur Produktion nöthigen Werkzeuge. Die politischen Rechte der Kämpfer sind gleich; verschieden ist nur die Rüstung, in der sie zum Kampf ums Dasein schreiten. Man hat Herrn von Berlepsch mit Recht vorgeworfen, er könne seinen Stand nicht einmal fest umgrenzen, — mit Recht, denn es ist unmöglich, Landarbeiter, ruinirte Handwerker, Industriearbeiter, mittellose Gelehrte, die in den Dienst der herrschenden Klasse gezwungen werden, Künstler und Schriftsteller, die, um leben zu können, ihr Empfinden und Können prostituiren müssen, in einen Stand zusammenzufassen. Der Minister hätte alle Mißverständnisse vermieden, wenn er von dem Gegensatze zwischen Bourgeoisie und Proletariat gesprochen und hinzugefügt hätte, das nächste Ziel sozialpolitischer Arbeit sei die Beseitigung des Zustandes, den Adam Smith schon klar erkannte, da er vor mehr als hundert Jahren schrieb, die bürgerliche Regirung sei im Grunde nichts Anders als ein Werkzeug der Vertheidigung der Reichen gegen die Armen, und den Björnstjerne Björnson, der starke Dichter, satirisch beleuchtete, als er seinen Kapitalisten sagen ließ: Der König ist der Schlüssel zu meiner Kasse.

Mit diesem Zustand hat der auf die großen, erhabenen Grundsätze von 1789 gegründete Staat sich sehr gut abgefunden. Die Herren, die in der Constituante den Standesunterschied zwischen Adel und Bürgerthum aufhoben, im Konvent das Prinzip der Gleichheit verkündeten und für die Enthauptung des Königs stimmten, ließen die Morelly und Mably, die Brissot und Cazalès, Saint-Just und Babeuf reden und schreiben und schufen sich schlau während des Lärmes einen neuen Kassenschlüssel. Herr Professor Sombart hat in seinem lesenswerthen kleinen Buch über den Sozialismus im neunzehnten Jahrhundert bündig nachgewiesen, daß die Revolutionen von 1789 und 1793 rein bürgerliche Bewegungen waren und daß die siegreich kämpfende Klasse nicht daran dachte, das Wort von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für die Masse des Volkes zur Wahrheit zu wandeln. Das lehrt schon ein Blick auf die damals beschlossenen Gesetze: die Loi Martiale, ein echtes und rechtes Umsturzgesetz, das

die bons citoyens, die Ordnungparteien, mit Polizeimitteln gegen die mal intentionés schützen sollte, das Koalitionverbot, das jede Verbindung von Gewerbsgenossen als ein Attentat auf Freiheit und Menschenrechte mit strengen Strafen bedrohte, und die Novemberkonstitution, die 1791 die Censuswahl einführte und das Gewimmel der Armen und Aermsten so rechtlos ließ, wie es unter den Louis gewesen war. Demagogen vom Schlage Marats, der gegen die höhere Intelligenz und gegen die „Bildung" noch mehr als gegen den Reichthum wüthete, weil er in ihr, ganz richtig, die Wurzel der Ungleichheit witterte — L'égalité était sa fureur, parce que la supériorité était son martyre, sagte Lamartine treffend von ihm — lasen der Menge auf Marktplätzen wohl den contrat social vor, der, nach Mallet-du-Pans hübschem Wort, damals der Koran der Massen wurde, und Rousseaus gläubige Gemeinde war gerade in den unteren Schichten sehr groß, viel größer natürlich als die Voltaires; den Herren aber, die für die Sieger die Geschäfte besorgten, fiel es gar nicht ein, die Hungernden zum Schmause zu laden. Man muß den oft citirten Satz des behenden Sieyès ganz wörtlich nehmen: Qu'est-ce que c'est que le tiers-état? Rien. Qu'est-ce qu'il doit être? Tout. Der dritte Stand sollte Alles sein, sollte die früher privilegirten Stände, Adel und hohe Geistlichkeit, von dem alten Vorzugsplatz im Saal der Reichsstände verdrängen und nach seinem Bedürfniß den Gesellschaftbau umgestalten; was nicht zum Dritten Stande gehörte, was unten kribbelte und wibbelte, sollte auch ferner, wie zu Labruyères Zeit, an den Boden und an die Werkstätte gekettet sein und bei kargem Lohn für die oben Thronenden die schwerste, lästigste Arbeit leisten . . . Es wäre nützlich gewesen, wenn Herr von Berlepsch vor seiner Rede die Sätze gelesen hätte, die Lassalle 1862 über den Kern der französischen Revolution in sein Arbeiterprogramm schrieb: „Es handelte sich darum, die rechtliche Stellung des Dritten Standes seiner thatsächlichen Bedeutung gleich zu machen; es handelte sich darum, seine thatsächlich schon vorhandene Bedeutung auch zur rechtlichen Sanktion und Anerkennung zu bringen, — und Dies ist eben das Werk und die Bedeutung der siegreichen Revolution, die 1789 in Frankreich ausbrach und ihren umgestaltenden Einfluß auch auf die anderen Länder Europas übte." Die Emanzipation des Bürgerthumes war längst in der Stille vollzogen; wie auf der Straße die Stände kaum noch zu unterscheiden waren, seit der Adel außerhalb der höfischen Sphäre nicht mehr Degen, Tressen und Stickereien trug und sich in die englischen Sitten und in die be-

quemeren Bräuche der Bourgeoisie geschickt hatte, so war auch im sozialen Verkehr der Unterschied fast völlig geschwunden und schon vor der Revolution dem Talent beinahe jede Laufbahn geöffnet. Voltaire war der Sohn eines Notars, Diderot der Sohn eines Messerschmiedes, Marmontels Vater war Dorfschneider, Rousseau und Beaumarchais dankten ehrsamen Uhrmachern das Dasein, d'Alembert und Champfort waren Findelkinder, — und doch waren sie sämmtlich in den Salons des höchsten Adels gefeierte Größen, doch glänzten sie in den Künsten der Konversation und der von der Barmherzigkeit guter Nachbarn auferzogene Laharpe wurde von der stolzen Frau des Marschalls von Luxembourg, weil er so besonders zierliche Manieren hatte, stets zu ihrem Kavalier und Tischherrn erwählt. Die eigentliche Revolution hatte eben viel früher begonnen, in den Jahrzehnten schon, die Europa die Erfindung der Spinnmaschine, des mechanischen Webstuhles, der Dampfmaschine und den neuen Anblick großer Industriecentren brachten und zu den ersten großen Spekulationen im Stil Laws führten. Ihre Wirkung sah Voltaire, als er schrieb: „Die Industrie wächst täglich. Aus dem von Privatleuten heutzutage getriebenen Luxus, aus der in Paris und in der Provinz ungeheuer wachsenden Zahl prächtiger Häuser, aus der Menge vornehmer Fuhrwerke und dem überraschend gesteigerten Komfort kann man schließen, daß der Wohlstand heute zwanzigmal größer ist, als er in einer noch nicht lange entschwundenen Zeit war. Die Mittelklasse hat sich durch die Industrie bereichert. Der Geschäftsgewinn ist gestiegen. Die Großen sind jetzt weniger reich, die Mittelklasse aber ist reicher als früher; dadurch werden die Rangunterschiede geringer. Früher blieb den Kleinen nichts übrig, als den Großen zu dienen; heute stehen der Industrie tausend Wege offen, von denen man vor hundert Jahren noch nichts ahnte." Und mit dem Reichthum stellte sich rasch auch die höhere Bildung ein, des Besitzes holdestes, doch zu inzüchtiger Fortzeugung auch untauglichstes Kind, dessen Same so selten bis ins dritte oder vierte Glied eines Kapitalistengeschlechtes fühlbar bleibt, das in der ersten Generation aber häufig in schlanker Lenzschönheit emporschießt. Die Parias von ehedem, die nun die Exponenten und Träger einer neuen Wirthschaftepoche wurden, erwarben schnell die für ihre soziale Funktion nöthigen Kenntnisse und konnten bald sogar auf dem heiklen Gebiet der feinen Manieren mit den früheren Herren den Wettbewerb wagen; viele Plebejer, erzählt uns Taine, lernten geschwinder, als man es vorher für möglich gehalten hätte, weltmännische Sitte. Während der Wahlen sagte seufzend schon 1789

der Marquis von Barbançon, ein vornehmer Offizier der königlichen Garde, die von einem Abgeordneten zu fordernden Kenntnisse finde man öfter beim Dritten Stande, dessen Vertreter an die Geschäfte gewöhnt und in modernen Anschauungen erzogen seien, als in den zwei oberen Ständen, bei den privilegirten Söhnen einer sterbenden Gesellschaftschicht. Bald war es, noch vor der Revolution, so weit, daß der Adel sich zu ungewohnter Arbeit aufraffen mußte, um der neuen, vorwärts drängenden Konkurrenz einigermaßen wenigstens gewachsen zu sein. Die Gesammtheit der Produktionverhältnisse, der Unterbau der Gesellschaft, hatte sich sacht, während oben die Schwätzer tagten und schrieen, gewandelt und dieser Wandlung mußte auch der juristische und politische Ueberbau angepaßt werden. Das spürten die für die neue Form des Daseinskampfes Gerüsteten, die nun dem alten, im höfischen Dienst unbrauchbar gewordenen und verrotteten Ritterthum auf den Leib rückten, schon lange; aber sie mußten warten, bis ihre Zeit erfüllet war. Denn Karl Marx hatte Recht, als er schrieb: „Eine Gesellschaftformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue, höhere Produktionverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor ihre materiellen Existenzbedingungen im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebeutet sind." Wenn die Wirthschaftlage nicht für eine Revision der erworbenen Rechte reif gewesen wäre, dann hätten die Jakobiner, hätten selbst die Encyklopädisten und Rousseau sich vergebens um eine Umgestaltung der Verhältnisse bemüht, — die erträumte Revolution wäre ein Putsch ohne weithin fühlbare Wirkung geblieben.

Der ökonomische Determinismus, den der den Hüllen der Hegelei entwachsene Juristensohn Karl Marx vor dreißig Jahren der modernen Menschheit entdeckt und als dessen Historiker — nicht als Metaphysiker der Wirthschaftgeschichte — er unvergänglichen Ruhm erworben hat, scheint jede Veränderung, die er wirkt, vorher stets durch Wehen anzukünden, von denen zuerst das Bewußtsein der besonders Sensiblen erschüttert wird. Ehe an eine offene Empörung des Dritten Standes auch nur zu denken war, hatten die neuen Ideen, die humanen, mitleidigen und politisch doch höchst radikalen Regungen, in Paris die feinsten Geister gewonnen: die Kavaliere und — Das war nicht das Unwichtigste — die schönen, geputzten Damen trieben beim Diner und am Kartentisch Sozialpolitik, begeisterten sich für den Umsturz alles Bestehenden und schwärmten in trunkenem Tändeln von der frohen Botschaft der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Als Vaublanc fünfzehn Jahre vor dem Bastillensturm nach Metz reiste, fuhr er im Postwagen

mit einem Geistlichen und einem Husarenoberst, einem Grafen, zusammen, die unterwegs nur über volkswirthschaftliche Fragen mit einander sprachen; „die Mode", sagte er, „verlangte, Jeder müsse Nationalökonom sein: die Unterhaltung beschäftigte sich nur mit Philosophie, Volkswirthschaft, Humanität und den Mitteln, die dem armen Volk etwa helfen könnten." Ein Schüler Schopenhauers würde die zierlichen Herren und Damen dieser Epoche, die sich wohl für ungemein edle Seelen hielten, vielleicht Dupen der wirthschaftlichen Entwickelung nennen: sie glaubten, zu schieben, und wurden geschoben. Gefährlich waren im Grunde nur die Deklassirten von der hitzigen Art Mirabeaus; den Anderen, Arglosen, machte es Vergnügen, mit einem Feuerchen zu spielen, das sie in jedem Augenblick wieder löschen zu können wähnten: sie schwelgten in billiger Anbetung streitbarer Modephilosophen, lasen verbotene Bücher und klatschten eifrig, wenn im Theater republikanische Dramen aufgeführt wurden, — wie ihre Enkel jetzt klatschen, wenn die Weber des schlauen, behaglich im Wohlstand sitzenden Herrn Hauptmann über die Bretter heulen. Aus dem Kaminfeuerchen, das sie mit feinen Fingern zum Zeitvertreib schürten, ist der Weltbrand nicht erwachsen; und auch die Athemvergeudung der Salonsozialisten vom Schlage des Freiherrn von Berlepsch wird ihn nicht entfachen. Der kleine Mirabeau — mit beschränkter Haftpflicht —, der in Köln als Schönredner auftrat, wird seinem Schwiegervater nie den Schmerz bereiten, den der große Mirabeau einst seinem Vater, dem hochadeligen Physiokraten, schuf; Herr Hans Hermann denkt im Ernst nicht daran, dem von ihm erschauten Vierten Stande „die selben geistigen und materiellen Vortheile zu verschaffen, wie die anderen Stände sie besitzen", — denn wenn er daran dächte, müßte er schleunig für die Sozialisirung des Privatbesitzes, auch des aus Bergwerksregalen stammenden, eintreten. Die Lober und die Tadler des früheren Handelsministers mögen sich getrost beruhigen: ein Hoch auf den Vierten Stand bringt im Kreise der Schwächlichen Beifall und kostet nichts, aber es wirkt auch keinen ernsten Schaden, denn eine Umgestaltung der Besitzverhältnisse wird erst möglich, wenn die wirthschaftlichen Verhältnisse sie fordern und die bisher herrschende Klasse dem Anspruch der Produktionart nicht mehr genügen kann. So lange die Sozialdemokratie selbst so klar und so unklug, wie sie es eben auf ihrem hamburger Parteitage gethan hat, erklärt, daß sie mit der Bourgeoisie gemeinsame Interessen hat, wird keine Bratenrede und kein Birnentoast die bürgerliche Welt aus den Angeln heben.

Meine Gegner.

Im Jahre 1891 erschien der erste Band meiner Deutschen Geschichte, ihm folgten im Laufe der nächsten Jahre vier weitere Bände, die den Verlauf der deutschen Entwickelung herab bis zum Jahre 1648 erzählen. Die Beurtheilung des Buches war die erwartete. Im Kreise des allgemeinen geistig interessirten Publikums erkannte man sehr bald, daß hier der Versuch gemacht worden sei, wie ein Gegner es später ausgedrückt hat, nach bestimmten Richtungen hin „die Prinzipien der Forschung neu zu fundamentiren und so den ganzen Betrieb der Historie in andere Bahnen zu lenken." In gewissen historischen Kreisen dagegen wurde die prinzipielle Seite des Buches zunächst nicht erkannt; und so weit vereinzelt grundsätzliche Bemerkungen an sein Erscheinen geknüpft wurden, waren sie fast durchweg einseitig und zeugten von ungenügender Fähigkeit oder von Abneigung, allgemeine Probleme der geschichtlichen Methode energisch durchzudenken.

Diese Lage veranlaßte mich im Jahre 1896, in einer kleinen Schrift über „Alte und neue Richtungen in der Geschichtwissenschaft" nun außerhalb des Rahmens meines Buches diejenigen Seiten meiner Arbeit zu betonen, in denen ihre besondere Stellung sich ausspricht, und zwar in doppelter Weise: erstens in positiver Klarlegung meines geschichtwissenschaftlichen Standpunktes und dann in dessen Abgrenzung gegenüber der bisherigen Auffassung, wie sie namentlich auf die historisch-politische Schule und auf Ranke zurückgeht. Erst diese Ausführungen machten die geschichtwissenschaftlichen Kreise, so weit von ihnen eine abweisende Haltung gegenüber meiner Auffassung erwartet werden konnte, mobil. Aber zum allergrößten Theile keineswegs in dem Sinne, daß sie nun meiner grundsätzlichen Stellung, wie sie theoretisch in meiner Abhandlung, praktisch in meinem Buche vorlag, unmittelbar entgegengetreten wären. Nur ein Gegner, Rachfahl, ist in dieser Richtung, die der Natur der Sache nach die gegebene war, konsequent vorgegangen: doch hat er sich schließlich plötzlich zurückgezogen. Im Uebrigen ließ man das Gebiet allgemeiner methodologischer Diskussion im Allgemeinen bei Seite, theils in Folge von Unlust oder Unfähigkeit, überhaupt auf methodologische Fragen einzugehen, theils wegen der Unanfechtbarkeit meines Standpunktes. Denn „Lamprechts Ansicht", sagt der jüngste Geschichtschreiber der Philosophie der Geschichte*), „hat so sehr die Kraft der Wahrheit für sich, daß ihre Gegner kaum noch sich zu vertheidigen vermögen, dagegen Annäherungen an sie sich unwillkürlich aufdrängen."

Bei dieser Lage der Dinge war es für mich leicht, die methodologischen Bedenken, so weit solche auftauchten, zu widerlegen, und ich habe Das grundsätzlich gegenüber jedem Einwurf, von welcher Seite er auch erhoben werden mochte,

*) Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie 1, 216.

gethan: nicht ein einziger ist unbeantwortet geblieben. Aber eben weil den Gegnern dieser Charakter der Lage ebenfalls klar war, haben sie von vorn herein ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen, um mich los zu werden: sie gingen nicht darauf aus, sich mit mir auseinanderzusetzen, sie wollten mich vielmehr einfach „vernichten". Ihr Vorgehen in dieser Absicht bestand darin, daß sie in den politischen Abschnitten meines Buches allerlei kleine Fehler nachzuweisen, also den guten Glauben an seinen Inhalt — freilich an Stellen, die für das Neue meiner Auffassung gar nichts austragen — im Einzelnen zu zerstören suchten. Das ist nun in Fällen, wie dem hier vorliegenden, kein neues Verfahren. Aber freilich hat das Verfahren auch niemals genützt. Selbst wenn nämlich der Nachweis zahlreicher Fehler im Detail bei Arbeiten wie den meinen erbracht wird, so ist damit über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der allgemeinen Auffassung noch nichts ausgesagt: denn zwischen der Darlegung der Details und der Entwickelung der generellen Auffassung stehen viel zu viele Zwischenglieder, namentlich viel zu viele Vorgänge der Konzentration des gegebenen, im Verhältniß zur Darstellung stets ungeheuer ausgedehnten Stoffes, als daß sich aus dem Charakter der Details schon irgend welcher Schluß auf den Charakter der Gesammtanschauung ziehen ließe. Außerdem aber bezogen sich die Detailausfetzungen in meinem besonderen Fall gar nicht auf die Theile meines Buches, in denen dessen eigentlicher Werth beruht, sondern auf die accessorischen Partien der politischen Geschichte, und auch hier nur auf solche Partien, in denen man mich für besonders angreifbar hielt. So konnte ich die gesammte sogenannte Detailpolemik, selbst auf die Gefahr hin, daß sie bei geistig Unmündigen Eindruck mache, einstweilen unbeantwortet lassen, — mindestens bis zu dem Zeitpunkt, wo ich meine generelle Auffassung in besonderen Darlegungen eingehender begründet hatte. Dieser Augenblick ist jetzt gekommen. Aber auch jetzt noch würde ich mir zu überlegen haben, ob ich auf die „Detail"-Angriffe eingehen wollte, wenn nicht eine neue Diversion meiner Gegner es mir wünschenswerth erscheinen ließe.

Diese Gegner, die ich eben so wohl meine Feinde nennen kann, nachdem selbst von gänzlich fern stehenden Stellen her ihre Polemik als von persönlichen Motiven geleitet erkannt worden ist,*) haben sich nämlich nicht damit begnügt, ihre Auseinandersetzungen den Fachgenossen vorzutragen, also Kreisen,

*) Pirenne, „Une polémique historique en Allemagne" (Revue historique Bd. 64, S. A. S. 5): „une polémique . . , à laquelle il semble que des considérations personnelles n'aient pas toujours été étrangères." P. J. Blok im „Museum" 1897 No. 6 bis 7: „eene heftige polemiek, die hare heftigheid voornamelijk ontleende aan het feit, dat niet alleen wetenschappelijke, maar ook personlijke, kerkelijke, politieke beginselen met elkander in botsing kwamen." Ich citire absichtlich nur nichtdeutsche Beurtheiler.

welche der Natur der Dinge nach allein über sie ein Urtheil haben können, sondern sie sind mit ihnen an das große Publikum gegangen, mit der ausdrücklich zugestandenen, ja besonders betonten Absicht, auf diese Art die weitere Verbreitung meines Buches zu hintertreiben. Gegenüber diesem Verfahren halte ich es allerdings für richtig, nun, nach Absolvirung der allgemeinen, für mich grundsätzlich allein wichtigen Fragen, auch auf das Detail einzugehen. Und da wird sich dann zeigen, daß dieser Detailpolemik selbst in den engen Grenzen, in denen sie sich bewegt, die Berechtigung abgeht.

Die Detailpolemik ist, nachdem sie von Lenz vor etwa einem Jahre in bestimmte Bahnen gelenkt worden ist, neuerdings besonders von H. Oncken in einem Aufsatz der Preußischen Jahrbücher (Bd. 89, 83—126) betrieben worden. Da hier der eingehendste Angriff überhaupt vorliegt, so gehe ich vor allen auf diesen ein. Freilich bezieht sich auch Onckens Detailkritik, die anscheinend weniger durch den Drang, mein Buch als Ganzes zu beurtheilen, als vielmehr durch Heranziehung meiner Arbeit zu Spezialstudien über das sechzehnte Jahrhundert hervorgerufen worden ist, fast ausschließlich nur auf den fünften Band meiner Deutschen Geschichte und hier vornehmlich wieder auf dessen zweite Hälfte. Das Ergebniß einer Nachprüfung seiner gesammten materiellen Aussetzungen für diese wie für andere Theile meines Buches ist nun das folgende.

Zunächst beruhen an mindestens fünfzehn Stellen die von Oncken gemachten sachlichen Vorwürfe auf Druckfehlern. Ich bin in der Lage, Das unwiderleglich zu beweisen, da ich für große Theile des von Oncken besonders herangezogenen Bandes noch das Manuskript besitze. Natürlich bin ich gern bereit, einem Vertrauensmann Onckens Einsicht in dies Manuskript zu verstatten. Uebrigens aber liegen die Fälle alle so, daß ein Kritiker, der von dem Grundsatz quisque praesumitur bonus ausgegangen wäre, sofort auf die Annahme von Druckfehlern verfallen sein würde, und an einigen Stellen sogar so, daß für eine eingehendere Betrachtung als die Onckens jede andere Annahme als die eines Druckfehlers schon nach der Gestaltung des gedruckten Textes ausgeschlossen ist.

Hier das Detail. Band 5, 357 ist statt 27. Januar 1536 zu lesen: 22. Januar; 374 statt 25. Januar 1526: 25. Juni; 380 statt Juli 1522: 1523; 385 statt 22. Dezember 1522: 21. Dezember; 385 statt 27. August 1526: 29; 387 statt 14. August 1527: 18; 420 statt 3. April 1541: 5; 424 statt 13. Mai 1541: 13. Juni; 433 statt 16. Juni 1546: 26. Juni; 597 bezw. 667 statt 10. bezw. 12. August 1585: 20. August; 727 statt 26. Mai 1630: 26. Juni. Diese Daten stehen richtig in meinem Manuskript; man sieht bei allen ohne Weiteres, wie aus ihnen die Druckfehler entstehen konnten: gewiß bedauerliche Druckfehler, aber Versehen, die jeder unvoreingenommene Kritiker als solche erkannt haben würde und die vielleicht um so entschuldbarer sind, als ich die Korrektur der einschlagenden Partien

meines Buches auf Reisen habe lesen müssen. Oncken dagegen leitet aus solchen und verwandten Fällen für die Art der Entstehung meiner Arbeit die schwersten Vorwürfe ab. Ich führe den Nachweis hierfür an den noch nicht genannten, sich nicht auf Daten beziehenden Druckfehlern.

Auf Seite 97 bemerkt Oncken ganz allgemein, es fänden sich in meinem Buche „Ungenauigkeiten in allgemeinen chronologischen Wendungen". Hierfür führt er dann allerdings nur ein einziges Beispiel an, nämlich S. 722 des fünften Bandes meines Buches. Hier heißt es: „Gustav Adolf war am 19. November 1594 geboren; im Jahre 1611 hat er den schwedischen Thron bestiegen. In dieser Zeit war, nach einem letzten vergeblichen Ringen der Hansa, Dänemark unter König Christian III. noch durchaus die herrschende nordische Macht." Dazu bemerkt Oncken: „In Wahrheit war Christian III. bereits 1559 gestorben." Oncken mußte, falls er als Kritiker meines Buches auf der Höhe seiner Aufgabe stand, wissen, daß die gegebene Schilderung der Lage Dänemarks nicht auf die Zeit Christians des Dritten, sondern nur auf die Zeit von 1594, d. h. die Zeit Christians des Vierten (1588 bis 1648) paßt: daß also in den Worten „König Christian III." ein Druckfehler steckt: statt III ist IV zu lesen. Statt des Druckfehlers nimmt er einen ungleich stärkeren chronologischen Fehler und eine weitgehende Unkenntniß der dänischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts an, um aus diesem einen Fall dann wiederum ganz allgemein der Vorwurf von Ungenauigkeiten in chronologischen Wendungen abzuleiten.

Band 5, 386 ist bei mir folgender Satz über den Türkenkrieg seit 1527 zu lesen: „Und mochten die nächsten Jahre auch noch schwere Sorgen um das Erworbene bringen, so namentlich das Jahr 1529 mit dem erneuten Vormarsch der Türken bis zur Eroberung Wiens . . ." Natürlich ist, wie das Manuskript aufweist, statt „Eroberung" Belagerung zu lesen. Oncken dagegen beschuldigt mich, statt diesen sehr einfachen Druckfehler anzunehmen, der groben Unwissenheit, nichts von der berühmten Vertheidigung Wiens im Jahre 1529 vernommen zu haben, und kommentirt seine Auffassung mit folgenden Worten: „Als Höhepunkt alles Dessen, was die neueste Deutsche Geschichte an thatsächlichen Irrthümern seinen (sic) Lesern zu bieten wagt, mag . . . der Satz über den Türkenkrieg seit 1527 gelten . . . Herr Professor Lamprecht dürfte wohl der Einzige sein, für den die zweimonatliche heroische Vertheidigung der Stadt ihren Erfolg, den Abzug der Türken, verfehlt hat."

Ein anderer Fall ist nicht minder lehrreich. S. 107 nimmt Oncken Anlaß zu folgender Auseinandersetzung: „Daß übrigens auch ein ausnahmsweise mitgetheilter Quellenbeleg (bei Lamprecht) noch keine Gewähr für die Zuverlässigkeit des im Text angeführten Citates bietet, dafür mag hier gleichfalls ein Beispiel stehen. Lamprecht citirt einmal eine Bibelstelle für eine Aeußerung Luthers: sie stammt aus dem bekannten Briefe, den Luther an

den Kurfürsten Friedrich von Sachsen schrieb, um seine Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg zu rechtfertigen; er schloß den Brief mit den Worten: ‚Es muß Das auch an uns erfüllt werden 2. Kor. 6. Exhibeamus nos in seditionibus etc.‘ Wenn Lamprecht diese Bibelstelle nun anführt: ‚Laßt uns beweisen als die Kinder Gottes in Aufruhren‘, und ausdrücklich in der Note: ‚2. Kor. 6, 4 f.‘ als Quelle des Wortes dazu namhaft macht, so sollte man denken, daß er wenigstens richtig nachgeschlagen hätte. In Wirklichkeit heißt der Spruch aber: ‚Laßt uns beweisen als die Diener Gottes . . in Aufruhren‘. Das entscheidende Wort, auf das der Sinn des lutherschen Briefes gerade den Ton legt, wird also verändert und die Pointe des Spruches abgebrochen. Ich zweifle nicht, daß Lamprecht, durch das unvollständige Bibelcitat Luthers veranlaßt, thatsächlich das Neue Testament zur Hand genommen und gerade deshalb trotz seiner sonstigen Sparsamkeit im Citiren dem Belege eine Note gewidmet hat; aber während er die Worte niederschrieb, hatte er sie schon wieder vergessen.“ Das Wort „Kinder“ ist nach Ausweis meines Manuskriptes als Druckfehler für „Diener“ in den Text gekommen.

Soll ich nun der regen Phantasie meines Kritikers auf dem Gebiete der Druckfehler noch weiter folgen? Auf S. 102 fände sich noch ein recht hübscher Fall (5, 388 meines Buches ist Oberlehnsansprüche Druckfehler für Oberlehnsherrschaft); allein die Auseinandersetzung würde viel Raum beanspruchen, — und es ist des Spiels genug.

Immerhin aber ist für alle bisher besprochenen Fälle zuzugeben, daß in ihnen Druckfehler, wenn auch sehr evidenter Art, Oncken den Anlaß geboten haben, mich als einen eben so unwissenden und gedächtnißschwachen wie leichtfertigen Menschen hinzustellen. Ich hätte in der Korrektur diese Druckfehler ausmerzen sollen; ich trage einen Theil der Schuld an Onckens Exzessen.

Anders in den folgenden Fällen, wo Oncken mich mißversteht, — bis klar zu Tage tritt, daß er mich mißverstehen will. Er sagt S. 96 f.: „Ein besonderes Ungeschick entwickelt Lamprecht, wenn er konkrete Angaben seiner Vorlage zu verallgemeinern unternimmt. Es ist eine seiner häufigsten Fehlerquellen. Man könnte verschiedene Gruppen von Fehlern anordnen, die auf diesem Wege entstanden sind. Da sind die Fälle, in denen sich Lamprecht, um eine ungefähre Himmelsrichtung anzugeben, völlig vergreift. Lenz (S. 419) hat ein solches Beispiel aus der Darstellung des Bauernkrieges angeführt. Sie sind auch sonst zahlreich.“ Nach diesem Prooemium bringt Oncken drei Fälle. Erster Fall: „Es heißt, Lamprecht, Deutsche Geschichte 5, 421: ‚Das niederländische Wiedertäuferthum, in den Gräueln von Münster hineinragend in die Entwickelung rechts des Rheines.‘ „Auf welcher Seite des Rheines,“ fragt Oncken hierzu, „stellt Lamprecht sich denn die Schauplätze des niederländischen Täuferthums vor?“ indem er damit andeuten will, ich hätte den Schauplatz

des Täuferthums in den Niederlanden links, d. h. südlich des Rheins, etwa in Brabant, gesucht. Dem gegenüber möchte ich Oncken die Frage vorlegen, ob er etwa glaubt, daß man in den Niederlanden jemals von dem Gebiet rechts und links des Rheines in dem uns geläufigen Sinne spricht. Nur auf deutschem Boden, und vor Allem für den Nordwesten zwischen Bingen und Cleve, sind rechts- und linksrheinisch — und zwar ganz in dem von mir angewendeten Sinne — gebräuchliche Gegensätze: und für ihren Gebrauch entspricht nicht die spintisirend gelehrte, Anlaß zu pseudo-kritischen Vorwürfen suchende Betrachtung irgend einer Karte, sondern die lebendige Praxis des Verkehres in seiner Beziehung auf die Bedeutsamkeit des Flußlaufes. Aus welchen „konkreten Angaben" irgend welcher „Vorlage" aber soll ich denn nun den beanstandeten Satz zu „verallgemeinern unternommen" haben? Es wäre interessant, zu wissen, auf welche Weise Oncken seiner leicht hingeworfenen Phrase in dieser Hinsicht eine „konkrete" Unterlage zu geben vermöchte. Zweiter Fall: „Eben so steht es," meint Oncken, „wenn 5, 447 von den ‚größeren nordostdeutschen Städten' gesprochen wird, von deren Sympathien die in den Jahren nach 1547 allmählich in Opposition tretenden deutschen Fürsten versichert waren: es sind in Wirklichkeit Bremen, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Lüneburg darunter zu verstehen." Die Stelle lautet bei mir: „Lange bevor der Kaiser offen ... die gesammte deutsche Fürstenwelt ... politisch stutzig machte, hatten die protestantischen Fürsten des Nordens schon an einen neuen Bund zum Widerstand gegen ein erneutes Vordringen des Kaisers gedacht. Sie waren dabei gedeckt durch das protestantische Dänemark, durch den dem Kaiser fast unerreichbaren Preußenherzog, der des Reiches Acht ohne viel Mühsal trug, wie durch Polen, wo die Reformation namentlich unter dem Adel Fortschritte gemacht hatte. Außerdem konnten sie sich der Sympathien der größeren nordostdeutschen Städte gewiß halten." Die von Oncken angegebenen Städte sind bei mir nicht genannt; und ihre Aufzählung bedeutet eine völlig willkürliche Interpretation meines Textes. Möglich aber wird diese erst dadurch, daß Oncken meinen Satz, „die Fürsten konnten sich der Sympathien der größeren nordostdeutschen Städte gewiß halten", abändert in die Worte: „von deren Sympathien die Fürsten versichert waren". Diese Aenderung meines Textes gestattet ihm die Unterschiebung, ich hätte mit den Städten, an deren Sympathien man glauben durfte, diejenigen gemeint, deren Sympathie sich später wirklich bewährt hat. Dritter Fall: „Noch grotesker", fährt Oncken fort, „hört es sich 5, 560 an, daß Oranien auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt (1562) ‚Verbindungen genauen Verkehrs mit den Fürsten des Nordwestens, mit Hessen und Sachsen' geschlossen habe; daß Lamprecht dabei an keine anderen Fürsten als eben Hessen und Sachsen denkt, geht schon aus dem Text der hier benutzten Vorlage (Ritter 1, 334) her-

vor." Es ist für uns das erste Mal, daß wir sehen können, welchen Streich Oncken die durch nichts begründete Annahme spielt, mein Text beruhe stets nur auf einer Quelle. Oncken hat diese Annahme noch neuerdings, obwohl er inzwischen hätte gewarnt sein können, mit den Worten zum Ausdruck gebracht (Preuß. Jahrb. 89, 353), daß ich „mit wenigen Ausnahmen für die politische und kirchliche Geschichte von etwa 1520 bis 1650 allein die vier größeren Darstellungen von Bezolds, Ritters, Wenzelburgers und Winters, und zwar durchweg nur eine einzige während eines Zeitraumes, exzerpirt habe". Dieses Einquellenprinzip ist nun, wie sich später genau zeigen wird, gänzlich falsch; ich bemerke schon jetzt, daß ich niemals, selbst nicht an Stellen, die für meine Geschichtauffassung von dem denkbar geringsten Werth waren, nur eine Quelle benutzt habe. Wir werden noch zu sehen haben, wie Onckens verhängnißvolle, fast zur axiomatischen Verblendung gewordene Auffassung in dieser Hinsicht ihn grundlos Vorwurf auf Vorwurf häufen läßt. Hier kündigt sie sich schon an in der Annahme, die Worte „Fürsten des Nordwestens" seien nur eine Interpretation der Worte „Hessen und Sachsen", allein aus dem Grunde, weil der Text von Ritters Buch (1, 334) auf diese Annahme leite. Das Gegentheil ist der Fall: die Worte „Fürsten des Nordwestens" und „Hessen und Sachsen" stehen einfach koordinirt neben einander; und Niemand wird diese Koordination verkennen, — außer Dem, der sie verkennen will.

Im Verkennenwollen aber leistet Oncken noch weit Bedenklicheres. S. 96 wirft er mir Wiederholungen vor, die sich widersprechen. Nach seiner Art leitet er den Vorwurf mit einer langathmigen allgemeinen Erklärung ein, unterscheidet Wiederholung in der Angabe von Daten und von Thatsachen u. s. w. Für die Wiederholung von Thatsachen führt er dann genauer aus: „Es finden sich bei Lamprecht Fälle, wo durch eine solche Wiederholung zwei von einander abweichende oder gar sich widersprechende Darstellungen des selben Vorganges, zwei von einander abweichende oder gar sich widersprechende Charakteristiken einer und der selben Persönlichkeit zuweilen fast unmittelbar hinter einander gestellt werden." Eins der Hauptbeispiele für diesen Fehler ist ihm meine Charakteristik des Papstes Pauls des Dritten. „Da ist Paul der Dritte bald ‚ein politisch ungemein kluger, aber zugleich charaktervoller Papst' (5, 416), bald ‚ein Farnese von sinnlicher Vergangenheit und weltlichen Zielen, ein naiver Sünder' (5, 639)." In der That: der Widerspruch scheint hier — wenn auch nicht absolut, so doch relativ — vorhanden. Aber er verschwindet, wenn man die Stelle meiner Deutschen Geschichte, Band 5, 639, nachschlägt. Dort steht nämlich in Wirklichkeit zu lesen: „ein Farnese von sinnlicher Vergangenheit und weltlichen Zielen, dabei aber wohlwollend, klug, frei von Kleinlichkeit, ja hochsinnig, ein naiver Sünder." Die ausgleichenden Worte „dabei aber wohlwollend, klug, frei von Kleinlichkeit, ja hochsinnig" fehlen in dem Citat Onckens ohne jede An-

deutung einer Lücke. Nach diesem Beispiel ist es wohl nicht nöthig, noch genauer auf die in verwandter Weise behandelten, wenn auch nicht gleich stark kompromittirenden Beispiele einzugehen, welche die Seite 96 bei Oncken sonst noch bietet. Ich bemerke zu ihnen nur, daß die beiden Charakteristiken des Erzbischofs Salentin von Köln, von denen Oncken redet, sich deshalb noch keineswegs widersprechen, weil die eine den Gegensatz Salentins zum Erzbischof Friedrich von Wied herauskehrt, und daß, wenn Oncken in meinem Buche 5, 619 und 5, 624 einen Widerspruch in der Darstellung der Haltung des Lutherthumes gegenüber dem Calvinismus finden will, er Das nur fertig bringt unter Vernachlässigung des chronologischen Elementes; die Zeiten, von denen an beiden Stellen die Rede ist, sind durch mehr als ein Jahrzehnt von einander getrennt. Im Uebrigen aber ergiebt sich aus den angeführten Beispielen, daß es sich bei den von Oncken angenommenen Wiederholungen meines Buches keineswegs um Das handelt, was man gewöhnlich Wiederholungen nennt, sondern um die spätere Wiederaufnahme früher angeknüpfter, sei es auf Personen, sei es auf Sachen bezüglicher Fäden der Darstellung unter kurzer Wiederaufnahme — gelegentlich auch Erweiterung — des früheren Zusammenhanges: also um eine Manipulation, die für jede Geschichtschreibung unerläßlich ist.

Charakteristisch ist nun aber, daß Oncken die von ihm als Widersprüche in der Wiederholung konstruirten Erscheinungen ohne Weiteres, und ohne auch nur die Absicht eines Beweises kundzugeben, auf „nachlässiges Kompiliren", d. h. auf die Benutzung einer einzigen Quelle am ersten, einer anderen ebenfalls einzigen Quelle am zweiten Orte zurückführt. Es ist eine Erscheinung, die auf den schon hervorgehobenen Fehler Onckens hinweist, auf sein Prinzip der Annahme nur einer Quelle. An einigen Beispielen sollen die auffälligsten Konsequenzen dieses elementaren Irrthumes beleuchtet werden.

Ich greife da zunächst einen Fall heraus, den Oncken mit der Vorliebe, die er dafür besitzt, zusammenhängende Vorwürfe in unterbrochener Reihenfolge vorzubringen und dadurch die Fülle des Gebotenen gleichsam zu vervielfachen, an nicht weniger als vier Stellen behandelt, nämlich S. 88, 94, 99 und 101. Es handelt sich um die Erzählung des Sacco di Roma in meinem Buch. Die Worte lauten bei mir (5, 386 f.): „Und bald folgte der Schwüle dieses geistigen Kampfes ein schreckliches militärisches Strafgericht. Georg von Frundsberg, der tapfere Bandenführer des unteren Innthales, sammelte in Tirol soeben eine Anzahl von Fähnlein deutscher Landsknechte zum kaiserlichen Dienst in Italien. Für sie bedurfte es nur der offenkundigen Thatsache eines Zwistes zwischen Kaiser und Papst, um ihnen die Richtung eines Zuges auf Rom zu geben; schon im Etschthal sprach man davon, man wolle den Papst henken. Und so wälzte sich die Lawine der deutschen Krieger, gegen 11000 Mann, darunter 4000, die ohne Sold dienten, unterwegs unter

welschem Zuschuß immer mehr anschwellend, seit dem 19. Februar 1527 mit den kaiserlichen Truppen Bourbons vereinigt, gegen Rom. Am 5. Mai lagerte man vor den Mauern der ewigen Stadt. Im Morgengrauen des 6. Mai führte Bourbon zum Sturm. Nur mäßig war der Widerstand im wallenden Nebel des Frühjahrs; gegen Abend beherrschten die Landsknechte die Stadt. Und nun durchzog Rom der Würgengel der Plünderung; ein seit Jahrhunderten aufgehäufter Reichthum ward vernichtet; und der Papst, in die Engelsburg geflüchtet, mußte sich schließlich den Landsknechten, die inzwischen Luther zum Heiligen Vater ausgerufen hatten, ergeben, den 5. Mai 1527." Da ich noch im Besitz des einschlagenden Manuskriptes dieser Stelle bin, so kann ich genau angeben, wie der citirte Passus meines Buches entstanden ist. Zu Grunde liegt ihm zunächst ein zusammengezogenes und umstilisirtes Exzerpt aus v. Bezolds Reformationgeschichte. Dieses Exzerpt habe ich dann nach Baumgartens Geschichte Karls des Fünften superrevidirt, nachdem ich bemerkt hatte, daß v. Bezolds Text an dieser wie mancher anderen Stelle zum großen Theile auf Baumgarten beruht,*) andererseits aber mich versichert hatte, daß nun Baumgarten wenigstens zum Theil auf primäre Quellen, zum Theil freilich auch auf Gregorovius' Geschichte Roms u. a. m. zurückgeht. Die aus Baumgarten in den ursprünglichen Text aufgenommenen Stellen sind in dem Citat oben gesperrt gedruckt. Nach der Aufnahme der Stellen aus Baumgarten habe ich den Text nochmals umstilisirt. Der Text mithin, wie er hier eben zum Abdruck gelangt ist, bietet ein umgearbeitetes Exzerpt des Inhalts von drei Seiten des von Bezold gebotenen Textes (S. 542—545), präzisirt durch aus Baumgarten gezogene Notizen und dann nochmals überarbeitet. Worin nun die Präzisirung aus Baumgarten besteht, ist durch die augenscheinliche Betrachtung der oben gesperrt gedruckten Stellen ohne Weiteres klar: das Heer wird seiner Größe nach geschildert, seine Vereinigung mit den welschen Truppen chronologisch festgelegt; der Angriff auf Rom wird durch Einführung der Tageszeiten klarer gemacht und die Geringfügigkeit des Widerstandes durch Einführung des Frühjahrsnebels motivirt. Das ist so evident und einfach wie möglich.

Wie aber behandelt Oncken unsere Stelle? Verführt durch die Thatsache, daß einige der von mir aus Baumgarten gemachten Zusätze sich auch in verwandter Form bei Bezold finden — natürlich: denn Bezold beruht eben auf Baumgarten! —, aber nicht gewarnt durch die Thatsache, daß sogar einer

*) v. Bezold hat von der Mitte der Seite 542 seines Textes bis zur Mitte der folgenden Seite aus Baumgarten nicht nur den wörtlich citirten kleinen Satz, bei dem er auf Baumgarten als Quelle hinweist, entnommen, sondern sein Text beruht fast ausschließlich auf Baumgarten S. 525—538. Für die weitere Erzählung des Sacco hat er dann auch andere Bücher herangezogen.

meiner größeren Zusätze aus Baumgarten (der des Datums der Vereinigung der deutschen und welschen Truppen) bei v. Bezold fehlt: bildet er sich, statt gewissenhaft nach der Quelle dieses fehlenden Zusatzes wie anderer kleiner Abweichungen von v. Bezold zu suchen, die leichtfertige Vorstellung, mein Text beruhe ganz und unmittelbar, in der Form eines simplen Exzerptes, auf v. Bezold und knüpft daran folgende wundersame Betrachtungen:

I. (S. 88): „Das Datum der Vereinigung der deutschen und welschen Truppen (19. Februar) ist falsch; es muß heißen: 12. Februar". Vgl. dagegen Baumgarten 2, 533—34: „Erst am 19. (Februar) führten Bourbon und Frundsberg ihre Truppen zusammen."

II. (S. 99): (In der Darstellung des Sacco di Roma) „begnügt sich Lamprecht, fortlaufend Bezold auszuschreiben.

Bezold 545	Lamprecht 5, 387
... zum Sturm antreten, der .. in der Morgendämmerung des 6. Mai eröffnet wurde. Das Feuer der Vertheidiger, durch einen dichten Nebel großentheils unwirksam gemacht ... bis zum Abend war die ganze Stadt in der Gewalt dieser Horden.	Im Morgengrauen des 6. Mai führte Bourbon zum Sturm. Nur mäßig war der Widerstand im wallenden Nebel des Frühjahrs; gegen Abend beherrschten die Landsknechte die Stadt."

„Der ‚dichte Nebel' (fährt Oncken fort) ist bei Bezold ein motivirendes, mit Bewußtsein in die Erzählung eingeführtes Detail: bei seinem Abschreiber ist der ‚wallende Nebel des Frühjahrs' zu einer schönen Redensart geworden, die keine Daseinsberechtigung hat. Das giebt nichts, um einen Ausdruck Bernheims zu gebrauchen, als ‚die scheinbare, unechte Plastik, durch die der Leser mindestens nichts gewinnt und die zudem im Grunde unschön, weil ohne Berechtigung ist, wie die unechte Plastik der Stukkatur.' Ein Vorgang, der für diese ganze sekundäre Schriftstellerei Lamprechts so unendlich bezeichnend ist: er entspringt nicht allein einer ungesunden Effekthascherei, sondern eben so sehr, wie ich hier zu betonen habe, der eilfertigen Hast, welche die Dinge nicht selbstthätig durchdenkt, sondern nur das rednerische Beiwerk der Vorlage äußerlich und oberflächlich abzuwandeln bedacht ist." Ich störe die Komik dieser Tiraden gegenüber einem Fall, in dem die Absicht der besonderen Motivirung bei mir bewiesen ist, durch kein Wort weiterer Betrachtung.

III. S. 101 citirt Oncken ferner den Satz: „Der Papst, in die Engelsburg geflüchtet, mußte sich schließlich den Landsknechten, die inzwischen Luther zum Heiligen Vater ausgerufen hatten, ergeben", und bemerkt dazu: „Die geistvolle Verknüpfung des Relativsatzes mit dem Hauptsatz, eines unwesentlichen Landsknechtscherzes mit einem hervorragenden politischen Ereigniß, ist einzig aus der kompilatorischen Darstellung des Ganzen zu erklären." Ich kann von Lesern wie Oncken nicht verlangen, daß sie Sinn haben für die weltgeschichtliche Komik des Gegensatzes, der die in Haupt- und Relativsatz

paralleliſirten Ereigniſſe kennzeichnet, wohl aber hätte Oncken ſich durch Einſicht ſogar allein von v. Bezold davon überzeugen können, daß hier von einfacher Kompilation nicht die Rede iſt: weit von einander getrennt ſtehen bei v. Bezold die Theile der Erzählung, deren Inhalt in dem Satze meines Buches verſchmolzen iſt.

Endlich S. 94 meint Oncken: „Was uns über den Zug Frundsbergs gegen Rom im Jahre 1527 erzählt wird, will ich ſchließlich noch hierher ſetzen, da dieſer Fall einer gewiſſen Pikanterie nicht entbehrt.

Bezold 542.	Lamprecht 5, 387.
Man hörte ihn (Frundsberg) ſagen, wenn er nach Rom komme, wolle er den Papſt henken .... konnte er Anfang November etwa 11 000 Mann auserleſenen Fußvolkes im Etſchthal muſtern; 4000 von ihnen dienten ohne Sold.	Schon im Etſchthal ſprach man davon, man wolle den Papſt henken. Und ſo wälzte ſich die Lawine der deutſchen Krieger, gegen 11 000 Mann, darunter 4000, die ohne Sold dienten....“

„So wird aus einer gelegentlichen Aeußerung Frundsbergs (fährt Oncken fort) ein allgemeines Gerede in einer beſtimmten Gegend konſtruirt. Und weshalb? Einzig und allein, weil dem Kompilator das Wörtlein ‚man‘ in der eilenden Feder ſtecken blieb und damit zum Subjekt eines abhängigen Satzes wurde, in den es nicht hineingehörte; ſo iſt es gleichſam ein am Thatort zurückgelaſſenes corpus delicti, mit dem die Haſt dieſer Arbeitsweiſe überführt wird.“ Sehen wir auch von dem Deutſch der letzten Zeile Onckens ab, ſo wiſſen wir nun ſchon, auf welcher Seite bei der Zergliederung der jetzt behandelten Stelle meines Buches Leichtfertigkeit und Haſt der Arbeitsweiſe zu ſuchen iſt. In dem vorliegenden Satz ſind zunächſt die Angaben über die Größe des deutſchen Heeres bei mir, wie vorhin bemerkt, aus Baumgarten entnommen; hätte Oncken ſich nach mehr als einer Quelle umgethan, wozu er dringend Veranlaſſung hatte, ſo würde er nicht in Verſuchung gekommen ſein, hier Bezolds und meinen Text zu paralleliſiren. Was aber die erſten Zeilen angeht, ſo wäre es lehrreich, zu wiſſen, woher Oncken auf Grund des bezoldſchen Textes zu der Annahme kommt, es handle ſich um eine gelegentliche Aeußerung Frundsbergs. Würde ſie dann überhaupt überliefert ſein? Vielmehr will Bezold eine charakteriſtiſche, oft und von Vielen („man“) gehörte Aeußerung wiedergeben. Aber Oncken braucht die Zuſpitzung, um an ſie die „pikante“ Inſinuation einer Arbeitweiſe zu knüpfen, die ſich ſeinen ſonſtigen Phantaſien auf dieſem Gebiete, deren einige wir ja ſchon kennen gelernt haben, paſſend anſchließt. Im Uebrigen mag er in der Uebertragung der Aeußerung Frundsbergs auf die Menge, die ſie gehört und gewiß auch weitergegeben haben wird, einen Fehler ſehen — den einzigen, unendlich ſchweren Fehler, den er mir in dem dreizehn Seiten überſpringenden Feldzug gegen den Text meiner Schilderung des Feldzugs und des Sacco

di Roma nachgewiesen haben würde —: was verschlägt dies Fündlein gegenüber seinen eigenen Fehlern und den sonstigen unfreiwillig komischen Auslassungen, die er in verblüffendstem Reichthum an diese Stelle geknüpft hat!

Aber diese Auslassungen stehen keineswegs allein da: im Gegentheil, da Oncken an dem Einquellenprinzip festhält, so sind sie die Regel. Ich könnte mit hierher gehörigen Ausführungen komischen Inhalts noch Bogen füllen. Ich will mich aber mit Rücksicht auf Wichtigeres, das ich noch in engem Raum unterzubringen habe, auf nur einige Fälle beschränken, die entweder besonders kurz abzumachen sind oder methodisch Charakteristisches bieten.

Die einfachsten Fälle knüpfen sich an die Berichtigung von Daten. Es seien hier kurz zwei erwähnt. Band 5, 380 findet sich bei mir der Satz: „Am 22. Mai 1522 sagte ein englischer Herold König Franz förmlich den Krieg an." Oncken verbessert das S. 88 in „im März". Er würde bei Baumgarten Bd. 1, 120 das richtige Datum (29. Mai, bei mir ist 22. Mai Druckfehler) gefunden und bei Vergleich mit v. Bezold S. 522 zugleich gesehen haben, daß ich hier von diesem nicht abhängig bin. Nicht minder würde ihm die Einsicht von Baumgarten 3,94 darüber aufgeklärt haben, wie unangebracht die Verbesserung des Datums des Friedens von Kappel (20. November 1531; bei mir S. 405) ist, die er S. 88 vornimmt. Komplizirter würden Fälle sein, wie der von Oncken S. 92 unten und S. 94 oben berührte; ich gehe aber auf ihn nicht weiter ein, da er methodisch nichts austragen und Seiten der Erörterung erfordern würde.

Methodisch in hohem Grade interessant ist dagegen ein Fall auf S. 89. Hier bemerkt Oncken, es sei lehrreich, bei mir zu beobachten, wie falsche Jahrzahlen nur zu Stande kommen, weil das Auge des Abschreibers bei dem leichten Durchfliegen der Vorlage an der zunächst stehenden Zahl haften blieb. Als Beispiel führt er die Angabe des Termins für das Fortbleiben Oraniens, Egmonts und Hornes aus dem niederländischen Staatsrath (in meinem Buche 5, 561, wo es ursprünglich statt „Niemand" vielmehr „fast Niemand" heißen sollte) an; und er meint: „Wer den vorangehenden Absatz bei Ritter 1, 338 [den er als alleinige Quelle annimmt] durchliest, erkennt sofort, weshalb es bei seinem Ausschreiber März statt Juli 1563 heißt." Nun ist richtig, daß, wenn man das Einquellenprinzip Onckens unverbrüchlich annimmt, die von Oncken gegebene Erklärung nicht nur möglich, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Und auch wenn man nicht gleich Oncken mit der an ihm bekannten Hartnäckigkeit an diesem Prinzip hängt, sondern sich die Mühe giebt, in den sonstigen Darstellungen und Arbeiten Umschau zu halten, die etwa für die Konstitution meines Textes in Betracht kommen konnten, wird man die Erklärung meiner Abweichung von Ritter in der Literatur nur schwer und nur in Andeutungen finden, — also vermuthlich auf die Annahme eines Fehlers hinauskommen.

Dennoch liegt die Sache ganz anders. Ich verdanke die Aenderung des Datums, die eine Korrektur der Forschungen Ritters darstellt, der Durchsicht der Druckbogen meines Buches durch Herrn Dr. Marx, dem ich im Nachwort für diese Durchsicht ausdrücklich meinen besonderen Dank ausgesprochen habe; und Dr. Marx stellte mir folgende Citate als beweisend für seine in meinem Text wiedergegebene chronologische Ansetzung zur Verfügung: Weiß, Papiers d'État 7, S. 69, 74; Gachard, Correspondance de Philippe II, Band 1, 245, 248, 251; Compte rendu des séances de la commission d'histoire, Série I, Bd. 16, 198; Piot in seiner Ausgabe des Renon de France: Histoire des troubles des Pays-Bas, Bd. 1, 22, Anm. 1. In der That geben diese Stellen für die vom Herrn Dr. Marx vorgeschlagene Korrektur den Ausschlag.

Man sieht aus diesem Beispiel, welcher außerordentlichen Vorsicht es bedarf, will man in modernen Darstellungen, die ja alle, so weit sie zusammenfassend sind, nicht blos von primären, sondern vornehmlich von sekundären Quellen ausgehen — der Nachweis hierfür läßt sich für die ganze moderne Geschichtliteratur leicht erbringen —, welcher außerordentlichen Vorsicht, sage ich, es bedarf, will man die Ableitungverhältnisse solcher modernen Darstellungen mit gesundem Urtheil feststellen.

Von diesem gesunden Urtheil besitzt nun freilich Oncken nichts. Kann er sich doch zu dem Satz versteigen, daß man auch da, wo der Nachweis nicht zwingend zu führen sei, daß meine Irrthümer nur auf die flüchtige Art meines Abschreibens zurückgehen, dennoch ein Recht habe, Dies anzunehmen! Da konnte es denn freilich nicht ausbleiben, daß die Anwendung eines solchen, nur durch leidenschaftliche Verblendung erklärlichen Grundsatzes seinen Urheber in so lächerliche Situationen brachte, wie wir sie eben kennen gelernt haben. Und weiter kommt Oncken durch sein Einquellenprinzip zu so ungeheuerlichen Behauptungen wie der, daß die Jugend Luthers von mir in völliger Anlehnung an Lenz erzählt werde: einer Behauptung, von der das Minimum wahr ist, daß ich auf den drei Seiten, auf denen ich von Luthers Jugend handle, folgende zwei Bemerkungen über Mansfeld: „die hügliche Stadt des mansfeldischen Grafenhauses" und „noch heute stehen in der Hauptstraße der Stadt Reste des stattlichen Hauses, das (Luthers Vater) später erbaute", Anregungen der Lecture des lenzischen Buches verdanke. Aber freilich stehen diese Aeußerungen beide auf der ersten Seite meiner Darstellung; und die Feststellung dieser Thatsache mag für Oncken bei seinem Einquellenprinzip und seinem oft geradezu räthselhaften Leichtsinn genügt haben, um alle drei Seiten für Lenz zu reklamiren. Im Uebrigen hat mir diese Behauptung Anlaß gegeben, nun Lenz an den einschlagenden Stellen auf seine Quellen zu untersuchen: und ich werde mir gestatten, nächstens hier mitzutheilen, was dabei herausgekommen ist.

Leipzig. Karl Lamprecht.

Die Handelspolitik der Zukunft.

Es gilt, für die seit der englischen Vertragskündigung nothwendig gewordene Handelspolitik nicht nur in der wirksamsten Strategie aufzutreten, die ich in dem vorigen Aufsatz*) angedeutet habe. Auch darauf kommt es an, daß für diese Handelspolitik das möglichst große Gewicht in die Wagschale geworfen werden könne, daß England, Amerika und Rußland gegenüber auch Deutschland stärker werde. Nicht nur um die Methode, auch um den Maßstab, nach welchen künftig in der bezeichneten Mittellinie Handelspolitik getrieben werden muß, handelt es sich. Unter diesem Gesichtspunkt tauchen sofort die bedeutendsten praktischen Ziele für unsere Betheiligung an der Welthandelspolitik auf; der Drang zur Verstärkung ergiebt sich gegenüber so riesigen Reichen, wie Weltbritannien, Rußland und Nordamerika, dem vereinigten Alt- und Kolonial-Frankreich, ganz von selbst. Schon Greater-Britain, nach dessen Zusammen- und Abschließung es eine große Partei bei der Kündigung der englischen Verträge gelüstet, weist uns mit allem Nachdruck auf die Sammlung der größten Kraft für die Bethätigung unserer Aufgabe hin.

Wie kann aber eine solche „Sammlung" praktisch erreicht werden? Es wird eine auswärtige und eine innere Sammlung zugleich sein müssen. Ich weiß, daß bei diesem Gedanken Vielen das Herz zuerst für die Vermehrung unserer Kriegsmarine höher zu schlagen beginnt. Bis zu einem gewissen Maße mit vollem Recht. Das darf man auch auf die Gefahr sagen, als Marineschwärmer verhöhnt zu werden. Ganz offen sei es hier bemerkt: es ist schade, daß unsere innere Politik so wenig dazu angethan ist, bei den Wahlen zum Reichstag Erfolge für die Vermehrung unserer Marine hoffen zu lassen. Allein bei aller Neigung zur künftigen Ausbildung unserer Marine auf eine Höhe, bei der wir schwächeren Gegnern allein, stärkeren im Bunde mit anderen Seemächten zweiten und dritten Ranges entgegenzutreten vermöchten, darf man sich doch nicht verhehlen, daß eine kräftige Kriegsmarine nicht das einzige und sicherste Mittel ist, unser Welthandelsinteresse vollauf wahrzunehmen. Die nöthige Macht zum Trutz gegen Brutalitäten der Nation, die die erste Seemacht ist und für absehbare Zeit bleiben wird, kann ja doch nur durch entschlossene Verwerthung unserer großen Landarmee an der Seite des Staates, der dieser Seemacht zu Lande beikommen kann, im äußersten Fall gesucht werden; und man brauchte damit so wenig zum Famulus der russischen wie der britischen Weltherrschaft sich zu erniedern, wenn man nur die orientalische Politik gleichzeitig in der Levante und in Hinterasien mit kältester Berechnung

*) S. „Zukunft" vom 9. Oktober 1897.

nur des eigenen Zukunftinteresses durchzuführen versteht. Zwar auch die Admirale, doch weit mehr die Diplomaten werden durch ihre auswärtige Aktion die erforderliche Macht zur Aufrechterhaltung des Welthandelsgleichgewichtes in der Richtung wechselseitig billiger, anständiger Verkehrsgewährung schaffen und erhalten müssen.

Von der Marinepolitik werden angesichts der englischen Vertragskündigung die Machterwägungen zunächst zur Kolonialpolitik sich hinüber wenden. „Macht es wie die Engländer, schafft einen großen Kolonialbesitz! Wenn England einen geschlossenen Handelsstaat in weltbritischem Maßstab belieben will, so sorgt dafür, daß wir ein weltdeutsches geschlossenes Handelsreich haben können!“ Am guten Willen hierzu wird es ja gewiß der großen Mehrheit der Deutschen nicht fehlen; ich persönlich schäme mich nicht, in der Nähe der bösen „Kolonialschwärmer“ zu athmen; ich beklage es laut, daß die Männer, die uns die ganz verdienstlichen, wenn auch verrufenen Handelsverträge gemacht haben, den Sansibarvertrag unterzeichnen konnten, und ich wünsche sehnlich, daß der errungene Kolonialbesitz nicht nur behauptet, sondern möglichst vergrößert, namentlich durch Hafen-, Kohlen- und Wasserstationen in den großen Meeren und in der Nähe der Kreuzungpunkte des Welthandels und der Schiffahrt, sei es durch ausschließenden Erwerb, sei es durch internationale Neutralisirungen, um jeden Preis erweitert werde. Aber die Hauptsache können wir uns doch auch von der Kolonialpolitik nicht versprechen. Bei der Vertheilung der Welt sind wir eben zu spät gekommen und es hat der ganzen Genialität eines Bismarck bedurft, um uns noch einige ordentliche Stücke zu sichern. Den größten historischen Augenblick der kolonialen Weltauftheilung haben wir durch Karl den Fünften, die Philippe und Ferdinande leider verpaßt. Auch ist zu bemerken, daß wir den größten Theil unseres noch erhaschten Kolonialbesitzes überhaupt nicht für uns abschließen können, da er durch die Kongoakte von 1885, an der wir wenigstens nicht rütteln sollten, dem gleichberechtigten Handel aller Nationen für immer vorbehalten ist. Das Bischen Ackerbaukolonialland, das wir besitzen, ist nicht einmal für alle Zukunft gesichert; denn Ackerbaukolonien empfangen, je weiter sie sich entwickeln, desto stärkeren Drang zur Emanzipation und Abspaltung. Auf dem Boden exklusiver Kolonialpolitik ist hiernach für uns wenig handelspolitische Macht für die Dauer zu gewinnen.

Weit bedeutender erscheint wohl ein Drittes. Wenn wir selbst als Kolonialmacht uns auch nicht vergrößern können, so können wir doch — gestützt auf das solidarische Interesse aller Nationen — mit einigem Erfolg dafür eintreten, daß die Welt, so weit sie nicht schon vertheilt ist, neutralisirt, d. h. dem gleichberechtigten Handelsbetrieb aller Nationen vorbehalten werde und daß, was Einzelnstationen in den großen Weltmeeren sowie in der Nähe der

Kreuzungen des Weltverkehres betrifft, diese bei weiterer Angliederung an die civilisirte Welt gleichmäßig zur Austheilung gelangen. Dieser Weg ist durch die Kongoakte eingeschlagen worden und für den von Natur- und Barbarenvölkern bewohnten Theil der Welt zu umfassender Geltung gelangt. Es gilt nur, auch in Bezug auf die jetzt von Halbkulturvölkern bewohnten Theile Ostasiens und bei nicht mehr aufzuhaltender Auflösung der Türkei auf Vorderasien, Egypten und die mittelländische Inselwelt den selben Weg einzuschlagen. Ich habe diesen großen Zielpunkt unserer auswärtigen Politik wiederholt in der „Zukunft" zur Beachtung empfohlen und brauche mich dabei nicht nochmals aufzuhalten.

Macht im erforderlichen größeren Maßstab läßt sich — und damit tritt ein vierter, noch wichtigerer Zielpunkt für die deutsche Handelspolitik der Zukunft hervor — mit Sicherheit dadurch gewinnen, daß jene durch Vergrößerung der anderen Handelsreiche klein gewordenen Staaten Mitteleuropas, die industriell und agrikol ungefähr auf gleicher Entwickelungstufe stehen, vereint ihr Gewicht für die in ihrem gemeinsamen Interesse liegende Handelspolitik einsetzen. Das kann von Fall zu Fall geschehen, so daß jeder der in Betracht kommenden Staaten seine Diplomaten bei schwebenden welthandelspolitischen Fragen gleichlautend instruirt. Diese Machtbildung kann aber auch durch Vergrößerung zur Handels- und Machtgruppe, durch einen periodisch auf längere Zeiten geschlossenen mitteleuropäischen Zoll- und Handelsbund erreicht werden. In der Gruppe gleich interessirter und benachbarter vereinigter Staaten Europas läßt sich handelspolitisch Vieles und Großes erreichen, wozu jedes einzelne der gruppirungfähigen Länder ohnmächtig ist. Vor Allem größere Märkte in der unmittelbaren Umgebung durch Zwischenzollinien theils zollfreien, theils zollbegünstigten Verkehres für sämmtliche Mitglieder der Gruppe. Die Bedeutung vereinigter Handelspolitik einer ganzen Gruppe mitteleuropäischer Festlandsstaaten wird im Angesicht des riesigen Welthandelszusammenschlusses, den Panamerika, das Rußland von der Ostsee bis zum Gelben Meere und England mit seinen Kolonien theils vollzogen haben, theils zu vollziehen drohen, kaum mehr dem Widerspruch begegnen, den die Altfreihändler einst dem Plan einer deutsch-österreichischen Zolleinigung auf der Höhe des Nichtsalsfreihandels entgegengesetzt haben. Damals hieß es in einer sehr beachteten Brochure, es sei für Deutschland nicht gut, wenn der Zollverein zu groß werde. Das ist schon damals bestritten worden und heute wird Niemand mehr gern für Liliputerei sich begeistern. Es soll mit dieser Erinnerung keine alte Wunde aufgerissen werden; nicht die Handelspolitik, sondern der preußisch-österreichische Kampf um die Vormacht in Deutschland hat damals auch auf der Seite der Staatsmänner, die den Zollverein zum Siebenzigmillionenreich erweitern wollten, den Ausschlag

gegeben. Heute, da dieser Kampf für immer entschieden, da an die Stelle des Hegemoniestreites im deutschen Bunde der politische Zwei- und Dreibund getreten ist, da wir der Gefahr riesiger geschlossener Handelsgebiete dritter Nationen gegenüberstehen, sehen die Dinge doch ganz anders aus. Man möchte wünschen, daß im frankfurter Frieden die gegen uns leere Formel der Meistbegünstigung für ewige Zeiten unterblieben, vorher aber im prager Frieden ein Minimum engerer Zoll- und Handelsgemeinschaft festgelegt worden wäre. Mitteleuropa stände der heutigen Welthandelskonjunktur gegenüber dann bereits größer und mächtiger da. Allein gerade die Bedrängung von außen mag den Gruppenzusammenschluß um so eher und inniger herbeiführen, je rascher und heftiger die Bedrängniß den festländischen Exportländern über den Hals kommt. Gefahren für irgend einen Staat wären ja bei der Gruppirung nicht zu befürchten; denn auch ohne Zollbundesrath könnte jeder Staat für sich handeln; die nöthige Einigung über freien und begünstigten Zwischenverkehr würden Tarifbindungverträge völkerrechtlicher Art und gleichmäßiger Terminirung herstellen; die Souverainetät der Besteuerung wäre für kein Mitglied der Gruppe beschränkt, da Finanzzölle eben nicht gebunden zu werden brauchten. Es würde auch gar nicht nöthig sein, daß sofort ganz Mitteleuropa in der Gruppe vereinigt wäre; man könnte mit einem Zwei- und Drei-Zollbund den Anfang machen und diesem Bunde würden die übrigen Staaten in der Welthandelspolitik zunächst nur frei sekundiren, um nach erfolgter Bewährung mit der Zeit ebenfalls beizutreten. Immer mehr würde man eine Gruppe, die Macht nach der ganzen Welt hin repräsentiren würde. Die Widerstände aus dem Innern der zum mitteleuropäischen Zoll- und Handelsbunde zu vereinigenden Länder sind noch sehr groß, aber nicht so groß, daß nicht gerade die gemeinsame Bedrängniß von außen sie nach und nach überwinden könnte. Vorläufig genügt es, diesen Punkt vereinigter handelspolitischer Macht nicht aus den Augen zu verlieren und mit Staaten, die außerhalb der mitteleuropäischen Gruppe stehen, weiter die Meistbegünstigung überhaupt nicht mehr oder doch nur mit dem Vorbehalt freien und begünstigten Zwischenverkehres zwischen jenen Staaten einzugehen, deren Beitritt zur Gruppe während der Vertragsperiode erreichbar erscheint.

Die mitteleuropäische Gruppe für vereinigte Handelspolitik könnte aber noch stärker und sogar mehr als ein Großmitteleuropa werden. Sie könnte bei der vorhandenen Interessenpolitik die ganze nicht russische und nicht französische alte Welt den neuen Handelswelten gegenüber sammeln. Mitteleuropa, als handelspolitische Gruppe gleichartig und gemeinsam thätig, würde naturgemäß den Zweck verfolgen, in allen Welttheilen möglichst viel wechselseitig billigen und nützlichen Handelsverkehr zu erreichen, also gegen keine Macht, die diesen Verkehr gewähren will, unfreundlich aufzutreten, wohl aber mit

jeder Macht, die sich in der selben Mittellinie bewegen will, Hand in Hand zu gehen, gegen solche Mächte aber, die fortgesetzt eine brutale Abschließung entgegensetzen, gemeinsam zu trutzen und Vergeltung zu üben. Und da entsteht die Frage, ob das englische Mutterland nicht das Interesse hat und den Willen erlangen könnte, lieber Hand in Hand mit Mitteleuropa fair trade-Politik zu treiben, als seine Kolonien für sich allein abzuschließen, nur um uns als exportirendes Industrieland zu vernichten. Das ist immerhin eine mögliche Eventualität; und weil sie Das ist, wird die deutsche Handelspolitik Alles thun müssen, um zu bewirken, daß diese Möglichkeit bald und umfassend auch zur Wirklichkeit werde. Ich glaube, in diesen Blättern durch die Ermahnung zur Vorsicht den Engländern gegenüber seit Jahren bewiesen zu haben, daß ich nicht die Schwäche habe, Deutschland für England gegen Rußland, sei es in Vorder- sei es in Hinterasien die Kastanien aus dem Feuer holen und einen Krieg Englands gegen Rußland mit den Knochen deutscher Musketiere führen zu lassen. Heute, wo wir auch handelspolitisch der Möglichkeit, wenn auch noch nicht der Wahrscheinlichkeit gegenüberstehen, daß England durch Abschließung, wofür es immerhin einen viel längeren Athem zur Verfügung hätte als wir mit unserer kolonialosen Exportindustrie, — heute haben wir gar keine Veranlassung, gegen Englands Hauptfeind, die Russen, unfreundlich zu sein. Wir müssen ein Eisen im Feuer behalten, um auch England, wenn es uns Handel und Industrie trocken legen, also einen Vernichtungskampf gegen unsere Weltmachtstellung beginnen will, den schärfsten Trutz zu bieten, wir dürfen gar keinen Zweifel darüber lassen, daß wir dann Rußland durch Rückendeckung in den Stand zu setzen hätten, seine ganze Landmacht auf Ostindien zu werfen und Englands Vernichtungskampf gegen uns in einen solchen gegen England umzuwenden. Bei aller unzweideutigen Entschlossenheit, im äußersten Falle selbst so weit zu gehen, hat man sich aber doch kalten Blutes zuerst zu fragen, ob wir Grund haben, jetzt schon über die Linie, die uns als der in den orientalischen Dingen mindest interessirten Großmacht vorgezeichnet ist, hinauszugehen und, statt für England, für Rußland Geschäfte zu machen. Das ist nicht der Fall; wir brauchen nicht gegen England, nicht gegen Japan, nicht gegen Griechenland hastig einzuspringen. Vorläufig haben wohl Russen und Franzosen Asien und Afrika zum großen Theil gegen uns abgeschlossen und wollen in China weitere Stücke von der noch unvertheilten Welt abreißen. Das hat bis jetzt wenigstens England nicht gethan; selbst die Jamesons und Rhodes brauchen uns also nicht für Rußland gegen England in Galopp zu setzen. Vielmehr bleibt zu beachten, daß eine Politik mit England denkbar ist, bei der England selbst in billiger Handelspolitik verharren und helfen würde, eine solche Politik endlich auch den Russen, Amerikanern und Franzosen abzunöthigen.

Nehmen wir einmal an, daß irgend welcher weltbritische Präferentialzollbund wirklich zu Stande käme. Was würde er praktisch bedeuten? Er würde seine Spitze gegen jene volkswirthschaftlich jungen Länder kehren, die auf den Export von Produkten der Landwirthschaft und der Viehzucht angewiesen sind; Kanada, Australien, Indien würden in England vor Rußland, den Vereinigten Staaten, Argentinien bevorzugt sein. Die mitteleuropäischen Staaten dagegen könnten, wenn sie England Präferentialbehandlung einräumten, mit ihren relativ geringen Ueberschüssen an Weizen, frischen Fetten, Fleisch, Vieh als verhältnißmäßig ungefährliche Konkurrenten der englischen Kolonien die bisherige oder doch eine irgendwie begünstigte Stellung auf dem englischen Markt wohl eher behalten. Die Kolonien würden beim Mutterlande vielleicht selbst dafür eintreten, da sie als nun handelspolitisch souveraine Gemeinwesen besonderen Retorsionen Deutschlands und Mitteleuropas ausgesetzt sein würden, was sie thunlichst vermeiden werden. Deshalb und unter der selben Voraussetzung begünstigter Behandlung ihres Rohproduktenexportes nach Deutschland würden sie auch wohl geneigt sein, deutschen Fabrikaten bei sich die Einfuhr unter Zöllen zu gestatten, die eine Konkurrenz des deutschen mit dem englischen Fabrikat gestatten würden; selbst eine gleiche Behandlung des deutschen mit dem englischen Export nach den Kolonien darf nicht als unerreichbar angesehen werden. Dagegen würde England im Verein mit seinen Kolonien, vollends in Verein mit einer parallel handelnden mitteleuropäischen Staatengruppe gegen Rußland, Nordamerika, Frankreich und deren tropische wie subtropische Kolonien eine äußerst wirksame Retorsionmacht erlangen. Man würde einer sperrenden Handelspolitik, wie sie Europa von Rußland und Amerika hingenommen hat, die empfindlichste Gegenwehr entgegensetzen und den Widerstand des Ackerbau- gegen den Industrie-Protektionismus in Rußland und in den Vereinigten Staaten selbst mächtig wecken können. Weltbritannien und Mitteleuropa, also im Wesentlichen die mitteleuropäisch-germanische alte Welt sammt ihren Kolonien, wären in den Stand gesetzt, jener Handelspolitik, die sich bereits die Weltzukunft gesichert zu haben glaubt, mit Erfolg die Stirn zu bieten.

Diese Eventualität wird freilich nur von der geschicktesten auswärtigen Politik ihrer Verwirklichung entgegengeführt werden können. Das Ziel selbst aber ist kein chimärisches. Die in Betracht kommenden Hauptparteien, England und seine Kolonien, hätten kaum ein geringeres Interesse daran, es zu erreichen, als die Länder der mittleren europäischen Gruppe. Dem englischen Mutterland entgehen die Gefahren, die ein weltbritischer Zollverband mit engherziger Abschließung gegen die übrige Welt immer enthalten wird, gewiß schon jetzt nicht. Zwei Gefahren bestehen: erstens die eigene Verzwergung bei jähem Abfall der großen Ackerbaukolonien, wenn diese industriell zu erstarken beginnen,

dann der Verlust auf dem ganzen nicht britischen Theil des Weltmarktes, sobald die übrige Welt gegen den geschlossenen Handelsstaat eines Weltbritannien zur geschlossenen und scharfen Retorsion überginge und wenn diese übrige Welt auch für sich zu einer die halbe Welt umfassenden fair trade-Gemeinschaft sich zusammenfügte. Die englischen Kolonien aber haben vier sehr triftige Gründe, einen eigentlichen weltbritischen Zollverein überhaupt nicht einzugehen und auch in ein Präferentialzollsystem nicht zu tief hineinzuwaten. Sie brauchen für ihr Steuer- und Finanzsystem ergiebige Zölle auf Industrieprodukte und können die Ergiebigkeit dieser Zölle nicht dadurch gefährden, daß England zollfrei den ganzen oder doch größeren Theil des Exportes nach den Kolonien an sich reißt. Die großen britischen Kolonien sind ferner an dem Punkte angekommen, wo sie eine eigene Industrie haben können und wollen; es liegt nicht in ihrem Interesse, jede schützende Mauer gegen die mutterländische Einfuhr niederzulegen. Die britischen Kolonien wollen drittens ihre politische Unabhängigkeit nicht preisgeben und werden in unliebsame, schwerfällige Verfassungbildungen, wie es ein weltbritischer Zollbundesrath mit Zollparlament daneben sein würde, sich nicht leicht auf die Dauer einlassen. Dazu kommt endlich noch, daß der Vortheil der Begünstigung ihrer Ackerbauprodukte in England durch den Nachtheil der Erschwerung auf nichtbritischen Märkten mehr oder weniger aufgewogen sein würde. Es ist also dafür gesorgt, daß die Bäume eines weltbritischen Präferentialzollbundes nicht in den Himmel wachsen werden und daß die Begünstigungen, welche die Kolonien dem Mutterlande ausschließend einzuräumen im Stande wären und blieben, doch nur sehr mäßig ausfallen könnten. Wohl sehr bald würde sich im britischen Handelsweltreich die Einsicht verbreiten, daß fair trade mit der ganzen Welt, namentlich aber mit der parallel gehenden Staatengruppe des festländischen Europa, für die Dauer weit größere Vortheile böte, als der geschlossene Handelsstaat eines bloßen Greater Britain sie zu bieten vermag. Das Alles wäre möglich, nicht obgleich, sondern weil das britische Weltreich zu aktiver fair trade-Politik an Stelle halbhundertjähriger passiver free trade-Politik zurückgekehrt wäre. Der weltbritische Wehr- und Nährbund wäre dann nicht das letzte und höchste Ziel, sondern eine Episode, eine Waffe, die möglichst wenig gebraucht und bald wieder in die Rüstkammer zurückgelegt würde. Für die mitteleuropäische Gruppe käme es eben darauf an, dieses Ziel thunlichst allgemein und vollständig oder wenigstens in der britischen Welt und theilweise — durch Verträge mit England und namentlich mit dessen Kolonien — zu erreichen; die Bewegung nach diesem Ziel mag doch des Schweißes der Besten — die Besten der Altfreihändler nicht ausgenommen — wirklich werth sein. Die Altfreihändler würden froh sein können, wenn sie mit den Besten und Gemäßigten der Schutzzöllner in der Mittellinie dauernd zusammen kämen.

Das bisher Gesagte hat gezeigt, daß die ganze auswärtige Politik einer bloßen Handelspolitik zu Hilfe kommen müßte, wenn die große Krisis im internationalen Verkehr, die um die Jahrhundertwende durch die Kündigung der Handelsverträge ihre Schatten vor sich herwirft, statt zu schwerem Schaden zum Nutzen und zum Fortschritt ausschlagen soll. Vielleicht noch wichtiger für eine glückliche Zukunft Deutschlands im internationalen Verkehr wird es sein, daß auch die ganze innere, vorwiegend freilich die agrare Volkswirthschaftspolitik der auswärtigen Handelspolitik eifrig und klug Vorschub leistet. Wenn wir nicht alle Selbsterkenntniß verlieren wollen, so haben wir uns zu gestehen, daß uns ein großer Zeitpunkt der Welthandelsgeschichte nicht in der besten inneren Verfassung vorfindet. Seit der Gründung des Zollvereines vor bald siebenzig Jahren war Deutschland nie so sehr vom volkswirthschaftlichen Parteiwesen zerrissen wie heute. Diese Zerrissenheit ist aber das größte Hinderniß für eine gute auswärtige Handelspolitik in der nächsten Zukunft. Sie kann sogar zu leidenschaftlichen Streichen führen, die allen im Inlande streitenden Interessen zusammen den größten Schaden zufügen müßten. Vor Allem muß man deshalb die Schäden heilen, aus denen dieser traurige innere Interessenstreit hervorgegangen ist, hervorgehen mußte. Und da steht obenan die Aufgabe, den berechtigten Forderungen der bedrängten Landwirthschaft gerecht zu werden, ohne doch das Ausland, namentlich England und seine Kolonien, zu Retorsionen zu veranlassen, die der deutschen Industrie und dem deutschen Handel unmittelbar, mittelbar aber auch der deutschen Landwirthschaft unheilbare, vielleicht tötliche Wunden schlagen würden.

Beim Ausblick nach solchen Maßregeln der inneren Volkswirthschaftpolitik leiten mich altfreihändlerische Anwandlungen, von denen ich stets frei geblieben bin, gewiß nicht. Fern liegt es auch für die hier vertretene Auffassung, der deutschen Landwirthschaft, die unter einer schweren Weltwirtschaftkrisis leidet, oder auch nur dem hauptsächlich betroffenen Großgrundbesitz den Schutz und die besondere Hülfe des Staates vorenthalten zu wollen, während solcher Schutz der Industrie — unter Beschwerung der Landwirthschaft durch Vertheuerung inländischer Industrieprodukte — stets und seit bald zwanzig Jahren besonders ausgiebig gewährt worden ist. Der Industrielle hat gar keinen Grund, beim Hilferuf der Landwirthschaft mit dem Junker Alexander zu sagen: „Ja, Bauer, Das ist ganz was Anderes!“ Ich neige auch nicht zu der Unterstellung, daß die Junker mit der preußischen Regirung im Bunde Tag und Nacht nur über dem schwarzen Gedanken brüten, ganz Deutschland vom Ackerbau- und Industrie- und Handelsstaat auf den reinen Ackerbau-, d. h. Junker- und Bauernstaat zurückzuschrauben, damit er sich wie Rußland regiren lasse. Diese Politik wäre so selbstmörderisch auch für die Regirenden durch die nothwendige Folge des Bevölkerungrückganges, so schwächend für das

Menschenkapital der politischen Macht, für die Uebergangszeit so furchtbar an innerer Unruhe und Unzufriedenheit, daß wir nicht annehmen, sie könne je in Kopf und Herz eines „konservativen" preußischen Staatsmannes Raum gewinnen. Litte die große Industrie solche Noth wie wenigstens ein Theil der größeren Landwirthschaft Deutschlands, so würde auch sie ohne vorherige kühle Ueberlegung ihrer Sehnsucht nach Hilfe derben Ausdruck geben; mir kommt es ja nicht so entsetzlich vor, daß die Landwirthschaft auch die guten Preise haben will, welche die Industrie immer mehr durch Kartellirung erreicht und zu sichern beflissen ist. Das Einzige, was mich von den Agrariern trennt, ist die unerschüttert gebliebene Ueberzeugung, daß die empfohlenen Heilmittel nicht nutzen könnten, aber stark, unter Umständen ungeheuer schaden müßten. Darum graut mir vor dem Ruf nach frischem, fröhlichem Zollkrieg auch mit dem britischen Reich, wie er dem bedrängten Agrarismus auch jetzt wieder aus Anlaß der englischen Vertragskündigungen aus der Kehle strömt. Der Staat soll helfen, so viel in seiner Macht steht, aber er soll mit Mitteln helfen, die die Krankheit heilen und nicht zu alten Uebeln größere neue fügen.

Der eigentliche Grund des Leidens der deutschen Landwirthschaft ist nun — Das ist meine schon vor Jahren in der „Zukunft" und in den „Kern- und Zeitfragen" entwickelte Diagnose, die mir heute mehr als je richtig scheint — nicht in der durch die Transportverbilligung herbeigeführten transmarinen und transkontinentalen Ackenbaukonkurrenz, durch die das Uebel nur zur Offenbarung gelangt ist, hauptsächlich zu suchen, sondern in jener Ueberschuldung des Grundbesitzes, die bei schrankenloser Verschuldungfreiheit durch kauf- und erbgängige Güterüberzahlung herbeigeführt worden ist und die in einer Epoche starker Bevölkerungzunahme gar nicht ausbleiben konnte. Dadurch ist der deutsche Grundbesitz unfähig geworden, die Bedrängniß der auswärtigen Konkurrenz ohne heftiges Leiden zu bestehen, darum verfügt er nicht über die nöthigen Reserven an Betriebskapital und an Betriebskredit, um sich der neuen Konjunktur anzupassen, Güterpreise und Güterpachtschillinge mit den niedrigen Weltpreisen ins Gleichgewicht zu setzen, wie es jetzt schon in England zum großen Theil erreicht ist und dort viel leichter erreicht werden konnte, weil bei anderem agraren Eigenthums- und Erbrecht, bei vorwiegendem Pachtsystem, bei viel günstigeren Voraussetzungen zur Vermehrung der Viehzucht der Rückgang der Landrente auf einen tragfähigen Grundrentnerstand zurückgewälzt werden konnte und in der Hauptsache auch bereits zurückgewälzt zu sein scheint. In Deutschland mit seinem ganz anderen Agrarrecht und Agrarbetrieb ist — so lange die unproduktive Ueberschuldung und deren Ursache, die unbeschränkte und ungeordnete Verschuldungfreiheit, fortbesteht — überhaupt nicht durch Zollerhöhung zu helfen; man muß dem Uebel an der Wurzel beikommen. Kein Versuch, durch Aus-

schließungzölle oder durch staatliches Getreidemonopol die Landrente auf der auskömmlichen Höhe festzuhalten, kann auf die Dauer gelingen. Man kann den fremden Ackerbaustaaten Nutzen vorenthalten, aber Schaden würde durch die herausgeforderte Retorsion unmittelbar der inländischen Industrie, mittelbar und nachhaltig auch dem inländischen Ackerbau zugefügt werden. Der gepredigte „frische, fröhliche Zollkrieg" — vollends gleichzeitig gegen England und seine Kolonien und gegen Nordamerika — müßte sich bald für die ganze deutsche Volkswirthschaft als deren „Stab Wehe" erweisen. Im Maß der Brotvertheuerung würde die Ueberschuldung noch weiter fortschreiten und bald wäre der Punkt erreicht, wo die Stabilisirung der Landrente, d. h. die Brotpreiserhöhung, nicht noch weiter schreiten könnte. Das ganze Streben, so zu helfen, ist nicht nur eine vergebliche Sisiphusarbeit, sie bedeutet auch einen Umsturz der bestehenden Eigenthums- und Gesellschaftordnung, nach der dem Kapital neben dem Recht auf die Ausnutzung der guten Zeit die Pflicht der Ueberwindung auch der mageren Jahre obliegt. Keine Staatskunst vermag das perpetuum mobile der Kapital- und Land-Rentenbewegung festzuhalten und eine von Schwankungen freie Vertheilung des Nationaleinkommens für immer oder auch nur für kürzere Perioden zu fixiren. Das geht gegen die Natur der Sache, führt nur zur Erstarrung und bringt die große Uhr der Volkswirthschaft nach allen Seiten in Unordnung, bis sie stillzustehen droht. Man kann diese abweichende Ansicht unerschüttert festhalten, ohne daß man darum den Landwirthen das Recht zu bestreiten braucht, von dem Handel und Industrie durch die Handels- und Börsenkammern und durch das Kartellwesen unbedenklich und unbeanstandet Gebrauch machen, nämlich ebenfalls körperschaftlich und genossenschaftlich ihr Interesse bei der Preisbildung wahrzunehmen. Nur ist durch die staatlich vermittelte allgemeine Brotvertheuerung, von der zwar die nicht verschuldeten größten Großgrundbesitzer am Meisten profitiren würden, mit der aber den Verschuldeten im Grunde gar nicht zu helfen wäre, durch die der Zollkrieg aller gegen alle Staaten zu wilder, verzehrender Lohe angefacht und nur allgemeines Unbehagen erzeugt werden könnte, Ersprießliches nicht zu erreichen. Der Staat fasse das Uebel an der Wurzel, indem er die vorhandene Ueberschuldung zu einer milden, allen noch rettbaren Grundbesitz rettenden Liquidation bringt. Jedoch unter der Bedingung, daß sich der auf Hilfe Anspruch erhebende Grundbesitz einer positiven landwirthschaftlichen Kreditorganisation unterwirft, bei der unproduktive Ueberschuldung fortan abgeschnitten wäre; denn es fällt mir nicht ein, zu verlangen, daß der Staat den verschuldeten Grundbesitzern einfach die Schulden bezahle, so daß sie und ihre Nachkommen neue Schulden machen können und das alte Elend sich verewigt. Um aber das Grundübel auszurotten, ist staatliches Eingreifen in großem Maßstabe sehr wohl zu rechtfertigen.

An der „Noth“ ist doch der Staat durch die Zulassung und Fortfristung eines in den Ruin nothwendig hineinführenden landwirthschaftlichen Kreditrechtes mitschuldig; die überschuldeten Grundbesitzer sind nicht nur durch eigene Sünde in ihre heutige Lage gerathen. Das Opfer, das für eine staatliche Hilfe zu bringen wäre, bestände nur darin, unhaltbar gewordenen Grundbesitz zu anständigen Preisen für die Bildung von haltbaren Bauerngütern zu übernehmen, anderen Grundbesitzern, denen das Wasser an die Kehle geht, durch billiges Geld, das der Staat eben jetzt so leicht aufbringt, d. h. durch Vorschüsse zu niedrigem Zins für eine Reihe von Jahren ihren Besitz möglichst noch zu retten. Auf der Kehrseite des Opfers läge der große Vortheil, die ganze Landwirthschaft durch modernes korporativ-genossenschaftliches Kreditrecht dafür zu befähigen, daß sie immer die fetten Jahre ausnützen und dann die sieben mageren Jahre überstehen könne. Es würde sich vielleicht um sehr große Vorschüsse, aber nur um sehr mäßige Zuschüsse und Einbußen für den Staat handeln. Das auch bei umfangreicher Hilfeleistung mäßige Opfer würde sich unserem Gemeinwesen reichlich lohnen. Deutschland ginge der Handelspolitik der Zukunft mit viel besseren Aussichten entgegen, der Alb aber, den der erbitterte Streit für und gegen Agrarismus auf unsere Brust legegt hat, würde weggehoben werden. Das Uebel, das nachgerade das ganze politische Leben Deutschlands im Innern vergiftet und unsere Volkswirthschaft nach außen bedroht, würde an der Wurzel gefaßt werden. Man könnte wirklich hoffen, eine „Sammlung“ der Nation zu erreichen, bei der auch ohne, ja nur ohne Kanitz selbst Kähne zu haben und die wünschenswerthe Entwickelung unserer Seemacht durchzusetzen wäre. Der von mir wegen seiner genialen Steuerstaatskunst hochgeschätzte Herr Dr. von Miquel käme hiermit für die „Sammlung“ leicht weiter als durch eine Politik im Kleeblatt mit den Herren Stumm und Lieber. Da der bedeutendste Staatsmann, der jetzt in der preußischen Regirung sitzt, einmal im offenen Parlament geäußert hat, es sei nicht ausgemacht, ob nicht der unterzeichnete Verfasser mit seiner Auffassung der Grundaufgabe deutscher Agrarpolitik noch einmal Recht behalten werde, so sei dieser Artikel auch nicht in völliger Hoffnungslosigkeit hiermit geschlossen. Es ist ja doch möglich, daß auch die ganze innere Politik für eine gute Handelspolitik in Betrachtung gezogen wird. Einen Rath möchte ich freilich Niemandem aufdrängen; der Herausgeber dieser Zeitschrift weiß, daß ich mich nicht zum Wort gemeldet habe. Das Bessere, das Andere etwa über die große Frage zu sagen wissen, sei im Voraus begrüßt und angenommen. Inzwischen mag die hier vertretene Auffassung einer auf handelspolitische Stärkung angelegten auswärtigen und inneren Politik doch vielleicht einige Beachtung verdienen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Getreideterminhandel.

Ueber den Terminhandel in Getreide ist in der „Zukunft" zur Zeit der Verhandlungen über das Börsengesetz wiederholt gesprochen worden. Damals handelte es sich um Vermuthungen darüber, welche Wirkungen das Verbot des Terminhandels haben würde, und die in der „Zukunft" veröffentlichten Aufsätze gingen von der Ansicht aus, daß diese Wirkungen für die Landwirthschaft günstig sein würden. Hätte damals ein Vertheidiger des Terminhandels das Wort ergriffen, er hätte schwerlich die vorgefaßten Meinungen überwinden können. Heute aber kann man die — ohne Terminhandel — gemachten Erfahrungen ins Feld führen, heute sind Thatsachen und Zahlen als Beweismaterial vorhanden; und auf Grund dieses Materials sei es mir gestattet, die Frage aufs Neue zu beleuchten und die Ansicht zu vertreten, daß durch das Verbot nicht nur der Handel, sondern in erster Reihe die Landwirthschaft empfindlich geschädigt worden ist.

Zunächst will ich daran erinnern, auf welche seltsame Weise das Verbot überhaupt zu Stande gekommen ist. In der Börsenenquetekommission wurde nach vielmonatigen Verhandlungen fast allseitig anerkannt, daß für eine gedeihliche Entwickelung des Getreidehandels, besonders aber für einen regulären Absatz der landwirthschaftlichen Produkte, der Terminhandel nothwendig sei. Niemand hätte auch als eine Folge der Börsenenquete ein Verbot des Terminhandels erwartet, zu dessen Schutz gerade von dem hervorragendsten Sachverständigen, dem Geheimrath Frenzel, das Börsenregister befürwortet wurde. Zwischen der ersten Lesung des Gesetzes und den darauf folgenden Kommissionsdebatten soll nun aber auf einem Diner, wo von der Noth der Landwirthschaft die Rede war und dem Terminhandel die Schuld an den billigen Getreidepreisen beigemessen wurde, von hoher Stelle der Ausspruch gefallen sein: „Nun, so verbietet doch den Terminhandel!" In der Kommission wurde dann der Antrag, den Terminhandel zu verbieten, gestellt; er wurde zuerst angenommen, in letzter Lesung wieder abgelehnt und schließlich im Plenum zum Gesetz erhoben, — und zwar mit erdrückender Majorität, obwohl der Vertreter der Regirung entschieden vor der Annahme warnte. Daß aber die Mittelparteien zu ihrer Entscheidung nicht durch wirkliche Ueberzeugung und volles Sachverständniß geführt wurden, beweisen die Schlußwendungen der Reden der beiden Führer, die ich hier wörtlich citiren will. Der Abgeordnete Bachem schließt mit den Worten: „Wenn in einem gesammten Stande sich die Auffassung gebildet hat, daß der Börsenterminhandel überwiegend schädlich sei, dann können wir es verantworten, einen entscheidenden Schritt zu thun. Aber wenn wir hier die Entscheidung treffen, so wird die Verantwortung für diesen Schritt nicht von uns allein getragen, sondern die Verantwortung wird zu einem Theil getragen von der agrarischen Agitation im Lande!" Herr von Bennigsen ist seiner Sache noch weniger sicher, denn er sagt: „Wir verkennen nicht die Bedeutung und die Zweifel in der Sache und daß, wenn wir heute beschließen, den Terminhandel aufzuheben, es immerhin möglich ist, daß nach Erfahrungen im Laufe der Jahre der Bundesrath und Reichstag noch einmal auf die Frage zurückkommen und eine andere Feststellung für nöthig erachten." Trotzdem schließt er seine Rede mit den Worten: „Wir sind davon überzeugt: die Schäden des be-

stehenden Terminhandels in Getreide sind viel größer als die möglichen Gefahren, die mit der Aufhebung verbunden sein können." Daß diese Annahme falsch ist, will ich zu beweisen versuchen.

In keinem früheren Jahre hat die deutsche Landwirthschaft alle Vortheile einer sich auf dem Weltmarkte abspielenden Konjunktur so entbehren müssen wie im Erntejahr 1896—97, wo mit dem Verbot des Terminhandels die Kraft des deutschen Getreidehandels gebrochen wurde. Die nachfolgenden, in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Zahlen sind unanfechtbar: Es stieg (die Preise vom vierten Januar 1896 und vom zehnten September 1897 gegenübergestellt) Weizen in Chicago um 32 M., in Paris um 54,50 M., in Budapest um 63 M., in Berlin aber nur um 4 M. pro Tonne. Die Preisbewegung für Roggen betrug in der selben Zeit in Berlin 11 M., in Budapest 29,50 M. pro Tonne.

Solche Preisunterschiede konnten nur entstehen, weil es in Deutschland nicht, wie in den anderen Ländern mit Terminbörsen, dem Handel und der Spekulation möglich war, das den augenblicklichen Bedarf übersteigende Quantum Getreide aufzunehmen und auf Monate hinaus zu vertheilen. Die Organe des Bundes der Landwirthe freilich preisen die Erfolge des Börsengesetzes; sie weisen eben nur auf den einen Punkt hin, daß der deutsche Landwirth einen wesentlich höheren Preis erhalte als im vorigen Jahre. Sie verschweigen aber, daß der deutsche Landwirth, angesichts des starken Erntedefizits in Oesterreich, Ungarn, Frankreich, Italien und einem großen Theile Rußlands, diesmal in einer ganz glänzenden Lage war, deren Vortheile er nicht ausnutzen konnte. Wie die vorstehend angeführten Zahlen beweisen, ist ein großer Theil der deutschen Getreideernte weit unter dem Preise verkauft worden, der ihr nach der Lage des Welthandels zugekommen wäre. Niemals wäre es unter der Herrschaft des Terminhandels möglich gewesen, daß Deutschland bei einer Weltkonjunktur abseits stehen mußte. Niemals hätte es dazu kommen können, daß der Weizenpreis in Berlin um 23 M. pro Tonne unter dem von Pest und 50 M. pro Tonne unter dem von Paris stand. Der Getreidehandel in Oesterreich und im Westen hätte dann schon längst eingegriffen und dadurch, daß er die im Verhältniß zu billige berliner Lieferungwaare auf Termin kaufte, den Preis des deutschen Getreides heraufgesetzt und dem deutschen Landwirth höhere Preise verschafft. Deutschland hatte im August und September einen lebhaften Absatz von Weizen nach Oesterreich und Frankreich. Dieses Getreide ist weit unter seinem wirklichen Werthe verkauft worden und diese die deutsche Landwirthschaft schädigende Lage dauert noch fort.

Wie genau aber zur Zeit des Terminhandels der berliner Preis den Bewegungen des Weltmarktes sich angepaßt hat, beweisen folgende Zahlen. Weizen stand:

in Berlin am	4. Januar	1896	150½,	in Chicago	110¼ Ct.	=	93
„ „	10. September	1896	149	„	56⅞ „	=	87
„ „	4. Januar	1895	141½	„	58¼ „	=	90
„ „	10. September	1895	134½	„	56½ „	=	87
„ „	4. Januar	1894	153	„	68⅛ „	=	105
„ „	10. September	1894	136½	„	54⅛ „	=	84

Die Differenzen in den Schwankungen betrugen, wie wir sehen, damals etwa 4 Mark; jetzt bleiben wir 30 bis 60 Mark hinter dem Weltmarktpreis zurück. Den Mißernten im Auslande hat es der deutsche Landwirth zu verdanken,

wenn er in diesem Jahre für sein Getreide einen an und für sich immerhin lohnenden Preis erhält und bei dem durch die Konjunktur im Auslande angeregten Handel einen ziemlich willigen Käufer findet. Es darf aber nach den diesjährigen Erfahrungen mit Sicherheit angenommen werden, daß die Leute Recht behalten werden, die, falls wir allgemein eine gute Ernte in der Welt haben, beim Fehlen des Terminhandels die größten Absatzschwierigkeiten und ungeahnt schlechte Preise für die deutsche Landwirthschaft prophezeit haben. Das Fehlen der Spekulation, die Unmöglichkeit, die großen Quantitäten des zum Verkauf drängenden Getreides auf weite Sichten zu vertheilen, wird sich dann noch viel stärker als jetzt fühlbar machen. Dazu kommt noch etwas Anderes. Weil der Preis des deutschen Getreides so erheblich unter dem Weltmarktpreis geblieben ist, sind große Mengen Weizen und Roggen nach dem Auslande exportirt worden. Da Deutschland aber selbst bei guten Ernten keinen Ueberschuß zum Export hat, sondern im Gegentheil immer Getreide importiren muß, so ist leicht vorauszusehen, daß wir das jetzt verhältnißmäßig billig verkaufte Getreide im Laufe des Jahres — wahrscheinlich zu höheren Preisen — wieder ins Land werden hineinschaffen müssen. Und sollten sich vielleicht im Frühjahr die Aussichten für die nächste Ernte ungünstig gestalten, so könnte eine Zeit kommen, wo man vom Standpunkt des Vaterlandsfreundes mit Beunruhigung den Mangel an Getreidevorräthen im Lande bemerken und es nicht mehr als bloße Phrase betrachten wird, wenn man sagt, daß sich der Getreidehandel nicht nur, sondern auch der Terminhandel als volkswirthschaftlich nothwendig und dem Vaterlande nützlich erwiesen hat. Denn der Terminhandel hat stets ausgleichend gewirkt, trotz manchen gelegentlichen Ausschreitungen, er hat die Preise heraufgesetzt, ehe ein unnöthiger Export stattfand, wie er auch durch rechtzeitiges Herabsetzen der Preise oft genug allzu großen Import verhindert hat. In dem zweiten Falle haben die Agrarier allerdings immer nur auf die billigen Preise geachtet und darauf ihre Angriffe gegen Börse und Terminhandel gestützt.

Bei dem Börsengesetz und dem Verbot des Terminhandels in Getreide war die Absicht, dem Getreidehandel, speziell dem berliner Getreidehandel, zu schaden, nicht weniger thätig als der Wunsch, der Landwirthschaft zu nützen. Die erste Absicht ist verwirklicht worden. Der Handel wird allmählich sich in die neuen Verhältnisse schicken lernen, dem Einzelnen wird sogar häufig Gelegenheit geboten sein, aus der Unordnung der Verhältnisse Nutzen zu ziehen. Stets aber und empfindlich wird unter dem Verbot des Terminhandels die deutsche Landwirthschaft leiden. Wollte sie nicht einzelnen Agitatoren folgen, sondern aus den Thatsachen ihre eigenen Interessen schätzen lernen, so müßte sie für eine Aenderung des Börsengesetzes und für die Aufhebung des Verbotes des Terminhandels eintreten. Die Reichsboten, die das Gesetz geschaffen haben, sind den ungeschickten Aerzten zu vergleichen, die in der Absicht, einen unbedeutenden Auswuchs zu beseitigen, das ganze, höchst wichtige und gesunde Glied amputiren. Was sie erreicht haben, konnten sie besonders deutlich aus einem vom achten Oktober aus London datirten Telegramm lernen, das kurz, aber vielsagend meldete: „Montag wird hier der Getreideterminhandel eingeführt". Emil Wolff.

Bureaukratie und Industrie.

Als auf dem letzten Kleinbahnen-Kongreß gegen das preußische Beamtenthum und seine Verschleppungtaktik sehr scharfe Ausfälle gemacht worden waren, fragte ich einzelne Betheiligte, warum solche Mißstände so lange verschwiegen würden. Die Antwort lautete: so muthig könne nur eine Gemeinschaft auftreten; denn wenn auch unsere Bureaukratie nicht gerade rachsüchtig sei, so seien die entscheidenden Beamten schließlich eben doch auch Menschen. Das gab mir zu denken; ich habe mich nun bemüht, die Verhältnisse genauer kennen zu lernen, und hoffe, vielleicht zur Beseitigung des Uebels ein Bischen beitragen zu können.

Vor Allem wird das Mißtrauen gegen die sogenannten Konzessionenschleicher viel zu sehr verallgemeinert. Die schlimmen Rückstände aus der Gründerzeit sind ja so ziemlich verschwunden, seit Preußen Konzessionen nur an solche Bewerber ertheilt, die, statt das Erhaschte weiterzuverkaufen, auch wirklich selbst bauen. Freilich: wenn das Projekt zu einem Transportunternehmen eingereicht wird, dessen Errichtung seit Jahren in den Zeitungen und von den Interessenten gewünscht wird, hätte doch wohl keine noch so vorsichtige Behörde Ursache zu unbedingtem Mißtrauen. Im Abgeordnetenhause sind solche Fälle schon einmal vorgebracht worden, der Minister Thielen hat auch Abhilfe versprochen, aber er kann nicht, wie er will, denn hinter ihm steht sein großer Spar- und Finanzkollege. Das Grundübel liegt nämlich darin, daß man zwar ein Kleinbahnengesetz gemacht hat, den hierzu an der richtigen Stelle nöthigen Beamtenapparat aber nicht besitzt.

Herr X wünscht im Kreise Y eine Kleinbahn zu bauen. Zu diesem löblichen Zweck hat er wegen des Konzessiongesuches bei der Polizeibehörde oder beim Landrathsamt einzukommen. Diese erste Instanz befördert das Gesuch an die zweite, die hohe Provinzialregirung. Rückfragen gehen den selben Weg, sonst aber beginnt die übliche — Wochen lang dauernde — Ablagerung sofort, ohne Grund und ohne daß irgend Etwas geschieht. Dann werden die Akten mit dem Gesuch an den Minister Thielen gesandt. Nun erscheint auf der Bildfläche der Referent, dem für ganz Preußen das Kleinbahnwesen und die elektrischen Bahnen unterstehen. Dieser Herr ist natürlich kein Techniker, Gott bewahre, sondern Jurist seines Zeichens, — der Herr Assessor! Da er mit Arbeit überhäuft ist und nicht einmal einen Stellvertreter hat, so weiß während seiner nicht seltenen Abwesenheit Niemand aus noch ein, kann Niemand auch nur eine thatsächliche Auskunft geben, wenn er gefragt wird. Oft erscheinen dann ja die Interessenten noch persönlich, um das langsame Tempo etwas zu beschleunigen. Als Jurist kann ein solcher Referent auch lediglich die Erfüllung der formalen gesetzlichen Bestimmungen prüfen. Das dauert nach alter Erfahrung recht lange und dann geht die Sache den selben abgestuften Weg zurück, genau wie bei den nicht selten vorkommenden Rückfragen. Es ist deshalb durchaus möglich, daß der Bewerber um eine Konzession, mit der nicht allein private, sondern auch öffentliche Interessen verknüpft sind, drei Vierteljahre lang von dem Schicksal seiner Eingabe nichts hört und nichts sieht.

Die Ursachen eines so merkwürdigen Geschäftsganges reichen bis in untergeordnete Details hinab. Da ist, um nur eins zu erwähnen, vor vielen Jahren die Kopirmaschine erfunden worden, die von den Deutschen zwar noch nicht so lange wie von den Engländern, aber doch schon mindestens vierzig Jahre benutzt wird. Un-

sere Behörden bedienen sich aber dieses abgekürzten Verfahrens noch heute eben so wenig wie etwa einer Schreibmaschine. Nun denke man sich das klägliche Bummelzugtempo! Der Referent, der Herr Assessor oder Rath, giebt dem Schreiber an, was geschrieben werden soll. Der Schreiber macht ein Konzept und legt es dem Referenten vor. Hierauf setzt der Referent sein Zeichen darunter und die Vorlage geht an den Chef, den Minister. Excellenz unterschreiben dieses Konzept mit ihrem Anfangsbuchstaben und das Papier wird — fortgelegt. Der Referent hat sich nicht mehr darum zu kümmern, es ist Sache des Schreibers, wie lange er sich Zeit zur Reinschrift nehmen will, die ja dann der Minister wieder, diesmal deutlicher, zu unterschreiben hat. Herr Thielen hat aber Mancherlei im Kopf und kann nicht jedesmal auf die langen Zwischenräume fahnden, die zwischen Konzept und Reinschrift liegen; und wenn er gar verreist ist, so geht es nicht wie bei formellem Urlaub zu, wo ein Anderer zum Unterschreiben bestimmt wird.

So ungefähr soll der sonderbare Geschäftsgang bei allen unseren Behörden aussehen, mit Ausnahme des Reichspatentamtes, das sich sogar zur Schreibmaschine aufgeschwungen hat. Wir spotten über die französische Centralisation, die ähnliche Zustände schafft, und sehen hochmüthig auf Oesterreich herab, wo in dieser Beziehung doch viel vernünftiger verwaltet wird. Dort hat man, wie ich höre, spätestens binnen acht Wochen einen mündlichen Termin, zu dem alle interessirten Staatsbehörden und Privatparteien eingeladen werden; wer dann nicht erscheint, hat eben verspielt. Ein Kaufmann würde zu Alledem freilich höchstens vierzehn Tage brauchen, aber für ein Beamtenwesen ist schon die Frist von zwei Monaten recht kurz. Leider hat man mit unserem Kleinbahnengesetz die französische Centralisirung nur ganz mechanisch nachgeahmt, während doch die Errichtung von Straßenbahnen im Grunde Sache und Entschluß der Provinzialregirung wäre. Da aber die Aufsicht unserem Eisenbahnminister zufällt, werden die technischen Fragen der jeweiligen Eisenbahndirektion überlassen. Das wäre gut, wenn die Direktionen dafür ihr besonderes Personal hätten; aber die Leute haben schon ihren schweren Dienst und erledigen das Kleinbahnenwesen so nebenbei. Die unerträglich lange Dauer der Prüfungen wird also auch aus diesen Mißständen erklärlich.

Die geistreiche Eintheilung der Geschäfte führt denn auch zu lustigen Vorfällen. So hatte einmal auf diesen Hin- und Herwegen die Regirung an eine deutsche Eisenbahndirektion die Konzessionpapiere geschickt, aber das Beilegen der Zeichnungen vergessen. Die Direktion fand gegen das Gesuch nichts einzuwenden, das dann auch genehmigt wurde, ohne daß doch die Betriebsmittel der Bahn geprüft oder die Vorschläge mit den Zeichnungen verglichen werden konnten. Erst viel später wurde das Versehen entdeckt und die Gesellschaft kam wieder zu ihren Zeichnungen.

Die „Abnahme" der Kleinbahn wird natürlich von dem örtlichen Polizeivorsteher besorgt, der allenfalls noch seinen Assessor mitbringt. Da aber diese ganze staatliche Aufsicht doch den Zweck haben soll, die öffentliche Sicherheit festzustellen, so sinkt eine solche Abnahme unter der Assistenz von technisch ungebildeten Herren zu einer leeren Form herab. Unwillkürlich erinnert dieses Verfahren an den Fesselballon einer deutschen Ausstellung, dessen „Abnahme" der Polizeipräsident schönstens vollzog und der bereits am nächsten Tage in alle Winde fliegen konnte, weil die Befestigung des Seiles ganz schlecht war. Obendrein haben wir in unseren Provinzialregirungen thatsächlich mitunter als Referenten Greise, die kaum mehr ein

lautes Wort sprechen können. Jeder Regirungspräsident müßte seine technischen Beiräthe haben; dann könnte z. B. ein Fall wie der folgende nicht vorkommen. Bei einer Trambahn war eine städtische Brücke zu überschreiten und die Polizei versagte zunächst die Erlaubniß dazu ganz; die feineren Leute ritten und fuhren nämlich über diesen Weg und man meinte, es könne da Kollisionen geben. Gegen diese Entscheidung wurde Beschwerde bei der Regirung eingelegt, die dann zwar Ja sagte, aber unter der Bedingung, daß nur ein Gleis gelegt werden dürfe. Vergebens sagten alle Techniker in der Stadt, die Sicherheit erfordere zwei Gleise: die Regirung sandte einen sehr ausführlichen Erlaß, wonach es bei dem einen Gleise sein Bewenden habe. Kaum eine Stunde später wurde aber diese Ablehnung von einem neuen Erlaß überholt, in dem zwei Gleise bewilligt wurden. Bei dieser durchaus verbürgten Thatsache ist die Verlangsamung der Arbeiten noch charakteristischer als der sprunghafte Wechsel der Entschlüsse. Man fühlt dieses umständliche Zögern und Hinziehen in größerem Maßstabe auch beim Lesen des Etats, besonders da, wo es sich um Staatsbauten handelt, bei denen ja die Techniker auch kein entscheidendes Wort dreinzureden haben. Vielleicht wird das System, Alles dem Staat zu überlassen, allzu sehr auf die Spitze getrieben; der Zug zur Verstadtlichung soll ja den Kleinbahnbetrieben auch nicht immer günstig sein.

Dieser Zug beherrscht jetzt auch Amerika und England und wir haben kürzlich gehört, daß in Chicago eine jährliche Unterschlagung von einer Million Dollars bei den städtischen Wasserwerken möglich war. Es ist ein Unterschied, ob die Stadt sich das Eigenthumsrecht sichert, oder ob sie sich sofort in den Betrieb stürzt. Auch bei unseren städtischen Beamten spürt man einen fiskalischen Zug, das eifrige Bestreben, den Unternehmern alle Bedingungen möglichst zu verschärfen. Diese Neigung führt schließlich zu der jetzt oft gespielten Komoedie, daß die Submittenten scheinbar Alles umsonst thun, aber „nebenbei" viele Hunderttausende verdienen, da sie doch ihre Arbeiter bezahlen und den Aktionären Dividende geben müssen. Es wird überhaupt noch vielfach darüber gestritten, ob sich die Trambahnen im städtischen Betrieb bewähren werden. Die guten Resultate mit den städtischen Gaswerken beweisen nur wenig, denn diese Werke leitete ein Direktor und Magistrat und Stadtverordnete mischten sich nicht hinein. Bei Trambahnen aber, wo die Fehler in jedem Sinn auf der Straße liegen, kommt künftig vielleicht die Leitung keinen Augenblick zu der ihr nothwendigen Selbständigkeit.

Mit dem Blick auf das Beamtenthum läßt sich auch gleich die Frage der Sachverständigen verbinden, — eine immer brennender werdende Frage. Die eigentlich berufsmäßigen Sachverständigen können dem Bedürfniß auf die Dauer nicht genügen, sie sind zu interessirt. Ueber die an den Hochschulen thätigen Lehrer, die durch nahe Berührung mit den Dingen leicht ihre Objektivität verlieren, habe ich hier schon früher gesprochen. So bleiben nur staatlich angestellte Techniker übrig, die zum Zweck solcher Prüfungen in jeder Provinz beeidigt werden. Es scheint sogar der Wunsch vorhanden zu sein, damit noch technische Untersuchungsanstalten für Materialien u. s. w. zu verbinden. Die beamteten Sachverständigen brauchten keineswegs helle Leuchten ihres Faches zu sein; kluge Fachmänner gestehen offen, daß die Schwierigkeiten bei städtischen Entscheidungen nicht selten absichtlich übertrieben werden, obwohl es doch ziemlich einfach sei, den Billigsten und Besten herauszufinden, — wenn man eben nur wolle. Pluto.

Moderne Dramen.

In dem Schauspiel „Agnes Jordan", das neulich im Deutschen Theater von guten Spielern aufgeführt wurde, sah man vier verschiedene berlinische Kleidermoden: die Moden aus den Jahren 1865, 1873, 1882 und 1896. Da es auf der Bühne, trotz den allzu reichlich gespendeten Possenspäßen und Tragoedienwitzen, nicht gerade lustig, sondern recht langweilig zuging, hielt ich mich an die Kleider, prüfte aufmerksam Stück für Stück, die Röcke, Taillen, Umhänge, Hüte, Sonnenschirme, und sprach also dann zu mir selbst, still, daß es in der Loge die Nachbarn nicht störe: Das Alles war einmal modern; diese Reifröcke und Fichus, die oben engen und unten weiten Hosen, die hellen, mit breiter dunkler Borte eingefaßten Herrenröckchen galten einmal als Musterstücke modischer Eleganz und neben dem geblümten Sonnenschirm, den das für derbe Stegreifspiele geschaffene Fräulein Lehmann eben zu komischer Wirkung aufspannt, lag im Schaufenster der Leipzigerstraße gewiß einmal ein Kärtchen mit der lockenden Aufschrift: Nouveauté de Paris. Damals, 1865, 1873 und 1882, mochte ein Männlein und Weiblein, das Etwas auf sich hielt, sich nicht anders kleiden als nach dem Journal und jede Schneiderseele hätte den Narren verhöhnt, der an der Mode zu mäkeln wagte. Nun wirkt der bunte Plunder, wirken die Krinolinen und Bortenröckchen lächerlich, — und von der Zeit, da sie wie Wunderwerke bestaunt und in fast feierlicher Stimmung von den Erwerbern zum ersten Male angethan wurden, trennen uns doch nur drei Jahrzehnte. Verstehst Du die Lehre, Du Dummkopf? (Jeder kann sich selbst ja schließlich anreden, wies ihm richtig scheint.) Verstehst Du, wie zwecklos Deine Aufregung ist und wie thöricht Dein Drang, zu bessern und zu bekehren? Ueberlege einmal, was sonst noch, auf anderen Gebieten als dem der Konfektion, in diesen drei Jahrzehnten entstanden und wieder verschwunden ist, wie viele Heilmittel, Brennstoffe, Theerpräparate und Genies angepriesen und in die Rumpelkammer geworfen wurden, und Du wirst an Modeerfolgen das Aergern endlich vielleicht verlernen. Seit dem Jahr 1865 sind in Berlin die Herren Weirauch, Wilcken, Hugo Müller, Lindau, Treptow, Lubliner, Adolf Ernst und andere Modemänner berühmt gewesen. Wo sind sie nun? Bei den Röcken, Taillen und Hüten, die ringsum jetzt die Heiterkeit wecken. So wirds auch den Zeitgemäßen von heute, den modisch geputzten, ergehen, denn was mit der Mode blüht, welkt mit der Mode. Bismarcks schwarzer Rock, den Lenbach so liebt, weil er unzeitgemäß ist, ein für den Mann gemachtes, dem Mann sitzendes Kleidungstück, war 1865 und ist 1897 nicht modern; und die alten Herren und Damen, die noch den selben Bratenrock und das selbe Seidenkleid tragen, in dem sie mit ihrem ersten Täufling in die Kirche stolzirten, wirken auf gesunde Sinne gar nicht lächerlich. Die Mode lebt mit ihren Launen nicht lange; und es kommt sogar nicht selten vor, daß noch das selbe Geschlecht die gestern vergötterte Mode morgen verhöhnt. Als meine Mahnrede so weit gediehen war, wurde

eben der letzte Akt des neuen Schauspieles ausgelacht: die Moden von 1865, 1873 und 1882 hatten die klug errechnete Wirkung des Spieles nicht gehemmt, aber die Mode der neunziger Jahre schien den von dieser Nouveauté Uebersättigten nachgerade nun doch unerträglich.

Was befahl und was verbot diese Theatermode? Auf der Bühne durfte vor allen Dingen nichts vorgehen, keine Spur Dessen durfte sich zeigen, was rohe Banausen einst eine Handlung nannten; Zustände sollten geschildert werden, Zustände einer kleinen, dumpfen und mürben Menschheit, die sich im Alltagsjammer abrackert, sich stumpfsinnig paart und rauft, Kinder zur Welt bringt und sich aufs letzte Bett streckt. Keinen Geist, — um des Himmels willen! Keine tiefen Probleme, — pfui Teufel! Keine Größe, — gräßlich veralteter Kram, der für die von dem mächtigen Bahnbrecher Fritz Mauthner glücklich aus dem Wege geräumten Herren Sophokles, Shakespeare, Corneille und Racine allenfalls gut genug war, für moderne Geister aber schon längst nicht mehr taugt. Nein: ein Bischen Sozialkritik, ein Bischen Sexualerörterung — von beiden Sorten nicht zu viel, sonst werden die Sechsmarkleute im Ersten Rang am Ende unangenehm — und die allgemach nun bekannten feinen, dem Leben abgelauschten Züge. Waren diese Züge in ein paar Szenen gehäuft, dann mußte ein möglichst junger Mann — in Nothfällen thats auch ein Mädchen — in möglichst dunklen Worten vom nahenden Anbruch einer neuen Zeit reden, von der Morgenröthe neuer Gedanken, den Aufgaben des neuen Geschlechtes, den Pflichten des neuen Geistes, dessen Wehen und Walten nur die Stocktauben und Blitzblöden noch immer nicht hören. Die Hauptsache war dabei das kleine Wort „neu", dem man, je nach Bedarf, beliebige Substantiva gesellen konnte. Zu den Kündern des neuen Geistes will Jeder gehören und Keiner mag sich dem schmählichen Verdacht aussetzen, er könne hartnäckig am Alten hängen und dem Neuen, als ein Reaktionär, das Verständniß versagen; wer möchte, wenn die Mode Prinzeßroben vorschreibt, in der Krinoline einherkeuchen? Die schwindelhafte Verwendung des Reklamewortes „neu" brachte der Sache ihren Erfolg. Gute Leute, Dozenten, Richter, Anwälte und Buchhändler, die sich um das Theater bisher kaum bekümmert hatten und die dramatische Weltliteratur, ihre Schätze und Gesetze, nicht kannten, wurden plötzlich nun aus dem Schlummer geschellt und vernahmen von allen Wachtthürmen die Wundermär, dem deutschen Drama sei eine neue Blütheperiode angebrochen, neue Dichter seien erstanden, ein neuer Geist rege sich im bretternen Reich, — kurz, Alles sei neu, ganz neu, funkelnagelneu. . . . Das war für eine Zeit, der die einheitliche Weltanschauung fehlt, die auf den Trümmern des Dualismus hockt und sich zum Monismus noch nicht entschließen kann, eine lockende, mit Lauten frohen Entzückens begrüßte Losung. Die guten Leute rieben die Augen, horchten und hörten bald noch lieblichere Klänge: die alte Kunst, so tönte der Ruf, sei längst schon veraltet und passe nur noch in Museen und Liebhabersamm-

lungen; ein rechter Mann, der mit modernem Geist sich erfüllen wolle, brauche sie gar nicht zu kennen, könne ohne den Ballast leichter sogar vorwärts kommen. Eine holde Verheißung, die den geistig Aermsten die Paradiesespforte erschloß. Man hatte also nichts nachzuholen, die Geschichte fing ja von vorn an und man brauchte den matten Blick nicht über die neunziger Jahre hinauszuschicken. Man konnte modern werden, ohne gebildet zu sein, war eigentlich überhaupt nur modern, wenn man auf seine Unbildung stolz zu sein verstand. Es war wirklich ein schlau ersonnener Schwindel, einer von denen, die nur auf dem Pflaster von Parvenupolis gedeihen können und die dann bald stets, weil ein Einzelner sie nicht mehr genügend ausbeuten kann, zu einer Gründung führen. Die „Neue Richtung" wurde also gegründet; um das Neue und die Neuerer schaarte sich Alles, was gern modern sein und aus den frisch emittirten Werthen Dividende ziehen wollte: wackere Bänker, die in Kohlenaktien, Warschau-Wienern oder Goldshares ihren Schnitt gemacht hatten, vom Glück begünstigte Grundstückspekulanten und der ganze geputzte Pöbelhaufe, der sich bei ersten Aufführungen in unsere Schauspielhäuser drängt und im Börsencourier das geistige Berlin genannt wird. Bei Wagner, Boecklin, Klinger und manchem Anderen hatten die Herrschaften, die den Erfolg nicht rechtzeitig witterten und sich von Spaßmachern zu schnöder Heiterkeit stimmen ließen, sich arg blamirt; diesmal wollten sie im Lager der Neuen die Kunstkonjunktur mitmachen: vielleicht wurde ein Corner daraus. Das gab, mit den guten, schon vorher alarmirten Leuten, die hoffend auf die neue Fahne stierten, eine stattliche Schaar und die Aktien wurden schnell und schlank abgesetzt. Seitdem hatte jeder Dichter der Neuen Richtung auf dem Kurszettel seine Notiz und jedes neue Theaterstück war eine fungible Waare, für deren Absatz man im Publikum Stimmung machen mußte. Wer an den sogenannten großen Abenden jetzt die berliner Schauspielhäuser besucht, wird sich in einen Börsensaal versetzt glauben, wo eben ein beliebtes Spielpapier in die Höhe getrieben werden soll: die stillsten Stücke, die zu lärmenden Kundgebungen der Lust oder des Aergers nicht den geringsten Anlaß bieten, werden an den Aktschlüssen mit einem Geheul, Getrampel, Getobe aufgenommen, als gelte es, das dunkle Wühlen einer Contremine niederzuwüthen. Die Gründung darf nicht geschädigt werden, der Kahn, in den man geklettert ist, darf nicht scheitern. Ein Fremder sieht sich staunend in diesen Sälen um: er versteht den Lärm nicht, nicht die Erregung in den verstörten Mienen; er weiß nicht, daß die Hälfte der Anwesenden — vielleicht sinds auch drei Viertel — an dem Ausgang der Sache ganz persönlich interessirt ist und vor einer Ablehnung des neuen Spielwerthes eben so zittern muß wie der Unternehmer einer faulen Gründung vor dem Morgengrauen des Gerichtstages. Wenn der Schwindel durchschaut würde und eine Panik in Neuer Richtung entstünde! Nein: man klatscht, klatscht und brüllt um jeden Preis und an jeder noch so ungeeigneten Stelle und das auf Holzpapier sündigende

Gesinde, das stets da zu finden ist, wo der lauteste Lärm verübt wird, kündet immer neue Siege und neuen Ruhm ... Lange, sechs Jahre hindurch, ists so gegangen und die Hausse in Neuer Richtung schien nicht weichen zu wollen; besonders fest wurde die Tendenz jedesmal, wenn ein möglichst junger Mann — in Nothfällen thats auch ein Mädchen — in möglichst dunklen Worten vom Anbruch einer neuen Zeit und von der Morgenröthe neuer Gedanken zu sprechen begann.

Das wirkt nun, es ist schrecklich zu sagen, nicht mehr. Als der hellblonde jüdische Jüngling Ludwig Jordan der lieben Mutter neulich die schöne Geschichte erzählte, wurde gelacht. Das dreiundzwanzigjährige Genie sprach, ganz wie sichs nach der Mode gehört, von dem neuen Geschlecht, den neuen Aufgaben und Gefühlen, der neuen Kunst, — und die Leute lachten, lachten respektlos. Mich überliefs; und doch traf der Schlag mich nicht völlig unerwartet. Denn als das Bim! Baum! der versunkenen Glocke verklungen war, kamen ernste Männer zu mir und sagten: Anfangs schien Ihr Urtheil uns sehr ungerecht, aber, nach genauerem Zusehen merken wirs, Sie haben doch Recht: Das ist ein gräulicher, künstlich komplizirter Unsinn, der in den Hirnen der Rathlosen nur Unheil stiften kann. Andere schrieben mir in dem selben Sinn und gesellten sich meiner Ansicht, der Beifall, den dieses Majestätverbrechen am wahrhaftigen Geist gesunder Dichtung gefunden habe, sei nicht für literarische Zustände nur, sondern für die allgemeine Geistesverwirrung charakteristisch, von der ein Theil des deutschen Volkes seit Jahren heimgesucht und die auch im politischen Leben schmerzlich fühlbar sei. Das waren Zeichen des nahenden Wetterwechsels. Noch einmal hatte das verrostete Glockenspiel die Schwindelweise vom neuen Glauben und den neuen Gefühlen gebimmelt; nun aber hatten die Leute auch für lange genug davon. Sie wollten sich nicht mehr mit Worten abspeisen lassen, wollten endlich über die Wesensart dieses geheimnißvoll Neuen Etwas erfahren. In dem Augenblick aber, wo dieses Verlangen gestellt wird, muß die Gründung krachen, wie eine faule Kommanditgesellschaft kracht, wenn die Vorlegung der Bücher verlangt wird. Die schimmernde Worthülse birgt keinen Begriff, unter der prächtigen Phrasendecke findet man keine Spur einer Weltanschauung. Wahrscheinlich wurden die Hauptaktionäre von dem Zusammenbruch überrascht, sonst hätten sie gegen die verstärkte Contremine Hilfe gesucht und vielleicht auch gefunden; sie waren eben ihrer Sache zu sicher gewesen. Aus dem Corner wird nun wohl nichts werden; die Herren, die Jahre lang, weil sie auf die steigende Konjunktur hofften, bejubelten, was ihnen im Grunde gar nicht gefiel, werden sich bald, um doch den Einsatz zu retten, aufs Fixen legen und den Letzten der Neuen Richtung werden, wie der Börsenwitz zu sagen pflegt, die Hunde beißen.

Natürlich will Niemand der Letzte sein; und deshalb hat unter den Dichtern eine hastige Abkehr von der Mode der neunziger Jahre begonnen. Die vier der Beachtung werthen deutschen Dramen, die seit dem Beginn der Spielzeit zum

ersten Male aufgeführt wurden, sind von den Herren Bahr, Halbe, Hirschfeld und Wolzogen gedichtet, von vier Mannen also, die bisher an der Spitze der scheinbar modernen Kämpfer standen. Von diesen Dramen ist keins ganz reizlos; selbst in dem schlechtesten und leersten der vier, dem auf die Bühne gezerrten Gartenlaubenroman „Mutter Erde", spürt man mitunter noch eine leise Lyrik, die der einzig werthvolle, ihm selbst in die Wiege gelegte, nicht der Literatur der Anderen entlehnte Besitz des noch immer nicht mannbaren Herrn Halbe zu sein scheint. Herr von Wolzogen, dem einmal die köstliche Schilderung des „Lumpengesindels" gelang und um dessen Produktion es sonst so betrübend bestellt ist, hat in der Komoedie „Unjammewe" wenigstens wieder die derb zupackende Hand eines Mannes gezeigt und den kecken Muth zu rüdem, ruppigem Witz, der das lüderlich gearbeitete Werk zwar nicht halten, einzelne Szenen aber für kurze Stunden doch stützen konnte. Der wiener Witz des Herrn Hermann Bahr ist feiner, wärmer, gesitteter und graziöser, der Witz eines Menschen, der von der Welt Etwas gesehen und mit polirten Leüten verkehrt hat; aus seinem „Tschaperl" wäre ein hübsches, harmlos amusirendes Stück geworden, wenn es auf festen Grund gebaut wäre und wenn die talentvolle Frau, die der eitle Eheherr für ein Schäfchen hält, nicht gar so leblos, unfraulich und unmenschlich wie alle bahrischen Bücherweiber, durch drei mühsam gefüllte Akte schliche; das mit niedlichen Sachen und Sächelchen garnirte Stück schmeckt wie Linzer Torte, die zunächst auf der wonnig schnalzenden Zunge zergeht, von der man aber an einem Tage nicht viel essen kann. Und Herr Georg Hirschfeld hat an mancher Stelle wieder gezeigt, daß er, mit der Innigkeit seines Fühlens und der frühreifen Kunst, mitleidig in Seelen hinabzuleuchten, ein echter und ehrlicher Dichter ist, der das Leid einer kleinen Menschheit in ergreifende, aus der Tiefe ihres individuellen Empfindens heraufklingende Töne zu lösen weiß. Kein einziges der vier Dramen entspricht aber auch nur annähernd den Forderungen der Technik, die uns bisher als die allein moderne und allein noch mögliche hingestellt wurde, kein einziges lehnt sich in seiner Kleidung gegen den ältesten Anspruch des Theaters auf. Herr von Wolzogen brachte im guten alten Bretterstil das bekannte Lustspiel vom Schwerenöther, um den zwei Frauen buhlen, eine reiche und eine arme, und der, als ein unwiderruflich verfluchter Kerl, beiden Holden ein Schnippchen schlägt. Herr Halbe gab uns ein übles Muster der Gattung, die in Frankreich drame romanesque genannt wird und in deren Bereich die Guten scharf von den Bösen geschieden sind. Der Verwandlungskünstler Bahr hat den Barrès und Huysmans, der spanischen gente nueva und den von Korylopsis berauschten Boulevardbummlern den Rücken gekehrt und ist flink — eh là! heißts bei solchen Wandlungwundern im Cirkus — in das bunte Wams der wiener Volksstückeschreiber geschlüpft. Und Herr Hirschfeld, der Jüngste und Begabteste in diesem Quartett, hat gar das verrufene Genre der „Lebensbilder" aus der

Leichenkammer geholt und ein über einunddreißig Jahre sich erstreckendes Stück geliefert, das früher auf dem Theaterzettel ungefähr so angekündet worden wäre: „Die gute Partie oder: Vier Tage aus dem Leben einer Mutter, Lebensbild mit Gesang in vier Akten (fünf Bildern) und einem Vorspiel: Die glückliche Braut. Erstes Bild: Mit Gürtel und Schleier. . Zweites Bild: Onkel Adolf. Drittes Bild: Des Vaters Schuld. Viertes Bild: Wieder daheim! Fünftes Bild: Trost in Thränen oder: die Heilige Caecilie." Dann hätte Fräulein Lehmann ein paar Couplets gesungen, vielleicht auch mit Herrn Reicher ein Duett, Frau Sorma hätte ein paar Aktschlußtiraden unter melodramatischer Musikbegleitung gesprochen und in Heringsdorf hätte ein nett ausstaffirter Chor der Badegäste für ein Quodlibet gesorgt. Sonst hätte die Sache so ziemlich sein können, wie sie nun geworden ist; für die rüttelnden Wirkungen, die Herr Hirschfeld sucht und findet, hätte auch das Publikum des alten Wallnertheaters Verständniß gehabt: daß Frau Agnes Jordan, geborene Sommer, von ihrem Mann schlecht und immer schlechter behandelt wird, schließlich aus dem Hause geht, das er zum Harem macht, und nur wiederkehrt, weil ihr ältester Junge schwer krank geworden ist, — diesen Reizungen pflegen die Armen im Geist nicht unzugänglicher zu sein als den Leiden Marie-Annes, des Weibes aus dem Volke d'Ennerys. Nur das Geplärr von der neuen Zeit, den neuen Menschen und der neuen Kunst hätte im letzten Bild nicht angestimmt werden dürfen; aber diese allein noch übrige Erinnerung an die Mode der neunziger Jahre brachte das vorher beifällig betrampelte Stück ja um den Erfolg. Die Leute ließen sich die pikante Lächerlichkeit der alten Kleider gefallen, über das wunderbar, das geheimnißvoll Neue aber lachten sie respektlos und frech. Und mich überliefs.

Wenn man das stillose Lebensbild des Herrn Hirschfeld erst in Ruhe lesen kann, will ich noch Einiges davon erzählen und namentlich zu zeigen versuchen, wie verblüffend gut an vielen Stellen der jüdisch-berlinische Ton getroffen ist, die zwischen zärtlichster Bethulichkeit und leidenschaftlicher Roheit jäh wechselnde Art eines familiären Verkehres, dem der sichere Grund einer ruhig erworbenen Kultur und die alles Empfinden tragende Tradition fehlt, die krankhafte, im Ghetto der Geister erworbene Sucht, sich selbst in jeder Lebensregung zu beobachten und höchst interessant zu finden, und die künstliche, falsch und unrein klingende Kindlichkeit einer unter den völlig verschiedenen Eindrücken der Schule und des Hauses erwachsenden Jugend, die der ringsum heulende Haß in verschüchterte Wehleidigkeit hineingescheucht hat. Einstweilen wollte ich nur das Ende einer Mode verkünden und den Herren, die so lange in Modernität machten, rathen, sich endlich nach einer neuen Weltanschauung umzusehen, wenn sie ferner noch für Ritter vom neuen Geist gelten und nicht so lächerlich wirken wollen wie die Bortenröckchen und Krinolinen aus der Bruderkriegszeit. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Oktober 1897.

Kaisermanöver.

Vier Oktobertage hat die sonst recht rasch arbeitende bayerische Kammer der Abgeordneten zur Erörterung der Kaisermanöver gebraucht. Das ist eine ungewöhnliche Erscheinung; noch mehr aber muß dem ruhigen Beobachter auffallen, daß diese Erörterungen im deutschen Norden nur ein leises, kaum hörbares Echo geweckt haben. Sind Vorgänge, deren Schauplatz jenseits der Mainlinie liegt, etwa bedeutunglos geworden, seit sich die üble Sitte eingebürgert hat, von einer in Berlin thronenden Reichsregirung zu sprechen, von der in der Verfassung des Deutschen Reiches nicht die winzigste Spur zu entdecken ist? Oder wähnt man wirklich, den unsanften Ausdruck der im zweitgrößten Bundesstaat entstandenen Stimmung mit ein paar verächtlichen Redensarten, mit dem Tadel eines thörichten Partikularismus, gleichgiltig abthun zu können? Dann wäre die Klage berechtigt, daß Bayern im Gefüge des Reiches nicht mehr die Stellung einnimmt, die ihm gebührt; und dann könnte auch der Norddeutsche dem Gerücht glauben, das meldet, in den hohen und, wie man zu sagen pflegt, maßgebenden Schichten der bayerischen Hauptstadt herrsche über den Verlauf der Oktoberdebatten frohe Zufriedenheit. Pünktlich wird uns berichtet, was in Paris und Petersburg, im Sudan und in China geschieht, und die Reden griechischer oder chilenischer Minister werden gleich nach den ersten, lückenhaften Telegrammen weitschweifig erläutert und ausgelegt; für die weniger sensationellen, uns aber wichtigeren Ereignisse, die sich still in den Grenzen des eigenen Vaterlandes abspielen, ist in unseren Zeitungen kein Raum, und wer sie kennen lernen will, Der muß nach den kleinen Lokalblättern greifen, die nicht, wie die Exportpresse, berlinischen Einflüssen offen sind. Viel-

leicht halten die ehrlichen Leute, die in den zur Anfertigung öffentlicher Meinungen geschaffenen Fabriken thätig sind, es für ihre Patriotenpflicht, Mißstimmungen zu verschweigen, die sie beim besten Willen doch nicht beseitigen können, vielleicht glauben sie, genug gethan zu haben, wenn sie täglich eifernd von ihrer erdichteten Reichsregirung die Reform des Militärstrafprozesses, die Entschädigung unschuldig Verurtheilter und andere, eben so köstliche Dinge fordern, von denen das Wohl und Weh des Deutschen Reiches ihnen offenbar abhängig scheint. Solche Herren sollten die stenographischen Berichte über die Manöververhandlungen der bayerischen Kammer recht aufmerksam lesen: die Wirkung der seit manchem Jahr den Warnern zum Trotz nun geübten Taktik wird ihnen dann deutlich erkennbar werden.

Der Bayer ist in der Wahl des Ausdruckes, den er seinem Empfinden sucht, nicht zimperlich; er liebt ein derbes Wort, steckt lachend eine noch derbere Gegenrede ein, wenn sie nur tüchtig gesalzen ist, den Gaumen reizt und die Trinkfähigkeit steigert, und mag von den Geschniegelten nichts wissen, die sich angstvoll geniren, lieblich säuseln und zierlich girren. Diese kraftvolle, dem verfeinerten Sinn freilich nicht immer geschmackvoll scheinende Art wird auch im Landtag nicht scheu verborgen: man schäkert mit den Ministern, die nicht so steif und korrekt, nicht so als unnahbare Vorgesetzte auftreten wie manche excellenten Männer in Preußen, und tauscht mit dem Gegner stachelige Späße. Der Ton ist frischer, gemüthlicher als bei uns im Norden und auch das kleine Häuflein der Sozialdemokraten ist nicht völlig aus der Gemeinschaft der bürgerlichen Parteien gelöst; an Herrn Georg von Vollmar wenden sich mit ihren Klagen die armen Bauern, die für das Haus Wittelsbach gern durchs Feuer gingen, und Niemand glaubt im Ernst, daß der große Jörgel, die volksthümlichste Gestalt der Kammer, dem Königreich Bayern den Untergang sinnt. In diesem Parlament ist über das dem Bajuvaren fremde preußische Wesen schon früher manches Witzwort vernommen worden, das schlimmer klang, als es gemeint war, und nur bewies, daß die über den Main importirte Wolljacke noch immer ein Bischen kratzt. Jetzt aber haben wir ein anderes Schauspiel erlebt: die größte Partei, das in der Römerschule zu knifflichen Diplomatenkünsten erzogene Centrum, hat es für nöthig gehalten, eine Interpellation einzubringen, die sich äußerlich an die Herbstübungen der bayerischen Truppen knüpfte, im Grunde aber einen viel beträchtlicheren Gegenstand erhellen und klären sollte. Wenn es sich nur um die Manöver gehandelt hätte, dann wäre nach der sachlich nüchternen und in der Form musterhaft artigen Erklärung des Kriegsministers

Freiherrn von Asch eine Besprechung der Interpellation überflüssig gewesen. Das vom Bauernbund und von der Sozialdemokratie bedrängte und in seinem Besitzstand bedrohte Centrum, das rechtzeitig auch an die Reichstagswahlen denken muß, lechzte aber schon lange nach einer Gelegenheit, die ihm erlauben würde, dem Fühlen des Volkes die Zunge zu lösen. Nun war die Gelegenheit da: der ungewöhnliche Umfang der Herbstmanöver, deren Glanz mehr an ein höfisches Fest als an ernste Feldübungen erinnerte, hatte die Bevölkerung überrascht und verstimmt, über die von den Truppen verlangten Leistungen, über Todesfälle, Erkrankungen und im Lande angerichteten Schaden waren arge Gerüchte verbreitet worden, — die längst ersehnte Abrechnung mit Preußen konnte endlich beginnen.

Mit Preußen?.. Wer die Berichte liest, wird zwar einzelne unfreundliche Aeußerungen über die borussischen Brüder finden, nicht nur in den mutterwitzigen Reden des grauen niederbayerischen Naturburschen Johannes Sigl, sondern auch in den feierlicheren Wendungen des Centrumsführers Orterer, aber er wird bald merken, daß die spitzen Pfeile diesmal nicht den Preußengeist treffen sollten. Das Ziel wurde sichtbar, als Herr Orterer mit starker Betonung sagte: „Wir werden uns das Recht niemals einschränken lassen, innerhalb der parlamentarischen Formen auch die Faktoren ohne persönlichen Beigeschmack in die Debatte zu ziehen, die jetzt mehr als je mit ihren Einwirkungen in den Vordergrund des öffentlichen Lebens getreten sind. Es gehen allerlei sonderbare Dinge um; und aus einer Reihe einzelner bemerkenswerther Vorkommnisse, wenn auch jedes für sich unbedeutend scheint, summirt sich die Besorgniß, es möchte sich überhaupt im politischen Leben und besonders in konstitutionellen und parlamentarischen Dingen ein Wandel der Auffassung und Praxis einschleichen, den wir Streben nach Unitarismus nennen; es ist sehr gut und zweckmäßig, wenn die Regirung sorgsam Auge und Ohr darauf gerichtet hält, daß wir in dem uns noch zustehenden Recht der freien Selbstverwaltung in gar keiner Weise und von Niemand beschränkt werden." Noch härtere, heutzutage nur im Schutzkreis der parlamentarischen Redefreiheit mögliche Worte fielen, mehrfach wurde derb und deutlich auf den Satz hingewiesen, den der Kaiser einst in das Goldene Buch der Stadt München geschrieben hat, und kein Konservativer, kein Centrumsmann regte sich unwillig, als Herr von Vollmar rief: „Wer weiß, wie bald bei dem jetzigen berliner Kurs die relative Selbständigkeit der Bundesstaaten und voran Bayerns fast das einzige Hinderniß einer Katastrophe bilden wird!"

Daß die überreichlich mit dekorativem Beiwerk ausgestatteten Truppenübungen sehr theuer waren, daß der Bahnverkehr Tage lang unterbrochen wurde, Felder und Straßen mehr als sonst unter dem Kriegsspiel litten und die bei Kloppenheim unternommene Kavallerieattaque selbst in der Schaar der militärischen Sachverständigen keinen Vertheidiger fand: das Alles hätten die Bayern geduldig hingenommen; hitzige Gemüther hätten vielleicht ein Bischen geschimpft, über den Apfelschimmel des Reiterführers harmlos gespottet, sich aber bald wieder beim Maßkrug beruhigt und das Echo des Aergers wäre kaum in die Kammer gedrungen. Nur die dumpfe Furcht, irgend ein plötzlicher, von ihnen nicht zu hemmender, in seiner Willensrichtung unberechenbarer Entschluß könne auch ihr Schicksal bestimmend gestalten, trieb die Bequemen zum Widerstand; sie sprachen, scheinbar „ohne persönlichen Beigeschmack", über die Kaisermanöver und manövrirten dabei sehr schlau, um aus dem Süden dem Kaiser ein paar Wahrheiten zuzurufen, die er nach ihrer Ansicht wohl im Norden nicht häufig genug hört.

Diese Wahrheiten können nützlich wirken, wenn sie unverfälscht die richtige Stelle erreichen, — und schon deshalb sollte das Viertagewerk der bayerischen Kammer nicht verschwiegen, nicht wie die kleinliche Nörgelei engherziger Partikularisten behandelt werden. Der Vorgang, dessen Schauplatz jetzt die Stadt München war, wird sich, wie man annehmen muß, in anderen Bundesstaaten wiederholen und schließlich auch auf den Gang der Reichsgeschäfte nicht ohne Wirkung bleiben. Es wäre unklug, solche Zeichen gering zu achten; sie sind Symptome einer Stimmung, die von manchem beklagenswerthen Irrthum, mancher falschen Vorstellung genährt sein mag, die aber einmal entstanden ist und mit der man als einer Realität rechnen muß. Die bisher beliebte Taktik hat dazu geführt, daß im Landtag des zweitgrößten deutschen Staates von den stärksten Parteien kaum noch verhüllte Angriffe gegen den höchsten Vertreter des Reiches gerichtet werden; wird diese unerfreuliche Sitte, die dem Widerstrebenden von den Umständen aufgezwungen werden kann, erst zur Gewohnheit, dann muß mit dem Träger des Reichsgedankens am Ende auch die Institution unter den üblen Folgen leiden. Der Bau unserer Einheit ist mühsam und künstlich gefügt und das Bewußtsein der Gemeinschaft ist den einzelnen Stämmen noch nicht so völlig in Fleisch und Blut übergegangen, die historisch gewordenen Einrichtungen sind nicht allen für die Reichspolitik wichtigen Parteien so fest ans Herz gewachsen, daß man dem jungen Organismus die gefährlichste Probe zumuthen dürfte. Jede Stammesindividualität fordert die sorgfältigste, zärtlichste Pflege,

jeder Schatten, der dem Blick der Nation die Gestalt ihres gekrönten Vertrauensmannes trübt, muß, ehe aus der Ferne Wolken heraufziehen, beseitigt werden. So lange wir einen kraftvoll regirenden, nicht nur, wie andere hohe Hofchargen, ornamental wirkenden Kanzler hatten, war es nicht nöthig, mit Wünschen und Warnungen vor den Thron zu treten. Jetzt muß die Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Volk ohne Vermittler erfolgen und auch der seinem König treueste Preuße kann die Hilfe, die ihm dabei aus dem Süden kommt, nur freudig begrüßen. Der Bayer ist an eine gewisse Intimität mit seinem Fürstenhause gewöhnt, er liebt seine Prinzen, auch wenn er sie in der Bierlaune einmal Wurzelsepp oder Tafelmayr nennt, und er mag sich in die Mystik des Gottesgnadenthumes nicht schicken; soll er glauben, daß der arme schwachsinnige Mensch, dem es Vergnügen macht, auf Bauern zu schießen, und in dessen Namen doch im Lande Recht gesprochen wird, von Gottes Gnaden zu besonderer Weisheit erleuchtet ist? Er versteht die deutsche Welt nicht mehr, — und wie ihm, so geht es den Volksgenossen in anderen Bundesstaaten. Bleibt dieser Zustand noch ein paar Jahre unverändert erhalten, dann wird die Katastrophe, an die mit Herrn von Vollmar heute schon mancher Mann sorgenvoll denkt, nicht mehr zu hindern sein; sie kann nur durch rückhaltlose Offenheit noch vermieden werden. Es ist ein unwürdiger und undeutscher Zustand, daß überall schlau manövrirt wird, um Wahrheiten, die nicht länger verschwiegen werden können, ohne strafbare Verletzung der Majestät an den Kaiser zu bringen. Die aufrichtigen Freunde des Reiches und seines Repräsentanten haben heute die Pflicht, offen zu reden und mit allen von ihrem Bürgerrecht gebotenen Mitteln sich um die Verbreitung der Erkenntniß zu bemühen, daß der beschrittene Weg in den Abgrund führt ... Man fragt jetzt gern, wie in den kommenden Wahlkämpfen wohl die Parole lauten wird. Wenn Unwahrhaftigkeit und Heuchelei fortzeugend noch länger Unheil gebären, dann ist ernstlich zu befürchten, daß die Wahlparole Wilhelm den Zweiten unsanft an sein stolzes Wort erinnern wird, er kenne nur zwei Parteien: eine, die für, und eine, die gegen ihn ist. Und dann wird der gegen den persönlichen Willen des Kaisers gewaffneten Partei vielleicht mancher freundliche Blick aus den Prachtgemächern der Fürstenhöfe folgen, deren Bewohner bisher ihre verzückte Bewunderung aller Kaisermanöver laut in die Lüfte zu jubeln pflegten.

Unter Wilhelm dem Zweiten.*)

Sie bestehen also darauf, verehrter Freund, daß ich Ihnen nach vielen fruchtlos verlaufenen Gesprächen endlich einmal im breiten, gemächlichen Fluß brieflicher Auseinandersetzung ein leidlich zusammenhängendes Bild deutscher Gegenwart auf das geduldige Papier hinzuwerfen versuche, ganz so subjektiv und individuell, wie sich diese politische Gegenwart mir gerade in der Seele abspiegelt. Mögen Sie ein solches Verlangen, das bei einem beschaulichen und der Mittheilung bedürftigen Menschen empfänglichen Boden bereit findet, nicht allzu früh zu bereuen Anlaß haben! Freilich ist es wahr, was Sie gegen mich geltend machen, daß die diffuse Zersetzung aller politischen Ueberzeugungen, unter der wir leiden, auch unsere gelegentlichen Unterhaltungen über die vaterländischen Dinge neuerlich immer unliebsamer beeinflußt hat. Ein anscheinend unlöslicher Rest unausgeglichener Meinung- und Anschauungverschiedenheiten wurde zwischen uns empfindlicher fühlbar. Daß diese fortgesetzt störende Divergenz des Gesichtswinkels in weiter zurückliegenden Disparitäten unbewußter Grundstimmungen und unartikulirter Grundgedanken ihre Ursache haben müsse, konnte uns Beiden nicht verborgen bleiben. Nun sind Sie der Zuversicht, daß, wenn auch nur der Eine von uns sich der Mühe unterzieht, was solchergestalt labyrinthisch durch das Dunkel der Brust dahinwandelt, mit einiger Folge zum bewußten Ausdruck zu bringen, ein derartiges Unternehmen uns Beiden förderlich werden müsse. Sie meinen, sowohl der Schreiber wie der Empfänger dieser politischen Herzensergießungen werde unvermeidlich dabei klarer werden, sowohl persönlich über das eigene, das gemeinsame und das sich trennende Denken wie sachlich über die dunklen Bahnen, die unser Vaterland gegenwärtig durchschreitet. Wie sehr wünschte ich, Ihrem Optimismus keine Enttäuschungen zu bereiten! Eine so freundschaftlich und selbstlos gegebene Erlaubniß, die Diskussion, unbeschränkt durch Einreden, beliebig im Monologe fortzusetzen, birgt die Gefahr, daß der Eine im Eifer einseitiger Rede sich nur noch befangener in die liebgewordenen Gedankengespinnste verstrickt und der Andere den Freund immer ferner vom gemeinsamen Boden abirren sieht. Indessen magna est veritas et praevalebit. Das gleiche ernste und rückhaltlose Streben nach Wahrheit, das uns vorübergehend zu trennen schien, muß uns in Bälde auch wieder zusammenführen. Denn alle Wahrheit ist einfach und einigend. Damit sei es der einleitenden Zweifel und Vorbehalte genug. Lassen Sie mich zur Sache selbst kommen.

*) Otto Mittelstaedt hat eine politische Brochure geschrieben, die, unter dem Titel „Vor der Fluth. Sechs Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart", am letzten Oktobertage bei S. Hirzel in Leipzig erscheinen wird. Der erste Brief wird hier veröffentlicht; er deutet nur leise den Gedankengang der kleinen Schrift an, die froh begrüßt werden und von der noch häufig zu reden sein wird.

Zur Sache! Wie leicht schreibt sich das Wort hin und wie mühsam ist es, auch nur sich selbst zur Erkenntniß zu bringen, wo denn eigentlich die Haupt- und Ursachen der uns beunruhigenden politischen Probleme zu suchen sind! Da erhebt sich gleich im Vordergrunde alles gegenwärtigen deutschen Staatslebens, die vaterländische Bühne beherrschend, die schwer zu enträthselnde Gestalt Kaiser Wilhelms des Zweiten. In unserem monarchischen Deutschland ist die Individualität des Herrschers von so gewaltiger Bedeutung für das gesammte nationale Dasein, daß es ganz unmöglich ist, die Gegenwart kritisch anzuschauen, ohne in Furcht oder Hoffnung, Liebe oder Haß, im Urtheil wie im Vorurtheil bedingt zu sein von dem inneren Verhältniß, in dem man denkend und empfindend zum Monarchen steht. Deshalb, meine ich, muß der Versuch der Verständigung über diese schicksalsvolle Erscheinung unseres regirenden Herrn jeder weiteren Erörterung vorangehen. Sie, verehrter Freund, haben den Vorzug, vieles Persönliche zuverlässiger und sicherer beobachten zu können, als Das mir vergönnt ist. In den einzelnen konkreten Zügen des Bildes werden Sie daher mannichfach mich zu berichtigen in der Lage sein. Dafür habe ich die langen Jahre einer wechselvollen Amtslaufbahn in stetiger unmittelbarer Berührung mit den Volksströmungen, die populären Wirkungen und Eindrücke Dessen, was in Ihren Kreisen gethan und unterlassen, gesprochen, ersonnen, ausgeführt oder nicht ausgeführt wurde, um so stärker, unbefangener und untrüglicher mitdurchlebt. Da Sie mich im Uebrigen als einen überzeugungtreuen Royalisten kennen, kann ich nicht der Mißdeutung unterliegen, als fehle es mir und meiner Gesinnung an der der Allerhöchsten Person schuldigen Ehrerbietung und als bleibe deshalb mein Verständniß mangelhaft. So weit aber sind wir ja im Byzantinismus noch nicht fortgeschritten, daß schon der Freimuth als solcher die Majestät verletzen könnte.

So oft ich Ihnen gegenüber gelegentlich über Entschlüsse und Aeußerungen Ihres Allergnädigsten Herrn Erstaunen oder Bedenken zu äußern wagte, betonten Sie meist mit besonderem Nachdruck das lautere Streben, von dem Kaiser Wilhelm II. in seinem Denken wie in seinem Handeln beseelt sei. Sie wissen, wie weit ich davon entfernt bin, diese hervorragende Charaktereigenschaft des Kaisers zu verkennen. Nur vermag ich nicht, eine Reminiszenz aus dem Briefwechsel des Historikers Johannes Müller los zu werden, wo an einer Stelle von Kaiser Joseph dem Zweiten die Rede ist und das Problem etwa dahin gestellt wird: man müßte die geheime Geschichte und erste Jugendbildung des Kaisers genau kennen, um zu verstehen, wie er zu der verhängnißvollen Vorstellung gekommen ist, „gute Absichten für hinreichend zu einer glücklichen Regirung zu halten." Die Kunst des Regirens ist in diesen modernen Zeiten eine außerordentlich schwere Kunst geworden. Die geborenen Herrscher sind seltene Phänomene. Um ein heutiges Kultur-

volk wahrhaft zu beherrschen, dazu gehört langjährige Erfahrung, lange Uebung, unendlich viel Menschenkenntniß, ein niemals trügender scharf- und weitsichtiger Blick für das Gegebene, für die offenbaren wie für die latenten Kräfte des realen Volkslebens, mit denen gewirthschaftet werden soll.

Kaiser Wilhelm II. besitzt zweifellos eine Reihe von Eigenschaften, die ihn vorzüglich für den Regentenberuf befähigen. Von seinen Ahnen mütterlicherseits hat er ein reichlich Theil jener furchtlosen, eigenrichtigen Willenskraft ererbt, die dem Hause Hannover diesseits wie jenseits des Kanals sein besonderes Gepräge gegeben hat. In einer Periode, da Willensschwäche, Blutleere, ein mattherziges Umhertappen in kraftlosen Begehrlichkeiten zu den endemischen Krankheiten der Generation gehört, ist Das eine nicht hoch genug zu schätzende Potenz. Der Kaiser hat eine sehr große und ideale Auffassung von den Rechten und Pflichten der ererbten Krone. Ich weiß nicht, ob, vom nüchternen Gesichtspunkte kühler Staatsklugheit geurtheilt, es in unseren hyperkritischen Tagen gerade rathsam ist, den Rechtstitel der göttlichen Gnade äußerlich und dogmatisch allzu oft geltend zu machen. Daß der Kaiser innerlich von diesem Glauben an den transszendenten Ursprung seiner obrigkeitlichen Gewalt durchdrungen ist, daß er sich deshalb frei weiß von jeglicher Abhängigkeit, die durch die Ingerenz der öffentlichen Meinung, durch den Beifall oder das Mißfallen des großen Haufens bedingt wird, ist auch nach meiner Ueberzeugung heute mehr denn je ein unentbehrlicher Bestandtheil des Königshandwerkes. Wir bedürfen dringend einer muthigen Obrigkeit und ich bezweifle, ob ohne das alte „weil ich weiß, daß ich ohnmächtig bin in Gottes Hand, bin ich stark gegen alle Welt," ohne die gewisse Zuversicht, unabhängig von Menschenwitz und Menschennothdurft eingeweiht zu sein in den Wirkungskreis ewiger Gewalten, jener obrigkeitliche Muth noch zu finden sein möchte. Dem Kaiser fehlt endlich auch nicht das offene, hell blickende Auge für die die Gegenwart bewegenden Volkskräfte. Er ist, wie die meisten Hohenzollern, aus innerster Neigung Soldat und ein begabter Soldat. Ein rasches Verständniß für ein weites Gebiet realer Lebenserscheinungen, ein schnelles Urtheil innerhalb dieser Sphäre, hierin aber überall und allezeit der eigenen spontanen Gedankenrichtung mehr vertrauend als der langsam prüfenden Erfahrung und dem bedächtigen Rathe Dritter, — so ungefähr erscheint uns schlichten Leuten außerhalb Ihrer höfischen Kreise das Antlitz Kaiser Wilhelms des Zweiten unter günstigem Sonnenlicht.

Schwieriger sind die Züge zu entziffern, sobald Wolken sie beschatten. Ihnen gegenüber, verehrter Freund, werden ein paar Andeutungen zur Genüge sagen, was mir vorschwebt. Das „Gottesgnadenthum" ist kein Kronjuwel, das, einmal am Diadem befestigt, dem erlauchten Träger für alle Zeit einen character infallibilis verleiht. Die göttliche Gnade will täglich von

Neuem erfleht, von Neuem thätig erworben werden. Das Stück Menschheitgeschichte, das wir durchleben, zeigt ein höchst verwickeltes und verworrenes Gewebe. Zahllos sind die durcheinander schwirrenden Fäden sich auflösender und sich neugestaltender politischer, wirthschaftlicher, gesellschaftlicher, religiöser, sittlicher Bildungen. Selbst die genialste Intuition wird den auf solcher Weltbühne zum Handeln Berufenen nicht immer sicher leiten. Wo jene Intuition versagt, wird eine unzureichende Beurtheilung der Menschen und Dinge nur allzu leicht zu verfrühten Entschlüssen, wechselnden Anläufen, einem mehr unsteten und beirrenden als fruchtbaren und glücklichen Wirken führen.

Die Vorstellung des roi des gueux gehört entschwundenen Zeiten patriarchalischen Regiments an. Das heutige Problem, die Monarchie mit dem Vierten Stande oder den Vierten Stand mit der Monarchie auszusöhnen, ist eine unendlich schwierigere, weiterausssehende Aufgabe. Zu ihrer Lösung gehört viel, sehr viel kalt berechnende Staatskunst caesarischen Geblütes, eine sichere Fühlung für die Instinkte der großen Massen, volle Freiheit von allen übernommenen Vorurtheilen ständischen Wesens. An dem Tropfen demokratischen Oels, mit dem das allgemeine Stimmrecht die Deutschen Kaiser gesalbt hat, ist es nicht genug: eine reichliche Zuthat sozialistischen Weihwassers wird nicht minder unentbehrlich sein. Die sozialdemokratische Fluth, die uns umtost, ist denn doch noch etwas Anderes als das rohe Gekeife einiger frechen Demagogen und die zuchtlosen Geberden verwilderter Gassenbuben. Gegen diese Elemente mögen die Feuerspritzen Bronsarts noch lange hinreichende Schutzwehr abgeben. Wer aber erkannt hat, daß in Wahrheit die deutsche Sozialdemokratie in der Gegenwart immer voller Alles zusammenfaßt, an sich zieht, unterjocht, was sich an Volksbestandtheilen aus der alten Kirche und ihrem Glauben, aus dem alten Staat und seiner Rechtsordnung, aus der alten Gesellschaft und ihrem ökonomischen Gefüge feindfälig löst, daß hier auf breitester Basis sich ein neuer Glaube mit einem neuen Evangelium, eine vollkommen neue Weltanschauung revolutionär emporringt, Der wird mit mir nur schwer über die besorgte Zweifelsfrage hinfortkommen, ob Kaiser Wilhelm II. sich dieser Erkenntniß nicht allzu energisch verschlossen hat. Jedenfalls hat der Kaiser durch die wechselnde Methode seiner Politik, die anfangs gerade dem Vierten Stande vorzugsweise Gunst zu verheißen schien, um ihn dann als einen Haufen von Rebellen mit allen Mitteln staatlicher Repression zu bekämpfen, thatsächlich die Sozialdemokratie mehr gefördert als geschwächt. Unbedingt sind die Intentionen unseres Kaisers damals wie heute die denkbar edelsten und besten gewesen. Ich vermag aber nicht zu finden, daß sie uns Glück gebracht haben.

Ein anderer Punkt, der mit dem vorigen in Zusammenhang steht und über den bisher zwischen uns keine rechte Verständigung sich ermöglichen wollte,

betrifft die Entlassung des Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern. Bildet doch dieses Geschehniß die bedeutungvollste historische That, von der die bisherige Regirung unseres Kaisers zu berichten weiß. Halten wir uns nicht mit den Nebendingen der großen Angelegenheit auf, über die wir einig sind oder die uns doch nicht näher bringen. Wir wissen von einander, daß wir bei aller unbegrenzten Bewunderung und Verehrung, die wir dem großen Staatsmanne stets gezollt, doch Beide niemals zu Denen gehört haben, die mit dem Menschen Bismarck Götzendienst trieben. Auch Das habe ich Ihnen oft genug bereitwillig zugegeben, daß, als Kaiser Wilhelm I. die müden Augen schloß, die bismärckische Staatskunst und Staatslenkung mindestens in der inneren Politik deutliche Zeichen allmählichen Niederganges erkennen ließ. Ich begreife es deshalb vollkommen, daß der Entschluß, sich des Fürsten Bismarck in der einen oder in der anderen Weise zu entledigen, im Schloß der Hohenzollern entstehen und reifen konnte. War es einmal unser Verhängniß, der alte Fluch germanischen Naturells, das trotz Allem, was das nationale Interesse gebot, zwei so stark entwickelte Individualitäten nicht neben einander im Regimente Platz hatten, so mußte freilich der Kanzler dem Kaiser weichen. Aber ein seit achtundzwanzig ereignißreichen Jahren fast allmächtiger Minister, ein Mann, der im Jahre 1862 das preußische Königthum vor dem Joch parlamentarischer Regirung errettet, der mit unvergleichlichem Geschick drei glorreiche Kriege ermöglicht, dessen Diplomatie dem alten Preußen drei neue Provinzen, dem Reich Elsaß-Lothringen zugebracht, der dem deutschen Volk die Reichsverfassung, der Dynastie die Kaiserkrone errungen hat, — eine so gewaltige historische Persönlichkeit ließ sich schlechterdings nicht von heute auf morgen pensioniren und quiesziren, als handle es sich um das Dimissoriale eines beliebigen, jederzeit ersetzbaren Kanzleibeamten. Die unvermeidlichen Rückwirkungen, die das Verschwinden des durch fast drei Jahrzehnte preußisch-deutscher Geschichte bedeutungvollsten Faktors aus dem öffentlichen Leben auf das Verhältniß zwischen Fürst und Volk, zwischen reichs- und bundesstaatlicher Einzelgewalt, auf die internationalen Verhältnisse, auf das parlamentarische Parteiwesen, auf das Gefüge des Beamtenthums, auf die gesammten antimonarchischen Volksströmungen nothwendig ausüben mußte, waren unberechenbar. In welcher Weise, unter welchen Formen eine solche für Krone und Nation kritische Wendung am Besten gemildert, abgeschwächt, mit dem Schein einer politischen Nothwendigkeit umkleidet werden könnte, darüber hätten weitsichtige Berather des Kaisers sich vielleicht bei Macchiavelli staatskluge Lehren erholt: der Anschein einer ab irato gefaßten Entschließung mußte unter allen Umständen vermieden werden. Hätte Fürst Bismarck Leben, Amt und Herrschaft zu gleicher Zeit eingebüßt, so würde nach menschlicher Voraussicht auch dieser Ausgang eine Katastrophe für die preußisch-

deutsche Monarchie genannt worden sein. Immerhin hätte der tote Bismarck, wie der tote Cid, durch seines Namens unvergängliche Erscheinung unsere Feinde ferner in Schrecken zu setzen vermocht. Der plötzlich, ohne äußerlich erkennbaren Grund, unter allen Zeichen persönlichster Ungnade seiner Aemter entsetzte, zur Unthätigkeit verdammte, dann im wechselnden Lauf kaiserlicher Gunst von Hofschranzen und ähnlichen Günstlingen gut oder übel behandelte Bismarck ist eine Heimsuchung für unser armes Vaterland gewesen, verderblicher, als es je eine verlorene Feldschlacht werden konnte. Daß gerade eine so leidenschaftliche, leicht erregbare, zäh nachtragende Natur, wie sie dem ersten Reichskanzler immerdar eigen gewesen, alle Schwächen des Menschen, Alles, was auch der Beste unter uns an gemeinem Stoff der Erde schuldet und was im energischen Handeln für große Zwecke in die dunklen Tiefen der Seele zurücktritt, alsbald wieder an die Oberfläche drängen werde, sobald die unverbrauchten Kräfte müssig dalagen, war mit Sicherheit vorauszusehen. Was vielleicht am Meisten sich der Voraussicht entzog und was für meine Empfindung am Trostlosesten anzuschauen gewesen, war die Erscheinung, daß eine Persönlichkeit von der tiefen Menschenverachtung, wie sie jedem zum Herrschen auf dieser Erde berufenen Helden angehört und wie sie den Fürsten Bismarck besonders ausgezeichnet hat, je der Versuchung unterliegen mußte, der windigen Volksgunst in ihren trivialsten Erscheinungformen Geschmack abzugewinnen. Es ist mir peinlich, hierüber ausführlicher zu werden. Nur allzu oft sind mir die warnenden Worte Carlyles in das Gedächtniß zurückgekommen: „Gott bewahre uns Alle vor dem Wahnsinn der Popularität! Ich habe Keinen gekannt, dem sie nicht geschadet hätte. Ich kannte starke Männer, die sie umgebracht hat!“ Doch dem Allen sei nun, wie ihm wolle. Die Folgen des Geschehenen liegen greifbar vor uns, wir müssen sie täglich weiter durchleben. Mit welchem ungeheuren Schwergewicht das bloße Dasein des alten Kanzlers im Regiment auf dem gesammten antimonarchischen Parteiwesen lastete, Dessen sind wir sämmtlich uns erst bewußt geworden, da der Druck von uns genommen ist. Unglaublich wirr und wüst und absurd schäumen seitdem wieder alle Elemente des politischen Hexenkessels über den Rand. Es ist nicht allein der Verlust eines unermeßlichen Stückes von Prestige in der Welt, das der deutschen Nation mit Bismarcks Sturz verloren gegangen ist und das wir stündlich schmerzlicher vermissen, es ist noch mehr die Einbuße eines kolossalen Kapitals an Herrschkraft und Autoritätzwang, das mit diesem machtvollsten Repräsentanten des Royalismus, den unser dem monarchischen Prinzip abholdes Jahrhundert überhaupt gezeitigt hat, von der Weltbühne verschwunden ist. Ich besorge, in Ihrer Sphäre, verehrter Freund, ahnt man kaum, wie entsetzlich rasch sowohl in den Kreisen unseres Beamtenthumes wie in den weiten Schichten deutschen Bürgerthumes

die Empfindungen persönlicher Verehrung, ehrerbietiger Scheu, rückhaltloser Treue dem Träger der deutschen Kaiserkrone gegenüber sich verflüchtigt haben. Was darüber wegtäuscht, ist einmal der rothe Lappen der Sozialdemokratie und zum anderen Theil eine ungewöhnliche Anhäufung charakterloser Feigheit und serviler Heuchelei, die zu den Grundgebrechen eines weder an Gott noch an sich selbst glaubenden Geschlechtes gehören. Ich will die ungebundene Kritik, wie sie Fürst Bismarck an dem ihm folgenden Regime fortgesetzt geübt, die Rückblicke, thatsächlichen Mittheilungen, „Enthüllungen", zu denen er sich nur allzu oft veranlaßt gesehen hat, weder an sich noch in der Art ihrer Veröffentlichung in Schutz nehmen. Aber vergessen wir nicht, welche abnorme Situation dem Fürsten nach dem März 1890 zugewiesen, in welcher unglaublichen Weise er — nach seinem eigenen Ausdruck — damals boykottirt, jeglicher Verunglimpfung und Verleumdung, wie ein vogelfreier, geächteter Mann, schutzlos preisgegeben wurde! War denn in Ihren Kreisen, die doch sonst für solche der Monarchie gefährlichen Imponderabilien die empfindlichsten Nerven haben müßten, die Erkenntniß ganz verdunkelt, daß die vergiftesten Spitzen der Bismarckhetze sich weit über des alten Kanzlers Haupt hinweg gegen das gesegnete Andenken Kaiser Wilhelms des Ersten, gegen die Monarchie selbst und gegen die glorreichste Epoche der deutschen Geschichte richteten? Die sozialdemokratischen und ultramontanen Hetzer wußten sehr genau, wohin sie zielten, — man hätte das Spiel auch anderwärts durchschauen können! Und wie selten eine mannhafte Vertheidigung des größten, des ruhm- und erfolgreichsten Staatsmannes, den Deutschland seit Friedrichs des Großen Tagen hervorgebracht hat! Wenn nicht der Kaiser selbst, angeekelt von dem wüsten Lärm, diese kläffende und heulende Meute gelegentlich durch einen Peitschenhieb zur Ruhe zwang, hätte man glauben können, Muth und Wahrhaftigkeit und jegliche Erinnerung für Deutschlands Größe seien auf deutschem Boden ausgestorben. Der Abgrund von Niedertracht und Erbärmlichkeit, den gerade die deutsche Presse konservativer und liberaler Parteifarbe in ihrem Verhalten zu dem in Ungnade gefallenen, dem wieder zu Gnade aufgenommenen, dem von Neuem in den Winkel zurückgestellten Bismarck klaffend vor aller Welt gezeigt hat, ist durch kein Maß von Verachtung mehr auszufüllen. Bismarck als Feind des Reiches und der Krone von Leuten wie Lieber und Liebknecht öffentlich des Hoch- und Landesverrathes angeklagt, — tiefer und allgemeiner konnte das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes nicht der Entsittlichung und dem Wahnwitz anheimfallen! So weit haben wir es also in dem ersten Vierteljahrhundert seit 1870 glücklich wieder gebracht! Diese Folgen der unfreiwilligen Dienstentlassung des ersten Reichskanzlers liegen sehklar und greifbar vor uns. Was an zerstörenden Nachwirkungen des unseligen Ereignisses die dunkle Zukunft uns weiter vor-

behalten hat, davor möchte ein empfindsamer Patriot sein Angesicht gern verhüllen! Die gedankenlose öffentliche Meinung hat sich in diesen letzten Jahren häufiger verwundert über die souveraine Form, in der bei uns Minister gewechselt werden: nach Dem, was dem Fürsten Bismarck widerfahren ist, habe ich mich meist gewundert, daß der Kaiser mit der Enthebung seiner Minister noch so viel Umstände macht. Sehen Sie, verehrter Freund, so muß ich auch diese leidige Betrachtung mit dem Seufzer schließen: die Intentionen Ihres kaiserlichen Herrn mögen die lautersten gewesen sein, sowohl damals, als er dem alten Kanzler die Siegel abforderte, wie später, als er den Generaloberſten mit fürstlichen Ehren in Berlin empfing, — Glück haben sie der kaiserlichen Regirung, der deutschen Nation, unserem gesammten Gemeinwesen nicht gebracht und die göttliche Gnade ist ihnen nicht zugewandt gewesen!

Weder Kaiser Wilhelm I. noch Kaiser Friedrich III. waren einfache Naturen. Dennoch stand ihr Bild in fester Ausprägung und schlichter Verständlichkeit vor der Nation. Beide waren und blieben im höchsten Maße volksthümliche Herrscher. Das wunderbar abgestimmte und abgewogene Gleichmaß aller Kräfte, die Selbstlosigkeit, Pflichttreue, wahrhafte Vornehmheit, welche die Erscheinung unseres ersten Kaisers auszeichneten, die ritterliche, von Leutseligkeit und Begeisterungfähigkeit für alles Gute und Schöne umleuchtete Heldengestalt Friedrichs des Dritten: dafür erwärmte sich Hoch wie Niedrig, Das liebte, verehrte man in allen deutschen Gauen. Was sonst in den stillen Herzensfalten beider Fürsten an verborgeneren Eigenschaften und verschlungeneren Trieben vorhanden sein mochte, darum kümmerte sich Niemand. Anders bei dem Enkel Wilhelms des Ersten. Seine anscheinend so moderne Erscheinung will durchaus schwerer zu entziffernde, dem Volke weniger verständliche Charakterzüge bewahren. Das gilt von uns Altpreußen, die wir gewohnt sind, die Hohenzollern als unseres Blutes und unseres Stammes Genossen anzuschauen. Es gilt in noch verstärktem Grade in den süddeutschen Landen. Unter uns wird gelegentlich darüber gegrübelt, ob auf den Kaiser mehr von dem unnahbaren Fürstenstolz des welfischen Hauses oder mehr von dem beweglichen, unruhig ausgreifenden Sinne seiner koburger Ahnen vererbt worden sei. Wenn schon die altpreußische Phantasie derartig abirrt, wie sollen Bayern und Schwaben zu einer sicheren Fühlung mit ihrem Kaiser gelangen! Wo aber das Urtheil der Menschen so hin und her schwankt, bleibt auch das Gemüth in unsteter Regung. Das Problematische unseres gesammten heutigen Royalismus im Deutschen Reich scheint mir gerade darin am Verhängnißvollsten zu wurzeln, daß keine der königlich gesinnten Parteien mehr die unerschütterliche, mit dem Herzen verwachsene Ueberzeugung besitzt, unter allen Umständen ihres kaiserlichen Herrn gewiß und mit ihm stetig gleichen Glaubens, gleichen Wollens zu sein. Ueberall ist das unruhig nervöse Vorgefühl ver-

breitet, jeder nächste Morgen könne die Nation durch völlig ungeahnte, folgenschwere Entschlüsse überraschen. Der häufige und plötzliche Wechsel unter den Räthen der Krone konnte nicht wohl anders als irritirend und destruktiv auf das konservative Volksgemüth zurückwirken. Freilich hat man ja auch dem Fürsten Bismarck einen zu starken Verbrauch von Menschenkraft im Ministerium zum Vorwurf gemacht. Indessen war für ihn in der wechselnden Masse abnormer Schwierigkeiten, unter denen er die Reichspolitik zu steuern hatte, in den zahllosen, theils von ihm selbst aufgeworfenen, theils ihn elementar umdrängenden neuen Aufgaben, an deren Lösung sein rastlos schöpferischer Geist unablässig arbeitete, immerhin ein zureichender Erklärungsgrund vorhanden. Seit dem Jahre 1890 hat sich unsere äußere wie unsere innere Politik doch eigentlich jeder Initiative größeren Stils begeben. Hier wie dort sind wir auf den einmal gebahnten Wegen unter unsicherem Tasten und häufigem Zögern weiter gegangen, auf neue Gedanken und neue Ziele gänzlich Verzicht leistend. Wo die Armeeorganisation, die Handelspolitik, die sozialpolitische Gesetzgebung gelegentlich einer gewissen Fortbewegung bedurften, vollzog sich die Sache zwar nicht immer mühelos, jedoch meist, ohne weitergreifende Gegensätze wachzurufen. Jedenfalls lag in diesen Angelegenheiten kaum je ein erkennbarer Anlaß oder eine verständliche Nothwendigkeit für die Entlassung der einen, die Neuberufung der anderen Minister. Und trotzdem diese unablässigen, fast chronisch gewordenen „Ministerkrisen" der nachbismärckischen Aera! Wurde doch der Kriegsminister von Bronsart bereits als der neunzehnte in der langen Reihe der von Kaiser Wilhelm dem Zweiten demissionirten Minister aufgeführt! Seitdem ist die Zahl weiter gewachsen, — und man ist des Zählens überdrüssig geworden. Die eigentlichen Gründe, die Se. Majestät bestimmten, neue Männer in seinen Rath zu berufen, blieben zumeist undurchsichtig, verloren sich im Gewölk der Hofluft oder im Dunkel des kaiserlichen Kabinetts. Will man sich da wundern, wenn unter solchen Verhältnissen die sensationlüsterne Menge begierig jeden häßlichen Klatsch auffog, der über die eigentlichen Ursachen der neuen Wendung, über die Einflüsse der „Kamarilla", über geheime Kämpfe, Zerwürfnisse, Intriguen höfischer Koterien von emsigen Zwischenträgern im Publikum umhergetragen wurde? Unendlich ist der Schade gewesen, den diese seltsamen Szenenwechsel der Regirung Ihres kaiserlichen Herrn zugefügt haben.

Das Regiment unseres Kaisers trägt einen ausgeprägt persönlichen Charakter: der Satz ist heute bereits Gemeinplatz geworden. Der Kaiser ist entschlossen, sein eigener Kanzler, sein eigener Kriegs- und Finanzminister zu sein. Die titulirten Träger dieser Aemter sind ausschließlich berufen, den kaiserlichen Willen in Ausführung zu bringen. Auch über den natürlichen Umkreis eigentlicher Staatsverwaltung hinaus liebt es der Kaiser, seiner eigenen

souverainen Gedankenrichtung ausschließlich zu folgen und solchem Gedankenfluge willensstarken Ausdruck zu geben. Es giebt kein Gebiet des geistigen, des künstlerischen, des wissenschaftlichen, des sozialen oder wirthschaftlichen Lebens, über dessen Bewerthung im Einzelnen der Kaiser nicht seine eigenen, individuell scharf ausgeprägten Ansichten besitzt und kundgiebt. Soll ich Ihnen gegenüber hierbei noch einmal versichern, daß ich der Letzte bin, der gegen ein persönliches Regiment an sich liberale oder konstitutionelle Skrupel geltend zu machen Lust hat? Im Grunde ist heute allerwärts in der modernen Welt mit ihrem grauen, farblosen Mischmasch alles Denkens und ihrer breiartigen Zerflossenheit jeglicher Weltanschauung eine förmliche Sehnsucht vorhanden, von einer überlegenen Persönlichkeit regirt zu werden, einen wahrhaften Herrn über sich zu fühlen. Des Parlamentarismus insbesondere ist man bis zum physischen Ekel satt geworden. In Deutschland müssen überdies schon die unitarischen Bedürfnisse der Nation eine gewisse Tendenz zur Alleinherrschaft begünstigen. Alledem gegenüber thürmen sich gerade in der Gegenwart zahllose Schwierigkeiten und Gefahren auf, denen jedes persönliche Regiment gewachsen sein soll. Wir leben in einer Zeit schrankenlosester Oeffentlichkeit und eines noch schrankenloseren Kritizismus. Dem Heroenkultus fehlen heute so ziemlich alle Lebensbedingungen. Vor dem modernen Geschlecht steht der Thron nicht mehr wie ein Allerheiligstes, von geheimnißvollen Kräften umwebt und von überirdischem Glanze umleuchtet. Jedermann im Palast und in der Hütte kennt das alterthümliche Holz, aus dem er geformt ist, kennt den Stoff und die dekorative Kunst, die seinem Himmel die Façon gegeben haben. Der heutige Monarch befindet sich in seiner gesammten menschlich-natürlichen Erscheinung ununterbrochen so nah und unmittelbar vor den Augen des Volkes, daß für optische Täuschungen nur geringer Spielraum bleibt. Der Leidenschaft der großen, durch und durch ehrfurchtlos gesonnenen Menge, jede Lebensäußerung des Monarchen ohne Scheu und Erbarmen zu erforschen, zu bekritteln und zu benörgeln, sind alle Thore weit geöffnet. Daraus möchte ich folgern, daß in solchen vom grellsten Sonnenlicht bis in die letzten Winkel allen Daseins durchtränkten demokratischen Zeiten jede Autokratie, mag ich sie mir als Tyrannis, Caesarismus, soziales Königthum oder wie sonst vorstellen, nur unter äußerst komplexen Bedingungen einigen Bestand bewahren kann. Es müßten alle Mittel bedenkenlosester Staatskunst aufgewendet werden, die Entfernung zwischen Volk und Monarchen in jeder Weise zu vergrößern. Die sinnlich wahrnehmbare, urnatürliche Gestalt des Alleinherrschers müßte in unnahbarer Ferne, erhaben über dem gemeinen Erdboden, von aller schlechten irdischen Bedürftigkeit scheinbar gelöst, den Blicken des großen Haufens weit entrückt bleiben. In der volksthümlichen Vorstellung möchte er immerdar der allmächtige und allweise Gebieter sein, der die gesammte äußere und innere

Politik lenkt, der in allen menschlichen Dingen unfehlbar Bescheid weiß, ohne dessen Willen nichts Großes und nichts Kleines in der Welt geschehen darf. Nur unmittelbar und persönlich sollte er nur selten, nur bei außerordentlichem Anlaß handelnd hervortreten. Für den Werkeltag sind die Minister und sonstigen obersten Chargen des Staatsdienstes ausreichend, was Gutes und Uebles im Regiment geschieht, zu vertreten, hierfür gepriesen und gescholten zu werden. Das ist ja auch nach dem konstitutionellen Dogma ihr eigentlicher Beruf. Wenn dann aber in gewissen Zwischenräumen bei bedeutsameren Staatsaktionen der Selbstherrscher die Bühne der Welt betritt, müßte jeder Schritt, der gethan, jede Bewegung, die gemacht, jedes Wort, das gesprochen wird, aufs Sorgfältigste vorbedacht und abgewogen sein. Ohne ein ungeheures, übermenschliches Maß von Selbstbeherrschung ist ein moderner Selbstherrscher nun einmal nicht denkbar. Sie werden mir ungeduldig einwenden, Das heiße russische Zustände mit deutschen Farben ausmalen. Kaiser Wilhelm II. wolle weder moskowitische Autokratie noch auch den comediante oder tragediante napoleonischer Schule nachahmen, er sei ein deutscher Fürst, deutscher Heerführer, er trage die Krone kraft eigenen Rechtes, weil sie von ruhmreichen Vorfahren auf ihn vererbt sei, und sei deshalb Niemandem, außer Gott, Rechenschaft schuldig für seine Handlungen, seine Reden, Form und Inhalt seiner Regirungweise. Was kümmere es ihn, welche Figur er vor der wankelmüthigen Menge gaffender Zuschauer spiele und was Menschen über ihn urtheilen! Sehen Sie, verehrter Freund, gerade aus dieser hohen königlichen Gesinnung wächst das Unheil, das uns und die Monarchie bedroht.

Indem der Kaiser, stets sich selbst und seine Person repräsentirend, allzu dauernd und allzu persönlich handelnd fortgesetzt im scharf beleuchteten Vordergrunde der Staatsbühne steht, läuft er Gefahr, sich selbst, seine Krone, sein königliches Ansehen und seine souveraine Herrschaft vor der Zeit zu verbrauchen. Dem ist in unseren Tagen auch die begabteste, willensstärkste Natur nicht mehr gewachsen, ohne Unterlaß in Aktion zu sein, über Alles eine autoritative Meinung zu besitzen und diese Meinung zu jeder Stunde in unanfechtbarer Form auszusprechen. Es kann gar nicht ausbleiben, daß hierbei Widersprüche, Verfehlungen des Gedankens oder des Ausdruckes, in Folge Dessen unliebsame Mißverständnisse jeglicher Art mitunterlaufen. In der aktuellen Politik muß nicht selten der selbe Mann und die selbe Maßregel, die heute geehrt, begünstigt und gefeiert werden, morgen der Mißgunst, dem Tadel, der Gleichgiltigkeit anheimfallen. Dem monarchischen Prinzip ist es, wie ich glaube, schädlich, wenn das Volk sich gewöhnt, hinter all derartigem Szenenwechsel wechselnde persönliche Stimmungen des Monarchen vorauszusetzen, und die öffentliche Meinung in ihrer geschäftigen Kritik aller Regirungmaßregeln offen oder versteckt immer wieder die Allerhöchste Person antastet.

Diejenigen demokratischen Volksinstinkte, die bewußt antimonarchischer Richtung sind, ergreifen mit Begier die ihnen gebotene Gelegenheit, sich feindsälig aufzulehnen wider eine, wie sie behaupten, von menschlichen Launen willkürlich inspirirte Tyrannis, und diejenigen anderen Elemente moderner Demokratie, die bereit wären, jedem willenskräftigen Repräsentanten der Volksgewalt die Geschicke der Nation als unbeschränktem Alleinherrscher anzuvertrauen, werden in ihrem Glauben irr, wenden sich anderen Gestirnen zu. Wir befinden uns eben nicht mehr in den stillen Tagen altpreußischen Königthumes mit seinen tief in den vaterländischen Boden eingebetteten geschichtlichen Wurzeln. Wir stehen auf dem heißen, vulkanisch durchwühlten Boden des Deutschen Reiches, um die Mitte dieses Jahrhunderts durch eine Revolution zurecht gefurcht, später durch Krieg, Eroberung, den Umsturz von Thronen, durch den papiernen Vertrag einer neuen Verfassungurkunde und durch das allgemeine Stimmrecht zusammengeknetet und sanktionirt. Ein allzu persönliches Regiment, das diese Lage der Dinge nicht mit aller Schärfe unermüdlich im Auge behält, wird trotz allen individuellen Tugenden und allen edlen Absichten des Regenten der deutschen Monarchie früher oder später eine Katastrophe bereiten.

Hiermit, verehrter Freund, lassen Sie mich für heute schließen. So unbestimmt, unzureichend und aphoristisch auch meine Betrachtungen gehalten sind, werden sie Ihnen doch ein Wenig deutlicher zu sagen im Stande sein, weshalb ich der monarchischen Zukunft pessimistischer gegenüberstehe, als Ihre mehr optimistische Denkungart zu billigen geneigt ist.

Montreux. Otto Mittelstaedt.

Die Reform der Getreidebörsen.

Es ist unverkennbar, daß man bei dem Versuch, die österreichischen Getreidebörsen zu reformiren, die in Deutschland neuerdings gemachten Erfahrungen geschickt zu benutzen versteht. Man weiß heute, daß es kein glücklicher Gedanke war, in der deutschen Börsenenquete und in dem deutschen Börsengesetz die Waarenbörse mit der Geldbörse in den selben Topf zu werfen. Denn Alles, was an der modernen Waarenbörse gerade das Verhängnißvolle ist, fließt aus der Thatsache, daß unter dem Einfluß der Geldbörse der Waarenhandel mehr und mehr sich in einen reinen Welthandel umgebildet hat. Deshalb ist heute die Waarenbörse nur noch ein Zubehör zur Geldbörse, von der aus die Endresultate der großen internationalen Gründungen wie ein verheerender Strom über die Waarenpreise hereinbrechen. Dadurch entsteht die Nothwendigkeit, auf allen Punkten eine scharfe Trennung zwischen der Geldbörse und der Waaren-

börse durchzuführen. Man weiß heute auch, daß das direkte Verbot des Börsenterminhandels nach Art des deutschen Börsengesetzes kaum als eine besonders glückliche Lösung des gestellten gesetzgeberischen Problemes bezeichnet werden kann. Noch läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen, was aus all diesen Gründen in Oesterreich geschehen wird. Das, was geschehen könnte, soll später behandelt werden; zunächst will ich betrachten, was heute vorhanden ist.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat in seinem landwirthschaftlichen Ausschuß eine Enquete „über den Terminhandel in Getreide" veranstaltet und das stenographische Protokoll veröffentlicht. Diese Enquete zeichnet sich der deutschen gegenüber vor Allem durch ihre Kürze vortheilhaft aus. Und gleich zu Beginn der Verhandlungen sind hier von dem Abgeordneten Parisch namentlich drei prinzipielle Erwägungen betont worden, die leider der deutschen Börsengesetzgebung theils gefehlt, theils zu wenig Beachtung gefunden haben. Ich meine die Grundsätze: daß es sich nicht nur um eine Beseitigung des Differenzspieles, sondern um eine große soziale That handelt, um die grundlegende Reform des Getreidehandels, daß Jeder, der nach einer jetzt erlaubten Handelsart Geschäfte abschließt, sich niemals einer illegitimen oder unreellen Handlung schuldig mache und daß gerade die Personen, die lange Zeit hindurch mitten im Börsengetriebe stehen, nur zu leicht geneigt sind, den Ueberblick über das Ganze der eigentlichen Frage zu verlieren, also dem Gesetzgeber als die weniger qualifizirten Sachverständigen erscheinen müssen. Und endlich besitzt die österreichische Enquete Etwas, das man sowohl in den dickleibigen Bänden des Berichts der deutschen Börsen-Enquete-Kommission als auch im Börsengesetz vergeblich sucht, nämlich eine klare und richtige Definition des Begriffes „Börsenterminhandel in Getreide". Der Sachverständige Leinkauf, Generalsekretär der wiener Börse für landwirthschaftliche Produkte, sagt auf Seite 8 des Stenogrammes: „Der Terminhandel in Getreide ist jener Zwischenhandel in Waaren, deren Qualität im Voraus typenmäßig umschrieben ist und für welchen schon im Voraus derart gleichartige Schlußbedingungen festgesetzt sind, daß der Umsatz und die Uebertragung der Verbindlichkeiten von Einem auf den Anderen ohne viele Verhandlungen im Wege von Angebot und Nachfrage lediglich durch Nennung des Preises in raschester Weise geschehen kann." Diese Definition deckt sich ihrem Inhalt nach ziemlich genau mit der von mir aufgestellten Definition: „Börsentermingeschäfte in Waaren sind solche Zeitgeschäfte, die unter obligatorischer Verwendung des Schlußscheins die generellen Bestimmungen der Usancen eines Platzes über Qualität und Quantität der Waare wie Ort und Zeit der Erfüllung des Vertrages als integrirende Bestandtheile in jeden Einzelvertrag aufnehmen und durch die so geschaffene Fungibilität der Verträge es dem Käufer bezw. Verkäufer ermöglichen, bei Abwickelung des Vertrages ihn je nach Wahl in ein Waarenlieferungsgeschäft oder in ein reines Differenzgeschäft zu verwandeln." Man könnte durch Verschmelzung dieser beiden Definitionen zu einer formellen Verbesserung kommen, wenn man sagte: „Börsentermingeschäfte in Waaren sind solche Zeitgeschäfte, für die durch die Usancen des betreffenden Platzes im Voraus derart gleichartige Vertragsabschließungbedingungen festgesetzt sind, daß lediglich durch Nennung des Preises der Einzelvertrag perfekt wird und diese so geschaffene Fungibilität der Verträge es dem Käufer bzw. Verkäufer ermöglicht, bei der Abwickelung sie in

der Regel je nach Wahl in ein Lieferungsgeschäft effektiver Waare oder in ein reines Differenzgeschäft zu verwandeln."

Sonst fehlt der österreichischen Börsenenquete freilich nicht minder die systematische Fragestellung, die durch eine innige Wechselbeziehung zwischen Synthese und Analyse zur umfassenden Klarstellung des Thatbestandes unentbehrlich ist. Es fehlen ihr ferner die rechten internationalen Sachverständigen gerade auf der Seite der Börsenreformer. Es fehlt ihr weiter eine motivirte Urtheilsfindung des Vorsitzenden bezw. des Ausschusses. Und da außerdem die beiden am Meisten beachteten Sachverständigen, die Herren Jonas Weil, Vizepräsident der wiener Börse für landwirthschaftliche Produkte, und Moriz Leinkauf, Generalsekretär dieser Börse, in ihren zwar sehr geschickten, aber doch höchst sophistischen Ausführungen eine Reihe von thatsächlichen Unrichtigkeiten — leider unwidersprochen — vorgebracht haben, kann diese Enquete kaum geeignet sein, die rechte Unterlage für eine heilsame soziale Börsengesetzgebung zu bilden.

Niemand wird bestreiten, daß es nur zu richtig ist, vor Erlaß eines Gesetzes von der Bedeutung und dem Wesen eines Börsenreformgesetzes ein öffentliches Ermittelungverfahren mit Urtheilsfindung einzuleiten oder, wie man zu sagen pflegt, eine Enquete zu veranstalten. Aber ich vermochte bis jetzt beim Durcharbeiten dieser Enqueteberichte nie die Empfindung zu unterdrücken, daß das mit einer gewissen verwaltungrechtlichen Diskretion gehandhabte Verfahren ungenügend sei. Dies gilt nicht nur von den Börsenenqueten in Deutschland und Oesterreich, sondern von allen Enqueten, einschließlich der englischen Parlamentsenqueten, die ich gelegentlich meiner Spezialarbeiten über englische, indische und australische Verhältnisse zur Genüge kennen gelernt habe. Mir erscheint ein anderes Verfahren weit nützlicher, das Verfahren, das in unserer Civilprozeßordnung niedergelegt ist und dessen analoge Anwendung hier im vollsten Umfange sich motivirt. Die Civilprozeßordnung ist der Geltung des bestehenden Rechtes, das Enquete-Verfahren der Schöpfung des neuen Rechtes gewidmet. Alle Gründe, die dort für ein gesetzlich streng fixirtes Verfahren sprechen, sind hier in erhöhtem Maße gegeben. Denn ohne die rechten neuen Gesetze können die heute geltenden Gesetze ihrer Aufgabe auf die Dauer nicht genügen. Und es ist auch ungleich schwieriger, diese rechten neuen Gesetze zu finden, als die vorhandenen auf konkrete Einzelfälle anzuwenden. Wie es sich im Civilrechtsfall nach Glaser z. B. um die Lösung von Zweifeln über Thatsachen, um widersprechende Behauptungen und um einander widerstreitende Interessen von Personengruppen handelt, die durch ihr Interesse dazu getrieben werden, zu wünschen, daß gerade der Sachverhalt, der ihren Interessen entspricht, als wahr erkannt werde, die deshalb nichts unterlassen, was geeignet ist, ihn als wahr erscheinen zu lassen, und die sich nicht dabei beruhigen, daß die Frage unentschieden bleibt, sondern auf eine Entscheidung drängen, — genau so liegen die Verhältnisse in den Fällen, wo die Veranstaltung einer Enquete nöthig wird. Dort handelt es sich um ein Mittel zur Verwirklichung, hier um ein Mittel zur Schöpfung des Rechtes, dessen Natur fordert, daß es unabhängig von Willkür und Zufall gefunden werde. Und hier wie dort handelt es sich um das Zusammenwirken von in verschiedener Weise an der Sache betheiligten Personen, das zweckmäßig nur sein kann, wenn es ein rechtlich geordnetes ist.

Da die Veranstaltung einer Enquete auf dem europäischen Festlande in der Regel ein verwaltungrechtlicher Akt ist, könnte das dabei zu beobachtende Verfahren auf dem Wege der Verordnung leicht festgelegt werden und insbesondere die folgenden Punkte zum Ausdruck bringen: 1. Die Leitung der öffentlichen Verhandlungen zur Ermittelung des Thatbestandes wie zur motivirten Urtheilsfindung ist einem Kollegium zu übertragen, dessen Mitglieder weder aus parteipolitischen Gründen noch aus Gründen ihres Berufes jenen Personenkreisen gegenüber etwa befangen sein können, deren Interesse durch die korrekte Urtheilsfindung eventuell gefährdet erscheinen 2. Die Leiter der Verhandlungen müssen sich bewußt sein, daß nicht schon durch eine nur wenig zusammenhängende Anhäufung von Material, sondern nur durch eine sich gegenseitig bedingende und durchdringende Wechselwirkung von Forschung und Prüfung, von Untersuchung und Beurtheilung, von Analyse und Synthese die Wahrheit gefunden werden kann; oder, wie Glaser sagt: „Werth und Verläßlichkeit der Ergebnisse solcher Erforschungen ist in erster Linie abhängig von der Unbefangenheit, dem Eifer und der Tüchtigkeit der Nachforschenden." 3. Es sind stets Prozeßparteien zuzulassen, deren Eifer bekanntlich die Wahrheitfindung wesentlich erleichtert. Als Solche erscheinen bei Enqueten Personen, die auf Grund ihres Berufes, ihrer Stellung oder ihrer Thätigkeit sich mit dem betreffenden Problem in einer ausgesprochenen Weise für oder gegen beschäftigt haben. Ueber die Zulassung der Prozeßpartei beschließt das Kollegium, das im Zweifel für Zulassung zu erkennen hat und insbesondere solche Anträge von Personen in nichtamtlicher Stellung berücksichtigen soll. 4. Den zugelassenen Prozeßparteien wird gestattet, sich Vertreter zu ernennen (Anwälte), die aber keiner anderen Anforderung als der der Wahl durch die Parteien bei ihrer Zulassung zu genügen haben. 5. Auf Antrag der Prozeßparteien oder aus eigener Initiative der Kommission sind Sachverständige zu vernehmen, die vereidet werden. Diesen Sachverständigen sind zunächst bestimmte Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorzulegen und durch Mittheilung dieser Gutachten an die Prozeßparteien ist eine gegenseitige schriftliche Replik der Sachverständigen zu ermöglichen. Daran schließt sich erst das mündliche Ermittelungverfahren. Die Berufung dieser Sachverständigen ist in keiner Weise nur auf die Landesgrenzen beschränkt.*)

Als Fragen, die bei einer Enquete über den Börsenterminhandel mit Getreide den Sachverständigen zur schriftlichen Beantwortung zunächst vorzulegen wären, möchte ich die folgenden in Vorschlag bringen:

a) Geschichte und Organisation des Börsenterminhandels in Getreide.
b) Schädigung der berechtigten Interessen der Produzenten (Landwirthe) und Konsumenten (Müller und Bäcker) durch den Börsenterminhandel.

*) Das Uebel des Börsenterminhandels im Getreide ist ein internationales. Die Zahl der Gegner dieses Uebels, die ein vollwichtiges sachverständiges Urtheil abzugeben vermögen, ist naturgemäß heute noch klein. Und die Beschränkung der Sachverständigen auf die jeweiligen Landesgrenzen hat bewirkt, daß in jeder Börsenenquete immer wieder die gleichen Irrthümer von Neuem auftauchen. Im Interesse der Wahrheit sollten deshalb heute bei keiner Börsenenquete die Sachverständigen: Getreidegroßhändler Hammesfahr, Kaffeegroßhändler van Gülpen, Getreidegroßhändler Heuser und der Börsenmakler Charles W. Smith fehlen.

c) Gründe für das Ueberwiegen der Baissespekulation auf den Getreideterminbörsen seit Ausgang der achtziger Jahre.

d) Wie kann der Börsenterminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten am Zweckmäßigsten aufgehoben werden?

Die letzte Frage soll gleich hier beantwortet werden.

Der offizielle Bericht der deutschen Börsenenquete-Kommission hat bekanntlich noch den Standpunkt eingenommen: es sei nicht möglich, den schädlichen Börsenterminhandel aufzuheben, weil es nicht möglich sei, diese Geschäftsform im Gegensatze zu den soliden Effektivgeschäften auf Zeit juristisch scharf zu definiren bezw. auszuscheiden. Die beiden vorhin angeführten Definitionen des Börsenterminhandels in Getreide, die ziemlich gleichzeitig und völlig unabhängig von einander zu genau der selben Gesammtauffassung gekommen sind, dürften den Beweis enthalten, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Nur muß man sich bei dieser Aufgabe — wie namentlich Hammesfahr in der „Zukunft" neulich so überzeugend nachgewiesen hat — nicht in die unfruchtbare Unterscheidung von legitimem und illegitimem Börsenterminhandel verirren, sondern den Börsenterminhandel als Ganzes zu dem soliden Effektivhandel auf Zeit in Gegensatz stellen. Die gesetzgeberische Praxis hat sich denn auch mit diesem juristischen Zwirnsfaden nicht einfangen lassen und in dem bekannten § 50 Abs. 3 des neuen deutschen Börsengesetzes das einfache und direkte Verbot des börsenmäßigen Terminhandels für Getreide und Mühlenfabrikate ausgesprochen. Die Erfahrung freilich hat gelehrt, daß diese Art der Aufhebung des Börsenterminhandels zur Nachahmung nicht besonders zu empfehlen ist. Ohne eine legale Definition des Börsenterminhandels und der Börse und ohne jede Anleitung für das einzuschlagende Verfahren mußte die Ausführung eines bisher noch ungelösten Problemes dem diskretionären Ermessen der Verwaltungbehörden überlassen bleiben. Ein zaghaftes und doch allseitig unbefriedigendes Vorgehen ist die naturgemäße Folge. Es war nicht schwer, diese Entwickelung kommen zu sehen. Und deshalb habe ich, als Gegner dieser Art der Aufhebung des Börsenterminhandels, bereits in meinem für den Bund der Landwirthe zu Ostern vorigen Jahres veröffentlichten Gutachten*), also vor der entscheidenden Abstimmung im Reichstage, einen anderen Weg zur Erreichung des Zieles in Vorschlag gebracht, nämlich, den Nachweis des Verfügungrechtes für jede an der Börse verkaufte Waarenmenge zu fordern. Ich habe damals diesen Gedanken einem Gesetzentwurf entlehnt, den Charles W. Smith im Jahre 1894 ausgearbeitet, aber meines Wissens nirgends veröffentlicht hat. Die neueren österreichischen parlamentarischen Anträge gegen den Börsenterminhandel haben bekanntlich diesen Vorschlag wieder aufgenommen. Es ist mir wohl bekannt, daß sich gegen ihn Manches einwenden läßt. Aber ich bin trotzdem überzeugt, daß seine Aufnahme in das Börsengesetz ungleich befriedigendere Resultate erzielt hätte als der heute geltende § 50 Abs. 3 dieses Gesetzes.

Eine dritte Art der Aufhebung der Börsentermingeschäfte, die sich auf dem Gedanken der Forderung des Verfügungrechtsnachweises zwar aufbaut, ihn aber sehr wesentlich verbessert, hat Hammesfahr in seinem ausgezeichneten Artikel über Getreidehandel und Termingeschäft in der „Zukunft" vom zweiundzwanzigsten

*) Zur Aufhebung der Blankotermingeschäfte in Getreide, W. Ißleib, Berlin.

Mai 1897 vorgeschlagen. Danach wären alle Geschäfte an einem Getreidemarkt, die zu den an diesem Markte für Termingeschäfte festgesetzten Bedingungen für Rechnung von Personen oder Firmen abgeschlossen werden, die an dem betreffenden Orte ihren Wohnsitz nicht haben, zu verbieten, so daß Jeder, der solche Geschäfte für eigene oder fremde Rechnung abschließt oder abschließen läßt, jeder Agent, der solche Geschäfte vermittelt, ferner jedes Kommissionhaus, das Ordres auf solche Geschäfte ausführt, in eine Strafe von drei Prozent vom Werthe der kontrahirten Waare genommen würde. Dieses Verbot fände keine Anwendung auf solche Geschäfte, für deren Abwickelung der Charakter eines soliden Effektivgeschäftes erwiesen werden könnte. Man kann aber auch einen vierten Weg betreten, den ich nach der Art seiner Auffindungen als den rationellsten bezeichnen möchte und den man in meinem Artikel über Getreideterminhandel in der „Zukunft" vom zwanzigsten Februar 1897 angegeben findet. Ausgangspunkt ist hier die vorhin angeführte juristische Definition der Börsentermingeschäfte, aus der hervorgeht, daß das Wesen dieser Geschäftsart im Gegensatz zu den soliden Effektivgeschäften auf Zeit in der weitestgehenden Fungibilität der Verträge liegt, die dem Käufer bezw. Verkäufer gestattet, in der Regel nach freier Wahl gelegentlich der Geschäftsabwickelung den Vertrag in einen reinen Differenzvertrag zu verwandeln. Die Unterlage für diese künstliche Fungibilität der Verträge aber, die den Getreidehandel in einen reinen Werthhandel verwandelt, bilden die Usancen, deren generelle Bestimmungen durch die obligatorische Verwendung des Schlußscheines als integrirende Bestandtheile in jeden Einzelvertrag aufgenommen werden. Da aber eben diese Börsenusancen, nach den Untersuchungen Labands, ihrer juristischen Natur nach genau so zu beurtheilen sind wie die Geschäftsbedingungen der Versicherungsgesellschaften und die Transportbedingungen der Transportgesellschaften, so steht hier wie dort dem Staate ein unbeschränktes Aufsichtrecht zu. Und die Aufhebung der Börsentermingeschäfte würde demnach so erfolgen können, daß die Staatsregirung die sämmtlichen in Geltung stehenden Usancen und Ortsgebräuche der Börsen und Getreidemärkte des Landes einfordert, um nach sachverständigem Urtheil auf Grund ihres Aufsichtrechtes alle Bestimmungen aus den Usancen zu streichen, auf denen sich der Börsenterminhandel aufbaut und ohne die der solide Effektivhandel auf Zeit sich völlig frei bewegen kann.

Noch eine fünfte Art der Aufhebung der Börsentermingeschäfte ist möglich, nämlich die Inkorporirung der berufsgenossenschaftlich organisirten Produzenten (Landwirthe) und Konsumenten (Müller und Bäcker) in die autonome Börse; dadurch würden die Organe der Börse selbst sich in Revisioninstanzen für die Börsenusancen verwandeln und den Börsenterminhandel beseitigen können. Das unbestreitbare und unbeschränkte Aufsichtrecht der Staatsregirung bliebe dann in Reserve.

Welche dieser vier zuletzt genannten Arten der Aufhebung der Börsentermingeschäfte im gegebenen Falle als die zweckmäßigere erscheint, diese Frage wird unter verschiedenen Verhältnissen verschieden zu beantworten sein. Für Oesterreich z. B., wo man sich gerade mit dem Plan einer umfassenden berufsgenossenschaftlichen Organisation der Landwirthe beschäftigt, mag der zuletzt angedeutete Weg der nächste und deshalb der beste sein; doch sollte man auch dort den Vorschlag Hammesfahrs nutzbar zu machen versuchen.

Tölz. Dr. Gustav Ruhland.

Der duftende Dornbusch.

Draußen vor der kleinen Stadt mit den rothen, steilen Dächern und dem spitzen, schiefergedeckten Kirchthurme lag ein wohlgepflegter Rosengarten, der einer gütigen, stillen Frau gehörte. Am Ende des Gartens war eine kleine Erhöhung, darauf standen Stühle und ein Tisch. Hier war die Luft am Frischsten und deshalb saß die sanfte Frau abends hier, überblickte die Nachbargärten, ob dort die Rosen blühten, und wartete auf den goldenen Schein, den die Abendsonne verschwenderisch auf die waldige Berglehne im Hintergrunde warf.

Hinter dem winzigen Hügel stand dicht an der Hecke ein unscheinbarer wilder Rosenstrauch, um den sich der Gärtner nicht kümmerte. Im Frühling war der erste Schoß aus der Erde gekommen, zierlich und weich, aber bald hatte er Dornen angesetzt, die sein zartes Leben beschützten. Er wuchs fröhlich in den Tag hinein, trieb Blätter und Knospen und war guter Dinge. Was gab es aber auch Alles zu sehen! Kleine Käfer turnten auf seinen Blattstielen und purzelten kopfüber hinunter, wenn er sich schüttelte, Schnecken mit Häusern auf dem Rücken und wunderlichen Kronen auf dem Kopfe krochen heran und sagten: „Laß uns durch!" Höflich bog er sich zur Seite und meinte: „Wie seid Ihr denn beladen! Ist Das nicht lästig?" „Das verstehst Du nicht," sagte die Schnecke, „wir sind feine Leute und reisen mit viel Gepäck." „Nun, dafür kommt Ihr aber auch langsam vorwärts," sagte der Rosenstrauch trocken. „Das wollen wir auch," entgegnete die Schnecke, „wir halten nichts vom schnellen Fortschritt." „Da seht Euch einmal die Ameisen an," rief der naseweise Dornbusch und wies auf den emsig kribbelnden Zug in seiner Nähe. Die hochmüthige Schnecke sah nicht einmal zur Seite, damit sich ihr Kopfputz ja nicht verschöbe, sondern erwiderte kühl: „Die Geschäftigkeit ist für die kleinen Leute, wir sind zu groß dazu. „Nun", kicherte der Dornbusch, dem die krumme Haltung lästig wurde, „Eure Vornehmthuerei ist aber herzlich langweilig, ich mag die Ameisen lieber", — und damit bog er sich wieder gerade, so daß ein Dorn die Schnecke in die Seite stach. Sie zog sich schnell in ihr Haus zurück und sagte: „Du bist ordinär", denn Das hielt sie für feiner als ein deutsches Wort. Auch ein Mäuschen steckte schnuppernd das Spürnäschen aus einem Loche ganz in seiner Nähe, Vögel huschten schnell vorüber, kurz, es gab den ganzen Tag was zu sehen; und abends, wenn der Dornbusch müde war vom Wachsen, dann sang ihn die Drossel mit dem gelben Schnabel hoch oben in der Linde des Nachbargartens mit süßen Liedern in den Schlaf und weckte ihn morgens wieder, wenn Frau Sonne den Himmelsvorhang zurückzog und auf die Erde hinunterguckte.

Den ersten Schrecken hatte der kleine Busch, als eines Tages ein

großes schwarzes Ungeheuer an der Böschung entlang tappte, Troll, der kluge Pudel. Er kam ihm so nah, daß die Dornen das lockige Fell streiften und zwei Flocken festhielten, die nun wie Trauerfähnchen an dem Busche hingen. Aber gleich blusterte und plusterte es in der Hecke und heraus flog ein Vogel, der sah die schwarzen Flocken, faßte eine mit dem Schnabel und trug sie fort. Dann kam er wieder, die zweite zu holen. Aber diesmal hielt der Dorn ihn an: „Halt da, Du Dieb, wohin mit meiner Flocke?“ Der Vogel wiegte sich auf der Spitze des Busches und zwitscherte: „Habe Dank für die Flocke, lieber Dorn, ich brauche die Wolle für mein Nest, das soll weich und warm gefüttert werden. Seit acht Tagen wohne ich hier in Deiner Nähe mit meinem Gatten, dem Sänger, wir nisten hier. Bald ists so weit . . . tütü tütü lit,“ — und . . husch . . war er fort. Der Dornbusch aber hatte die Stelle gemerkt, wo der Vogel in die Hecke geschlüpft war, und schaute neugierig hinterdrein. Da fehlte es nicht an Ueberraschungen. Er bewunderte das runde, kunstvoll gebaute Nest und die kleinen Eier und er sah zu, wie die kleinen Drosseln aus dem Ei krochen und die Eltern nun den ganzen Tag für die nimmersatte Schaar Nahrung suchten. Ach, dachte der Dorn, wann werde ich erst ein solches Nest in meinen Armen tragen! Welcher Vogel wird hier wohl nisten? Auch eine Amsel im schlichten Kleid? Oder ein bunter Fink, der so kräftig schlägt? Oder ein grüner Zeisig?

Die kleinen Drosseln wuchsen schnell heran, das Nest wurde eng und eines Tages war es leer. Der Dornbusch hörte das Blustern der Jungen, die im Nachbargarten ihre Flügel versuchten, aber er konnte sie nicht sehen. Da flogen Vögel über den Garten durch die Luft. Tütü tütü lit! rief die Nachbarin ihm noch einmal zu, — und fort waren sie. Ganz betrübt blickte der Busch hinter ihnen her. Könnte ich doch wenigstens über die hohe Hecke sehen, dachte er, und strengte sich mächtig an, zu wachsen; es ist doch auch gar nichts, wenn man so klein ist. Aber ehe er hoch genug war, kam der Herbst, die Nächte wurden kälter und kälter und der kleine Busch duckte sich hinter die Böschung, um Schutz vor den rauhen Winden zu haben.

Anfangs November schon fiel der erste Schnee und deckte ihn zu, so daß er einschlief und erst wieder aufwachte, als die Frühjahrssonne ihre Strahlen von Neuem herabschickte und den Schnee vertrieb. Da fing es an zu tröpfeln und zu rinnen und zu rieseln, der Schnee mußte fort, ob er wollte oder nicht. Und er wollte nicht. Wo nur ein Stämmchen oder ein Pfahl aus der Erde ragte, da klammerte er sich an, so daß die Sonne ordentlich fest stechen mußte, damit er losließ. Der Dornbusch hörte das Tröpfeln und Rinnen und Rieseln und lugte fleißig aus, ob die Sonne ihn auch nicht vergäße. Und endlich schickte sie einen freundlichen Strahl zwischen Hecke und Böschung hindurch just dem Dornbusch auf den Kopf. Da wurde ihm so warm und

wohl wie dem Kinde, wenn die weiche Mutterhand seine Locken streicht, und er dehnte und reckte sich und fing an, weiter zu wachsen, — mit solcher Hast, daß die hellen grünen Schößlinge bald über die Hecke guckten.

Ei, war Das schön! Da sah er in einen Garten hinein voll blühender Sträuche und bunter Blumenbeete; ja, in Bewunderung versunken, hätte er das Wachsen vergessen, wenn nicht eines Abends die sanfte Frau mit dem schwarzen Pudel gekommen wäre. Der Busch war nun so groß, daß er hören und sehen konnte, was oben auf dem winzigen Hügel vor sich ging. Bald nach der Herrin kam der Gärtner und die Frau zeigte ihm eine blühende Rose im Nachbargarten. „Meine Rosen sind doch noch schöner", sagte der Gärtner verdrossen, „in wenigen Tagen schneide ich den ersten Korb voll ab."

Noch schönere Rosen stehen jenseits des Hügels? dachte der Dorn ... Das muß ich sehen. Und so machte er einen weiteren Schuß, und ehe die Rosen geschnitten wurden, blickte er über die Böschung hinüber in den Garten. Ja, war denn Das aber nicht das Paradies? In der Mitte lag ein Rasenplatz, so grün wie Smaragd, und ringsherum standen hochstämmige Rosen mit großen, dichten Laubkronen, die mit Blüthen übersät waren und die Luft durchdufteten. Der Dornbusch konnte sich nicht sattsehen. Er fragte sich, welche die schönste sei, aber er kam zu keiner Entscheidung. Jetzt glaubte er, die ernste weiße Rose, die so feierlich aussah, sei die schönste, dann gefiel ihm die leuchtende gelbe besser, aber auch die dunkelrothe mit den Blättern wie Sammet war herrlich. Und plötzlich jauchzte er laut auf wie trunken vor Entzücken und jubelte in die Lüfte hinaus: Ihr Alle seid schön und ich bin einer von Euch! Bald kannte er jeden einzelnen Stamm. Sein erster und letzter Blick galt den blühenden Rosen. Dann sah er auch, wie der Gärtner kam und die Rosen abschnitt, eine nach der anderen, einen ganzen Korb voll. Wohin kommen die Rosen? fragte er ringsum Alle, die hören konnten. „Das sind Fragen für Nichtsthuer, wie Du," sagte die Ameise, „halte mich mit so unnützen Worten nicht auf; so was bringt nichts ein." Das Mäuschen blinzelte aus blanken Aeuglein schlau herüber, leckte sich das spitze Schnäuzchen und meinte: „Du weißt wohl nicht, was gebratener Speck ist, daß Du solchen gleichgiltigen Dingen nachdenkst? Rosen, Rosen, — in die Speisekammer kommen Rosen nicht, Das weiß ich." In seiner Verlegenheit wandte sich der Busch sogar an die vornehme Schnecke. Diese entgegnete gemessen: „Deine Frage ist mir so gut wie unverständlich. Für Schnecken giebt es keine Rosen; Du leidest an Einbildungen." Endlich kam ein Käfer, ein Marienkäfer mit schwarzen Punkten, ein weitgereister und gelehrter Mann, der Alles wußte und noch mehr. „Die Rosen kommen zur Königin," sagte er, „da stehen sie in goldenen Schalen auf goldenen Tischen und die schönste steckt der König der Königin ins Haar. Ich habe in einer

Rose die Reise mitgemacht und Alles gesehen, ja, ich habe das Haar der Königin berührt, ... ich." Er spreizte selbstgefällig die Flügel und flog weg.

Der Dornbusch stand anfangs ganz in Sinnen verloren; er wußte selbst nicht, wie ihm geschah; sollte er lachen oder weinen? Also zur Königin kamen die Rosen, goldene Schalen auf goldenen Tischen warteten ihrer und die schönste leuchtete im Haar der Königin. Ach diese Schönheit! Die unsägliche Schönheit! Und ich gehöre zu ihnen ... wann werde ich selbst ein blühender Rosenstock sein? So fragte sich der Dornbusch und tröstete sich selbst: „Erst muß ich noch wachsen, aber dann trage ich volle, blühende, duftende Rosen und dann kommt die sanfte Frau zu mir und ich werde ihre Augenweide sein und der Stolz des Gärtners und der Schmuck der Königin." Eine schöne Rose werden, in goldener Schale auf goldenen Tischen stehen und im Haar der Königin leuchten: ja, Das wars, was er wollte, Das war seine Sehnsucht. Er kehrte alle seine Kräfte nach innen und sann und sann und wartete. Das Drosselnest war vergessen, er blickte nicht mehr den Vögeln nach, — wer dächte an das Nesterbauen, der die Sehnsucht kennt? Die Käfer spielten mit ihm ungestraft, die Schnecken hielt er nicht mehr an, statt Dessen aber sprach er mit Regen, Wind und Sonne, den drei Himmelskindern. Den Regen bat er:

Tränke mich, daß meine Wurzeln Saft haben,
Dann soll Deine Tropfen mein Duft laben.

Wenn der Wind wehte, als wollte er ihn umblasen, neckte er ihn übermüthig:

Wind, Wind, wohin?
Ich stehe fest, wo ich bin.
Wind, Wind, wohin?
Höher als Du führt mein Sinn.

Und wenn die liebe Frau Sonne ihm zu lange ruhte, so schmeichelte er:

Frau Sonne, tritt aus dem Himmelsthor,
Wir Alle schauen wartend empor.
Frau Sonne, öffne die Himmelsthür,
Wir Alle wollen Dich segnen dafür.

Und da geschah es, daß Frau Sonne ihm den Willen that. Sie schien so heiß, daß bald alle Pflanzen nach Regen lechzten und die Blumen matt und lebensmüde die Köpfe senkten. Die Gräser verdorrten, das Erdreich zeigte Risse und die Wege wurden staubig, — selbst in dem Rosengarten der stillen Frau.

Nach einem solchen heißen Tage kam diese wieder einmal nach längerer Pause auf den winzigen Hügel, an dessen Böschung der Dornbusch stand. Jetzt, jetzt will sie mich holen, dachte er und faßte kühn ihr Kleid. „Sieh

doch," rief sie da dem Gärtner zu, „sieh den unnützen Wildling! Was thut der hier? Schneide ihn ab."

Der Gärtner zog sein Messer aus der Tasche, setzte einen Fuß auf die Böschung, bückte sich und ... ritsch — ratsch — ratsch ... da war der Busch abgeschnitten. Der Mann faßte die Zweige und warf sie geschickt in den hintersten Winkel des Gartens. Dort verdorrten sie.

Der Rosenbusch war erst betäubt vor Schmerz und Scham. Die wunden Stellen waren feucht von seinem Herzblute. Dann jammerte und stöhnte er in seinem zornigen Schmerz und dann weinte er, als sollten seine Wurzeln die letzten Tropfen hergeben; er weinte, daß die Thränen wie Thau um ihn her das Erdreich tränkten, bis die mitleidige Nacht kam. Sie flog mit ruhevollen Fittigen über die Lande und breitete ihren sanften Schleier aus, auf den die Sterne gestickt sind. Da hörte der arme Dornbusch auf, sich seines Schicksals zu schämen, seine Thränen versiegten und er schlief ein. Am anderen Morgen aber erwachte er zu neuen Schmerzen, denn die Käfer, Schnecken, Ameisen und Vögel sprachen verächtlich von ihm, weil es so traurig um ihn bestellt war. Aber wie todeswund er auch war und wie gern er auch unter die Erde gesunken wäre: er mußte doch stehen bleiben. „Ich sehe wohl," sagte er, „so leicht stirbt sichs nicht, also denn — vorwärts!" Und so fing er wieder an, zu wachsen, — und siehe da: seine Thränen hatten den Boden gedüngt, daß er reichliche Nahrung gab; während die anderen Pflanzen dürsteten. Er holte sie in aller Stille schneller ein, als er gedacht hatte. So fand ihn der Winterschnee und deckte ihn zu.

Unter dem Schnee hatte er tiefe Ruhe und überlegte: „Wohin gehts mit mir? Was soll aus mir werden? Eine schöne Rose werde ich nicht, ich bin nur ein Wildling, auf mich warten keine goldenen Schalen auf goldenen Tischen, nie schmücke ich das Haar der Königin. Ich muß froh sein, wenn die kleinen Käfer und Ameisen zu mir kommen und die Drossel ihre süßen Lieder flötet. Meine Sehnsucht war ein Irrthum. Jetzt bin ich verständig geworden, aber mein Glück ist tot. Nun, vielleicht kommt noch ein Vogel und nistet in meinen Zweigen ..."

Und als der Frühling kam, da fing er wieder an, von der Wurzel heraus zu arbeiten, und die Wurzeln waren gesund und stark geblieben und trieben einen vollen, runden Busch hervor, der schön gewölbt war. Und eines Abends nahte die stille Frau mit dem Gärtner wieder wie im vorigen Jahr. Als sie auf die Erhöhung kam, stand sie still, sog wieder und wieder die Luft ein, sah sich prüfend um und sagte: „Welch eigener süßer Duft, rieche einmal! Und ich sehe doch keine Blume ringsum. Woher kommt der würzige Geruch?" „Das muß der wilde Busch hier sein," sagte der Gärtner, brach einen kleinen Zweig ab und reichte ihn der sanften Frau. Sie zerrieb ein Blatt mit ihren weißen Fingern und

rief: „Wahrhaftig, der Wildling ists! O, dieser Duft!“ Und sie steckte den Zweig an ihre Brust und sah den Busch lange und wohlgefällig an.

Der aber stand ganz still. Er rief nicht den Käfern, Ameisen und Schnecken zu: „Hört Ihrs? Hört Ihrs?“ Er reckte und streckte sich nicht, sondern blieb, wie er war. Aber bei sich dachte er getröstet: „Nun bin ich doch aus eigener Kraft Etwas geworden. Meine Schmerzen und Thränen haben sich in Duft verwandelt, und wenn ich auch kein blühender Rosenstock bin, . . . so doch ein duftender Dornbusch. Elisabeth Gnauck-Kühne.

Militärnotizbuch.

Die Gedanken vieler alten Offiziere beschäftigen sich mit dem „Sonst und Jetzt“ im Heere. Die Armee der großen Kriege mit der heutigen zu vergleichen, Geist, Ausbildung und Ausrüstung dieser Armeen zu prüfen, ihre Chancen für den Krieg zu erwägen: Das liegt nah genug. Wir dürfen mit Stolz rühmen, daß wir heute mit einem reichen Material für den Krieg ausgerüstet sind; unsere Heere sind an Menschenzahl gewachsen, wir haben auf allen Gebieten der Kriegswissenschaft und der Ausbildung Fortschritte gemacht und unsere alte Parole: „Arbeit“ ist die selbe geblieben. Wer könnte die glänzenden Fortschritte leugnen, die durch unsere neuen Dienstvorschriften, durch die erhöhte Ausbildung der Stabsoffiziere in der Truppenführung gemacht worden sind? Welche Ausbildung, welche Kenntnisse besitzt heute z. B. jeder einfache Richt-Kanonier gegen früher! Aber wir dürfen auch nicht verkennen, daß unsere heutige Armee mit ihrer zweijährigen Dienstzeit, ihrer großen (schon dekorirten) Soldatenmasse und ihrem immerhin doch gemischten Offiziercorps sich in einzelnen Punkten nicht zu ihrem Vortheil mit dem Heere von 1866 vergleichen läßt, von dem der Prinz Friedrich Karl mit Recht sagen konnte: „Nie besaß ein König von Preußen eine bessere Armee.“

Ich hoffe, die Frage: „Was ist in unserer Armee zu bessern?“ darf als eine erlaubte und patriotische angesehen und offen behandelt werden. Der aktive Offizier setzte sich allerdings bisher bei einer Beantwortung solcher Fragen Gefahren aus, der inaktive wird leicht als Nörgler angesehen und dem Civilisten wird absolute Unwissenheit vorgeworfen. Unser Militär-Wochenblatt dürfte schwerlich den Muth haben, seine frommen Spalten kühnen Erörterungen zu öffnen, und manches kluge Wort, manche zweifelnde Frage werden deshalb nur leise herumgetragen. Fast jeder Monat bringt dem Heere Neues, aber neben vielen recht unwichtigen Aenderungen auch wohl Neuerungen, die bei alten Offizieren fast unangenehme Empfindungen erwecken können. Giebt es nicht offene Tagesfragen von großer militärischer Bedeutung und wagt keiner der hohen Führer sie anzuschneiden? Ich erinnere an den Wunsch vieler Kavallerie-Offiziere, die Lanze

bei der leichten Kavallerie verschwinden zu sehen, an den Wunsch vieler Infanterie-Offiziere, das Menschenmaterial der Infanterie dadurch zu bessern, daß die Mehrzahl der Jäger-Bataillone aufgelöst und deren Mannschaften der Linien-Infanterie überwiesen würden. Unsere Infanterie, die Hurrah-Kanaille, wie sie so gern genannt wird, ist doch nun einmal der Kern des Heeres und verdient Berücksichtigung.

Ist unsere Bekleidung praktisch? Es ist erwiesen, daß weniger häufig Hitzschläge bei den Abtheilungen vorkommen, die die Litewka, als bei solchen, die den Waffenrock tragen. Mehr als früher sind unsere Infanterie-Offiziere durch silbern glänzenden Ausrüstungstücke dem feindlichen Feuer ausgesetzt.

Für die Durchführung des Infanterie-Angriffes auf eine feindliche Stellung giebt es bekanntlich keine Vorschrift, aber fast in jedem Armeecorps hat sich nach der jeweiligen Ansicht des Kommandirenden Generals eine Art Schema herausgebildet. Es ist dabei nicht ausgeschlossen, daß Bemerkungen des hohen Herrn von den nächsten Untergebenen als Orakelsprüche aufgefaßt und in übertriebener Weise der Truppe übermittelt werden. Eine Opposition gegen das im Corps übliche Schema mochte an einzelnen Stellen nicht ungefährlich sein und so ist es z. B. auch vorgekommen, daß ein Regiments-Kommandeur die Kritik eines Infanterie-Angriffes mit den Worten abgelehnt hat: „Da ich nicht weiß, wie es im Corps üblich ist, so enthalte ich mich des Urtheils". Dieses naive Verhalten ist nach meiner Ansicht sehr diplomatisch vorsichtig, aber soldatisch ist es nicht mehr und es wird nur erklärlich durch die jetzt so verbreitete Angst vor den Vorgesetzten und vor dem blauen Brief. Es ist in dieser Episode der Gefechtsführung eine gewisse Unsicherheit entstanden, die durchaus überwunden werden muß; die Armee hat übrigens feste Charaktere nöthiger als Streber und Schranzen, deren Züchtung bekanntlich leicht genug ist.

Ich glaube, daß die Armee gegen die sonst überall vordringende Sozialdemokratie immun geblieben ist; wer den blauen Rock des Königs angezogen hat, Der kehrt in Preußen damit jeder politischen Partei den Rücken. Meine persönlichen Erlebnisse bei der Zerstreuung sozialdemokratischer Rottirungen in Magdeburg — im März des Jahres 1887 bei der Reichtagsnachwahl — haben mir gezeigt, daß die Soldaten mit Passion gegen meuternde Massen vorgehen. Brandreden gegen die Sozialdemokratie sind nicht nach meinem Geschmack; es genügt, dem jungen Soldaten den Weg der Ehre an der Hand der Geschichte des Vaterlandes und des Regiments zu zeigen und mit dem eigenen Beispiel der Pflichterfüllung ihm voranzugehen. Beim Austritt aus dem aktiven Dienst wünsche ich für Jeden, auch für den unbemittelten Arbeiter, die Aufnahme in einen Kriegerverein; auf mich machen diese Vereine — und ich bin Ehrenmitglied mehrerer — einen vortrefflichen Eindruck. Es ist begreiflich, daß sich die Kameraden gern in kleine Vereine zersplittern (jedes Regiment bildet ja eine Familie) und daß sie gern wohlhabende und in etwa gleicher gesellschaftlicher Stellung befindliche Leute aufnehmen, während ich gerade die Heranziehung der ärmeren Kameraden für besonders wünschenswerth halte. Mit Freude habe ich gesehen, daß die Vereine von ihren Vorsitzenden, einfachen kleinen Beamten oder Handwerkern, mit außerordentlichem Geschick, mit Sicherheit und bemerkenswerthem Takt geleitet werden.

Halle a. S. Oberst z. D. Adalbert Boysen.

Die Aussichten der Sozialdemokratie.*)

Die deutsche Sozialdemokratie geht von einer ganz bestimmten Doktrin aus, die hauptsächlich von Karl Marx aufgestellt und mit dem aus ihr hervorgehenden Aktionprogramm wesentlich im Kommunistischen Manifest enthalten ist. Die praktische Grundidee dieses Manifestes und also der sozialdemokratischen Politik ist diese: das Proletariat muß die Staatsgewalt erobern und dann eine neue Wirthschaft- und Gesellschaftordnung von oben herab, d. h. mit Hilfe der Staatsgewalt, einführen oder dekretiren. Die wichtigsten, für uns hier am Meisten in Betracht kommenden Sätze des Manifestes sind folgende: Alle gesellschaftliche Geschichte ist Klassenkampf. Jeder Klassenkampf aber ist ein politischer Kampf und endet jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft. Das Proletariat ist heutzutage allein eine wirklich revolutionäre Klasse. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird. Es besteht zunächst ein mehr oder minder versteckter Bürgerkrieg innerhalb der bestehenden Gesellschaft, der schließlich in eine offene Revolution ausbricht, in welcher das Proletariat durch gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie seine Herrschaft begründet. Der nächste Zweck der Kommunisten ist Bildung des Proletariates zur Klasse, Sturz der Bourgeoisieherrschaft, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat. Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktion-Instrumente in den Händen des Staates, d. h. des als herrschende Klasse organisirten Proletariates, zu centralisiren. Das kann natürlich nur durch despotische Eingriffe in das Eigenthumsrecht und in die bürgerlichen Produktionverhältnisse bewirkt werden.

Die Kommunisten erklären offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftordnung. „Die Kommunisten," sagt Marx bald nachher in der Neuen Rheinischen Zeitung, „werden durch revolutionären Terrorismus die mörderischen Todeswehen der alten Gesellschaft und die blutigen Geburtwehen der neuen sozialistischen abkürzen und konzentriren." In dem selben Blatte erklärte er (1849), „daß jede soziale Reform eine Utopie bleibt, bis die proletarische Revolution und die feudalistische Contrerevolution sich in einem Weltkrieg mit den Waffen messen." Und noch im „Kapital" heißt es: „Die Gewalt ist der Geburthelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht."

In diesem Sinne sprach die Sozialdemokratie mindestens zwei Jahrzehnte lang, von ihrer Entstehung an gerechnet, und auch heute noch wird gelegentlich dieser Ton angeschlagen. Und was ein rechter und echter Sozialdemokrat ist, Der schwört auf das Kommunistische Manifest bis auf diesen Tag, wenn auch nicht gerade öffentlich. Das Manifest ist das eigentliche und einzige Programm der Partei; die sogenannten „Parteiprogramme", wie sie von Zeit zu Zeit for-

*) Ein Abschnitt aus dem Werk „Demokratie und Sozialismus", das, als zehnter Band der „Bibliothek für Sozialwissenschaft", in ein paar Wochen bei Georg H. Wigand in Leipzig erscheinen wird.

mulirt werden, verschleiern den eigentlichen Gedankeninhalt der Sozialdemokratie im Interesse der Propaganda u. s. w. mehr, als daß sie ihn kund thun. Die Partei ist eine doktrinäre und das Manifest enthält ihre Doktrin. Eine andere hat sie nicht; gäbe sie diese auf, so wäre ihr Ich dahin und ein neues an der Stelle.

Angenommen, es sei möglich, durch die Staatsgewalt Solches auszurichten, wie es hier ausgerichtet werden soll, d. h. die Welt durch staatliche Maßregeln nach sozialistischem Prinzip einzurichten, und zwar sozusagen mit einem Schlage, so handelt es sich natürlich lediglich um die gesellschaftlichen Machtverhältnisse. Diese müssen zu Gunsten des Proletariates bestehen; sonst ists nichts mit der Revolution, sollte sie auch blos mit dem Stimmzettel gemacht werden. Es ist ja nicht nöthig, daß man heute oder morgen die Staatsgewalt erobere, aber man muß wenigstens Aussicht haben, die Macht in einer noch absehbaren Zeit zu erlangen. Denn man kann doch unmöglich einfache praktische Menschen viele Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte lang dadurch in einer Partei zusammenhalten, daß man ihnen beständig ein Ziel zeigt, das nur durch Revolution zu erreichen ist, und doch diese Revolution nie bewerkstelligt, weil man nicht die Macht dazu hat.

So ist die wirkliche Sachlage; und so ist durch die Sozialdemokratie kein Fortschritt zu erzielen, — und Das empfinden die Mitglieder der Partei allmählich ein Wenig. Aus dieser dämmernden Erkenntniß, daß man sich auf dem Holzweg befinde, erklärt sich die unentschiedene Haltung der sozialdemokratischen Führer, die bald von der bevorstehenden Revolution sprechen — als gläubige Marxisten, die nicht den ganzen, sondern nur den jungen Marx kennen und andere Dogmen als die alten marxistischen nicht zur Verfügung haben —, bald die Idee einer plötzlichen gewaltsamen Umwälzung mehr oder weniger deutlich als Unsinn hinstellen.

Bebel sagte 1889 auf dem internationalen Arbeiterkongreß in Paris, die früher herrschende Vorstellung, daß die Umgestaltung der Gesellschaft unmittelbar bevorstehe, sei aufzugeben. Die bürgerliche Gesellschaft habe noch Widerstandskraft genug, um sich eine Zeit lang aufrecht zu halten, und die Kräfte der Arbeiterklasse seien noch zu gering, um die Neugestaltung herbeizuführen. Er legt daher vorerst auf die praktischen Fragen, die Fragen nach Dem, was sogleich geschehen soll, das meiste Gewicht. In diesem Sinne sprach er auch auf dem Kongreß in Halle 1890. Man müsse praktisch thätig sein und die Leute nicht nur auf die Zukunft des sozialistischen Staates verweisen, von dem man nicht wisse, wann er kommen werde. In Brüssel, in Erfurt, in einem Artikel der Neuen Zeit hingegen erklärte er, daß die Umgestaltung nahe bevorstehe, daß die Vernichtung der bürgerlichen Gesellschaft die Hauptaufgabe der Sozialdemokratie und daß die praktischen Fragen von sehr untergeordneter Bedeutung seien. Wie die Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden mittheilt, soll Liebknecht anfangs Februar (oder Ende Januar) 1897 in Delft gesagt haben: „Die deutsche Armee kann geschlagen werden, denn das Kriegsglück wechselt; dann ist die Zeit der Sozialdemokratie gekommen. Der Kampf um die Macht kann anfänglich möglicher Weise unblutig sein, später aber wird, muß er blutig werden." Ob Liebknecht wirklich solche thörichten Worte gesprochen hat? Karl Kautsky erklärt in der Neuen Zeit (1890—91, Nr. 46): Die bürgerlichen Sozialpolitiker vergessen, daß das Proletariat „auf keinen Fall früher in den Besitz der Produktionmittel gelangen kann, als bis es durch die stets dauern-

den Klassenkämpfe die nöthige Intelligenz, das nöthige administrative und theoretische Wissen und Können erworben hat. Erst dann, wenn die Sozialdemokratie die nöthigen materiellen und intellektuellen Kräfte erworben und an sich gezogen hat, die sie befähigen, die Staatsgewalt nicht blos zu erobern, sondern auch dauernd zu behaupten, erst dann wird die Arbeiterklasse in den Besitz der Produktionsmittel gelangen." Das klingt allerdings lange nicht so blutdürstig und eisenfresserisch wie die jugendlichen Phrasen des Kommunistischen Manifestes.

Friedrich Engels verwahrte sich denn auch noch in dem 1887 geschriebenen Vorwort zu seiner Schrift „Zur Wohnungfrage" gegen solche nach seiner Ansicht offenbar nicht-marxistische Auffassungen, indem er von einem kleinbürgerlichen Sozialismus spricht, der zwar die Grundanschauungen des modernen Sozialismus und die Forderung der Umwandlung aller Produktionmittel in gesellschaftliches Eigenthum als berechtigt anerkennt, aber ihre Verwirklichung nur in entfernter Zeit für möglich hält. Er hielt also die baldige Verwirklichung für eine wesentliche Lehre des wahren marxistischen Sozialismus, wenn Logik in diesen Sätzen sein soll.*) Der selbe Engels theilt uns aber in der Vorrede zu der ebenfalls 1887 erschienenen englischen Uebersetzung des „Kapitals", in dem Marx die Gewalt als den Geburthelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht, bezeichnet, mit, Marx sei überzeugt gewesen, daß in England eine gesellschaftliche Umgestaltung „auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege möglich sei!" Man sieht, auch die Propheten und Päpste sind nicht immer der selben Ansicht. Und Engels selbst sogar erklärte im Jahre 1885 in seinem Vorwort zu Marxens Enthüllungen über den Kommunistenprozeß in Köln: „Die kleinbürgerliche Demokratie (die nach dem Kommunistischen Manifest längst von der allmächtigen Bourgeoisie verdrängt und vernichtet war) ist auch jetzt noch diejenige Partei, welche bei der nächsten europäischen Erschütterung, die nun bald fällig wird (sie wäre nach dem von Engels aufgestellten Revolutiongesetz spätestens im Jahre 1888 fällig geworden, — man sieht, wie selbst sehr gescheite Leute, wenn sie doktrinär werden, zu faseln anfangen!), in Deutschland unbedingt zunächst ans Ruder kommen muß, als Retterin der Gesellschaft vor den kommunistischen Arbeitern."

Wenn aber die Kleinbürger heute noch so stark sind, daß sie ans Ruder kommen können, dann sind die Aussichten der revolutionären Sozialdemokratie offenbar noch sehr schwach und ist auf dem Wege der Revolution, der Eroberung der Staatsgewalt, sehr wenig zu hoffen. Und so dürfte es auch in der That sein. Die sozialen Machtverhältnisse liegen noch keineswegs zu Gunsten des

*) Der selbe Engels schrieb am 21. Januar 1882: „Rußland bildet die Vorhut der revolutionären Bewegung Europas" (drittes Vorwort zur vierten Ausgabe des Kommunistischen Manifestes); und zu einem mir bekannten Russen sagte er 1885: nach seiner Berechnung werde die Revolution in Rußland im Jahre 1887 losbrechen. „Weniger kann man von einer Sache nicht verstehen", sagte der Russe zu mir. „Ein Prophet soll sich freilich nie irren", meint K. Kautsky gegen Th. Hertzka. Man wende Das einmal auf Marx und Engels und auf die hervorragendsten „Genossen" an! Engels erklärte in der Neuen Zeit im Februar 1892 ganz fest und sicher: „Kurz und gut: der Friede sichert den Sieg der deutschen sozialdemokratischen Partei in ungefähr zehn Jahren."

Proletariates, und wenn Marx Recht hat, wo er seine fundamentale Behauptung aufstellt, daß politische Macht lediglich auf sozialer ruhen kann, dann ist von der Sozialdemokratie, die wesentlich durch politische Mittel, Staatsdekrete, die Gesellschaft umgestalten will, offenbar noch lange kein Heil zu erwarten. Es giebt nämlich vor Allem noch viel zu viele Privateigenthümer und Solche, die es zu werden hoffen, und Solche, die hoffen, daß ihre Kinder es werden („es zu Etwas bringen"), und solche Nichteigenthümer (Beamte, Offiziere, Lehrer, Literaten, Künstler, Ingenieure, Architekten, Chemiker, Aerzte u. s. w.), denen es unter den gegenwärtigen Verhältnissen ganz erträglich geht und die diese jedenfalls einer ungewissen Neugestaltung vorziehen. Viele von diesen und anderen geistigen Arbeitern befinden sich in der Gegenwart ökonomisch besser als in jeder früheren Zeit, kommen selbst bei einem luxuriösen Leben zu Vermögen und sind in der gesellschaftlichen Werthschätzung erheblich gestiegen. Neben allen diesen giebt es aber noch eine große Menge konservativer und ängstlicher Gemüther, die sich vor jeder Veränderung als solcher fürchten, auch wenn es ihnen nicht gut geht. Besonders die Geistesarbeiter aller Art, vor Allem die geistigen Führer der Industrie, sind von unüberschätzbarer Bedeutung. Ohne sie können die Handarbeiter nichts machen, sind sie Soldaten ohne Offiziere. Man kann aber wohl allenfalls Soldaten widerwillig zum Dienste pressen und dennoch siegen, doch sicher nicht Führer.

Hören wir, wie ein echter und rechter Marxist, Karl Kautsky, die heutige Sachlage in Bezug auf die sozialen Machtverhältnisse schildert (im Erfurter Programm, 1892). „So lange der Handwerker als Handwerker, der Bauer als Bauer, der Kleinhändler als Kleinhändler sich fühlt, so lange sie ein kräftiges Klassenbewußtsein haben, müssen sie an dem Privateigenthum an den Produktionmitteln festhalten und dem Sozialismus unzugänglich sein, wie schlecht es ihnen auch gehen mag ... Die bürgerlichen Idealisten sind unter den Mitgliedern der höheren Bourgeoisie die einzigen, von denen es überhaupt möglich ist, daß sie Anhänger des Sozialismus werden." Von den bürgerlichen Klassen hat die Sozialdemokratie also „nicht viel zu erwarten." Auch nicht von allen Besitzlosen, z. B. dem Gesinde, wo es noch zur Familie des Besitzenden gehört; ferner vom Bediententhum im weitesten Sinn. Eben so von einem Theil der Soldaten. Völlig verschwunden ist das Landsknechtswesen „keineswegs; und seinen Ueberresten in den modernen Armeen ist es nicht zum Wenigsten zu danken, wenn das ‚Volk in Waffen' sich bisher in den meisten Fällen als eine keineswegs demokratische Einrichtung erwiesen hat." Auch vom Lumpenproletariat hat die Sozialdemokratie nichts zu erwarten. Ihm an Charakter und Anschauungen nah stehen die heruntergekommensten Kleinbauern und Kleinbürger. Auch eine gewisse Arbeiter-Aristokratie giebt es, die einen „einseitigen Kastengeist" pflegt, zu „aristokratischer Abschließung der besser gestellten Arbeiter führt" und die Hebung des gesammten Proletariates sogar zu hemmen oder zu verzögern im Stande ist. Auch „die noch in Hoffnungloſigkeit und Kraftlosigkeit dahinvegetirenden unteren Schichten des Lohnproletariates" zählen nicht mit. Nehmen wir dazu die gesammte besitzende oder gut situirte Klasse, so steht es vorläufig mit der politischen Macht des Proletariates offenbar ziemlich schwach.

Friedrich Engels schreibt 1874 (d. h. läßt das vier Jahre früher Geschriebene ausdrücklich noch gelten in der Vorbemerkung zum Deutschen Bauernkrieg): „Die

ausschließlich und lebenslänglich auf den Arbeitlohn angewiesene Klasse bildet noch immer bei Weitem nicht die Mehrzahl des deutschen Volkes" (man vergleiche damit das Kommunistische Manifest: „die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl" u. s. w.). Die Sozialdemokratie braucht also Bundesgenossen. „Und diese können nur gesucht werden unter den Kleinbürgern,*) unter dem Lumpenproletariat der Städte, unter den kleinen Bauern**) und den Ackerbautagelöhnern. Das Lumpenproletariat taugt gar nichts. Unter den Kleinbürgern giebt es „sehr gute Elemente", die sich den Arbeitern von selbst anschließen.***) Ob die Bauern zu gewinnen seien, ist nicht bestimmt gesagt; jedenfalls müßte man sie gewinnen, wenn sie Bundesgenossen werden sollen, aber es scheint bis auf den heutigen Tag nicht zu gelingen und Engels dürfte keine besonders wirksame Parole der Agitation unter den Bauern ausgegeben haben mit jenem Zusatz zum dritten Band des „Kapital", der zeigt, wie gefährlich die auswärtige Konkurrenz den europäischen Landwirthen wird, und mit folgendem erbaulichen Satze schließt: „Glücklicher Weise ist noch lange nicht alles Steppenland in Bebauung genommen; es ist noch übrig genug vorhanden, um den ganzen europäischen großen Grundbesitz zu ruiniren und den kleinen obendrein."

Das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen bei Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht, besonders in Deutschland, wo die Propaganda der Sozialdemokratie großartig entwickelt ist, darf uns dabei nicht beirren. Daß eine Partei, die ihren Anhängern eine Art Paradies auf Erden verspricht, in dem Jedermann bei kurzer Arbeitzeit ein sicheres, reichliches und sehr ungebundenes Dasein führt, und sich dabei mit ihren Lehren hauptsächlich an die unteren, gedrückten, vielgeplagten, armen und unwissenden Klassen wendet, eine Zeit lang, wo ihre Lehren noch neu sind und deren Verwirklichung eben darum den aufgeregten Gemüthern sehr leicht und naheliegend erscheint, rasch an Mitgliederzahl zunehmen muß, besonders wenn die im Staate Herrschenden sie durch Verfolgung auszeichnen und mit dem höchstmöglichen Aufwand politischer Dummheit aus sehr unbedeutenden, oft sogar recht zweideutigen Persönlichkeiten künstlich durch Verfolgung Märtyrer schaffen: Das ist selbstverständlich. Aber diese Ausbreitung geht nicht nur nicht immer im gleichen Tempo fort, sondern muß nothwendig ein ganz bestimmtes Ende haben, nämlich dann mindestens, wenn alle Elemente, die für eine proletarische Revolution, für Einführung einer sozialistischen Gesellschaftordnung von oben herab gestimmt werden können, auch schon für die Partei gewonnen sind. Die Grenze, über welche die Zunahme der Mitgliederzahl nicht hinausgehen kann, haben wir schon im Verein mit einem guten Sozialdemokraten, Karl Kautsky, festgestellt. Sie liegt in unseren Zeiten jedenfalls noch sehr weit diesseits der Majorität des Volkes.

Zürich. Professor Dr. Julius Platter.

*) Reaktionären in ökonomischer Hinsicht, nach Marx und Engels.

**) Reaktionären in jeder Hinsicht, angeblich.

***) Als kleinbürgerliche Sozialisten, die er 1887 verdammt!

Selbstanzeigen.

Der Uebermensch in der modernen Literatur. Albert Langen, München.

Auch ein kritisches Werk hat sein Kunstgesetz. Es zwingt den Autor zu Ausführungen, die gar nicht in seiner Absicht gelegen haben, und jagt ihn über andere Stellen hinweg, wo er sich ein längeres Verweilen vorgeschrieben hatte. Ich habe versucht, die Genealogie eines Begriffes zu geben, aber ich wollte nicht zugleich auch seine vollständige Geschichte aufzeichnen. Sehr Vieles, das in dem Buche um seiner selbst willen dazustehen scheint, hat in seiner Oekonomie nur die Bedeutung von Beispielen. Ich bemerke Das, damit man in dem Raum, den ich den einzelnen Erscheinungen gewidmet habe, nicht ein Kriterium erblicke. Ich habe mich nicht verpflichtet gefühlt, jedes moderne Werk, das die Philosophie Nietzsches streift oder zum Gegenstande hat, zu behandeln. Ich habe nur die markantesten Werke herangezogen und solche, die mir nach irgend einer Richtung in Hinsicht auf mein Thema für die geistige Beschaffenheit — meist freilich für die geistige Verwirrung — unserer Zeit charakteristisch zu sein schienen. Trotzdem hat sich das fünfte Kapitel des zweiten Abschnittes fast zu einer Geschichte der jüngsten Literatur in Deutschland herausgewachsen. Das geschah, weil diese für mein Thema besonders wichtig und weil es nicht möglich ist, von der Stelle zu kommen, wenn Einem bei jedem Schritt eine besondere Dummheit oder Ungerechtigkeit Halt gebietet.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, einen philosophischen, der von Kants Moralismus und Feuerbachs Humanismus ausgeht, und einen literarischen, der in großen Zügen die Entwickelung von Shakespeare an giebt und sehr ausführlich die Modernen behandelt. Meine eigentliche Aufgabe aber bestand darin, die historischen Gesichtspunkte zu zeigen, die zum Verständniß und zur Beurtheilung der neuen Religion vom Uebermenschen wichtig sind. Leo Berg.

Erkenntniß, Schauspiel in vier Akten. Berlin, 1897. August Deubner.

Nach Ansicht der vielen Börsenjüngelchen, die mit ihren mühsam „erarbeiteten" Groschen in tadellos ausgeschnittenen Westen heerdenförmig unseren Premieren beiwohnen, ist es bekanntlich eine leichte Sache, ein Stück zu schreiben. Viel schwerer dagegen ist es, ein Stück auch zur Aufführung zu bringen. Das werden mir besonders die Leute gern bestätigen, die weder einen Direktor zum Duzfreund haben, noch Kritiker bei einer Zeitung oder Schauspieler mit guter Gage sind. Wenn also Jemand doch ein solches Vorhaben in seinem keuschen Busen hegt, so muß er immerhin Etwas an sich haben, was man gemeinhin als „unnormal" bezeichnen sollte. Als ich am Anfang des Jahres 95 dieses Stück in Angriff nahm, glaubte ich, dem Publikum an der Hand eines Beispiels auch einmal Etwas „sagen" zu können. Das muß mir auch gelungen sein, denn die Direktoren gaben mir — ungefragt — ganz eigenthümliche Antworten. Der Eine wünschte einen anderen letzten Akt; er war der Ansicht, daß ein Mensch, der über irgend Etwas zur „Erkenntniß" gekommen sei, entschieden zu Grunde gehen müsse, daß er entweder

saufen oder sich selbst morden oder sonst auf angenehme Weise verkommen müsse. Ich bin der Ansicht, daß man sich trotz Alledem, wenn auch mit wehem Herzen, um der Frau und der Kinder willen in thatsächliche Verhältnisse fügen könne. Ein Anderer wollte in seinem „vornehmen Theater, in das er sich mit Mühe und Noth“ — man sieht ordentlich die Anstrengung — die Aristokratie hineingezogen hatte, nicht ein Stück geben, das „nur“ in Handwerkerkreisen spiele. Ein Dritter wollte sein so behagliches Publikum nicht unnütz „aufrütteln“. Ein Vierter wollte es geben — „ganz bestimmt“ —, aber .... er wollte erst sein Publikum ordentlich kennen lernen. Ist ihm Das schon gelungen oder noch nicht — ich weiß es nicht. Jedenfalls hat er sich noch nicht wieder gemeldet. Alle aber waren des Lobes voll, — ernstlich! Denn auch einzelne unserer ersten Kritiker, die es in der Hand gehabt, hatten es wirklich, schriftlich, nicht auszulöschen, gelobt. Ich durfte also daran glauben, und als sich mir das breslauer Lobetheater dann öffnete, sah ich auch, daß ich — wenigstens zum großen Theil — Recht gehabt hatte. In einer ziemlich verständnißlosen Aufführung, mit ganz unglaublichen Strichen, hatte es doch den Erfolg, daß sich, je nachdem es meinen Arbeitern gut oder schlecht ging, auf den Rängen und im Parquet Klatschen und Zischen, oft sogar im heftigsten Widerstreit, erhob. Und als nun noch am nächsten Tage der Professor der Schlesischen Zeitung über mich, nicht über meine Arbeit, ein wüstes Schimpfen erhob, als er mich mit Hauptmann, Sudermann, Ibsen, Dostojewskij und Anderen zu allen Teufeln wünschte, da wußte ich: Etwas mußte ich gesagt haben. Ob richtig oder unrichtig, lasse ich dahingestellt. Aber wenn es nicht nur das liebe Publikum, sondern auch Professoren erregt, muß doch irgend Etwas daran sein. Und deshalb begrüßte ich mit Freuden das Anerbieten des Herrn Deubner, das Stück im Buchverlag erscheinen zu lassen. Bei der Antipathie der Deutschen selbst gegen liebliche Romane wird es ja nicht viel gekauft werden, aber vielleicht würdigt es doch Einer oder der Andere des Hineinsehens. Paul A. Kirstein.

Moderne Romfahrt. E. Piersons Verlag, Dresden.

Da meinem Buche durch ein seltsames Verhängniß das Vorwort verloren gegangen ist, scheint es mir nöthig, ihm vor Anderen Einiges nachzureden. Erlebt und geschrieben wurde es vor dreimal drei Jahren. Ich kann es nicht leugnen. Gar so deutlich erinnere ich mich der mondhellen Septembernacht, da ich um die zwölfte Stunde den letzten flotten Federstrich daran that. Denn es durfte sich keinerlei Langeweile herranken um Mrs. Unica Amyots rothes Tagebüchlein, um ihren unedirten Bericht an das Diamond Journal in New-York. Das hatte meine liebenswürdige Mitpilgerin auf der Romfahrt und Mitpensionärin der Casa Malfatti zur Bedingung gemacht, als sie mir jene kostbaren Dokumente zur Vereinigung mit meinen eigenen Aufzeichnungen anvertraute. Kaum begannen die Verleger sich um das Manuskript zu bewerben, als die junge Amerikanerin plötzlich mit der härteren Bedingung hervortrat, daß die erwähnten Dokumente der Oeffentlichkeit zu entziehen seien, bis sie selbst das dreißigste Lebensjahr vollendet habe. Konnte auch mein, eine bestimmte Epoche behandelndes, durch Mrs. Unica Amyots höchst merkwürdige, ganz neue Ideen über sich selbst erhobenes Buch in keiner Weise veralten, so befremdete mich doch diese Laune

sehr. Mrs. Unica Amyot hatte wiederholt geäußert, daß sie das einzige Werk ihrer Feder Europa und der Welt gegen ihre Neigung darbringen müsse, weil die Literatur über Rom eine so spärliche, selbst in ihren würdigsten Repräsentanten, den rothbefrackten Mr. Bädekers, eine den höchsten Ansprüchen ungenügende sei. Dem dringendsten Bedürfniß des scheidenden Jahrhunderts gegenüber begründete sie nun den von ihr geforderten Aufschub mit dem unwiderlegbaren Ausspruch, daß sie sich allerdings dem allgemeinen Wohl opfern, aber doch nicht riskiren wolle, sich in ihrer ersten Jugend als schriftstellernde Frau bei den Herren unbeliebt zu machen. Ich war gezwungen, mein Buch vor dem Wettbewerb der Verleger zu hüten, bis Mrs. Unica Amyot am drittletzten Septembertage in das Stadium der zweiten Jugend eingetreten war. Nun übergebe ich es allen Freunden einer heiteren Lebensauffassung als eine Schilderung der Casa Malfatti und einer in ihr rastenden Schaar moderner Romfahrer.

Altona. Luise Schenck.

Beim Kommiß, zwei Jahre Volkserziehung. Leipzig, Georg H. Wigand.

Es ist eine schöne Sache um die Kritik. Wenn der Autor auch — unter gütiger Mitwirkung des Verlegers — sich bald darüber klar werden muß, daß der praktische Werth der seinem Buch gewidmeten Besprechungen nur sehr gering ist, so ist der Gewinn, den er daraus für seine Kunst zieht, um so größer. In dem ungetrübten Spiegel fremder Individualität schaut er sich selbst deutlicher, erkennt klarer, was er besitzt und was ihm fehlt. So habe ichs oft gedruckt gelesen und sagen hören . . . Ganz schön! Aber man macht doch manchmal seltsame Erfahrungen. Seit ein paar Monaten belehren mich zahlreiche berufene oder doch wenigstens berufsmäßige Kritiker darüber, was ich mit meinem Büchlein bezweckt habe. Ich bin den Herren für ihre Bemühungen von Herzen dankbar. Aber ich kann ihnen nicht verhehlen, daß ich Augenblicke habe, wo ich an meine Stirn fasse und verzweifelnd frage: Mensch, was hast Du nun eigentlich gewollt? Hast Du einfach bezweckt, Jedem, der noch in der paradiesischen Unschuld seines Civillebens dahinwandelt, den Militärdienst zu verekeln, oder wolltest Du eine Verherrlichung militärischer Volkserziehung schreiben? Eigentlich wollte ich weder das Eine noch das Andere. Einen Ausschnitt des Lebens wollte ich geben, an die Stelle des unechten Literatur-Militarismus, wie er sich in Familien- und Witzblättern breit macht, etwas Echtes setzen, das Leben in der Kaserne und auf dem Exerzirplatz — das bisher stets nur Dekoration für den uniformirten Schwerenöther war —, dieses Leben selbst zum Objekt meiner Darstellung machen, den Soldaten gewissermaßen „bei seiner Arbeit aufsuchen." So bin ich dazu gekommen, den typischen Entwickelungsgang des Durchschnittssoldaten zu schreiben. Das ergab sich aus meiner Absicht ganz von selbst. Und nun entrüste sich der Leser darüber oder frohlocke, je nach seinen politischen und gesellschaftlichen Instinkten, — mir kommt es nur auf das Eine an: Ist das Geschilderte wahr, in jedem einzelnen Zuge wahr? Und ich behaupte: Ja, Das ist es. Das genügt mir.

O. Eugen Thossan.

Reichsbankpolitik.

Bei den Agrariern ist Herr Dr. Koch, der Präsident unserer Reichsbank, recht unbeliebt und gerade deshalb glauben manche Leute, er erfreue sich in der Bankwelt hoher Beliebtheit. Das ist ein Irrthum. Schweigen ist die Höflichkeit der Bankiers; es muß schon arg in ihre Dispositionen hineinhageln, wenn die Herren den Mund zu einer Klage öffnen. Im Centralausschuß der Reichsbank war man noch ruhig geblieben. Herr Dr. Koch hatte, wie es in den dummen Depeschen hieß, von den vielbesprochenen Finanzwechseln nichts erwähnt; Das hätte er auch nicht gekonnt, ohne einigen neben ihm sitzenden Mitgliedern des Ausschusses ihre eigenen Erfahrungen wiederzugeben. Die seinem Vortrage über die Diskonterhöhung zustimmenden Herren hätten gewiß auch um keinen Preis mit der zweiundzwanzigjährigen Tradition des bloßen Zuhörens gebrochen. Inzwischen sind aber die Herren, von denen die Finanzwechsel eingereicht waren, angegriffen worden und dieser Anlaß wurde zu allerlei Gegenreden benutzt. Nach meiner Ansicht wird da aber ein Zwischenspalt von einstweilen noch unabsehbarer Tragweite viel zu gelind behandelt.

Wie lange hat nicht die Reichsbank Das, was man jetzt, um dem Kinde einen Namen zu geben, Finanzwechsel tauft, mit besonderer Vorliebe in Diskonto genommen, vor Allem Dreimonatwechsel, bei denen bekanntlich, im Gegensatz zu den Inkassowechseln, die Direktoren auch Tantième haben! Die Sache ging ganz natürlich zu. Da der Haupttheil der Waarenwechsel von den Portefeuilles der großen Banken aufgesogen wird, die sie ja auch häufig innerhalb ihrer Kundschaft verwenden, mußte die Reichsbank die Grenze ihrer Diskontirungen weiter stecken, d. h. Wechsel nehmen, die von einer auf eine andere Bank oder von einem Bankier auf eine Bank gezogen waren. Diese Accepte waren nicht das Merkmal plumper Geldmacherei, sondern sie beruhten auf Effektentransaktionen oder auch auf Waarenkrediten für dritte Rechnung. Es kommt manchmal vor, daß eine junge Hypothekenbank ein Kommissionlager von einer Million Pfandbriefe nach Berlin legt und darauf trassirt. Vielleicht wäre es ganz gut gewesen, wenn solche Geschäfte von der Reichsbank abgelehnt worden wären; Das ist aber nie geschehen. In England sieht man zuerst den Rücken eines Wechsels an, der nach seinen Indossenten selbst bei einem weniger bekannten Bezogenen ersten Ranges sein kann. In Deutschland gilt das Accept gleichsam Alles; und da bei diesen Wechseln nur auf erste Firmen gezogen war — absichtlich —, so galten solche Diskonten bei der Reichsbank als baares Geld.

Immerhin hätte die Reichsbank, die ja ganz nach Belieben Alles zurückweisen kann, eines Tages die großen Bankfirmen auf eine neue Wendung in der Geschäftsmethode vorbereiten können. Es wäre dann vielleicht zu einer sachlichen Aussprache über die Richtigkeit oder Opportunität dieses Schrittes gekommen und inzwischen hätten die Banken ihre Dispositionen zu ändern vermocht. Herr Koch weiß ja, daß die Banken heute der stark beschäftigten deutschen Industrie einen großen Geldbeutel zur Verfügung stellen. Nun aber, im Herbstandrang, wo Süddeutschland beträchtliche Zahlungen für Getreide zu machen, der Norden aber nach wie vor die Ansprüche der Industrie zu befriedigen hat, reichen einzelne erste Banken und Bankiers ihre sonst so gern genommenen „Finanzwechsel" bei der Reichsbank ein, — meist nicht etwa Dreimonatwechsel, sondern solche, die nur noch zwanzig oder gar zehn und fünf Tage zu laufen haben. Dieses Inkassopapier wird mit

der kurzen Bemerkung zurückgegeben: Finanzwechsel nehmen wir nicht! Unwahr ist die Behauptung, es habe sich dabei ausschließlich um russische Tratten gehandelt, denen man den gebührenden Dolchstoß versetzen wollte — auch in solchem Falle wäre übrigens doch eine Vorbereitung nöthig gewesen —, nein: an verschiedenen Reichsbankplätzen hat man kurze Sichten, von Bank zu Bank gezogen, plötzlich abgewiesen. Es wäre interessant, zu erfahren, wie die preußischen Beamten sich die Baarmittel einer Bank vorstellen, der man ohne Weiteres eines Tages diese Baarmittel absperrt. Es könnte doch auch vorkommen, daß die Banken keine Reserve von anderen Wechseln mehr im Portefeuille haben, die sie im Nothfalle diskontiren lassen. Was dann? Unmöglich kann es die Aufgabe der Reichsbank sein, Verwirrung in unseren Handel zu bringen; wie leicht aber konnte im Augenblick der Ablehnung solche Verwirrung eintreten! Keine Warnung, kein Wink war vorausgegangen. Im Gegentheil, da die Reichsbank seit Jahr und Tag nicht mehr auf offenem Markt als Käufer von Diskonten erschienen war, gab sie deutlich genug kund, daß ihr die Einreichungen — darunter zum Theil Finanzwechsel — durchaus genügten. Und es wird wieder eine ruhige Zeit kommen, wo ihr diese Wechsel willkommen sind, und sie wird sie dann wieder so uneingeschränkt nehmen, als hätte jetzt gar kein Kampf um Geschäftsgrundsätze getobt.

Unverzeihlich schroff war das Vorgehen der Reichsbank unter allen Umständen, denn anständigen Leuten kündigt man den Kredit, bevor man ihn ganz entzieht. Damit darf aber die Erörterung noch nicht beendet werden; auch den Schwächezustand der Reichsbank muß man einmal beleuchten. Nur als ein Symptom der Schwäche ist das Ganze nämlich aufzufassen. Die Reichsbank hat mit der allgemeinen Entwickelung nicht recht Schritt gehalten. Während die Großbanken sich dieser Entwickelung anpaßten, haben unsere Vorschriften über Notenbedeckung und über die steuerfreie Menge sich nicht verändert. Es wird ernstlich darüber gestritten, ob nicht unsere Notenausgabe schon im Verhältniß zu der so außerordentlich gewachsenen Bevölkerung zu schmal sei. Allein die Diskontogesellschaft, Dresdener, Darmstädter, Deutsche, Genossenschaft-Bank, Handelsgesellschaft, Nationalbank für Deutschland, Meininger, Bayerische Hypotheken- und Wechselbank haben zusammen für etwa 300 Millionen Mark Wechsel liegen. Für diese Wechsel ist, wenn sie nur noch eine kurze Frist zu laufen haben, die Reichsbank die letzte Instanz. Und man rechnet auch auf sie in letzter Instanz, denn man kann doch nicht beständig, wie jetzt in der Verlegenheit, „Check Paris" abgeben, das man dann nach Monaten theuer zurückkaufen muß, weil die französischen Banken am Wechselkurs nichts verlieren wollen und deshalb auf wirkliche Wiedergabe von pariser Valuta dringen. Der Frage einer Notenvermehrung stehen aber auch die Bedenken der Solidität entgegen, da man nicht mit Unrecht sagt, daß bei einer gewissen streng gezogenen Grenze der allgemeinen Flüssigkeit auch Handel und Industrie sicherer von Ausschreitungen zurückgehalten werden. Man darf nicht übersehen, daß eine Waarenkrisis wie die von 1857 und eine Börsenkrisis wie die von 1873 nicht wiedergekehrt ist und daß alle Reaktionen auf Hausseperioden im Grunde nur einen Theil der wirklich möglichen Verluste herbeigeführt haben. Jedenfalls ist die Frage nach den etwa zu erweiternden Mitteln der Reichsbank eine sehr ernste, denn unsere anderen Notenbanken sind nur noch Ueberbleibsel und die Reichsbank selbst wird alles Papiergeld dieser Institute sofort an der betreffenden Bankkasse präsentiren lassen. Auch Das wird nicht zur Vermehrung unserer Cirkulationmittel beitragen.

Thatsächlich haben die Wechselrestriktionen unsere Banken beunruhigt; man sucht vergebens die Grenzen der neuen Methode. Wie verhält es sich z. B. mit der Beleihung von Wechseln einer nur in großen Umrissen bekannten Transaktion? Eine Bank, die nur für fünf oder acht Tage Geld braucht, pflegte bisher auch einen großen Posten langer Wechsel — darunter „Finanzwechsel" — bei der Reichsbank in Depot zu geben; sie muß zwar dann den Lombardzinsfuß statt des Diskontos vergüten, hat aber dafür den Vortheil, ihre Wechsel, die sie so leicht nicht auf dem Markt wieder kaufen kann, bald zurückzuhaben. Hört auch dieser Verkehr jetzt auf? Solche Dinge müssen doch endgiltig geregelt, nicht nach dem wechselnden Bedürfniß der Geschäftsperioden willkürlich gestaltet werden. Mir scheint es sehr zweifelhaft, ob ein hoher Bankſatz so zahlreiche Privatdiskonteure hervorlocken könnte, daß dem Bedarf auch nur einigermaßen genügt wird.

Nach einem Artikel des „Deutschen Oekonomist" sollen die Ablehnungen nur Trassirungen aus Warschau, Lodz, Odessa u. s w. betroffen haben; in diesen Städten werde auf erste berliner Firmen trassirt und das Geld dann in Rußland zu dem dort üblichen hohen Zins weiter verwerthet. In dem Artikel heißt es ferner: „Es ist erstaunlich, daß hiesige große Häuser sich zu diesen Geschäften hergeben; sie geben ihr Accept theils ohne Deckung, theils gegen Hinterlegung höchst problematischer Werthe, z. B. sechsmonatiger Wechsel, die in russischer Sprache ausgestellt sind und deren Qualität jedenfalls nicht ausreichend geprüft werden kann." Erstens sind sechsmonatige Wechsel in Rußland so gewöhnlich wie six months after sight in England, zweitens cirkuliren in Deutschland keine russischen Wechsel ohne angehängte Uebersetzung und drittens werden Mendelssohn, Warschauer oder die Diskontogesellschaft die Qualität solcher Wechsel wohl genau prüfen und kennen, deren Cirkulation, wie das citirte Blatt selbst hinzufügt, im Jahr bis auf 50 Millionen steigen kann. Die Ansicht, die russische Sprache könne für deutsche Großbanken ein Hinderniß sein, die sie direkt berührenden Wechselverhältnisse in Rußland genau kennen zu lernen, klingt einfach komisch. Aber selbst der größte Unsinn wird gedankenlos nachgedruckt. Ueber die Abweisung solcher Wechsel ließe sich reden, falls die Reichsbank sie nicht Jahre lang mit Vergnügen genommen und falls sie es jetzt vorher mit einer entsprechenden Erklärung versucht hätte, statt mit ihren Beschlüssen plötzlich aus heiterem Himmel zu fahren. Ein Satz der angeführten — vielleicht nicht ganz unoffiziösen — Darlegung muß hier in seiner Gefährlichkeit noch beleuchtet werden. Es heißt da nämlich: „Diese Summe wird dem deutschen Geldmarkt entzogen und zur Förderung der russischen Industrie verwandt." Wirklich? Das wäre auch für unsere Industrie sehr nützlich, denn nachgerade dürfte unser außerordentlich starker Export nach Rußland doch selbst unserer Presse bekannt geworden sein. Oder brauchten z. B. unsere Staatsbahnen mit ihren 400 neuen Lokomotiven bis zum Frühjahr 1899 zu warten, wenn nicht die deutschen Fabriken auch für die russischen Bahnen zu thun hätten? Und welche Rolle haben bei uns die russischen Guthaben gespielt! Auch ist es wegen des französischen Chauvinismus gefährlich, in solchen Dingen von fremden Geldern zu reden, denn ohne die vielen hundert Millionen, die uns die pariser Banken anvertrauen, würden unsere Banken jetzt nur schwer disponiren können. Dieser Reichthum kommt auch einer feindlichen Industrie zu Gute, nämlich der deutschen.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Oktober 1897.

Kislar-Aga.

Schon harft es herbstlich in den eichenumkränzten Höhen: Herr von Hülsen, der Mann seiner Zeit, der Anekdotenerzähler, Coupletsänger und Zauberkünstler, hat vom Gipfel der Geschmacklosigkeit herab dieses Wort verkündet, und wer ihm nicht glaubt, vor dem Anblick so hoher Bildnerkraft nicht in Verzückung schwelgt, ist werth, ins Gefängniß geworfen oder zum Genuß des Burggrafendramas nebst Rasselprolog verurtheilt zu werden. Nicht Jeder hörte das Harfen; sanft klang es nur in das Ohr der poetisch gestimmten Geister, deren Empfinden und Phantasie seit manchem Jahr an Kolportagegeschichten geschult und für die erhabene Schönheit des neuesten Kammerherrnstils reif geworden war. Ihnen aber, den Glücklichen, ward das malende Wort bald zum Symbol und sie bedachten, während sie den leise fallenden Blättern nachblickten, den tiefen Sinn des in heiliger Weihestunde allerunterthänigst aus dem Gehege der Zähne gehauchten Satzes. Schon harft es herbstlich in den eichenumkränzten Höhen: keinem Leser des Berliner Tageblattes, das schon vor der kammerherrlichen Zeit ähnliche Bilder liebte, konnte die zum Schein in durchsichtige Unsinnhülsen gekapselte politische Anspielung entgehen. Auf den Höhen, merkt es, Ihr Bürger, herrscht ewiger Lenz, und was auf den Höhen droben geschieht, ist dem Urtheil der Unterthanen entzogen; in den Höhen aber, deren Kamm der Eichenkranz krönt, schwingt dumpf jetzt der Harfenschlag und kündet Denen, die so lange im Höhenklima athmen durften, das Nahen des Herbstes. Wem ist, wem vor Allen, im Abglanz des rosigen Lichtes zu athmen vergönnt? Wen mahnt der Blätterfall nun an die Vergänglichkeit alles Irdischen? . . Der Frage fand ich sehr schnell die Antwort und beschloß, als ich sie gefunden hatte,

eben so schnell, selbst in die Höhe zu klettern, um witternd zu prüfen, welche Luft oben unter dem Oktoberhimmel weht. Dem ruhigen Bürger kann es ja nicht gleichgiltig sein, ob auf der Zinne des Reiches, das er erhält, der Wachtposten abgelöst wird oder ob Alles beim Alten, ruhvoll Gerontischen bleibt.

Der Aufstieg war ziemlich steil, der Athem stockte und kalter Schweiß stand auf der Stirn, da ich an die Pforte pochte, die in das Heim des Gewaltigen führt. Er war nach langer Abwesenheit eben wieder in seine Amtswohnung zurückgekehrt; vielleicht gelang es, ihn, von dessen Sinnen und Trachten man so lange nichts gehört hatte, zum Sprechen zu bringen. Der Kammerdiener sah mich ein Bischen erstaunt an, ein Bischen mißtrauisch auch, als ob ich aus Karlsruhe oder Darmstadt käme und Unangenehmes brächte, Familienklatsch und Frauengeschichten, aber er erschien nach einer Weile, fast schon wider mein Erwarten, doch mit dem mild und tröstlich geflüsterten Bescheid: „Der Gebieter läßt bitten."

Da saß er in seinem Lehnstuhl vor einem Aktenstoß, auf dem ein gelber Band lag, ein neuer französischer Roman, — wenn mein Auge nicht trog, von Anatole France. Er hatte gelesen, hatte gerade nicht regirt. Nun war das greise Haupt, wie eine überreife Spalierfrucht, müd auf die Brust gesunken. Ein Bild der Erschöpfung. Und in dem behaglich eingerichteten Zimmer ein süßlicher Dunst, wie in einer Krankenstube. Leise schwang vor dem lauschenden Ohr schon der herbstliche Harfenschlag.

„Was bringen Sie mir?"

„Ich bringe nichts, Herr und Gebieter, ich will holen . . . was Unsereiner bei den Mächtigen der Erde zu holen pflegt: Informationen."

„Bei mir?" Es klang nicht sehr ermunternd.

„. . . Persönlich dürfte gegen mich wohl nichts einzuwenden sein. Ich darf sagen, daß ich von je her zu den Gutgesinnten gehört und mich immer eifrig bemüht habe, aus der Seele der Maßgebenden meine Ueberzeugung zu schöpfen, aus ihrem Wollen öffentliche Meinungen zu destilliren. Ich habe keinen Würdenträger beschimpft, ehe er am Boden lag, keinen Hofpoeten getadelt, so lange er patriotisch strebte, kein Bauwerk gerühmt, ehe feststand, ob es nicht am Ende ein alter, geschmackloser Kasten war, und geschichtliche Angaben, sobald sie von hoher Stelle kamen, gläubig stets und vertrauensvoll hingenommen, auch wenn sie mit den Forschungergebnissen bürgerlicher Historiker nicht übereinstimmten."

„Gegen Ihre Person liegt nichts vor. Aber ich weiß nicht recht, welche Art von Informationen Sie suchen, und habe mit Ihren Kollegen

früher schon üble Erfahrungen gemacht, die mich sogar vor den Kadi führten. Auch ist mein Kammerdiener, der sich eines sehr guten Gedächtnisses erfreut, jetzt gerade amtlich beschäftigt und kann unserem Gespräch leider nicht beiwohnen. Sie müßten mir also bestimmte Fragen vorlegen; ich will dann von Fall zu Fall sehen, ob ich Ihnen antworten kann."

Ich fühlte mich genirt. Fragen, so ganz geradezu fragen, ist immer unbequem. Man fällt leicht mit der Thür ins Haus, bleibt da platt liegen und verstimmt den Befragten. Mehr als je war hier die schlaue Taktik eines diplomatischen Recherchеurs nöthig.

„Man munkelt, erlauchter Herr, viel von einem Wechsel im höchsten Reichsamt und ich möchte . . ."

„Ja, darüber kann ich Ihnen beim besten Willen nichts sagen. Ich war, wie Sie wohl wissen, sehr lange fort, Monate lang, habe von den hiesigen Vorgängen wenig gehört und bin noch nicht wieder recht eingewöhnt. Und überhaupt: das höchste Reichsamt! Es giebt seinem Inhaber noch heute das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten allen anderen Würdenträgern voranzuschreiten, — aber sonst ... Wenn die lieben Leute bei uns nur endlich aufhören wollten, immer, wie hypnotisirt, auf das sogenannte höchste Reichsamt zu starren und sich jede Woche einmal den Kopf zu zerbrechen, um zu erfahren, wem es etwa zugedacht sein könnte! Was gemacht werden kann, wird gemacht; und ich darf, ohne mich zu überheben, behaupten, daß ichs nicht schlechter mache als irgend ein Anderer. Viel läßt sich heutzutage eben nicht machen, die Widerstände sind an allen Ecken und Enden zu stark, man muß stillhalten und sich rechtzeitig ducken, wenn sich der Himmel mit Wolken umzieht. Der Himmel, lieber Herr, ist das Gegebene; mit ihm müssen wir rechnen, was er uns sendet, müssen wir in Ergebenheit über uns ergehen lassen, denn wir sind schwache, beschränkte, sterbliche Menschen und können mit stärkeren Mächten den Kampf nicht wagen. Ich, sehen Sie, bin bequem — ich meine: passiv — und löke nicht wider den Stachel. Das hält mich. Aber Sie dürfen solche Sachen nicht etwa drucken lassen, sonst heißts im Lande gleich wieder, ich habe kein Rückgrat. Auch so ein Schlagwort. Was die Leute sich wohl unter Rückgrat denken? Sie solltens erst mal an meiner Stelle probiren, ehe sie den Mund zu großen Phrasen aufthun. Bis jetzt habe ich an den Leuten, die Höhenluft athmen durften, noch nicht allzu viel Rückgrat bemerkt; sie klappten gewöhnlich gleich wie die Taschenmesser zusammen, wenn sie ein paar Stufen gestiegen waren. Mir liegt doch wenigstens nichts am Steigen; ich habe in meinem langen Leben genug Sonne gehabt und bin froh, wenn

man mich nur in Frieden läßt und ich auf einem weichen Stuhl einen hübschen neuen Roman lesen kann. Aber da kommt die Sippschaft und ärgert mich, piekt mich von früh bis spät mit Nadelstichen und will durchaus wissen, ob ich noch lange auf dem Posten bleibe... Na, Sie meine ich damit nicht, bei Ihnen ists Geschäft oder, wenn Ihnen Das angenehmer klingt, Berufspflicht. Aber auch Ihnen kann ich nur sagen: So lange Sie mich hier auf dem Stuhl finden, bin ich ganz sicher im Amt. Mehr weiß ich selbst nicht. Der Rest ruht im Schoß der hoch thronenden Götter."

Hm ... Ein feiner, verschmitzter Diplomat. Den mußte man an der empfindlichen Stelle kitzeln, wenn man ihn aus der Talleyrandruhe herauslocken wollte. Aber er war ja nicht der Erste, den ich kirrte.

„Die Gerüchte sind wohl entstanden, weil doch ... gewisse ... Versprechungen vorliegen, die schwer zu erfüllen sein werden." Ich brachte die Worte sehr langsam, sehr stark pointirt vor, um beobachten zu können, wie jedes einzelne auf den alten Herrn wirken würde. Richtig: er rückte nervös in seinem Lehnstuhl hin und her, hob den Kopf und sah mich beinahe wüthend an. Die Pille hatte bitter geschmeckt, mit der Ruhe war es vorbei, nun wird auch die Maske fallen.

„Es thut mir leid, Herr Doktor, daß auch Sie so unkluge Dinge nachsprechen, Sie, ein Politiker, den ich sehr hoch schätze (Aha, er wurde schon warm). Versprechungen! Als ob ich aus eigenem Recht Etwas versprechen könnte, wollte, dürfte! Ich habe, um Ruhe zu stiften, gesagt: Das und Das wird geschehen, Das und Das werde ich machen, und wenn es gemacht ist, zur Vollziehung vorlegen. Habe ich aber gesagt, wann es geschehen wird und wann ich es vorlegen werde? Habe ich mir eine Frist gesetzt? Das ist mir nicht eingefallen, dazu bin ich zu vorsichtig. Die Herrschaften sollen doch gefälligst abwarten und zufrieden sein, wenn es recht lange dauert, denn sonst haben sie gar kein Futter mehr für ihre Agitation. Soll ich mich etwa beeilen, damit ich nach der Einlösung meiner Wechsel dann ganz unnützlich und überflüssig bin? Gönnt die junge, zuchtlose Welt einem alten Manne nicht mal die Möglichkeit, sich jeden Tag einen guten Abgang zu sichern? Und wissen die Ungeduldigen nicht, daß in keinem ordentlichen Vertrag die Klausel fehlt, die von dem Walten der force majeure spricht? Gegen die höhere Macht sind wir sämmtlich waffenlos und über die Kraft, mein Bester, geht keines Menschen Vermögen."

Er hatte sich erhitzt. Die Sache war ihm offenbar peinlich. Ich mußte einlenken, sonst endete das Gespräch allzu früh.

„Der zwingenden Gewalt dieser Logik wird kein Verständiger sich entziehen können und ich werde natürlich in diesem Sinn noch heute Abend Etwas transpiriren lassen. Aber . . . vielleicht hat zum Entstehen der Gerüchte, deren Thorheit ich jetzt selbst klar erkenne, auch die Befürchtung mitgewirkt, der Inhaber des obersten Reichsamtes könne mit den neuen Gehilfen, die ihm zugetheilt worden sind, nicht ganz zufrieden, nicht völlig im Einverständniß sein. Die Herren treten sehr selbständig auf, reisen umher, reden über Alles, was sie nicht zu verantworten haben, lanciren Allerlei in die Presse, — und das Volk fürchtet, dem Träger der Centralgewalt möchte diese neue Mode am Ende nicht passen."

„Das Volk ist im Unrecht. Ja, ich habe bei meiner Rückkehr manches neue Gesicht gesehen, manchen alten Bekannten vermißt, aber die neuen Leute scheinen mir recht nette, verträgliche Herren, mit denen sichs wahrscheinlich besser leben lassen wird als mit ihren Vorgängern, die manchmal allerlei dunkle, unkontrolirbare Sachen machten. Da ist unter den Alten Einer . . . na, Sie wissen schon, wen ich meine, und ich will über diesen heiklen Punkt lieber nicht ausführlich werden. Es ist ja richtig: ich höre in meiner Einsamkeit fast nie recht genau, warum die Alten gehen und die Neuen kommen, und bin mitunter erstaunt, wenn ein ganz Fremder mit der Mappe in mein Zimmer tritt, um über irgend was Langweiliges Vortrag zu halten. Für die afrikanischen Geschichten zum Beispiel war da lange ein kleiner, fixer Kerl, der für alles Mögliche zu brauchen war, schnell nach Diktat schrieb, auch selbst nette, kurze Reden skizziren konnte und alle Paragraphen im Kopfe hatte. Eines Tages war er fort, ich wußte nicht, weshalb, nicht, wohin; und als ich endlich seinen Nachfolger beim Frühstück fragte, meinte er, der Kleine sei an einer Krankheit gestorben, die er schon mit auf die Welt gebracht habe. Davon hatte ich keine Ahnung gehabt. Und so ist es mir schon öfter gegangen. Aber muß man denn Alles wissen? Ich bin gar nicht neugierig und mische mich grundsätzlich nicht in Dinge, die mich nicht angehen. Was ich unbedingt wissen muß, wird mir schon von irgend einem Eingeweihten gesagt. Wenn die neuen Herren selbständig vorgehen, thun sie mir einen großen Gefallen. Die Maschine ist für Einen wirklich zu komplizirt. Jeder hat seine Ideen, Jeder versucht, sie sacht an die entscheidende Stelle zu bringen, Jeder ist froh, wenn sie da genehmigt oder als eigene Eingebungen verkündet werden. Theilung der Arbeit: anders gehts heutzutage nicht mehr. Träger der Centralgewalt! Es klingt ja sehr schön, aber . . . Du lieber Gott! Glauben Sie mir:

es ist wirklich viel besser, wenn nicht alle Hoffnungen sich an einen Mann knüpfen, nicht aller Ingrimm sich gegen einen Mann richtet. Schon weil der Eine morgen vielleicht aus der Macht gejagt wird. Und was wird dann aus den Hoffnungen, aus Furcht, Ingrimm und Haß? So vertheilt sich Alles recht hübsch, Jeder bekommt seine Portion, Jeder hat seine Interessen und es ist weniger wichtig, ob der Eine oder der Andere plötzlich hinweggerafft wird. Ich habe auch nicht gewußt, weshalb mein Vorgänger heimgeschickt und ich herberufen wurde, — und die Sache ist seitdem Jahre lang doch ganz gut gegangen. Man kann mir nicht zumuthen, daß ich mich um das Schicksal Anderer noch eifriger als um mein eigenes bekümmere. Ich gebe Ihnen bereitwillig — unter vier Augen natürlich — zu, daß ich nicht immer weiß, welche Gesetze vorgeschlagen und eingeführt werden, ob sie nöthig sind und nützlich sein können. Das brauche ich aber auch gar nicht zu wissen. Die Leute, die für diese Geschichten angestellt sind, werden sicher schon selbst das Richtige finden. Und schließlich kommts auf ein paar Gesetze mehr oder weniger wirklich nicht an; wir haben genug von der Sorte."

„Gewiß; aber — verzeihen Sie — es giebt Momente im Leben der Völker, wo eine straffe Einheit der Staatsverwaltung nöthig erscheint, ein persönlich leitender, für den Gesammtumfang der Politik verantwortlicher Führer, von dem man das Losungwort erwarten darf, und ein solcher Moment möchte jetzt, da die Wahlen herannahen, doch vielleicht gekommen sein. Wenn in solchen Zeiten Jeder seine Portion bekommt, Jeder sein Interesse hat, kann am Ende eine arge Verwirrung entstehen, weil Niemand recht weiß, was geplant wird und an wen er sich im Gedränge zu halten hat."

Er lächelte still vor sich hin. Dann fragte er: „Sind Sie schon lange in dem Geschäft?"

„Seit achtzehn Jahren . . ."

„Und noch so naiv! Das soll keine Kränkung sein. Naivetät hat ihren Reiz, nur freilich in der Politik . . . Gerade für die Wahlen, mein Lieber, ist der Zustand, den Sie beseufzen, sehr gut, sehr viel besser als irgend ein anderer. Ich sehe diese Sachen ja doch schon ein paar Jahre länger mit an als Sie und kann ein lehrreiches Lied davon singen. Was kommt denn heraus, wenn man klipp und klar eine von den berühmten Wahlparolen ausgiebt? Was könnte heute, in der Zerklüftung und Zwiespältigkeit der Interessen, dabei herauskommen? Die ganze Meute stürzt sich auf das eine Wort. Die Blauen schreien, die Regirung denke nur an die Grünen, und die Rothen zetern, ihre Existenz scheine wieder einmal ganz vergessen zu sein. Jede Par-

tei kommt mit einem Wunschzettel, macht ihre Dienstleistung von der Erfüllung ihrer Postulate abhängig, und da man nicht alle Wünsche erfüllen kann, giebts natürlich ringsum Verstimmung. Nein: es ist unendlich viel besser, wenn Niemand so recht weiß, was eigentlich kommen soll, wenn, statt einer Parole, deren drei, sechs, möglichst viele im Volk verbreitet werden. Dann verläßt Jeder sich auf seinen besonderen Würdenträger, der da und dort Dies und Jenes verheißen hat, und hofft, bei dem großen Fischzug auch Etwas erwischen zu können. Die Blauen schwören drauf, daß der Erhabene ihre Produktion schützen, die Grünen, daß ein eben so Erhabener für Handel und Wandel sorgen wird, und den Rothen, Radikalen fehlt die Stelle, wo sie wirksam einhaken können. Ist die Wahlhitze dann erst verraucht, so kommt Alles schon wieder in die Reihe und man muß sich nur vorsehen, daß die Enttäuschten sich nicht allzu empfindlich rächen können. Das ist, wie die Dinge bei uns liegen, das Allerbeste. Keiner darf Bestimmtes wissen, Jeder muß zwischen Hoffnung und Furcht schwanken, damit er an der vollen Entfaltung der Kraft und des Selbstgefühles gehindert ist. Deshalb freue ich mich unbändig, wenn Herr A. bei den Blauen, Herr B. bei den Grünen beliebt ist; und wenn Herr C. sich bei den Rothen oder Schwarzen beliebt machen kann, hat er meinen Segen. Sie gehören zu den Gutgesinnten, Sie sagen es selbst. Nun bitte, überlegen Sie gefälligst einmal: ist es wirklich so furchtbar wichtig, ob in dem alten Kasten die eine oder die andere Farbennuance stärker oder schwächer vertreten ist? Und wenn Sie die Antwort gefunden haben, dann fragen Sie weiter, ob ich nicht nach der bewährtesten Regel der Klugheit handle. Nur hinhalten, nur sich nicht festlegen lassen, nur ja den Leuten nicht selbst Waffen liefern. Eine Verbeugung nach rechts, eine nach links, ein Bischen vertuschen, ein Bischen konzediren, stets eine heitere, sorgenlose, des Sieges sichere Miene zeigen: auf diesem Wege kommt man ganz bequem vorwärts. Die Leute müssen schließlich gar nicht mehr wissen, welche Gegensätze bestehen und wofür sie eben noch so erbittert kämpfen wollten. Das ist das Ziel meiner Staatskunst und ich möchte Den sehen, der eine bessere weiß. Führung, Einheit, Centralgewalt kommt uns von oben, ohne daß wir uns darum zu bemühen brauchen. Lassen Sie mir noch ein paar Wochen Ruhe, die Tage werden schon kürzer und bald soll selbst am Mittag kein Mensch mehr klar sehen können."

Ich sah schon jetzt nicht mehr klar, es schwamm vor den Augen und ich kam erst wieder zu mir, als ich unten im Thal stand und den Blick rückwärts wandte. Herbstlich harfte es in den eichenumkränzten Höhen.

Die Seele und das Kunstwerk.

Ein Nachwort zu Boecklins siebenzigstem Geburtstag.*)

Wer Arnold Boecklin von Herzen zugethan ist, konnte nur mit gemischten Gefühlen den Ausbrüchen des Festjubels zusehen, der sich in Zeitungsartikeln, Jubelhymnen, Festnummern, Telegrammen und Briefen nach Florenz und in Festvereinigungen begeisterter Verehrer an seinem siebenzigsten Geburtstag Luft gemacht hat. Es hätte im Deutschen Reich an diesem Tage ein allgemeiner Bußtag angeordnet werden sollen. Alle Erinnerungtage an künstlerische Größen unseres Jahrhunderts müßten Bußtage sein.

Gewiß haben wir Ursache, zu jubeln, daß in unseren Tagen der Welt eine neue Offenbarung wie die Kunst Boecklins beschert worden ist. Aber der Freudenrausch kommt reichlich spät und ist zu stark mit dem Gefühl der Beschämung legirt. Denn wie lange ist es her, daß der Name Boecklins allgemein nur mit einem gewissen Respekt genannt wird? Wie lange ist es her, daß sein Name bei der Masse unserer Gebildeten Haß, Abscheu und lautes Gelächter auslöste? Wir vergessen sehr schnell.

Und wenn wir ehrlich sein wollen: kommt wohl den Meisten, die heute mitjubeln, die Begeisterung aus eigener, selbst erworbener Ueberzeugung? Es ist schlimm, konstatiren zu müssen, daß die starke Opposition erst von dem Augenblick an verstummte, da es geschickten Spekulanten gelungen war, aus Boecklins Bildern Börsenpapiere zu machen. Das ist noch kein Lustrum her. Boecklin hat es an freudigen Verehrern nie gefehlt, aber er mußte die Mitte des siebenten Jahrzehntes überschritten haben, ehe auch nur jene zweifelhafte Form der Popularität ihn grüßte. Er hat sich nie um die Meinung der Welt gekümmert, weil er wußte, was sie werth war. Was er jetzt erlebt, wird sein helles Auge nicht mehr mit dem Glanz der Freude füllen; es kann nur ein mitleidiges Lächeln auf seine Lippen locken. Uns aber sollte der Jubeltag des großen Meisters den Anlaß zur Selbstprüfung geben.

Wie kommt es, daß in der Kultur der vergangenen Jahrhunderte die großen Künstler von den Besten ihres Volkes und der ganzen gebildeten Welt getragen und gehoben wurden und daß in unserer Epoche die Menzel, Boecklin, Millet so spät und so widerwillig erkannt und anerkannt wurden? Nur ein-

*) Dieser Aufsatz wird später auch in dem als Manuskript gedruckten Jahrbuch hamburgischer Kunstfreunde erscheinen.

mal hat ein Volk in früherer Zeit sich gegen einige seiner ganz Großen ähnlich benommen. Das waren die Holländer im siebenzehnten Jahrhundert, die sich von Rembrandt, Hals, dem delftischen van der Meer abwandten und ihre Gunst auf das Haupt geringerer Geister schütteten. Die Dinge lagen damals ähnlich wie heute.

Wir müssen uns immer wieder erinnern, daß mit der französischen Revolution in ganz Europa die Existenz der Fürsten und der Aristokratie, die bis dahin die Kultur getragen hatten, auf eine neue Basis gestellt war. Sie schufen und trugen keine neue Kultur mehr und verloren deshalb die, die sie besaßen. Das geht immer so. Nach einer Generation unterschieden sie sich nur noch durch einige Aeußerlichkeiten von dem Bürgerstande, dem nun die Herrschaft zugefallen war. Ueberall stiegen die unteren Schichten empor. Das Mittel zu ihrer Erhebung aber war die Intelligenz, der Verstand; und oft genug — wenn nicht in der Regel — eine starke, aber einseitige und beschränkte Intelligenz. Kultur brachten sie nicht mit und konnten sie so schnell nicht erwerben wie ihr Wissen. Kultur ist eine Pflanze, die langsam wächst und zarter Pflege bedarf.

Wie stand in dieser neuen Welt, in der die Intelligenz Herrscherin war, die Kunst da?

Der erste Genius, in dessen Entwickelung dieser neue Zustand eingriff, war ein Hamburger, Philipp Otto Runge. Als er im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts seinen Cyklus der Tageszeiten entworfen hatte, stand seine Umgebung rathlos davor und er wurde immer wieder gefragt, was er mit diesen Bildern sagen wollte. Wenn ich es sagen könnte, antwortete er, brauchte ich es nicht zu malen. Dies Wort trifft das Wesen aller großen Kunst. Die Sprache der Dichtkunst, die Musik, die bildende Kunst sind Ausdrucksmittel nicht des Verstandes, sondern einer starken, besonders gearteten menschlichen Seele. Es kommt in der Kunst nicht darauf an, daß Etwas gemacht, sondern daß Etwas ausgedrückt wird. Das Machen läßt sich mit Hilfe einer guten Schulung und einer gewissen Intelligenz erlernen. Aber die Kunst der Musik besteht nicht darin, daß man im Stande ist, die Form des Walzers, der Sonate, des Liedes auszuführen mit Hilfe der künstlerischen Ideen, die Gemeingut sind, wie Luft und Licht, die Kunst der Poesie besteht nicht darin, daß man sich geübt hat, Verse nach Heines Art zu verfertigen, die Kunst der Malerei ist noch nicht da, wenn Einer gelernt hat, ein Landschaftmotiv oder eine Figur korrekt zu zeichnen oder zu malen. So weit kann Jeder kommen, der nicht unter dem Durchschnitt begabt ist. Von Kunst aber darf erst die Rede sein, wenn eine neue und eigene Empfindung Gestalt gewonnen hat. Das ist der Grund, weshalb so viele Bilder, die als Mache keinen Tadel verdienen, mit der Kunst nichts zu

thun haben, daß so viele Musikstücke, so viele Gedichte, deren Technik nicht zu beanstanden ist, weder Musik noch Literatur sind.

Wer die eigene und starke Empfindung nicht hat, kann nicht Künstler werden, und wer sie besitzt, Dem wird selbst einmal eine Unzulänglichkeit des technischen Ausdrucksvermögens übersehen.

Wie durchaus die Kunst als Ausdruck der Empfindung, nicht der Erkenntniß, aufgefaßt werden muß, läßt sich am Leichtesten in der Poesie erkennen. Was enthält ein lyrisches Gedicht, das den Verstand anginge? Wer es in Prosa übersetzt, hat nichts Lebendiges mehr in der Hand. Ja, man darf behaupten, ein lyrisches Gedicht, das sich in Prosa aufgelöst noch hält, gehört nicht zur höchsten Gattung der Kunst. Denn das Wesen des Gedichtes liegt in der rhythmischen Verdichtung. Die Sprache, an sich ein abstraktes Ausdrucksmittel, verbindet sich in der Poesie mit dem Rhythmus und der Melodie der Musik, die ein rein durch die Sinne wirkendes Ausdrucksmittel ist. Denn alle Poesie wird doch wohl ursprünglich gesungen. Die gesprochene Poesie ist schon um die Hälfte ihrer Wirkung gebracht, gelesen sollte Poesie überhaupt nicht werden.

Die Sprache ist ein Mittel zur Verständigung mit Anderen. Diese Funktion streben die Künste als Ausdrucksmittel im letzten Grunde überhaupt nicht an. Sobald der schaffende Künstler an die Wirkung denkt, die er erreichen will, ist seine beste Kraft gelähmt. Wie schafft das Kind, das seine ersten Eindrücke von der Welt auf die Schiefertafel bringt? Es zeichnet den Mann, das Haus, — nicht, damit Vater und Mutter es loben oder damit es seinen Geschwistern und Kameraden imponirt, sondern, um einem inneren Drange Luft zu machen. Es ist Künstler. Der große Maler vor seiner Staffelei, der Dichter im Ringen mit Rhythmus und Wort, der Musiker, der seine Seele in der Linie einer aufquellenden Melodie bewegt, der Architekt, in dessen Seele sich aus dem Chaos der Möglichkeiten das neue Monument kristallisirt, sie sind mit sich allein. Einsam und ganz ohne einen Gedanken daran, ob Andere später mitgenießen werden, ob Andere auch nachempfinden können, was sie vorher empfunden haben, genießen sie die höchste Wonne, die der Seele beschieden ist, die Wehen des Schaffens. Gedanken an die Wirkung auf Andere, an die Mittheilung, gehören dem Vorgange des Schaffens nicht mehr an. Der göttliche Augenblick ist vorüber, sobald sie sich einstellen, und wer von ihnen ausgeht, Dem kommt er nie.

Der Schauspieler, der Tänzer, der Redner und der ausübende Musiker, deren Produktion an das Beisein der Zuhörer und Zuschauer gebunden ist, deren Kraft sich steigert, je mehr sie sich getragen fühlen von einem miterlebenden Auditorium, gehören scheinbar einer anderen Kategorie von Schaffenden an. Aber das Beste leisten auch sie nur in dem Moment, wo

ihr Verstand nicht weiß, daß noch Andere in der Nähe sind, wo sie sich der Produktion oder Reproduktion ganz hingeben.

Unter diesem Gesichtswinkel muß das Erzeugniß der bewegten Menschenseele, das Bild, das Musikstück, das Gedicht, zuerst betrachtet werden. Es ist das Produkt einer Empfindung, das Echo eines Eindruckes, den die Welt auf ein Menschengemüth von starker Empfindung gemacht hat. Aber es hat die Eigenschaft, diese Empfindung in anderen Seelen, die sie nicht selbständig ausdrücken können, wieder zu erwecken. Lichtenberg hat Das einmal in seinem Urtheil über Wieland formulirt: Er spricht Empfindungen aus, daß sie wieder Empfindungen werden.

Darin liegt das Wesen des Kunstwerkes beschlossen, daß es die Empfindungen einer starken Seele in anderen Seelen wachruft. Es ist Selbstzweck nur für Den, der es schafft, und für die Anderen existirt es erst, wenn es in ihren Seelen auflebt. Dazwischen ist es im Grunde gar nicht vorhanden.

Damit es in einem anderen Menschen wieder lebendig wird, muß seine Seele der des Schöpfers verwandt gestimmt sein. Je näher die nachschaffende Seele der des Schaffenden steht, desto mehr kommt ihr Genuß am Kunstwerk der des Schöpfers gleich. Wer wird so tief von der Musik erschüttert und mitgerissen wie der verwandte Schöpfergeist? Wer steht vor einem Bilde bis in alle Fibern ergriffen wie ein Maler? Ist die Seele nicht da, in der es aufleben kann, dann ist das Bild nur bemalte Leinwand, die Statue ein behauener Stein, das Gedicht Druckerschwärze auf Papier, die Musik ein Geräusch, — vielleicht nicht einmal ein angenehmes.

Das ist wörtlich zu nehmen. Das Kunstwerk geht als Realität sehr bald zu Grunde, wenn die Seelen nicht mehr da sind, die es aufnehmen können, und kann eben so leicht verschwinden, wenn sie noch nicht da sind. Die Geschichte beweist es auf Schritt und Tritt. Nicht nur die einer fernen Vergangenheit, auch die unseres Jahrhunderts und unserer Tage.

Ein Bürger des römischen Reiches, der im vierten Jahrhundert den Besitz seiner Welt an unvergleichlichen, für die Ewigkeit gegründeten Bauwerken, die unzählbaren Legionen von Statuen in unverwüstlichem Erz und Marmor, die wie ein zweites Volk seine Städte bevölkerten, den Schatz an Literatur aller Art, an Musikwerken überschlug, mußte Das für einen ewigen Besitz der kommenden Geschlechter ansehen. Die Welt wußte, was sie daran besaß, und hütete den Schatz. Was ist daraus geworden? Sobald die Seelen nicht mehr da waren, die diese Kunst fühlen konnten, sank Alles dahin. Die Marmorstatuen wanderten in die Kalköfen, die Bronzen wurden zu Kesseln und Pfeilspitzen umgeschmolzen, die Tempel als Steinbrüche benutzt, die Pergamente zu Schuhsohlen. Und was ist uns übriggeblieben? Nur Das, was zufällig nicht zerstört wurde oder was, wie die Werke der Dichter und

Historiker, in einzelnen Seelen des Mittelalters noch Empfindungen zu wecken im Stande war. Es ist bezeichnend, daß die Kunstwerke, die auch den Verstand oder die Neugier fesseln konnten, erhalten blieben, die Epen und Erzählungen, Werke im Material oder Sprache, die sich an den Verstand wendet, und daß die dem praktischen Bedürfniß dienende Architektur am Längsten lebte und am Frühesten wieder erwachte.

Diese Zerstörung einer Welt von Kunst ist nicht ein einzelner, durch die ungeheure Katastrophe des Unterganges der alten Welt erklärbarer Fall; er wiederholt sich vom Mittelalter her Jahrhundert um Jahrhundert. Sobald die Seelen gestorben, sanken die Kunstwerke, die für sie geschaffen waren, in Schutt und Staub. Was erhalten blieb, verdankt seine Existenz einem Zufall. Denn was besitzen wir noch von der Baukunst aus der ersten großen Blüthezeit unseres Volkes? Ein paar Dome stehen aufrecht, von den Palästen der Kaiser und Großen ist nichts intakt. Wenn vor einem Jahrhundert die gewaltigen Bildwerke im Dom zu Naumburg oder Bamberg, die wir heute zu unserem edelsten Besitz rechnen, zerstört worden wären, keinem Menschen wäre der Verlust zu Herzen gegangen. So ist es der Gothik gegangen, als die Renaissance tagte, so der Renaissance, als es Barock wurde, so dem Barock und Roccoco, als der Klassizismus die Herrschaft antrat, und dem Klassizismus und seiner Nachfolgerin, der Romantik, in der Epoche des Realismus.

Mir steht als ein unauslöschlicher Eindruck in der Erinnerung, daß mir Jakob Burckhardt gestand, wie widerwärtig ihm einst alle Kunst der Hochrenaissance, des Barock und Roccoco gewesen sei. Nach einem Hauptwerk Watteaus durften die Schüler Davids mit Brotkugeln schießen, dann kam es auf den Trödelmarkt. Die ersten Sammler, die sich in der Mitte unseres Jahrhunderts dem Roccoco zuwandten, kauften die Handzeichnungen der größten Meister aus den Ramschmappen der fliegenden Antiquare des Quai d'Orsay.

Uns geht es nicht besser. Was wäre aus den Werken Philipp Otto Runges geworden, wenn die Pietät seiner Nachkommen sie nicht gerettet hätte? Daß wir heute zu erkennen vermögen, was für Begabungen wir in Hamburg an den Speckter und Oldach besaßen, verdanken wir einzig den Mitgliedern ihrer Familien, die ihre Bilder und Zeichnungen nicht haben verkommen lassen. Und die Zeit ist uns so nah.

Innerhalb eines Menschenlebens vollziehen sich so die tiefsten Wandlungen. Daß ein Künstler in seinem Alter die frischesten Werke seiner Jugendkraft nicht mehr leiden kann, scheint fast ein Gesetz zu sein. Hermann Kauffmann reichte eine Petition bei der Verwaltung der hamburgischen Kunsthalle ein, daß man eins der Hauptwerke seiner Mannesjahre, die Propsteier Fischer, aus der Galerie entfernen möchte. Er verstand das Bild selbst nicht mehr. Es war seinem Gefühl zuwider.

In unserem Jahrhundert war es dann das Schicksal vieler der größten Künstler, daß die Seelen für ihre Werke noch nicht da waren, als sie schufen. Es dauerte Jahrzehnte, bis nur für die Mehrzahl der Besten ihres Volkes Existenz gewonnen hatte, was sie hervorbrachten. Ich könnte es mit Namen und Daten belegen, daß Bilder von Künstlern, die heute einen Ruhmestitel unseres Volkes bilden, von Denen, die sie durch einen Zufall in Besitz bekamen, zunächst in die Rumpelkammer gesteckt wurden.

Keiner hat wohl mehr darunter gelitten als Boecklin und auf anderem Gebiete sein großer Landsmann Jeremias Gotthelf, dessen hundertsten Geburtstag wir in diesem Jahre begehen. Wie es Boecklin gegangen ist, weiß alle Welt. Sein Volk, das ihm heute zujauchzt, hat ihn mit Haß und Spott verfolgt, wo es ihn nicht einfach ignorirte. Das kleine Ausstellunglokal des Kunsthändlers Gurlitt, dessen Verdienst es war, Berlin mit Boecklin näher bekannt zu machen, war für Viele ein Lachkabinet. Und leider sind wir nicht so glücklich, behaupten zu dürfen, es habe dem Künstler nicht geschadet, daß er so einsam und nur von Wenigen verstanden seine Kunst übte. Wir haben in einzelnen mehr zufällig entstandenen Werken den Beweis, daß einer der größten Monumentalmaler unseres Jahrhunderts in ihm steckte. Man hat ihn, als es Zeit war, nicht zugelassen und Millionen für Dekorationen ausgegeben, die heute werthlos, wenn nicht gar schädlich sind.

Und ist es Gotthelf nicht ähnlich ergangen? Er ist vielleicht die größte epische Begabung seiner Epoche; in seinen Hauptwerken spricht sich diese Bedeutung unverkennbar aus. Und wer von unseren Gebildeten weiß heute mehr von ihm als den Namen? Und wie Viele von Denen, die seinen Namen gehört haben, kennen ihn aus seinen Werken? Von wie Vielen, die ihn zu lesen versucht haben, dürfen wir annehmen, daß sie ihn nicht nur deshalb gut finden, weil Leute, auf deren Urtheil sie hören, ihn bewundern, sondern, weil sie das Wehen seines Geistes in ihrer eigenen Seele verspürt haben? Unser Fluch, das Eigene gering zu achten und von weit her Idole zur Anbetung zu importiren, trägt einen Theil der Schuld. Romanschreiber aus England und Frankreich gelesen zu haben, die dem großen Schweizerdeutschen nicht das Wasser reichen, gehört in Deutschland zur allgemeinen Bildung.

Noch ein dritter Jubilar dieses Jahres, Hans Holbein, ist durch diese nationale Verblendung eine schemenhafte Silhouette geworden. Wer kennt sein Hauptwerk, die Bilder des Todes, aus eigener Anschauung und nicht vom flüchtigen Ansehen einer Reproduktion, sondern durch selbständige Versenkung in seinen Inhalt? Alle Madonnen Raphaels wiegen dies Werk für unser Volk nicht auf; und er steht uns immer noch fern wie Dürer, wie Schongauer, wie Rembrandt. Denn der Bildungsgang, den unsere Gesell-

schaft zurücklegt, führt nirgends über die Flur der bildenden Kunst, höchstens eine Strecke durch das Gestrüpp des kunstgeschichtlichen Unterrichtes.

Wenn ein Deutscher nur Der ist, der ein persönliches und herzliches Verhältniß zu den großen Dichtern und Künstlern der Nation gewonnen und sich mit ihrer Lebensenergie, ihrem Geiste gefüllt hat, dann dürfen nicht Viele, die unsere Sprache reden, die Zugehörigkeit beanspruchen. Millionen werden alljährlich in Deutschland für die Pflege der Kunst ausgegeben, aber sie wird nicht da gepflegt, wo sie allein der Pflege bedarf: in der Seele des heranwachsenden Geschlechtes. Unsere ganze Bildung beschränkt sich auf die Seite des Verstandes, die sich reglementiren läßt. Wenn wir erzogen würden, mit der Seele ein Werk der Dichtkunst aufzunehmen, wären die über alle Vorstellung kläglichen Zustände unserer Literatur dann denkbar? Und wenn wir Kunst fühlen lernten, wäre so viel Roheit und Barbarei in Ansicht und Urtheil möglich, wie uns alle Tage gegenübertritt?

Wir sollten in diesen Erinnerungtagen an drei der größten deutschen Genien uns geloben, daß wir, so weit unsere Kraft reicht, dafür wirken wollen, in der heranwachsenden Jugend die Kraft der Empfindung zu wecken und zu stärken, damit für alle große Kunst, die wir in Musik, Malerei und Dichtkunst besitzen, die Seelen da sind, in denen sie lebendig werden kann, und damit die neuen Genien, die das Geschick uns sendet, die Seelen finden, die ihnen ein Echo zurückwerfen, ehe das Alter sie gebeugt oder der Tod sie hingestreckt hat.

Mit der Seele das Werk des Musikers, des Dichters hören, mit der Seele das Gebilde des Malers, des Bildhauers, des Baumeisters sehen! Unser alter Brockes, der eine schwere Perücke trug und über den sich so gern die Philologen belustigen, die für seine Schwächen ein Auge haben, aber seine besten Qualitäten nicht zu bemerken pflegen, weil in ihnen nicht lebendig ist, was er als köstliches Gut besitzt, hat Das wohl zuerst ausgesprochen. Es sei ihm einst gegangen wie Jedermann, sagt er einmal, er habe gesehen und doch eigentlich nicht gesehen:

„Jetzt aber, wo der Seele Augen
Durch meines Leibes Augen sehn,
Kann ich in Wahrheit Dir gestehn,
Daß sie erst recht zu sehen taugen."

Hamburg. Alfred Lichtwark.

Meine Gegner.

In einem früheren Aufsatz der „Zukunft“ habe ich gezeigt, von welcher Beschaffenheit die Aussetzungen sind, mit denen Oncken dem Detail meines Buches zu Leibe geht. Jetzt werden wir der allgemeinen Frage zugeführt, was denn eigentlich, nach all den gemachten Erfahrungen, von Onckens materieller Kritik meines Buches überhaupt übrig bleibt. Und da lautet die Antwort: wenig genug. Die Zahl seiner selbständigen wie unselbständigen Aussetzungen — denn er schmückt sich gern, mit und ohne Citat, mit den fremden Federn früherer Kritiker — beträgt, gut gerechnet, etwa ein halbes Hundert. Davon lassen sich etwa vier Fünftel entweder als in jeder Hinsicht verfehlt nachweisen oder gehen auf solche Druckfehler zurück, die von einem besonnenen Kritiker fast ausnahmelos als solche würden erkannt worden sein. Und diese Aussetzungen erstrecken sich, rechnen wir nur einmal den fünften Band meines Werkes als von Oncken kritisirt, über ein Buch von 767 Seiten! Da kommen also auf hundert Seiten bei einer Oncken günstigen Rechnung etwa zwei begründete Einsprüche! Nun bemerkt allerdings Oncken einmal im Sinne einer netten kleinen Drohung: was er anführe, sei nur eine Auslese; er könne noch mit außerordentlich viel mehr aufwarten. Er möge sich keinerlei Schranken auferlegen: mein Buch kann nur gewinnen, wenn er sich noch weiter darum bemüht, zu zeigen, wie man es nicht „vernichten“ kann.

Ist aber der Inhalt der onckenschen Kritik dürftig, so ist dafür, entsprechend den Anschauungen mancher Kaufleute über das Verhältniß von Waare und Einpackung, die Aufmachung um so üppiger. Wir kennen schon eine Anzahl der langen Auseinandersetzungen, in die Oncken den Nachweis angeblicher, auch nach seiner Auffassung häufig genug winziger Fehler einzukleiden pflegt; und es ist nicht meine Absicht, die Blumenlese hier durch noch mehr bezeichnende Beispiele zu vervollständigen, so amusant Das auch sein würde. Nur eine Stelle noch anzuführen, kann ich mir nicht versagen, da sie am signifikanten Platz steht und auch inhaltlich besonders bezeichnend ist. Der Schlußsatz der Arbeit Onckens lautet: „Es fragt sich doch, ob auch Lamprechts Gemeinde den Glauben an ihn behält, wenn man das prangende Götzenbild von seinem Altare herunterstößt und die Hohlheit seiner thönernen Scherben offenbart.“

Ich gehe nicht auf den Geschmack des Bildes und auf die Möglichkeit seiner Details (hohle Scherben!) ein. Oncken weiß sich sonst, wenn er ordentlich loslegt, besser zu helfen; er ist wirklich manchmal in dem Genre, das der Berliner mit einer durch kein anderes Wort wiederzugebenden Nuance „schnodderig“ nennt, recht unterhaltend. Hier aber handelt es sich nicht um die „Schönheit“ des Schlußsatzes, sondern um dessen Inhalt. Und da ergiebt sich denn deutlich, was auch sonst von Oncken gegen Ende seines Aufsatzes mit

der ihm eigenen Wortfülle ausgeführt wird, daß die Absicht und die Art dieser Kritik überhaupt nicht auf gewöhnliche wissenschaftliche Zwecke hinausläuft, sondern vielmehr darauf, mich vor meinen Freunden, vor Allem im großen Publikum, unmöglich zu machen. Oder genauer: meine Geschichtauffassung, deren Annahme in der Nation man fürchtet, zwar nicht zu widerlegen — Das ist eben das Fatale, daß Das unmöglich ist! —, wohl aber auf dem Umwege der Detailkritik so verdächtig zu machen, daß sich auch nicht eine Seele mehr um sie kümmert.

Nun kann ja freilich keine Rede davon sein, daß Oncken dieses Ziel erreicht hat. Aber selbst wenn er das Detail eines kleinen und für das Wesen meines Buches relativ bedeutungslosen Theiles meines Werkes zu diskreditiren vermocht hätte: wäre damit Etwas erreicht gewesen? Wir haben schon in der Einleitung dieses Aufsatzes gesehen, daß durch die Detailkritik meine geschichtmethodische Auffassung nicht beseitigt werden kann.

Aber neben der Kritik des Details sucht Oncken in seinem Aufsatz noch anders gegen mich vorzugehen: er klagt mich nicht nur unzuverlässiger Arbeit an, sondern auch des Plagiates. Ich bin ihm der Abschreiber, der Ausschreiber, der Zwischenhändler, der anderer Leute Waare zu Markte bringt, womöglich ohne diese zu nennen. Auf diesen Versuch, mich sittlich zu vernichten, habe ich schon in den Preußischen Jahrbüchern 89, 348 ff. geantwortet und die Genugthuung gehabt, zu sehen, daß die Ehrenmänner meiner Umgebung diese Antwort als befriedigend bezeichnet und die Sache damit als erledigt betrachtet haben. Allein ich selbst bin aus Gründen, die sich bald ergeben werden, noch keineswegs der Meinung, die Angelegenheit damit als abgeschlossen anzusehen. Ihre weitere Verhandlung im Zusammenhang mit der Person Onckens weise ich allerdings ab, und zwar nicht nur, weil Oncken auf meine eben citirte Entgegnung Stichhaltiges nicht vorgebracht hat. Vor Allem ist die Persönlichkeit dieses Kritikers nicht danach angethan, ihr gegenüber Fragen wie die nach dem Begriff des Plagiats und der Methode kompilatorischer Arbeit — alle politische Geschichtschreibung ist zunächst Kompilation der Ueberlieferung, sei es primärer, sei es sekundärer Quellen — zu erörtern. Es handelt sich dabei nicht nur um seinen uns zur Genüge bekannten Leichtsinn und seine Leidenschaftlichkeit, sondern noch um andere Dinge.

In der Entgegnung, die ich, zur Widerlegung der mir gemachten sittlichen Vorwürfe, unmittelbar nach dem Erscheinen der onckenschen Arbeit an die Preußischen Jahrbücher eingesandt habe, hatte ich den Hauptvorwurf, zum größten Theil mit Onckens eigenen Worten, in diese Sätze zusammengefaßt: „Die Darstellung meines Gegners sucht den Anschein zu erwecken, als wären die von ihm genauer behandelten Partien der zweiten Hälfte des fünften Bandes meines Werkes von mir heimlich wenigen größeren Darstellungen entnommen. Er spricht davon, ich wäre verfahren, ‚als ob ich jede Spur meiner Anleihe hinter mir hätte

verwischen wollen' (S. 98); er meint, das Gesuchte meiner Wendungen verriethe, ‚daß ich um jeden Preis andere Ausdrücke als meine Vorlage wählen wollte, um wenigstens äußerlich selbständig zu erscheinen' (S. 98). Er führt aus, ‚mein Detail sei besonders geeignet, in dem Leser den Glauben zu erwecken, als wenn der gut unterrichtete Autor überall aus dem Vollen und Tiefen schöpfte' (S. 100). Er stellt meinem Verfahren schließlich, immer entschiedener und heftiger werdend, die ‚ehrliche Naivetät' der mittelalterlichen Kompilatoren gegenüber (S. 119) und zeiht mich des Mangels an Wahrhaftigkeit gegen mich selber (S. 122)." Oncken hat darauf das Folgende geantwortet (Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 353): „Ich mache Lamprecht nicht den generellen Vorwurf ‚heimlicher' Kompilation in dem Sinne, wie er diesen Ausdruck versteht, sondern ich ziehe aus verschiedenen Einzelfällen den Schluß, daß die Art, wie er seine Vorlagen ausschreibt, dazu angethan ist, den völlig kompilatorischen Charakter eines großen Theiles seiner Arbeit zu verschleiern."

Man sieht den Unterschied: meine Citate aus Oncken beweisen deutlich, daß Oncken mir in seinem ersten Aufsatz den Willen, die bestimmte Intention zuschrieb, meine Quellen zu verwischen und zu verheimlichen; ja, sie lassen den nackten Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zweifellos erkennen. Jetzt dagegen zieht sich Oncken auf die objektive Konstatirung der bloßen Thatsache zurück, daß meine Art der Arbeit — er hätte sogar vielleicht noch zusetzen können, durch einen unglücklichen Zufall, etwa gar gegen meinen Willen — den kompilatorischen Charakter meines Buches verhülle: das subjektive Element ist beseitigt. Was hat ihn nun zu dieser schwerwiegenden Abänderung seiner Ansicht, die jetzt meinen sittlichen Charakter unberührt läßt, bestimmt? Etwa eine nochmals vorgenommene genaue Nachprüfung des Thatbestandes? Und aus ihr folgend der Drang, ein begangenes schweres Unrecht — das schwerste, das man einem Gelehrten anthun kann — wieder gut zu machen? O nein! Hätte Oncken Etwas von diesem Drang in sich gefühlt: er würde, wie jeder anständige Mensch in diesem Falle, auch den Muth vollkommen ausgesprochenen Eingeständnisses sowie einige Worte der Entschuldigung gefunden haben. Aber leider bewog ihn ein ganz anderes Motiv.

Oncken hatte in seinem ersten Angriff gegen mich (S. 105) bemerkt: „Die hervorragend zu Grund gelegten großen Darstellungen von Bezold und Ritter, von Wenzelburger und Winter, deren Namen man eigentlich Seite für Seite zu wiederholten Malen vorfinden sollte, werden nur in ganz seltenen Fällen als Belege angeführt, die letzte, die am Sklavischsten ausgeschrieben wird, überhaupt nicht." Es ist klar: auch diesem Satze liegt die Vorstellung zu Grund, daß ich meine Quellen verheimlichen wollte: und er bietet allerdings geradezu die ausgedehnteste Ausführung zu dem generell gegen mich erhobenen Vorwurf. Eben an diesem Punkte habe ich aber nun meinen Gegner

in meiner Entgegnung einfach und mit einem Schlage widerlegt. Ich konnte ihm folgenden Satz der signifikantesten Stelle des ganzen einschlagenden Bandes meines Werkes, nämlich des Nachwortes zum fünften Bande, entgegenhalten: „In Ergänzung der Band I² Vorwort S. IX f. erwähnten Literatur und abgesehen von der Benutzung der einschlagenden Spezialliteratur an einzelnen Stellen drängt es mich, hier noch dankbar zu erwähnen, wie viel ich für große Partien dieses Bandes den Arbeiten v. Bezolds, Busken-Huets, v. Druffels, Ritters, Stieves, Wenzelburgers, Winters verdanke.“ Hier waren also die Autoren, deren Heranziehung durch mich nach der Angabe Onckens verheimlicht worden war, offen und an der entscheidendsten Stelle genannt. Da erhob sich natürlich die Frage, wie denn Oncken früher über diese Stelle hinweggekommen war? Zweierlei war da denkbar gewesen: entweder die Stelle war ihm entgangen oder er hatte sie unterdrückt. Ich hatte nun in meiner eben erwähnten Entgegnung die erste Alternative angenommen, denn die Annahme der zweiten schien mir bei der für jeden anständig denkenden Menschen bestehenden Pflicht, eine Stelle wie die citirte anzuführen, gänzlich ausgeschlossen. Freilich aber hatte ich bemerkt, daß, wenn Oncken die Stelle entgangen sein sollte, Dies der Beweis einer fast unglaublichen Leichtfertigkeit sein würde. Dem gegenüber hat nun Oncken in seiner Antwort seine frühere Kenntniß der Stelle zugestanden. Aber er findet durch ihr Dasein an „seiner Behauptung auch nicht das Geringste geändert.“

An welcher Behauptung? An seiner ursprünglichen Behauptung, daß es in meiner Absicht gelegen habe, meine Quellen zu verheimlichen? O nein! — Das wäre ja ganz unmöglich —: wohl aber an seiner erst neuerdings aufgestellten abgeänderten Behauptung, daß nur objektiv meine Quellen nicht überall genannt seien. Daher also die Aenderung! Ich werde in Onckens Augen wieder zur sittlichen Persönlichkeit, nicht weil Oncken das Irrige einer in dieser Hinsicht von ihm aufgestellten Behauptung einsieht und bedauert, sondern — weil er die Annahme einer solchen Persönlichkeit jetzt braucht, um sich dem Glauben hingeben zu können, daß er Recht daran gethan habe, in seiner ersten Polemik ein entscheidendes Citat zu unterdrücken.

Nach Alledem will ich in Dingen, die das sittliche Gebiet streifen, mit Herrn Oncken nichts mehr zu thun haben.

Aber dieser Herr besitzt auch sonst nicht die Erfahrung, um in Fragen der Komposition geschichtlicher Darstellung mitsprechen zu können. Denn wer ist Herr Oncken? Natürlich ist er nicht etwa identisch mit dem bekannten gießener Historiker Wilhelm Oncken, der vielmehr mir gegenüber ausdrücklich jeden Zusammenhang mit seinem Namensvetter abgelehnt hat, sondern ein junger Mann, von dem nichts Besonderes weiter vorliegt als eine Dissertation vom Jahre 1891 über ein quellenkritisches Thema, die sich schlecht und recht in dem uralten Gleise

der Anfangsarbeiten waitzscher Observanz bewegt. Charakteristisch ist an der ganzen Arbeit nur eine der bei berliner Dissertationen üblichen sogenannten Thesen. Sie lautet dahin, daß die politische Geschichte das eigentliche Arbeitfeld der Geschichte bilde. Nun verräth die Aufstellung einer solchen These, mag sie falsch oder richtig sein, gewiß eine für den Anfänger reife Einsicht, falls sie diesem eigenthümlich ist. Aber ist sie Das hier? Oncken bekennt sich in dem Lebenslauf, der seiner Dissertation angehängt ist, dankbar als Schüler von Lenz: und danach ist denn freilich über die Herkunft der Behauptung kein Wort weiter zu verlieren. Oncken gehört zu einer schon gut bekannten Schaar lenzischer Schüler, zu jenen jungen Leuten, die, im diametralen Gegensatz zu den früher in Berlin unter Nitzsch gebildeten Historikern, fertig nach den unverbrüchlichen Meinungen ihres Lehrers appretirt, dem manchmal unangenehmen Drang nach Bildung einer eigenen Lebensanschauung glücklich entzogen, des Zieles bewußt und voll eifrigen Strebens in die wissenschaftliche Bewegung eintreten. Und gewiß hat Oncken nach der Meinung seiner Mitstrebenden diesen Eintritt durch seine Polemik gegen mich glänzend vollzogen.

Auch sonst ist der Zusammenhang der Polemik Onckens mit den gleichen Theilen einer früheren Polemik von Lenz der allerengste. Ich habe vorhin den Schlußsatz der onckenschen Arbeit angeführt. Man halte daneben den der früheren lenzischen Polemik gegen mich: „Und so würde ich .. Lohn genug haben, wenn der Glaube der Laien und laiischen Historiker an diesen Reformator unserer Wissenschaft erschüttert würde und der Prophet immer einsamer auf der Höhe seiner Geschichtauffassung zurückbleiben möchte." Man sieht: die selbe Sprache, die selbe Absicht, ja sogar ein verwandtes Bild! In der That ist die Arbeit Onckens nur ein etwas bittererer, freilich auch dünnerer Aufguß der Kritik Lenzens. Unter diesen Umständen würde es falsch sein, wollte ich mich in den nun folgenden Auseinandersetzungen über Kompilation und Plagiat noch an Oncken wenden, der niemals geschichtlich dargestellt hat: statt des Schülers wird der Meister eintreten müssen, von dem ja in seiner Lutherbiographie ein — wenn auch nicht besonders ausgedehntes — Probestück historischer Darstellung vorliegt.

Neben Lenz aber stelle ich noch Delbrück. In den Preußischen Jahrbüchern, deren Redakteur Delbrück ist, ist die Kritik Onckens erschienen. Und es hat sich dabei für den Redakteur nicht um die Aufnahme eines einfachen Aufsatzes wie so vieler anderer gehandelt. Onckens Angriff ist allgemein als von unerhörter Schärfe bezeichnet worden; mehr als einmal bin ich von Unbetheiligten gefragt worden, wie es möglich sei, daß ein Aufsatz von solcher Sprache in den Preußischen Jahrbüchern erscheine: in ganz besonderer Weise ist daher deren Herausgeber für dessen Aufnahme und Inhalt verantwortlich; und ich habe nicht Lust, ihn von dieser Verantwortlichkeit zu entbinden.

Indem ich aber die Erörterung von nun ab mit Lenz und Delbrück fortführe, habe ich auch nicht die Absicht, sie rein theoretisch zu gestalten, da Das die Sache wenig fördern würde. Vielmehr sollen etwa zu gewinnende methodische Grundsätze aus der Praxis selbst abgeleitet werden. Nun habe ich aus meinem Verfahren bei Abfassung historischer Darstellungen niemals ein Hehl gemacht. Dagegen haben sich weder Lenz noch Delbrück hierüber meines Wissens allgemein geäußert. Es wird daher darauf ankommen, ihre Grundsätze aus ihren Arbeiten abzuleiten. Ich beschäftige mich in dieser Betrachtung zunächst mit Delbrück, in einem folgenden Aufsatz mit Lenz.

Delbrück hat im Jahre 1895 (Preußische Jahrbücher 81, 471—501) einen Aufsatz über den urgermanischen Gau und Staat erscheinen lassen, worin er eine neue Auffassung der bekanntlich ziemlich spärlich erhaltenen Nachrichten der Alten, insbesondere des Caesar und des Tacitus, über die öffentlichen Zustände der deutschen Urzeit vorzutragen beansprucht. Vor Allem für den Gau oder die Hundertschaft, die Unterabtheilung der Civitas, jenes in zahlreichen Exemplaren vorhandenen kleinen Völkerschaftstaates der Zeit, in dessen Ausbildung sich das Verfassungleben der Germanen erschöpft, behauptet Delbrück ganz neue Ergebnisse eigenster Forschung vortragen zu können. Er setzt zunächst auseinander, daß die Hundertschaft die ursprünglichste Trägerin der aus der natürlichen Abfolge der Geschlechter erwachsenen wie der militärischen und wirthschaftlichen Funktionen der Angehörigen eines Völkerschaftstaates gewesen sei. Dann verfolgt er ihre Entwickelung weiter in wirthschaftlicher Beziehung. „Es handelt sich darum", sagt er Seite 493, „ob unter dem (einzelnen) Gau (nun) noch ein besonderer Organismus, eine Kommune mit eigener Kompetenz und Verwaltung bestand. Das war nicht der Fall. Alle bisherigen Forscher geben den Germanen kleine Dörfer, von denen mehrere zusammen eine Hundertschaft bilden, aber diese Auffassung wird verboten durch den festgestellten Charakter des Gaues und seines Beamtenthumes. Die Hundertschaft ist die Wirthschaftgemeinschaft, die Gerichtsgemeinde, die Kriegstruppe, das Geschlecht, — welche Kompetenz wäre für das Dorf noch übrig geblieben?" Aber freilich: war Das die ursprüngliche Organisation der Hundertschaft, so bleibt nach Delbrück diese Lage auf die Dauer nicht erhalten. Es tritt vielmehr (S. 497) die Abwandlung ein, ‚daß mit steigender Bevölkerung und zunehmendem Ackerbau das alte große Hundertschaft-Dorf sich in mehrere kleinere Dörfer auflöst'. „Beim Uebergang vom Nomadenthum zum Ackerbau ist zunächst der Fleck, den man mit Frucht bestellt, nur klein. Man hat deshalb keinen Grund, sich zu trennen; in der Nähe des Dorfes liegt Ackerflur genug für Alle. Ist der Acker, der nicht gedüngt wird, erschöpft, so zieht das ganze Dorf in eine andere Ecke des Gaues. Diese Verlegung, so positiv sie uns von Caesar berichtet wird, hat man bisher

immer angezweifelt... Tacitus berichtet uns nichts mehr von einem solchen Wechsel der Wohnstätten; und man hat Das bisher so ausgelegt, daß in der Zwischenzeit der Ackerbau so viel ausgebreiteter geworden sei und man nur die Schläge rund um das Dorf herum gewechselt habe. Es fehlt dabei aber eine Zwischenstufe, nämlich die Zerlegung des großen Dorfes in mehrere kleinere, die ihren Aeckern nahe genug waren, um das Bedürfniß des Dorfverlegens je nach der Lage des Ackers nicht mehr zu haben. Ob Das schon zu des Tacitus Zeit war, ist sehr fraglich. Zwar muß es nothwendig geschehen sein, sobald der Ackerbau intensiver wurde... Sei es nun etwas früher oder später, die alte Identität von Gau, Hundertschaft, Markgenossenschaft, Geschlecht, Dorf löst sich auf, indem die neuen kleinen Dörfer aus der gemeinsamen Mark ihre besondere Ackerflur ausscheiden ... Diese Erscheinungen waren bisher nicht zu erklären."

Nach Alledem ist kein Zweifel: Delbrück nimmt eine Erklärung des Ablaufes der ältesten germanischen Wirthschaftverfassung für sich als völlig neu in Anspruch, die in der Weise erfolgt sei, daß die Gaugemeinde (Hundertschaft) ursprünglich zusammen an einem, aber wechselnden Platze des Gaues gesessen habe (Caesar), daß sie sich dann (im Allgemeinen vermuthlich nach der taciteischen Zeit) in Dörfer getrennt habe, die in einzelnen Theilen des alten Hundertschaftbezirkes als ständige Wohnorte angelegt worden seien.

Der Aufsatz, der diese Behauptungen als absolut neue Theorie mit besonderer Emphase verkündet, ist im September 1895 erschienen. Aber schon vorher war 1891 in erster, 1894 in zweiter Auflage der erste Band meiner Deutschen Geschichte erschienen, der S. 137 ff. folgende Darstellung enthält:

„Caesars Nachrichten vermitteln nur noch die ursprünglichste Art, in welcher der Gedanke (der Landvertheilung in den germanischen Völkerschaftstaaten) durchgeführt ward. Herzog und Häuptlinge des Volksstaates vertheilen das Land unter die Hundertschaften; indem diese ihren Landtheil in Empfang nehmen, vollzieht sich die erste räumliche Gliederung des Volkes. Aber noch war man weit davon entfernt, nun innerhalb der Hundertschaften eine weitere eingehende Vertheilung vorzunehmen. Vielmehr baute man, wenigstens bei den swebischen Völkern, das Land noch gemeinsam an und vertheilte erst den Segen des Herbstes unter die genossenschaftlichen Haushalte. Nirgends aber waren die den Hundertschaften zugewiesenen Gebiete schon im festen Besitz derselben, jährlich wechselte man sie, und in mehr oder minder regelmäßiger Folge bewirthschaftete so jede Hundertschaft einmal jedes Stück völkerschaftlichen Bodens. Ein noch ganz ursprüngliches System der Landnutzung, das schon fünf Generationen später, zur Zeit des Tacitus, engerer Vertrautheit mit dem heimischen Boden gewichen war. Jetzt wechselten die Hundertschaften nicht mehr die einzelnen Theile des Volks-

gebietes; fest saßen sie in einem derselben. . . . Innerhalb der Hundertschaftgebiete aber hatte bereits eine weitere Vertheilung des Grundes und Bodens stattgefunden. . . Die einzelnen Familienhaushalte hatten sich, meist nach Sippen, aus ihr ausgesondert, sie hatten sich zu engeren Wirthschaftgemeinschaften zusammengethan und bebauten nun hier oder dort das Land nach Anweisung des Häuptlings unter Zustimmung der Hundertschaftgemeinde. Doch waren sie an diese Wirthschaftplätze, die späteren Dörfer, noch nicht ein für alle Male gekettet . . . Doch auch hier brachten die nächsten Jahrhunderte nach Tacitus eine Wandlung . . . bald ist der Wechsel der Sippengemeinde verschollen und vergessen. Nun sitzt jede alte Sippe fest auf heimathlicher Flur, sie ist, bald ein, bald mehrere Ansiedlungen und Dörfer umfassend, zur Wirthschaftgemeinde geworden und der Bezirk der Hundertschaft zerfällt Dem gemäß in eine Anzahl räumlich getrennter Verbände und Heimstätten."

Diese Darstellung wird etwas später (S. 142 f.) zusammenfassend mit den Worten aufgenommen: „Zur Zeit Caesars war die Hundertschaft, die tiefere militärische Einheit des Volkes, zugleich auch die ländliche Wirthschaftgemeinde gewesen. . . Schon seit Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Christus war dieser wirthschaftliche Charakter der Hundertschaft stark genug ausgeprägt, um eine Uebertragung seiner wesentlichen Grundlagen auf kleinere Bildungen innerhalb des ursprünglichen Bezirkes zu gestatten. Wir haben früher gesehen, wie sich schon seit dieser Zeit innerhalb der seßhaft gewordenen Hundertschaft immer festere, engere Wirthschaftgemeinschaften auszusondern begannen: es waren die Familienhaushalte in sippenweiser Gruppirung. Bald in einem einzigen Dorfe, bald in mehreren Weilern, bald nur in Einzelhöfen siedelten sich die Familien einer Sippe dauernd an und begannen innerhalb der älteren Wirthschaftverfassung der Hundertschaft, auf der ihnen ausgeschiedenen Mark mit ihren Fluren, Weiden und Wäldern eine kleinere Wirthschaftgemeinschaft stetigen Charakters zu bilden. Zweifellos war für ihre allgemeine Struktur die Sippenverfassung maßgebend: blicken wir aber auf die späteren Quellen, die über die wirthschaftliche Seite dieser Bildungen zuerst Sicheres melden, so erkennen wir ohne Weiteres in ihnen als kleineren Wirthschaftgemeinden das genaueste Abbild der Markverfassung der Hundertschaft."

Es braucht nun nicht erst ausgeführt zu werden, daß die Darstellung in meinem Buche alle wesentlichen Punkte der Theorie Delbrücks vom Jahre 1895 enthält; diese ist in allen entscheidenden Seiten einfach nur eine Wiedergabe meiner Auffassung, deren zeitliche Priorität absolut gesichert ist. Unter diesen Umständen drängt sich natürlich die Frage auf, ob Delbrück meine Darstellung gekannt habe. Die wiederholten, mit ungewöhnlichem Nachdruck gegebenen Versicherungen der Originalität bei Delbrück, das besondere Gewicht,

das er eben diesen Forschungen zuschreibt, lassen keiner anderen Vermuthung Raum als der, daß Dies nicht der Fall sei. Gleichwohl kann darüber leider kaum ein Zweifel aufkommen, daß Delbrück die Ausführungen meines Buches gekannt hat. Er führt aus meinem Buche zwei Stellen (S. 472 und 479 Anmerk.**) an, die vor und nach den hier in Frage stehenden Abschnitten meines Buches stehen. Er zeigt sich (auf S. 490 Anm.) in all den Stellen, die für seine Forschung in Frage kommen, in meinem Buche wohl bewandert. Die Anmerkung auf S. 490 ist auch sonst von gewissem Interesse. Die Forschungen über die weitere Entwickelung der germanischen Verhältnisse innerhalb des Gaues, von denen bisher allein die Rede war, machen nämlich nur den zweiten Theil des Aufsatzes von Delbrück aus. Der erste Theil dagegen beschäftigt sich mit dem Völkerschaftstaat, also dem altgermanischen Verfassungskörper, dem der Gau oder die Hundertschaft übergeordnet war. Auch hier trägt Delbrück im Ganzen nur die Auffassung vor, die ich in dem ersten Bande meiner Deutschen Geschichte, vier Jahre vor ihm, veröffentlicht und auch schon vorher in gewissen Einzelheiten vertreten hatte. Aber er gesteht hier das gegenseitige Verhältniß noch ein und zwar in der eben citirten Anmerkung auf S. 490. Diese lautet: „Am Nächsten ist unseren Ergebnissen bisher Lamprecht gekommen, der zwar in unmethodischer Weise, aber doch mit richtiger Tendenz die 120000 Krieger Ariovists, von denen Caesar berichtet, auf 1200000 Seelen reduzirt (D. Gesch. I S. 70), auf die Hundertschaft einige Quadratmeilen und etwa 1000 Seelen rechnet (D. G. S. 123) und endlich der Völkerschaft ‚kaum mehr wie 30000 bis 40000 Seelen durchschnittlich' giebt (Deutsches Wirthschaftleben I, 1, 1487). Diese Auffassung ist aber nicht ganz konsequent durchgeführt. D. G. p. 169 rechnet Lamprecht 120 Familien (nach S. 123 1000 Seelen) auf eine Quadratmeile, rechnet auf eine solche Gruppe bis zu 300 Krieger (p. 113), ein offenbar unmögliches Verhältniß, und läßt hieraus die Elitetruppe von 100 (statt 200) Mann hervorgehen. Daß er den wandernden Gothen ein Drittel und eine halbe Million Köpfe giebt (D. G. I, 236), haben wir schon erwähnt. ‚Hunderttausende' rechnet er auch auf die Vandalen." Ich gehe nun nicht auf die materielle Kritik dieser Stelle ein, die arge Blößen in Delbrücks Schlußfolgerungen aufdecken würde. Ich weise nur darauf hin, eine wie intime Kenntniß meines Buches Delbrück an dieser Stelle zeigt: der selbe Delbrück, der in den Erörterungen über den germanischen Gau, die noch auf der Seite, die diese Anmerkung enthält, beginnen, nichts, aber auch absolut nichts mehr von meiner Auffassung vom Gau weiß, die doch die seine vollkommen vorwegnimmt. Und ich mache auf ein Zweites aufmerksam. Sehr sonderbar nur erkennt Delbrück auch in der citirten Anmerkung meine Priorität für den ersten Theil seiner Ausführungen an. „Am Nächsten ist unseren Ergebnissen bisher Lam-

precht gekommen," schreibt er: sieht Das nicht so aus, als sei eigentlich Delbrück mit seinen Resultaten vorher am Platze gewesen und ich ihm dann erst nachgekommen: freilich nur einigermaßen und vor Allem — dies Wort zieht bei mittelmäßigen Köpfen stets — unmethodisch; was dann durch einige unzutreffende Aussetzungen am Einzelnen meiner Darstellung zu beweisen versucht wird. Warum diese indirekte Anerkennung meiner Priorität im ersten Theil? Und warum denn gar ihr gänzliches Fehlen im zweiten? Mit dieser Frage will ich von Delbrück Abschied nehmen.

Leipzig. Karl Lamprecht.

Christus im Olymp.

Die größte Anziehungskraft hatte in dem bunten Wirrwarr der leipziger Ausstellung für mich Klingers Bild „Christus im Olymp". Im Klingersaal könnte man in ruhiger Vertiefung sich der unruhigen und in ihrer Aufdringlichkeit zuweilen etwas unangenehmen Gegenwart entrückt glauben. Zwar: zu einem völlig in sich geschlossenen Genuß, der den Widerspruchsgeist des Menschen ganz schweigen heißt, kam es bei mir nicht. Aber das Frappirende des Gemäldes, das zunächst eine Fluth sich überstürzender Gedanken und Gefühle auslöst, wich doch bei längerer Betrachtung einer ruhigeren Auffassung, die sich an dem Ideenreichthum des Bildes sättigt und über manches Störende in der Ausführung hinweghilft, so daß die Freude an dem Ganzen vorherrscht.

In riesigen Dimensionen, eine ganze Wandfläche einnehmend, steht das Bild vor uns, dreitheilig, in einer höchst originellen Umrahmung, die durch plastischen Schmuck noch gehoben wird und unten in einer merkwürdigen Predelle ihren Abschluß findet. Es erklärt sich leicht von selbst. Christus, der Mittelpunkt des figurenreichen Gemäldes, schlank, röthlichen Haares und Bartes, ohne den konventionellen Heiligenschein, ganz goldumflossen, lichtstrahlend. Hinter ihm, sein Gefolge bildend, vier weibliche Figuren, das Kreuz tragend, in dunklen Gewändern, ernst und feierlich schreitend, die vier christlichen Kardinaltugenden: Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Wahrheit. Dieser feierlich ernste Zug ist in den Kreis der Götter und Göttinnen hineingetreten, die auf buntem, blumigem Grund, auf waldumsäumter Bergeshöhe, hinter der ein Tempel aufragt, während unten das Meer die Gestade bespült, in seliger Gemeinschaft dahinleben. Jetzt ist ihr Zusammensein gestört; ein Fremdling mit sonderbarem Gefolge ist in ihren Kreis gedrungen, aber man fühlt, daß es ein Eindringling ist, den man nicht abweisen kann, wiewohl von ihm Gefahr droht, die den Sturz der Götterherrschaft herbeiführt. Wo er gewandelt, sprießen Veilchen aus dem Boden; es ist etwas Ueberirdisches in seiner Erscheinung und sie verfehlt ihren Eindruck nicht. Zeus, der mächtige Gebieter, der wohl ahnt, daß das Ende seines

Reiches nah ist, erhebt sich von seinem Marmorsitz, von Ganymed gestützt; denn er ist alt und bedarf der Stütze, die freilich nicht ausreicht. Und die übrigen Götter? Zur Linken des Göttervaters, der sich anschickt, einem Höheren Platz zu machen, steht eine große, kräftige Gestalt, Hermes, den Kopf über die Achsel biegend, als wollte er sagen: Was hat Dieser hier unter uns zu suchen? Mit gleicher Verachtung blicken die drei Göttinnen Hera, Athene, Aphrodite, die Vertreterinnen des weiblichen Schönheitideals der Antike, auf die Begleiterinnen Christi. Und wahrlich, ein größerer Gegensatz ist kaum denkbar: heidnische Schönheit und weltfeindliche Strenge stehen einander gegenüber. Aber nicht unversöhnlich ist die herrschende antik-heidnische und die kommende christliche Weltanschauung. Eine Anknüpfung des neuen Evangeliums an die untergehende Welt findet sich doch. Aus der sinkenden Götterwelt des Olymps wirft sich eine der Göttinnen dem Nazarener zu Füßen, ergreift seine Hand, die er nicht zurückzieht, schaut mit flehenden Blicken zu ihm auf und sucht sich in rührender Ergebung ihm anzuschmiegen. Psyche ist es, die verkörperte Menschenliebe, die ihren Bund mit dem Christenthum eingeht, das selbstlose, hingebende Erbarmen, gelöst von den Banden der Sinnlichkeit. Denn Eros, mit dem sie bisher verbunden war — im Bild ist die Verbindung durch das blaue Gewand angedeutet, das Beide noch umschlingt —, wendet sich in heftigem Abscheu von der ernsten Erscheinung ab, während Dionysos neben ihm versucht, dem Fremdling in einer Schale den Willkommengruß zu bieten. Mit einer vornehmen Handbewegung wird er von Christus abgewiesen. Die neue Weltanschauung, die von ihm heraufgeführt wird, bedeutet den Sieg der Geisterwelt über die Sinnenwelt, verkörpert in dem Bunde Christi mit Psyche. Diese Szene füllt den Mittelpunkt des Bildes; sie giebt dem Ganzen das Gepräge und die leitende Idee, die im linken Flügelbild wiederkehrt in den erschreckt davon eilenden genußfrohen Mänaden und den hilfesuchenden Armen und Elenden, denen das Evangelium Erlösung und neues Leben bringen soll. Und diese Gegenüberstellung der beiden großen Weltanschauungen, Antike und Christenthum, wird dem Beschauer noch eindringlicher in den beiden Marmorfiguren vorgeführt, die zu den Seiten des Bildes einen Theil der stilvollen Umrahmung bilden: die eine, schmerzlich ihr Haupt verhüllend, die Vertreterin der untergehenden Welt, die andere, Kopf und Hände aufwärts richtend, begeistert das neu aufgehende Licht begrüßend; die eine eine Vollgestalt, die andere ein Torso, — warum, ist nicht ersichtlich.

So haben wir die Mitte und die linke Seite des Bildes kennen gelernt; auf der rechten sehen wir Apollo, der seine Schwester Artemis vor den Blicken des Fremdlings bergen und in seinen Armen davontragen will. Im rechten Flügelbild aber ruht Pluto im Schoße seiner Gattin Persephone, die in starrer Unbeweglichkeit dem Verhängniß entgegensieht. Die Gruppe wird vervollständigt durch Hephästos und Ares, der kampfbereit, die Klinge prüfend, auf einer Felsenhöhe steht. Eine großartige Ergänzung hat das Ganze in der schon erwähnten Predelle, die sich unter dem Gemälde hinzieht. Wundervoll gemalt in Tönen, die in der Marmoreinfassung angeschlagen sind, treten die Gestalten förmlich plastisch aus dem dunklen Hintergrunde heraus, der auf einer Seite von einem geheimnißvoll durchblitzenden Licht, dessen siegende Stärke der neu aufsteigenden Lehre gleichzukommen scheint, erleuchtet wird. Es sind zusammengekrümmte, krampfhaft gebogene Gestalten, die Giganten, aus Abgrundtiefen emporsteigend,

in die sie von den Olympiern einst hinabgeschleudert worden waren. Jetzt sind sie erwacht und suchen in glühendem Rachedurst die Fundamente des Olymps zu untergraben. Dieser Theil des Gemäldes könnte von Michelangelo gemalt sein.

Ein sinnreicher Gegensatz zwischen dem Hauptbild und der Darstellung in der Predelle. Unten gewitterdüstere Unterweltsstimmung, oben lichte Klarheit, die nur leicht verschleiert erscheint durch die vom Meer aufsteigenden Dünste. Unten brutale Gewalten am Werke, oben siegreich die Macht des Gedankens, der die olympische Welt überwindet. Unten Wirrniß, oben klassische Ruhe. Denn nicht tumultuarisch vollzieht sich der Kampf zwischen den beiden Weltanschauungen. Eros ist der einzige der Götter, der in heftiger Bewegung erscheint; und mit Recht, denn die seelische Liebe findet bereite Aufnahme im Christenthum, gegen die sinnliche aber wird der Kampf eröffnet: das geistige Gesetz in unseren Gliedern streitet wider das fleischliche.

Man mag über das Bild denken, wie man will, man mag sich sogar an ihm ärgern: es ist doch kein Zweifel, daß es in der Erfassung der Grundidee einen glücklichen Wurf bedeutet. Klar und greifbar tritt diese Idee auf den ersten Blick hervor; sie wird in feinen Beziehungen verfolgt, in mannichfachen Wandlungen und Formen, die immer das gleiche Thema predigen: eine Welt voll Sinnlichkeit und Schönheit muß weichen einer Welt der Wahrheit, die in ihrer Herbe und Strenge doch etwas Versöhnendes hat, da sie uns hinaufhebt in eine höhere Daseinsform, die eine Verinnerlichung von bleibendem Werthe bedeutet. Das Anziehende des Bildes beruht, denke ich, in der packenden Vorführung eines weltgeschichtlichen Ereignisses: Sieg des Christenthumes über die Antike, deren werthvolle Bestandtheile in die neue Lehre eingehen und so einem historischen Entwickelungprinzip Ausdruck verleihen, daß eine neue Wandlung sich nicht vollziehen kann, ohne mit dem Gewordenen sich auseinanderzusetzen, wobei das wahrhaft Werthvolle aufgenommen und angeeignet wird.

Offenbar ist der Künstler bestrebt gewesen, zu dem großen Vorwurf, zu dem tiefen Gedankeninhalt, die entsprechende Form zu finden. Das mag ihm für einzelne Theile vollauf gelungen sein; für andere möchte ich es bestreiten. Hier stört eine gewisse Unausgeglichenheit den Eindruck. Eine Art Freskotechnik, eine gobelinartige Farbengebung will offenbar geflissentlich eine kräftige Schattirung vermeiden. Die Farben sind hell und licht neben einander gesetzt, so daß es zuweilen schwer ist — namentlich bei den Figuren auf der rechten Seite des Bildes — die Glieder der Gestalten und ihre Umrisse gut in ihrer Zusammengehörigkeit zu erkennen. Man hat das Gefühl: wenn die Bläße und Mattigkeit der Farbengebung durch ein kräftigeres Kolorit ersetzt werden könnte, würde das Bild ungemein gewinnen.

Aber so viel man auch dagegen vorbringen kann, es ist doch ein Werk von eindringendem Ernst und großer Wirkung. Das wenigstens habe ich empfunden und Das zieht mich zu ihm zurück. Es hat auch den Wunsch in mir wachgerufen, daß der Künstler ein Seitenstück dazu schaffen möchte: Christus in Walhall. Das wäre freilich schwieriger; der Künstler müßte hier als Prophet auftreten, während er dort Historiker ist. Denn die Zukunft des Christenthumes wird auf germanischem Boden entschieden. Und wer will sagen, wie sie sich gestaltet?

Jena. Professor Dr. Wilhelm Rein.

Berliner Musikpflege.

Der Zufall hat mir neulich ein interessantes Büchlein in die Hand gespielt. Es stammt aus dem Jahre 1827 und rührt her von Ludwig Rellstab, dem bekannten berliner Musikkritiker. Der Titel lautet: „Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponisten und Generalmusikdirektor in Berlin nebst einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunst- und Tagesgeschichte." Rellstab lebte mit dem allmächtigen Generalmusikdirektor in bitterer Fehde. Er erhebt gegen ihn eine Reihe schwerer Vorwürfe, die darin gipfeln, daß Spontini nur die eigenen Werke pflege, die seiner deutschen Rivalen aber verschweige. Spohrs Verdienste um die dramatische Musik waren schon in ganz Deutschland rühmlich bekannt, als man in Berlin noch immer nur in den Journalen von ihm las. „Jessonda" wurde erst aufgeführt, nachdem sie auf anderen Bühnen einen solchen Erfolg errungen hatte, daß es doch gerathen schien, der allgemeinen Stimme Gehör zu geben. Und trotz der Begeisterung, mit der Jessonda unter des Komponisten Leitung schließlich auch in Berlin aufgenommen wurde, fuhr Spontini fort, die übrigen Opern des deutschen Meisters bei Seite liegen zu lassen.

Noch schwerer versündigte sich der Generalmusikdirektor an Weber, „den er als Künstler verehrt, als Freund geliebt haben müßte", wenn ihn ein wahrhaft reines Kunstinteresse beseelt hätte. Doch „der ungemeine, beispiellose Erfolg des Freischützen war ein Stachel in den Augen des mißgünstigen Künstlers; jeder Lorberzweig um Webers Haupt wurde zu einem Dornenreis für Jenen, — aber beim Himmel, es wand sich ihm keine Märtyrerkrone daraus." Die Aufführung der „Euryanthe" wurde verschoben, wieder vertagt und durch eine umständliche, vornehm anmaßliche Korrespondenz hingezogen. Weber selbst wußte recht wohl, welche Gesinnungen die Leitung der berliner Oper gegen ihn hege. Als Rellstab den Meister fragte, wann „Euryanthe" endlich gegeben werde, lautete die Antwort: „Nicht eher, als bis Spontini in Paris ist." Und so kam es auch wirklich. „Ist es nicht hart," sagte Weber, „daß einem deutschen Komponisten das einzige deutsche Theater, auf dem sein Werk würdig gegeben werden könnte, verschlossen ist? Das ist der Triumph der deutschen Künstler! Anerkannt werden ihre Werke, aber dennoch müssen sie in ihrem eigenen Vaterlande mühsam darum kämpfen, ja betteln, daß man sie nur zur Aufführung bringt. Dieser Spontini erdrückt Vieles!" So wurde Weber in Berlin behandelt, als er noch lebte und sein Freischütz schon ungeahnten Erfolg errungen hatte. Aber auch dem toten Meister zollte man keine Gerechtigkeit. „Warum ist Oberon noch nicht gegeben?" fragt Rellstab in bitterem Zorn. „Es ist das letzte, ich glaube auch das beste Werk des theuren, allgeliebten Künstlers . . . . es ist der unschätzbare Preis seines Lebens, — und dies Werk soll gleichgiltig bei Seite gedrängt werden, während die unvollendete Halbgeburt Spontinis noch jüngst mit dem höchsten Aufwande aller Mittel in ihr Scheinleben gefördert wurde? . . . Ich sage nicht, daß Spontini alle diese schweren Frevel selbst begeht, aber er war der Einzige, der sie hindern konnte. Und weil er es nicht gethan, darum trifft ihn der Vorwurf auch alles Dessen, was er nicht gewollt." Spontini selbst ist höchst aufgebracht über die Vorwürfe, die ihm entgegengeschleudert werden. Er affektirt

zwar, hoch erhaben über alle Kritik zu sein, daß er aber trotzdem nicht so ganz gleichgiltig ist, davon hat Rellstab Beweise in Händen. Spontini suchte den unbequemen Kritiker sogar für sich zu gewinnen; „er fing es bei Jemand, der sich selbst achtet, nur falsch an". Zur dritten Vorstellung seiner neuesten Oper schickte er dem Rezensenten zwei Billets, nachdem er sich drei Vierteljahre lang nicht im Geringsten um ihn bekümmert und es auch unterlassen hatte, dem unabhängigen Manne für immer einen Platz im Theater zu sichern, wie es bei einem „offiziell angestellten Critico rigoroso . . . so üblich zu sein pflegt." Rellstab hatte nicht die hohe Ehre, zu jenen Herren zu gehören, die man stets im Hintergrunde der Loge Spontinis klatschen sah. Er verzichtete aber auch von Herzen gern auf diesen Vorzug. Er wollte keinen freien Platz im Theater haben, „so lange die Welt denkt, man ändere für sechzehn Groschen seine Meinung, und so lange die Theaterdirektionen Dies ebenfalls voraussetzen."

Das war das Verhältniß des einflußreichsten berliner Musikkritikers zur obersten Leitung der königlichen Oper im Jahre 1827. Auf welcher Seite das Recht war, dürfte heute leicht zu entscheiden sein. Der Kritiker deckte mit dankenswerther Rücksichtlosigkeit Schäden auf und geißelte die Vernachlässigung der zeitgenössischen Produktion mit Worten, die uns heute fast noch zu mild erscheinen. Handelte es sich doch um Spohr und Weber, deren Namen sich für alle Zeiten in die Geschichte der Musik eingegraben haben. Der Kritiker war der Leitung der Oper an künstlerischer Einsicht unstreitig überlegen. Er war kein Nörgler, sondern ein Vorkämpfer der edelsten und besten musikalischen Bestrebungen. Wäre Das geschehen, was er verlangte, so hätte dem Opernhause nur Vortheil und Ruhm erwachsen können.

Inzwischen sind siebenzig Jahre ins Land gegangen. Es giebt keinen Spontini mehr in Berlin, noch weniger giebt es bei der ungeheuren Vergrößerung des Zeitungwesens einen Kritiker, der den Einfluß und die Macht Rellstabs besäße. Und doch haben sich die Verhältnisse im innersten Kern nicht geändert. Die selben Mißstände, die Rellstab einst mit Feuer und Schwert bekämpfte, machen sich noch jetzt breit. Die Funktionen Spontinis sind getheilt. Die künstlerische Verwaltung der Oper liegt heute in den Händen zweier Männer, des Grafen Hochberg und des Intendanturdirektors Pierson. Was Spontini allein sündigte, sündigen diese beiden Herren in Compagnie. Nicht aus Eifersucht gegen die Künstler. Nein: der komponirende Graf Hochberg weiß den Komponisten vom Intendanten zu trennen und mißt der eigenen Produktion vielleicht selbst keinen allzu hohen Werth bei. Trotzdem herrscht noch heute Gleichgiltigkeit und Interesselosigkeit gegen die zeitgenössische Produktion, noch heute werden die kostbarsten Mittel oft an Unwürdiges verschwendet, noch heute ist das Verhältniß der Intendanz zur Kritik nicht korrekt.

Der Kritik gegenüber stehen der Intendanz verschiedene Mittel zu Gebot. Zunächst die persönlichen Beziehungen, die der gewandte Direktor Pierson zu den Kritikern selbst oder zu den „maßgebenden" Persönlichkeiten der Redaktionen zu unterhalten sucht. Ist man erst der freundlichen und willfährigen Gesinnung des Verlegers, Chefredakteurs oder Feuilletonredakteurs sicher, so ist auch der allenfalls unbequemen Thätigkeit des Musikreferenten ein Damm gesetzt. Wo persönliche Beziehungen nicht ausreichen, wird zum zweiten und schärferen Mittel ge-

schritten: zur Entziehung der manchen Redaktionen zur Verfügung stehenden und von ihnen auch benutzten Freikarten. Die Intendanz weiß recht wohl, daß sie auf diese Weise unter Umständen einen gewichtigen Druck auszuüben vermag bei Redaktionen, denen das Geld nicht immer in Hülle und Fülle zur Verfügung steht. Der willfährige, gut gesinnte Kritiker findet bei Premieren und auch sonst, wenn er Lust hat, im Opernhause offene Thüren; den bösen, eigenwilligen Knaben aber, der es wagt, auch die Thätigkeit der hohen Direktion unter die kritische Lupe zu nehmen, ereilt die wohlverdiente Strafe und Maßregelung für sein ungebührliches Verhalten. Seiner Redaktion werden die Freikarten entzogen, bis der starre Trotz gebrochen ist oder — noch besser — der unbequeme, selbständige Referent einem willigen Knechte Platz gemacht hat. Der Kritiker, der entschlossen ist, die Wahrheit zu sagen, wird sich zwar nicht beirren lassen, ob er mit Freikarten überschüttet wird oder nicht; die Benachtheiligung aber bleibt bestehen. Ein höchst ungesunder Zustand wird geschaffen, wenn die Freikarte als Lohn für dauerndes Wohlverhalten gilt und entzogen wird, sobald die Kritiken nicht so ausfallen, wie die Intendanz es wünscht. Es giebt so viele schwache Menschen, auch unter den Kritikern. Die Schwachen aber werden Bedenken tragen, den Verlegern und Redaktionen, von denen sie abhängen, größere, sich stets wiederholende Ausgaben zuzumuthen, die sich ja vermeiden lassen, sie werden sich fügen, sie werden ihre Ausdrucksweise abschwächen und das Resultat ist, daß das Opernhaus findet, was es sucht: milde, sanfte, rosig gefärbte Kritiken, die sich nur zum Schein einmal bei nebensächlichen Punkten zum Widerspruch aufraffen. Die gefürchtete berliner Kritik, die kleine Sängerinnen im Saal Bechstein und in der Singakademie mit gewaltigen Fäusten schüttelt, so daß den Mädchen Hören und Sehen vergeht, findet nur selten ein Wort des Tadels gegenüber beklagenswerthen Mißständen an der Königlichen Oper. Es wird häufig nach dem Grundsatz verfahren: die Kleinen schlägt man und vor den Großen duckt man sich hübsch säuberlich. Und doch wäre es für das Opernhaus so leicht, den Tadel in loyaler Weise zu entwaffnen. Ein Institut von dieser Bedeutung und diesem gefestigten Ansehen müßte zu stolz sein, mit kleinlichen Mitteln zu kämpfen. Es müßte auf die unantastbare Güte seiner Leistungen vertrauen können und darauf rechnen, daß der Tadler sich selbst ins Unrecht setzt. Daß die Opernleitung dies Selbstvertrauen nicht besitzt, offenbart ihre Schwäche, die vor Allem in der Indolenz und Willkür gegenüber der modernen Produktion wurzelt. Mit guten Repertoirevorstellungen, die sich überdies in einem sehr engen Kreise bewegen und Wiederholungen über Wiederholungen bringen, ist die Aufgabe der ersten Opernbühne des Landes nicht erschöpft. Solche Vorstellungen mögen dazu dienen, die Kasse zu füllen und die Mittel zur künstlerischen Weiterarbeit zu liefern. Aber Das ist ja das Schlimme: von künstlerischer Weiterarbeit merkt man in unserem Opernhause nichts. Das Repertoire bewegt sich in ruhigem Gleichmaß zwischen „Lohengrin", „Evangelimann" und „Undine" hin und her, überläßt die moderne Produktion ihrem Schicksal und straft die Menschen, die heute noch thöricht genug sind, Opern zu schreiben, mit der gebührenden Verachtung. Und wenn die Direktion einmal selbständig vorgeht, dann beschützt sie die Unfähigkeit, die Seichtigkeit, die Plattheit und fügt so der schwer geprüften modernen Musik doppelten Schaden zu. Das mag ein Ueberblick über die Novitäten der vergangenen Saison beweisen.

Zwei Einakter hat das Opernhaus im vorigen Spieljahr zu Tage gefördert („Benvenuto Cellini" von Berlioz zählt nicht als Novität) und diese beiden Einakter waren künstlerische Nieten. Hansmanns „Enoch Arden" ist längst gerichtet. Es gehörte der wenig neidenswerthe Muth der Intendanz dazu, ein solches Opus an erster Stelle überhaupt der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der ganze Winter war vergangen, ohne daß die Oper eine selbständige Regung gezeigt hätte, endlich nun, zum Schluß der Saison, trat sie mit einem Werkchen hervor, das sich in Text und Musik als erbärmliche Stümperei erwies. Und gleich darauf erschien eine zweite Nichtigkeit, die sich „Haschisch" benennt, vom Herrn Delmar gedichtet und vom Herrn von Chelius in Musik gesetzt ist. Der Text war besser als der des „Enoch Arden", auch die Musik in gewissen äußerlichen Punkten. Wir erlebten das seltsame Schauspiel, daß ein Offizier — Herr von Chelius ist Husaren-Rittmeister — den Musiker von Beruf — Hansmann — in technischen Künsten übertrifft. Bei Hansmann häufen sich die Ungeschicklichkeiten; der Anfänger, dem es an Uebersicht und Routine gebricht, verräth sich jeden Augenblick. Herr von Chelius dagegen instrumentirt wie der gewiegteste Kapellmeister und paßt seine Gedanken mit bemerkenswerthem Geschick der Bühne an. An der Thatsache, daß die musikalischen Gedanken des Herrn von Chelius werthlos sind, wird durch solche Fertigkeit aber nicht das Geringste geändert.

Mit diesen beiden Einaktern also beglückte die erste Opernbühne des Landes das musikalische Deutschland; im Sommer gesellte sich noch Puccinis „Bohème" hinzu, wieder ein Werk von zweifelhaftem Werthe; die ganze übrige moderne Produktion wurde ihrem Schicksal überlassen. Wir haben heute zwar keine Komponisten von der Popularität Webers und Spohrs in Deutschland, aber ringende, kämpfende Leute, denen beizuspringen Ehrenpflicht wäre. Es ist wahr, die Intendanz kann gute Werke nicht aus der Erde stampfen. Aber sie hat die Pflicht, Neues zu bringen. Die berliner Oper müßte der Brennpunkt aller musikdramatischen Bestrebungen sein. Heute aber kennen wir Vieles, das von sich reden macht, wie zu Rellstabs Zeiten, nur vom Hörensagen, müssen in den Zeitungen lesen, wie andere, kleinere Bühnen tapfer vorangehen, wie hier und dort Neues aufgeführt wird, während wir im Stumpfsinn eines abgeleierten Repertoires dahinleben.

Wenn die Instanz des Opernhauses, die über neue Werke zu Gericht sitzt, gute und schlechte Musik nicht zu unterscheiden vermag, so muß schleunigst Abhilfe geschaffen werden. Die höchste musikalische Intelligenz gehört an die Stelle, die auf das Wohl und Weh unserer künstlerischen Entwickelung so großen, entscheidenden Einfluß übt, eine Intelligenz, die das Getriebe der Parteien überblickt. Wer ist aber heute der verantwortliche Mann? Graf Hochberg? Herr Pierson? Die Kapellmeister? Verantwortlich ist immer nur das unfaßbare, über den Wolken thronende Etwas, die Intendanz, die allen Angriffen unerreichbar ist. Und so läuft denn die Maschine jahraus, jahrein mechanisch weiter, liefert leidliche Repertoirevorstellungen, füllt die Kasse und läßt die lebendige Kunst der Gegenwart betteln gehen. Und wir stehen daneben, müssen zusehen und können höchstens protestiren, ohne daß unser Protest im Geringsten nützt.

Das Verhalten der Hofoper gegenüber der modernen Produktion ist doppelt bedauerlich, da auch die Konzertsäle wenig Ersprießliches zeitigen. Hier sind es andere Hemmnisse, die eine gedeihliche Fortentwickelung unterbinden. Den Konzertunternehmern und den maßgebenden Dirigenten fehlt es weder an Energie noch

an Regsamkeit, aber sie suchen das Heil auf einer Seite, wo es nie und nimmer gefunden werden kann, und so ist denn der Mangel guter Neuschöpfungen in der Oeffentlichkeit der wundeste Punkt des gesammten Musiklebens überhaupt. Die äußersten, unhaltbaren Extreme kämpfen mit einander. Auf den Bühnen machen sich Werke breit, die mit ihrer Süßlichkeit und Sentimentalität Erfolge erringen, von den ernsten Kunstfreunden aller Richtungen aber als verderbliche, weichliche Produkte abgelehnt werden müssen. Die großen Konzertsäle, in denen die Kapellmeister das ausschlaggebende Wort sprechen, verzichten auf so wohlfeile Lorbern. Sie suchen Das nach Kräften zu fördern, was nach ihrer Ueberzeugung echte, moderne Musik ist, die neudeutsche Kapellmeistermusik, die sich an Richard Wagner, Liszt und Berlioz anlehnt und doch so weit von der Bedeutung dieser Meister entfernt ist. Eine heillose Verwirrung der Begriffe ist auf musikalischem Gebiet entstanden.

Tüchtige Geiger, tüchtige Klavierspieler und Sänger, die in die großen Städte kommen, können mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihr Talent erkannt und gewürdigt wird. Bei den Instrumentalisten ist die Sicherheit noch größer als bei den Sängern. Hermann Wolff, der ja das Konzertleben Berlins so ziemlich beherrscht, ist der Erste, der einen tüchtigen Instrumentalisten zu schätzen weiß, mag die Kritik sagen, was sie will. Hermann Wolff braucht die Kritik gar nicht. Er moquirt sich über sie, wenn sie nicht das Richtige trifft, das er selbst scharfen Auges lange vorher erkannt hat. Die Folge seiner Sicherheit ist, daß die echten reproduzirenden Talente durchdringen und rasch Boden gewinnen.

Ganz anders ists aber, wenn ein begabter Komponist des Weges kommt. Der kann bei hundert Größen anklopfen und wird um so sicherer verschlossene Thüren, wenn nicht gar Spott und Hohn finden, je selbständiger er sich von den herrschenden Strömungen fern zu halten weiß. Die Folgen offenbaren sich mit erschreckender Deutlichkeit. Der Ueberblick über die Novitäten gestaltet sich zur unerquicklichen Erkenntniß, daß der gute musikalische Geist von uns gewichen ist, wenigstens da, wo die Machthaber schalten. Möchte doch auch der deutschen Komposition ein Hermann Wolff erstehen, ein tüchtiger Geschäftsmann, der zugleich scharf blickender Kenner ist und die kompositorischen Talente zu halten weiß, trotz Kritik und Publikum. Ein praktisch begabter Mann dieser Art könnte unendlichen Segen stiften und selbst dabei seine Rechnung finden.

Es ist kein Zufall, daß gerade Werke wie „Also sprach Zarathustra" von Richard Strauß und Symphonien von Gustav Mahler an den ersten Stellen aufgeführt werden. Es ist vielmehr das charakteristische musikalische Merkmal unserer Zeit. Was Michelangelo dem sechzehnten Jahrhundert, war Richard Wagner der Musik des neunzehnten, und wie das Erbe Michelangelos vielfach in wüstes Barock ausartete, so wird heute Wagners Kunst von der komponirenden Zunft in ihr Zerrbild verkehrt. Manier bleibt Manier, ob sie sich, wie vor Jahren, in schulmeisterlichem Klassizismus oder, wie in unseren Tagen, in wagnerisirendem Kraftmeierthum äußert. Die klassische Musik ließ einen professorenhaft sittsamen Nachwuchs erstehen. Wagners mächtig aufflammender Geist verwirrte den ihn anstaunenden Epigonen den Sinn in anderer Weise: da er revolutionirte, so revolutioniren sie auch, da er in großen Konturen malte, so führen auch sie den Pinsel mit Schwung, da sein Sinn aufs Gewaltige und Erhabene gerichtet war, so suchen auch sie den Ossa auf den Pelion zu thürmen.

Leider wird bei ihnen zur Affektation und Pose, was bei Wagner unbändige Kraft war. Diese ganze Erscheinung ist Jedem, der auch nur ein Bischen mit Kunstgeschichte vertraut ist, leicht verständlich und natürlich. Als historische Erscheinung ist sie sogar interessant. Als Thatsache aber, die man miterlebt und durchkämpft, ist sie beklagenswerth. Die Zunft dünkt sich heute hoch erhaben über die Jugenkomponisten der klassischen Periode, sie fühlt sich so kühn, so thatendurstig, — und ist im Grunde ihrer Seele doch so philiströs. Philistrosität ist es, die die Herkules-Symphonien und monströsen symphonischen Dichtungen unserer Tage erstehen läßt, Philistrosität, die, um äußerlich ungewöhnlich zu erscheinen, keine andere Wahl hat, als eine flatternde Perücke aufzusetzen, einen langen Bart umzubinden, eine Pappkeule zu ergreifen und den wilden Mann zu spielen.

Nicht jeder begabte Komponist ist ein Richard Wagner an Schöpferkraft und Energie des Charakters. Es giebt auch zarter besaitete Naturen, deren Phantasie zwar nicht weniger echt ist, aber nicht so vulkanisch gewaltsam zu Tage tritt und deren Widerstandskraft äußeren Gefahren gegenüber leichter versagt. Was fangen solche Naturen heute an gegenüber den Unbilden, die von allen Seiten auf sie einstürmen? Sie fühlen sich abgestoßen von den Seichtigkeiten, die die Opernbühnen der lieben Kasse wegen auftischen, wie von dem hohlen Gethue der Wagnerepigonen in den großen Konzertsälen. Sie müssen sich in Geduld fassen. Vielleicht siegt die echte und gesunde Kraft doch wieder einmal über die riesenhaft sich geberdende Manier und über die Plattheit, wie es ja „Hänsel und Gretel" beschieden war. Die gesunde Kraft äußert sich ganz anders: nicht in aufgebauschten, von exaltirten, wilden Gestalten wimmelnden Kolossalkartons, sondern in feinen, geistvollen Zügen, die eben ihres wahren Gehaltes wegen auch neben dem großen, das Zeitalter beherrschenden Meister bestehen können. Es hat nicht nur einen Richard Wagner, es hat auch einen Smetana gegeben. Vielleicht steht der echte Erbe der musikalischen Krone Smetana näher als Wagner. Wer weiß?

Einstweilen beschränkte sich die wahrhaft gute moderne Musik, die in der jüngst vergangenen Saison in Berlin zu Tage gefördert wurde, so weit meine Kenntniß reicht, auf etliche Lieder von Richard Strauß, Hugo Wolf, Rudolf Buck, Wilhelm Berger, Anton Beer und Hermann Bischoff. Bezeichnend ist, daß Hermann Bischoff, ein Schüler und begeisterter Anhänger Richards Strauß, in seiner bedeutendsten Schöpfung, dem „Schnitterlied" (Gedicht von Konrad Ferd. Meyer), völlig auf dem Boden einer künstlerisch vernünftigen Tradition steht. Das „Schnitterlied" bewegt sich in den selben musikalischen Bahnen, die auch Richard Strauß betritt, wenn er sich so giebt, wie ihn der liebe Gott geschaffen hat, in Bahnen, die auf Schumann zurückweisen und die parallel laufen mit dem Pfade, den Brahmsens Muse in guten Stunden wandelte. Auf diesen Wegen finden unsere Neudeutschen Gedanken, die bedeutend genannt werden dürfen. Es wäre deshalb grundfalsch, den Herren die Begabung abzusprechen. Davon ist nicht die Rede. Zu wünschen ist nur, daß ein guter Geist sie erleuchten und ihnen, ehe es zu spät geworden ist, zum Bewußtsein bringen möge, wo ihre wahre Kraft steckt.

Paul Moos.

Die Silberschlacht.

Diesmal hat der Kriegszug der Silbermänner ganz besonders überraschend gewirkt. Man war an Brochuren und mündliche Darlegungen, selbst an parlamentarische Vorstöße längst ja gewöhnt; neu aber war, daß die londoner City sich gezwungen sah, gegen die Gouverneure der Bank von England aufzutreten, und daß ältere französische Volkswirthe, wie Paul Leroy-Beaulieu, ihren Zuhörern ein Fallen der Rente um 30 Prozent voraussagen zu müssen glaubten, um ihnen zu zeigen, wie schädlich die wegen Wiederaufnahme der Silberprägung schwebenden Verhandlungen seien. Kein Goldfreund würde über leidenschaftliche Bewegungen zu Gunsten des weißen Metalles erstaunt sein, wenn diese Bewegung sich, wie zur Zeit der Präsidentenwahl, auf die Vereinigten Staaten beschränkte; dort drüben werden riesige Silbermengen produzirt, während Europa zum größten Theil auf Bezüge aus Amerika und Australien angewiesen wäre. Jetzt aber schien sich in den reichsten europäischen Goldwährungländern eine dem Bimetallismus günstige Strömung zu zeigen: in England und Frankreich; und gerade Frankreich mit dem ungeheuren Goldvorrath seiner Bank konnte man, trotz seiner formellen Doppelwährung, bisher von fern für eine der wichtigsten Stützen des Monometallismus halten. Das Entstehen dieser Erscheinung ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man braucht kein Anhänger der Silbertheorie zu sein, um zu erkennen, daß die Führer der Silberpartei zäh und eifrig auf das Ziel ihrer Wünsche losgehen. Ihre neueste Aktion ist besonders lehrreich und es lohnt sich deshalb, die äußeren Vorgänge einmal zu beleuchten.

Als Herr Mac Kinley erfuhr, daß er zum Präsidenten erwählt sei, hatte er sehr rasch, also noch Monate vor seiner Thronbesteigung, dem Senator Wolcott eine vertrauliche Mission übertragen. Dieser Herr ging nach London, Paris und Berlin, um die Regirungen in der Währungfrage zu sondiren; die Minister, mit denen er sprach, vergaßen gewiß nicht, daß sie in ihm den Vertreter eines Reiches sahen, das sich zu neuen, sehr scharfen Schutzzöllen anschickte. Inzwischen hat sich ja herausgestellt, daß von den Amerikanern irgend eine Einschränkung ihrer recht brutalen Zollpolitik nicht zu erreichen war; nach dieser Erfahrung hatte die alte Diplomatie auch keine Veranlassung mehr, ihr Gesicht in freundliche Falten zu legen. Damals aber sah die Sache anders aus; man hoffte noch und bei den Engländern kam der nicht genug beachtete Umstand hinzu, daß sie überhaupt Angst vor den Amerikanern haben, in denen sie das Bild ihrer eigenen Jugend wiedererkennen. Man konnte zunächst annehmen, der Senator Wolcott habe über den freundlichen Empfang, der ihm in Europa bereitet wurde, vielleicht allzu viel gesagt; die Wahrheit seines Berichtes wird aber durch die Geständnisse bestätigt, die man neuerdings in England vernommen hat. Der Bericht seines ersten Sendboten klang so verlockend, daß Mac Kinley, nachdem er ins Weiße Haus eingezogen war, eine offizielle Gesandtschaft (Wolcott, Payne und Stevenson) abschickte, die positive Verhandlungen einleiten und eine Verständigung herbeiführen sollte.

Die drei Herren erschienen zuerst in Paris und hier gelangte man, wie die Unterhändler damals versichert haben sollen, zu einer entente. Die Bank von Frankreich hat zwar für $1\frac{1}{4}$ Milliarde Silber liegen, aber ihre Fünffrankenstücke cirkuliren so flott wie fünf Franken in Gold oder eine Banknote über dieselbe Summe. Die Bank verfügt auch über 1961 Millionen in Gold, hat also um 1150 Millionen

mehr Gold, als in der Bank von England ruht. Was die Franzosen für die entente stimmte, läßt sich einstweilen noch nicht überblicken. Vielleicht hofften sie, zunächst ihren zahlreichen Zuckerfabriken einen weniger scharfen Tarif sichern zu können, vielleicht schwebte auch irgend einem besonders ehrgeizigen Minister das Traumbild vor, Deutschland, das sich seine Goldwährung ja nur mit Hilfe der Kriegskontribution schaffen konnte, werde gezwungen sein, aus diesem Währungsystem wieder zu scheiden. Im Allgemeinen haben Frankreichs leitende Männer von unseren wirthschaftlichen Verhältnissen ja ganz richtige Vorstellungen. Sie halten zwar die Herren Miquel und Posadowsky für entschiedene Silberfreunde, aber sie haben oft genug gesagt, Deutschland werde seine Goldwährung wahrscheinlich nur nach vieljährigen passiven Handelsbilanzen verlieren. Diese Gefahr — wenn es eine ist — droht heute, bei dem Aufschwung unserer Industrie, aber nicht. Immerhin müssen die Franzosen den amerikanischen Sendboten sehr weit entgegengekommen sein, denn man beschloß, künftig gemeinsam vorzugehen. Die Amerikaner reisten nach London und der französische Botschafter erhielt die Weisung, sich ihrer Aktion anzuschließen und für die Relation $15^1/_2 : 1$ einzutreten. Was that nun die englische Regirung, die jetzt die ganze Rechnung wieder durchlöchert hat? Sie erbat sich zur Antwort eine Frist, von der ich nicht bestimmt weiß, ob sie bis zum Oktober oder bis zum November dauern sollte. Alles wurde höchst heimlich besorgt und nur in Privatbriefen theilten die Häupter der Bimetallisten einander mit, das britische Ministerium habe sich mit den amerikanischen Vorschlägen an die Regirung Indiens und an die Bank von England gewandt. Zuerst antwortete die Bank, deren Aeußerung, trotz außerordentlich starken Vorbehalten, von den Bimetallisten als eine völlige Zusage und von den Goldfreunden als höchst beängstigend angesehen wurde. Später erst kam natürlich die Antwort aus Indien; auch von dort hatten, merkwürdig genug, die Silbermänner eine Zusage erhofft. Woher die Annahme stammte, man würde in Kalkutta die Silbermünze gern wieder öffnen? Jedenfalls haben es einige eifrige Bimetallisten bei uns auf Grund früherer Berichte ehrlich geglaubt.

Nun schien das Feld geebnet. Die Bank von England und die indische Regirung werden, so rechnete man, ihre Zustimmung geben, folglich geht England auf die Vorschläge der Amerikaner und Franzosen ein. Das Ministerium Salisbury kann nicht anders handeln, denn es ist durch den einstimmigen Parlamentsbeschluß vom März 1896 und durch die noch an dem selben Tage im Unterhause abgegebenen bestimmten Erklärungen gebunden. Von England geht die Sache nach Berlin, wo die Reichstagsmajorität mit der Regirung darin durchaus einig ist, daß man für den Bimetallismus eintreten müsse, sobald England mitgehe. Dann wird eine Konferenz einberufen, um den Vertrag zu schließen. Ueber theoretische Fragen darf nicht mehr gesprochen werden; sie sind erledigt. Man wird nur die Modalitäten endgiltig ordnen, nur praktische Fragen entscheiden, kurz, reale Politik treiben. Das Verständigste an diesem Plan war jedenfalls die Absicht, zunächst die Vereinbarung zu schaffen und dann erst die Konferenz einzuberufen, bei der dann wenigstens eine Wiederholung der brüsseler Erfahrungen nicht zu befürchten war. An der Zustimmung Englands zweifelte, wie gesagt, unter den Verhandelnden diesmal kaum noch Jemand. Ein Brief, den ein Silberfreund an mich schrieb, trägt das Datum vom achtzehnten Oktober; da heißt es: „Weigert sich die englische Regirung jetzt, mitzugehen, wo zwei große Nationen sich bereits für freie Prägung

u. s. w. geeinigt haben, dann nimmt die extreme Strömung, die der solidere Theil der Bimetallisten nur mit großer Mühe eingedämmt hat, die Ueberhand. Diejenigen, welche die vertragsmäßige Doppelwährung erstreben, müssen dann weichen oder sich zurückziehen und alle Dämme werden durchbrochen."

Das Ministerium Salisbury hatte im März 1896 nach der einstimmigen Resolution des Parlamentes erklärt, was es für die Sache thun würde, falls andere große Handelsvölker die freie Prägung des Silbers wieder einführten. Damals sagte die Regirung, sie würde der Bank von England empfehlen, ein Fünftel des Metallfonds in Silber zu halten, sie würde die indischen Münzstätten wieder öffnen und sich verpflichten, sie offen zu lassen. Auf diese Zusage bauten die Silbermänner. Man kann ruhig sagen, daß das Benehmen der Regirung in dieser ganzen Frage unmoralisch war, denn es war nicht aufrichtig. Weder die englische Regirung noch die Bank von England hat an ein Aufgeben ihrer Goldwährung oder auch nur an irgend ein Zugeständniß im Ernst gedacht. Es ist richtig, daß fünf Minister hervorragende Mitglieder der englischen Bimetallisten-Liga und nur zwei, Hicks-Beach und Devonshire, entschiedene Monometalisten sind; es ist auch richtig, daß unter den Gouverneuren der Bank von England das Silber Freunde hat, — aber alle diese Herren haben doch nicht den Wagemuth, eine so ungeheure Veränderung der Finanzlage anbahnen zu helfen. Jetzt wird es sich zeigen, ob die Bimetallisten Recht hatten, als sie einen gewaltigen Sturm in England prophezeiten, und meinten, jeder Protest der City werde unwirksam verhallen. Daß die City nicht das gesammte Interesse des Landes repräsentirt, ist ja sicher. Auch ist die Doppelwährung in England nicht, wie bei uns, zur Parteisache geworden: man findet Konservative, Liberale und Mitglieder der Trade-Unions, also der Arbeiter-Vereine, unter den Silberfreunden. Unsere Sozialisten sind bekanntlich Anhänger der Goldwährung. Man wird nun abwarten müssen, ob die bimetallistischen Neigungen in England stark genug sind, um, wie erregte Leute behaupten, das Ministerium Salisbury „wegzufegen". Vorläufig scheint Alles ruhig zu bleiben.

Wie war die Wirkung nun in Amerika? Es sieht fast so aus, als sei auch dort der ganze Eifer des neuen Präsidenten Komoedie gewesen. Jetzt glaubt man, Englands Weigerung habe die bimetallistische Bewegung mindestens für lange gelähmt, und dieser Glaube wird benutzt, um die Goldwährung noch fester zu hämmern. Leicht wird Das nicht sein, wenn das Schatzamt an seinen Silberbeständen nicht ungeheure Summen verlieren will. Man muß bedenken, daß die Greenbacks auf Silbermünzen basiren, die nur äußerst schwer auszugeben sind, da auch der Amerikaner von der Macht der Gewohnheit beherrscht wird und eben gewöhnt ist, statt nach Kleingeld, nach Greenbacks in die Tasche zu greifen. Das Einziehen dieses Papiergeldes wäre eins der radikalsten Mittel zu Gunsten der Goldwährung; davon aber hört man einstweilen noch nichts. Die Nationalbanken dürfen Noten im Verhältniß zu den bei ihnen ruhenden United-States-Bonds ausgeben und sich damit doppelte Zinsen verschaffen. Vielleicht wird auch drüben eine Reichsbank gegründet — man spricht schon lange von einem solchen Plan — und so eine einheitliche Notenausgabe auf Grund von Goldbeständen ermöglicht. Ganz sicher wird aber die bimetallistische Weltbewegung auch nach dieser Niederlage noch nicht beendet sein.

Pluto.

Réjane.

Als im Lenz des nun letzte Sonnengrüße spendenden Jahres Frau Eleonora Duse sich zum ersten Male den Parisern zeigte, wurde sie als ein ungewöhnliches Talent mit lautem Beifall begrüßt. Das war zu erwarten; in der Stadt der Aestheten und ihrer botticellisch frisirten Gesponsen, die Willy so allerliebst lustig geschildert hat, vor einem blasirten, die eigene Schwächlichkeit blaguirenden Publikum, dessen Lieblingsblume das künstlich gezüchtete gefüllte Chrysanthemum ist, konnte der kränkliche Reiz einer Künstlerin, die selbst einem wandelnden Nervenbündel gleicht, auf müde, in hastigem Genießen erschlaffte Nerven nicht die Wirkung versagen. Zwar fiel es keinem ernsthaften, in Theaterdingen erfahrenen Menschen ein, Frau Duse wie ein Weltwunder anzustaunen und zu behaupten, sie habe Neues, nie vorher Gesehenes, auf die Bretter gebracht und mit ihr beginne der Schauspielkunst eine neue Epoche; aber man rühmte sie sehr und fand, sie könne als Melodramenspielerin sich mit den besten Mustern dieser begrenzten Gattung furchtlos im Kunstkampf messen. Man verglich sie auch der Meisterin Sarah Bernhardt und merkte, wenn man dem Vergleich nachsann, bald, daß Sarah die unendlich Reichere ist: Phaedra und Donna Sol, Mussets Lorenzaccio und Rostands Samariterin kann die Duse nicht spielen; sie ist für die Tragoedie und für das romantische Drama der Größten innerlich zu arm, hat den Versuch, Kleopatra und Julia Capulet zu scheinen, früh wieder, der Noth gehorchend, aufgegeben und würde an großen Aufgaben erlahmen, auch wenn ihre Ausdrucksmittel üppiger wären. Ihr Ton und ihre Geberde ist klein, wie alles im Kulturklima Gewachsene, und klein ist der Kreis, in dem ihr Empfinden sich reizvoll zu regen vermag. Wo die im Volkswesen wurzelnde Tradition, der Stab tastender Künstler, sie stützt, gelingen ihr starke oder dem Oberflächenbetrachter doch stark scheinende Gestalten: Vergas Santuzza und Goldonis Locandiera. Sonst sucht und findet sie ihre Wirkungen im Dämmerreich krankhafter Schwäche; sie spielt seltsame, leidende Damen, die sich in anmuthigen Schlangenlinien über die Bühne schleppen, sich fröstelnd und hüstelnd in weiche Mäntel hüllen und, wenn die Stunde geschlagen hat, recht nach der Kunst, der Spitalkunst, sterben. Naive wähnen, hier walte frei eine von keiner Konvention gehemmte Natur, die das erdichtete Schicksal durchlebt, der Gaffer im Parquet und in den Logen nicht achtet und sich von dem Gefühl der Sekunde treiben und tragen läßt; der Erfahrene spürt schnell, daß er eine raffinirte, klug die Wirkung berechnende Kunst vor sich hat, die nie sorglos der Kraft des Temperamentes vertraut und nicht das Geringste dem Augenblick und seiner Eingebung überläßt. Eine Dame, die als Fedora im letzten Akt in den Hintergrund der Bühne wankt und heimlich im Haar ein Knötchen löst, auf daß beim Sterben die Strähnen malerische Verstörtheit markiren, lebt gewiß nicht bewußtlos im fegenden Wirbelwind wilder Leidenschaften. Aber auch die Bernhardt hat sich, wie

jeder Jahre lang virtuos gestaltende Künstler, längst in ein bewußtes, schlau die Wirkung erwägendes Schaffen gewöhnt; und da die graziös alternde Sarah den Parisern seit manchem Jahrzehnt bekannt ist, mußte sich für die neue, überraschende Erscheinung, schon weil sie „anders" war, eine Partei bilden. Canovas del Castillo, Spaniens ermordeter Ministerpräsident, pflegte zu sagen, die Bestie der öffentlichen Meinung wolle unaufhörlich mit neuem Fleisch gefüttert sein; dieses Wort, das dem Sprecher in der Erfahrung des politischen Lebens entstanden war, gilt ganz besonders auch für das vielköpfige, unersättliche Thier, das sich, nach Fleisch und Blut lechzend, vor den eine Welt bedeutenden Brettern räkelt, und erklärt blitzschnell alle dunklen Sagen von Coulissenneid und Theaterkabalen. Sarahs Kameliendame, die das erste, von Frau Doche geschaffene Bild aus dem Gedächtniß verdrängt hat, ist zwei Generationen in jedem Wesenszuge bekannt; nun erschien auf der Bühne ein sieches und in seinem Siechthum rührendes Geschöpf, das aus großen Augen staunend in die Hetärenwelt sah und dessen Kleid der Schmutz der Gasse niemals berührt hatte: Das war neu und mußte, weil es neu war, den Beifall gewinnen. Zwar merkten die Verständigen, daß diese Auffassung dem anmuthigen, in süßer Sentimentalität schwelgenden Melodrama den Inhalt und die Entwickelung nahm — denn Marguerites Schicksal soll uns ja lehren, wie eine befleckte Seele im Erleben einer reinen Liebe sich läutern und zum Opfermuth des Märtyrers reif werden kann —, zwar zweifelten sie, ob diese Kameliendame je mit greisen Lustkäufern im cabinet particulier soupirt, je in durchdufteten Boudoirs an müden Genießern galante Künste geübt habe: aber es war doch eine andere Marguerite, — und das Andere gefällt den Blasirten zunächst immer. Das selbe Gesetz, das vor einem vom Parademarsch praller Schenkel gelangweilten Publikum den dünnen Beinchen der Barrisons einen europäischen Erfolg brachte, sicherte auch der mit dem Reiz der Abwechselung wirkenden leisen und kranken Kunst der Frau Duse den Sieg. Einzelne unkluge Enthusiasten stellten die Virtuosin der Natürlichkeit über die Bernhardt, über alle Sterne der französischen Bühne, und verstummten erst, als ihr verzücktes Rasen von der Frage unterbrochen wurde: Et Réjane? Nach einer Pause stammelten sie, ein Bischen verlegen: Ja, freilich.. Réjane hat auch ihre Vorzüge, aber Réjane spielt ja keine Fedoren und Caesarinen und an Réjane hatten wir eben gar nicht gedacht.

Als Frau Gabriele Réjane nach ihrem ersten Gastspiel jetzt von Berlin Abschied genommen hatte, las man in den Zeitungen, sie habe sehr gut gespielt, ganz vortrefflich sogar, gewiß, aber der Duse dürfe man sie doch nicht vergleichen, denn das Auftreten der Duse habe eine Theaterrevolution erregt. Ich muß bekennen, daß ich von dieser angeblich revolutionären Wirkung der blassen Eleonore nichts, wirklich gar nichts, gemerkt habe. Ueber den Umfang ihres Talentes mögen die Ansichten auseinandergehen — die von mir gefundene und bekannte wird, wie ich später erfuhr, von Frau Ristori und von Paul Heyse, dem

besten deutschen Kenner der italienischen Bühne, getheilt —, die Behauptung aber, sie habe auf unsere Schauspielkunst umstürzend gewirkt, müßte sich, wenn sie wahr wäre, durch Thatsachen stützen lassen. Wer prüfend im Kreis unserer besten Spieler und Spielerinnen umherblickt, wird keine Veränderung finden: die Damen Niemann, Sorma und Dumont, die Herren Matkowsky, Reicher, Nissen, Kraußneck, Keßler und Kainz spielen, seit Frau Duse uns mit ihrem Besuch erfreute, nicht anders als vorher; und dem starken Temperament der leider nicht mehr jung scheinenden Frau Conrad-Schlenther ist die Sucht, die persönliche Art der Italienerin zu kopiren, nicht nützlich geworden. Hübsche Damen kratzen auf unseren Bühnen jetzt öfter den Kopf — bei den Herren hatte schon der kainzische Knabe Karl die liebliche Mode eingeführt — und Mäntel, Schleier und Schleppen müssen häufiger zu malerischen Drapirungen herhalten; sonst aber sind Erinnerungen an die geräuschvollen Dusetage in der Mimenkunst nicht zu entdecken. Ein Mann, der das löbliche Werk Eduards Devrient fortsetzen und die Geschichte der deutschen Bühne im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts schreiben will, wird von einer durch Italiener bewirkten Revolutionirung des Schauspielens zu erzählen haben, aber er wird die umstürzende Bewegung an die Namen Ristori, Rossi, Salvini knüpfen müssen. Vor zwanzig Jahren, als Adelaide Ristori, damals schon an der Schwelle des Greisenalters, den Deutschen die düstere Barbarin Medea, die reizende Dulderin Marie Antoinette und die in einen schwachen Frauenleib gebannte Hypnotiseurkraft der Lady Macbeth zeigte, Rossi uns seinen Romeo, Othello, Macbeth und Lear, Salvini seinen Hamlet und Ingomar gab, wurde die schöne Kartonlinie durchbrochen, die so lange in der klassischen Tragoedie den Stil unserer Schauspielkunst bestimmt hatte. Der schmächtigen Frau Duse blieb nichts zu thun übrig und ihre blassen, von Nervenkrisen und Hysterie geplagten Salonpüppchen waren auch viel zu schwach, von Morphiumgenuß im Willenscentrum viel zu sehr zerrüttet, um einen Umsturz wirken zu können. Es ist schwer, zu verstehen, wodurch diese Dame den Ruf und Ruhm besonderer Modernität erworben hat. Sie zieht seit Jahren mit Stücken, die von den Modernen mit verächtlich gerümpfter Lippe besprochen werden, durch die alte und neue Welt; und wenn sie, um ihrem Publikum doch einmal Abwechselung zu bieten, nach einer neuen Rolle umhergespäht hat, dann wählt sie Magda, die widrige Hintertreppenheldin des modisch geschminkten Herrn Sudermann, oder läßt sich von ihrem zu Besserem befähigten Landsmann d'Annunzio das bequeme Gewand einer holden Theaterwahnsinnigen zurechtschneidern. Frau Réjane sollte in ihren literarischen Neigungen wenigstens den Modernomanen näher stehen als die schlangenhaft zierliche Zauberin aus dem Lande der Goldorangen, denn sie hat in gefährlicher Stunde für Goncourt gekämpft und ist den Trägern der jungen Literatur, den Becque, Lavedan, Porto-Riche und Donnay, eine stets zur Hilfe bereite Trösterin geworden. Auch sie hat keine Revolution „gemacht"

— in Frankreich, das so viele Revolutionen erlebt hat, weiß man längst, daß sie überhaupt nicht gemacht werden —, aber sie hat ihre Kunst entschlossen in den Dienst der Revolutionäre gestellt, denen es damals noch recht schlecht ging, und ihr hell, einem schmetternden Signal gleich, klingender Name wird mit der Bewegung, der die Brüder Goncourt zuerst das Ziel zeigten, eben so fest verbunden bleiben, wie die Namen Talma, Mars und Rachel mit dem klassischen, Frédérick-Lemaître und Dorval mit dem romantischen Drama verbunden sind. Als das geistreiche Fräulein Désclée, die erste Frou-Frou und die Freundin des jüngeren Dumas, gestorben war, suchte Zola unter den beliebten Spielerinnen die Dorval des Naturalismus und richtete seine Hoffnung auf Sarah Bernhardt; die in lyrischer Süßigkeit unerreichte Donna Sol, die von der Romantik mit dem ersten, bestimmenden Eindruck geprägt war, erfüllte die Wünsche des großen Epikers nicht: sie ließ sich von Dumas und Sardou locken und halten und spielt heute noch lieber Rostands princesse lointaine, die aus duftenden Schleiern hervorlächelnde Märchenheldin, als die robuste Gervaise, die brünstige Therese Raquin und ihre schlimmen Geschwister. Erst im Dezember 1888 fand Zola die lange Gesuchte: an dem Abend, da die Réjane im Odeon Goncourts Germinie Lacerteux lebendig machte und dem Hoffen Erfüllung schuf, das die Damen Petit und Massin eine Weile genährt hatten. Damit man sieht, wie die französische Künstlerin an diesem Schlachtabend auf die Nichtsalsmodernen wirkte, will ich die Sätze wiederholen, die Herr Hermann Bahr damals schrieb: „Die Germinie der Mademoiselle Réjane steht auf der Schwelle der durch die Wiedergeburt der Dramatik zu einer herrlicheren Jugend wiedergeborenen Theatralik wie ein Willkommengruß der Vergangenheit an die Zukunft, zu dem die alte Schauspielkunst alle ihre zusammengenommene Kraft und alle erworbenen Schätze in die das erste Mal ertönende Weise der neuen gelegt hat. Niemals ist ein ergreifenderes Martyrium ergreifender gespielt worden, so mit Herzblut durchtränkt, gerade wie ein Selbsterlebniß. Niemals hat so die ganze Seele des liebenden Weibes auf der Bühne gestanden, völlig entschleiert, frierend vor hilfloser Nacktheit, den zuckenden Muskel blosgelegt, zerfleischt durch die rasende Wonne der Qual, rauchend vor Begierde, ein verwüstetes Golgatha der Leidenschaft." Der Stil könnte besser sein, statt der unfranzösischen Bezeichnung Mademoiselle hätte ich lieber Madame gelesen und das kecke Niemals klingt ein Bischen knabenhaft; für das Entzücken aber, das die Réjane im Sinn der 1888 Allermodernsten erregte, bringt das irre Lallen einen hübschen Beweis, denn der liebenswürdige, stets nach der neuesten Mode gekleidete Herr Bahr sprach damals nur nach, was ihm das jüngste Frankreich soufflirte. Als er später der Stabstrompeter der Duse-Garde wurde, dachte er wohl nicht mehr an den zuckenden Muskel und das verwüstete Golgatha der schlanken Pariserin. Die nicht immer ganz so liebenswürdigen Herren aber, die in Berlin den

Mimen Censuren ausschreiben, sollten, ehe sie einen ihnen ärgerlichen Vergleich abwehren, doch wenigstens zu erfahren suchen, was eine ihnen unbekannte Künstlerin früher geleistet hat und ob diese Leistung ihr nicht vielleicht das Recht giebt, sich kühn an die Seite der weltberühmten Rivalin zu stellen.

Fräulein Gabriele Réjane übte die junge Kraft zuerst als Possensoubrette. Sie war kaum mittelgroß, munter und frech wie ein pariser Taugenichts und mager wie ein Kätzchen, das fleißig nachts die Dächer besucht: leichtsinnige Mädchen und listige Kammerkatzen mußten ihr mühelos gelingen. Damals, um das Jahr 1875, stand Céline Chaumont auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und alle Konservatoristinnen träumten davon, der vergötterten Heldin von Toto chez Tata und La petite marquise eines Tages ähnlich zu werden; daß die kleine Gabriele den Parisern einst die große Céline ersetzen und ihren Rollenkreis weit über das Chaumontreich hinaus dehnen sollte, ahnte die flinke Anfängerin selbst sicher nicht. Sie hat viel, namentlich als Sprecherin, von dem Vorbild gelernt, und wenn sie die Unerreichbare auf deren eigenstem Gebiet auch nicht erreichte, so schuf sie doch bald ein neues poncif, das nicht weniger gefiel als Célines Frauentypus und früh schon den Blick der beliebtesten Theatraliker auf das werdende Talent lenkte. Sie merkten: der süße Racker ist für listige Zofen und Zwanzigfrancsmädchen zu gut; er kann vielleicht die neue Pariserin, das Modepüppchen der dritten Republik, lebendig auf die Bühne stellen. Henri Meilhac, der immer nach neuen Weiblichkeiten umherschnüffelt, hatte auch diesmal wieder die beste Witterung; er gab der rasch wachsenden Schauspielerin, die in Gondinets Club und in Richepins Glu aufgefallen war, aber noch nicht zu den Lieblingen der Boulevards zählte, die Hauptrolle in seinem feinen Schwank Décoré und hatte sein Vertrauen nicht zu bereuen. Die Réjane fand den ersten großen Erfolg, Papa Sarcey breitete segnend die fetten Hände über ihr pfiffig blinzelndes Köpfchen, die neue Heldin der vie parisienne war entdeckt. Sie brachte Alles mit, was der alternde Meilhac brauchte, ersehnte: die elegante, wenns nöthig war, auch höchst korrekte Haltung, die nun nicht mehr an den Hetärismus des zweiten Kaiserreiches erinnern durfte, die ironische Grundstimmung, die ihr erlaubte, mit einem Blick, einem aufleuchtenden Ton, einer raschen, kaum merkbaren Geberde die Komik der ernsten und den Ernst der komischen Vorgänge zu zeigen und so zwischen Bühne und Publikum eine stets schmeichelhafte, dem Pariser besonders willkommene Intimität herzustellen, und die behende Laune einer in allen Temperamentsfarben schillernden, über alle Töne und Mienen nach Belieben verfügenden Persönlichkeit. Der erfahrene Meilhac, der sich seit den Tagen der schönen Schneider an mancher großen und kleinen Komoediantin gerieben hatte, wußte den Werth einer solchen Persönlichkeit zu schätzen; ihm schien in Réjane das parodistische Talent besonders stark und er ließ sie in der vom Dichter nicht allzu reichlich ausgestatteten Posse Ma Cousine deshalb die Künste produziren, die sonst

nur auf Montmartre verschämt zu bewundern sind. Auch diesmal trog die Berechnung den Schlauen nicht: alle Pariser und erst recht alle Fremden wollten sehen, wie der foignirten Vaudevilleherrscherin der schauerlich freche Tanz der Dame Grille d'Egout gelang. Vorher aber schon war Fräulein Réjane zu helleren Kunsthöhen emporgestiegen, den Warnern, die sie im warmem Thal der gallischen Schwänke zurückhalten wollten, zum Trotz. Alte und junge Freunde, Kritiker, Kollegen und Chroniqueure beschworen sie, sich auf das gefährliche Abenteuer nicht einzulassen, ihren Ruf nicht in leichtsinnigem Frevel aufs böse Spiel zu setzen, sondern sich im Lande Meilhacs und Sardous auch fernerhin redlich zu nähren, — umsonst: die Réjane lachte den Warnern ins bekümmerte Gesicht, legte die zu Stößen geschichteten Briefe säuberlich in den Kasten und erzählte Jedem, der es hören wollte, sie sei für ihr Stück, ihren Autor und ihre Rolle begeistert und wolle um jeden Preis mitkämpfen, wenn der Naturalismus auf der Bühne die Hauptschlacht wage. Zu diesem Entschluß gehörte damals immerhin Muth; Edmond de Goncourt, dessen Germinie gespielt werden sollte, hatte sich durch antisemitische und antikapitalistische Regungen bei einem wichtigen Theil des Publikums und durch mancherlei unbequeme Eigenthümlichkeiten seines sensiblen Charakters bei den Stimmführern der Presse verhaßt gemacht und die Schauspielerin, die für sein schon vor der Aufführung in den Abgrund verdammtes Werk so hitzig eintrat, mußte die Rache der Mächtigen fürchten. Und war sein Stück, das entfleischte Gerippe eines psychologischen Romans, auf der Bühne überhaupt möglich? Würde das geputzte Publikum sich für die Lebensgeschichte des Dienstmädchens interessiren, das sich in einen hübschen Kerl vergafft, im Rausch dumpfer Sinne nur das eine Streben noch kennt, den flatterhaften, lüderlichen Buhlen zu halten, den geliebten Leib fest zu umklammern, — und kaum spürt, wie dieser Trieb die Vergiftete in die Tiefe zieht, in Trunksucht, Prostitution und das dunkle, ruchlose Diebsgewerbe? Und war es denkbar, daß die Darstellerin mondäner Niedlichkeit für diese Elende, im Maschinenlärm der Großstadt Verkommende die Gestalt, den Ton, die Geberde fand?.. Nach der Generalprobe schrieb Goncourt in sein Tagebuch: Oh, elle est merveilleuse, tout le temps, Réjane! Et au moyen d'un dramatique tout simple, du dramatique que je pouvais rêver pour ma pièce. C'est vraiment une actrice! Am nächsten Abend wurde in diesem Punkt wenigstens sein Urtheil vom Massengericht bestätigt: das Stück fiel und ward mit allen literarischen Ehren bestattet, die Schauspielerin aber erlebte einen Triumph, der an Sarahs ersten Heldinnensieg im Hause Molières die Erinnerung weckte. Die kleine Soubrette Meilhacs fand für die arme Germinie, qui a un gros fonds de tendresse à placer, einen wunderbar ergreifenden, ganz persönlichen Ton, sie verbannte jede eitle Regung, trat in derben Stiefeln als plumpe, rothärmige Küchenmagd auf und es zeigte sich wieder einmal, daß die in der

Possenschule erzogenen Schauspieler, wenn sie stark zu empfinden vermögen, die besten Darsteller der Alltagstragik sind.

Germinie Lacerteux blieb im Bühnenleben der lacertenhaften Réjane eine Episode. Sie kehrte wippend bald in den Salon zurück, trug wieder seidene Röcke, funkelnde Ringe und modische Hüte, war wieder die galante Heldin in der geschniegelten Welt des Snobismus. Aber die Dichter und Direktoren wußten nun, was diese schlanke Frau konnte, und sorgten für Rollen, in denen der ganze Umfang ihres Könnens sichtbar werden sollte. Daudet ließ sie seine entsetzlich wahre Sappho spielen und Goncourt, der sonst nicht so unvorsichtig ist wie sein Kollege Bahr, schrieb verzückt: Jamais on n'a joué l'amour comme cela; und Frau Daudet überlegte, ob sie ihren jungen Sohn ins Theater mitnehmen, ihn der ansteckenden Wirkung dieser Fieberbrunst, dieses letzten, verzweifelnden Sinnenbegehrens, aussetzen dürfe. Georges de Porto-Riche gab ihr Amoureuse, Henri Lavedan Viveurs, Maurice Donnay Lysistrata und La Douloureuse; und allmählich entstand so ein neues, dunkler gefärbtes Genre Réjane. Von ihr gespielt zu werden, war der ehrgeizige Traum aller jungen oder Jugend heuchelnden Dichter, denn sie allein schien ihnen modern, sie nur konnte die neue Frau glaubhaft verkörpern. Das merkwürdige, erschreckende Wesen, das diese Herren die neue Frau nennen, ähnelt ein Bischen der guenon du pays de Nod, von der Dumas, der zärtliche Frauenfreund, warnend einst sprach. Es ist ein sehr sinnliches, sehr skrupelloses, sehr listiges Geschöpf, das nicht an den Herd und nicht in die Kinderstube taugt, Hausfrauenpflicht und Mutterschaft als unerträgliche Last empfindet und nur auf den Mann dressirt ist, — auf den bourgeoisen, in allen geilen Lüsten und Lastern der Ohnmacht erfahrenen, in schmutzigen Geldhändeln entsittlichten, in der Treibhausluft der Großstädte verweichlichten Mann, der sich gern eine weiße Luxusbestie mit weichem Fell im parfumirten Käfig hält und wüthend aufheult, wenn die Gefangene die Stäbchen des Gitters durchbricht und draußen dem Geschlechtssehnen Befriedigung sucht. Solche Männer, in denen, nach Nietzsches Wort, des Mannes zu wenig ist, mit Indianerschlauheit zu quälen, am glimmenden Feuer der Eifersucht langsam zu rösten und, wenn der Appetit sich regt, mit Haut und Haaren zu verspeisen, daß zwischen den Zähnen die Knöchelchen knacken, ist solchen Frauen höchstes Vergnügen. Manchmal glückt der Spaß, manchmal rafft der Mann die Energiereste zusammen, dünkt sich kraftvoll, während er nur brutal ist, und schlägt die äffische Quälerin zu Boden; immer bleibts aber ein netter, durch seine Fährnisse unterhaltsamer Sport und immer bewahren die Weiber, die doch wissen, daß es um Leben und Tod geht, die ironische Grundstimmung ihrer Wesenheit. Ironie ist der Trost und die Wonne der Müden, denen an der Peripherie der sittlichen Welt die Leuchtfeuer erloschen, die festen Grenzen von Gut und Böse verwischt sind und die nun an nichts mehr glauben, auch nicht an sich selbst, und an den eigenen Ge-

fühlen, Trieben und Leidenschaften neugierig so lange herumklopfen, bis die hohle Stelle gefunden, die tragische Maske zerlöchert ist; dann kichern sie, mit einem Thränchen im Auge, über die Komik der kleinen, schwindligen Bürgerseelen, die auf geliehenen Stelzen in ein Heldenpathos hineinstolziren wollten. Der natürliche, gesunde Mensch kennt und versteht ironische Regungen nicht; wo sie sich melden, muß schon eine Kultur überreif geworden und mit Schimmelgespinnst bedeckt, ein Glaube geborsten, ein Baugrund versumpft sein. Sie zerbeizen mit Laugenschärfe jede Weltanschauung, zerstören die Einheit jedes Charakters und krümmen die große, gerade Linie der Volksepen ins Operettenhafte. Ironie ist die letzte Stütze der dem Tode Geweihten; und wenn gar die Weiber, die Pathetiker unter den zweizinkigen Gabelthieren, ironisch werden, dann hat einer Kultur, die so Unerschautes schuf, schon die Sterbeglocke geläutet ... Die jungen französischen Dichter, die von den Brüdern Goncourt, von Stendhal und Flaubert, dem Schöpfer des unsterblichen Paares Bouvard und Pécuchet, abstammen, sind stets bitter und stets ironisch gestimmt und ihre Heldinnen tragen die Spur des väterlichen Geistes. Sieht die neue französische Frau, die berühmte, wirklich so aus? Der alte Sardou, der ein streng Konservativer ist und für Sitte und Ordnung schwärmt — nur nicht im Theater, wo mit Sitte und Ordnung kein Kassenerfolg zu erzielen ist —, hat von der Pariserin gesagt, sie sei launisch und komplizirt, zärtlich, tückisch und treulos, selbstsüchtig und zum schwersten Opfer bereit, als Geliebte ein Kätzchen mit Krallen, als Freundin ein anhänglicher Pudel. Mit dieser Charakteristik soll das besondere Wesen der Réjane bezeichnet sein, die nach Sardous Ansicht die echteste Verkörperung der Pariserin ist; mir scheint, die Beschreibung paßt auch auf ältere Töchter der aus der Rippe Geschaffenen, und ich möchte sagen: alles Allzuweibliche liegt im Bereich der réjanischen Kunst, der nur die hehrste Hoheit der Heldin und der Vestalin versagt ist. Es ist seltsam, daß man dieser zum Küssen und zum Entsetzen weiblichen Künstlerin, vielleicht, weil sie auch wie ein Schlingel necken und toben kann, den Geschlechtsartikel entzogen hat: sie ist nicht die, nicht Frau Réjane, sie ist Réjane, kurz und bündig. Und doch hat sie ihrem Mann zwei Kinder geboren und die Weiblichkeit ist ihr stärkster Reiz.

Ich sah sie zuerst als Frou-Frou. Das Stück, das Zola noch 1881 une peinture charmante d'un coin de no re société nannte und an dem er die Wahrheit und Feinheit der Beobachtung rühmte, ist uns innerlich fremd; die heiteren Szenen wirken noch frisch, die Sentimentalitäten schmecken wie kostbares Zuckerwerk, das lange im Ladenfenster gelegen und auf dessen Oberfläche sich ein dünnes Staubkrüstchen gebildet hat. Ach, die Zeit vergeht jetzt wirklich zu schnell! Zola fand außer Sarah keine Schauspielerin, die ihm für Frou-Frou modern genug war, und heute rufen unsere Feuilletonfürsten, in diesem verlogenen Stück dürfe eine echte Künstlerin eigentlich gar nicht auftreten, —

die selben Fürsten, denen die viel schlimmere „Heimath“ des Herrn Sudermann keinen Brechreiz erregt. Von Frou-Frou braucht man nur den Bonbonstaub abzukratzen, dann sieht man: das Drama ist gar nicht so unmodern, denn es zeigt, wie unter der determinirenden Einwirkung der Umwelt und ererbter Anlage sich ein Menschenschicksal gestaltet. Die kleine Gilberte Brigard ist ein leichtes Blut — sie hats vom Vater, der noch unter dem weißen Haarschopf für geschminkte Chanteusen erglüht — und wird, weil sie nur für Putz und Tand, für seidene Fähnchen, glitzernden Schmuck und rauschende Schleppen Sinn hat, im Hause kosend Frou-Frou genannt. Keine starke Seele kümmert sich ernstlich um sie, Keiner sucht sie zu bilden, zu stützen, gegen die Fährlichkeiten des Lebens zu stählen. Papa, der die lästigen erwachsenen Töchter gern unter der Haube hätte, treibt an einem lauen Sommerabend seine Jüngste in die Arme eines Mannes, den sie nicht liebt und der sie nicht kennt. Das nannte man damals schon eine Verlobung. Die tändelnde Braut wird eine müssige Frau und eine liebloſe Mutter, die mit dem Kind nur wie mit einer Puppe spielt, ihm die Brust, deren feine Linie nicht leiden darf, versagt und nur krause Gedanken an Kurzweil und heitere Gesellschaftfreuden im hübschen Vogelköpfchen hegt. Sie nimmt nichts ernst als das Komoedienspiel, das sie in einem Salon „für die Armen“ veranstalten will, merkt nicht, daß im eigenen Hause die Aermsten wohnen, ihr Mann und ihr Kind — Herr L'Arronge hat aus den Flicken, die Meilhac hier fallen ließ, ein ganzes Familienstück von wohlthätigen Frauen gemacht —, und ist sehr erstaunt und beinahe zornig, da sie unter dem Ehedach mählich vereinsamt. Der Mann liebt sie zärtlich, ist aber für den Versuch, sie sich zu erziehen, zu schwach und findet bei der älteren, hausfraulich verständigen Schwester Trost; der Vater denkt nur an seine Tricotdamen und das zappelnde Knäbchen gewöhnt sich, in der Tante die Mutter zu sehen. Nichts bleibt der armen Frou-Frou, in der die Frauensehnsucht erwacht, gar nichts, sie wird verdrängt, ist überall bald entbehrlich und stört, wenn sie einmal nicht auf den Ball gegangen ist, nur die gemüthliche Harmonie der am Kamin froh Vereinten. Das kann das eitle, verwöhnte Kinderherz nicht ertragen. Frou-Frou läuft davon, mit einem munteren Lebemann, der sie schon lange gierig umwirbt. Nun aber rächt sich die Sitte, die immer Recht behalten will, und die Sünderin muß erleben, daß durch ihre Schuld, durch die Schuld einer närrischen, putzsüchtigen, frivolen Frau, ein Familienglück vernichtet und ein blühender Mann blutend und fast schon verröchelnd vom Kampfplatz getragen wird. Unter der Wucht dieses Schicksales bricht die Schwache zusammen und rafft nur noch einmal sich auf, um von dem gekränkten Gatten Verzeihung zu erwinseln. Er verzeiht der hilflos Gewordenen, kindisch Gebliebenen, und Gilberte stirbt selig, mit einem letzten, ohne Bitterkeit hingehauchten Scherzwort über die eigene Nichtigkeit auf lächelnder Lippe, — immer die Selbe, immer Frou-Frou. . . Das Stück trägt den Stempel des zweiten Kaiserreiches und Frau Réjane ist geistig ein Kind der

dritten Republik, der resignirten, ironisch gestimmten; ihre sprühende Heiterkeit hat am Rand einen Sprung und kann klirrend im nächsten Augenblick schon in Scherben zerfallen. Ihr fehlt das für Frou-Frou Wichtigste, die naive Unbewußtheit, auf die unsere für die Tochter des Herrn Brigard freilich allzu robuste Hedwig Niemann die Rolle baute, aber ihr sicher im Dunklen tastender Kunstinstinkt macht aus der Noth eine Tugend. Diese Gilberte umweht schon im ersten Akt ein fader Fäulnißduft, der uns vom Kommenden die Witterung giebt und später das Staunen erspart; sie hat furchtbar erfahrene Blicke und man merkt, ihr Mund hat ein Knöspchen wenigstens schon vom Baum der Erkenntniß genascht. Aus einem Menschensinn kann nichts hervorwachsen, wozu der Keim nicht in der Seele lag; hier spürt man im Kind schon den Keim und das klinische Bild der Erkrankung wird, nachdem die Giftpilze in den faulenden Organismus gedrungen sind, in strenger, lückenloser Logik gestaltet.

Ein allerliebstes Bild aus dem Siechenhaus sittlich haltloser Weiber. An Grazie, an blitzartig aufzuckendem Witz und technischer Kunst ist Frau Réjane nicht zu übertreffen. Sie ist reizend bei der Theaterprobe, ganz vom Ernst ihrer Sache erfüllt, noch ohne die Spur eines Verständnisses für die wirklich ernste Pflicht ihres Frauenlebens, und rührend, wenn sie all in ihrem Jammer den früh welkenden Leib zum Teppich machen will, über den des geliebten, schmählich beleidigten Mannes Fuß lautlos hinwegschreiten kann, wenn sie aus irren Augen in die kalte Welt starrt und gar nicht begreift, wie um sie, um ein in rauschende Schleppkleider gehülltes Nichts, solcher Streit, so unsägliches Unheil entstehen konnte . . . Wie sie aussieht? Sie ist nicht hübsch, war es auch in der ersten Jugendblüthe wohl eigentlich nie. Der schlanke, fast hager scheinende Wuchs einer fausse maigre, ein schöner, geschmackvoll ausgestellter Hals, feine, in ihrem Geberdenspiel wunderbar ausdrucksvolle Hände, deren spitze Nägel rosig geschminkt sind, die schlaffen Arme einer alternden Frau. Aus dem blassen Gesicht springt, wie ein dunkler Blutfleck, der Mund hervor, ein sehr großer, sehr sinnlicher Mund mit dicken, begehrenden Lippen, hinter denen ein festes Gebiß, das Gebiß einer Pantherkatze, drohend sichtbar wird; die schmale Nase ist keck nach oben gestülpt und in den Nüstern mit dem Karminstift betupft; in den schwarz umränderten Augen, die unter dem röthlichen Haar noch schwärzer scheinen, funkeln alle Lichter lustiger Laune, ruchloser Bosheit und höllischer Hexenkunst. Sie kann aussehen wie ein Clown und wie eine gefährliche, mit saugendem Blick das Opfer lockende Verführerin. Sie kann aussehen, wie es ihre Rolle verlangt.

Sie gleicht als Baronin d'Ange in Le Demi-Monde nicht mehr der kleinen Frou-Frou, nicht der fast heldisch frechen, kerngesunden, gegen alle Sitte und prüde Sittlichkeit revolutionären Madame Sans-Gêne. Ich glaube, Dumas hat sich seine Abenteurerin eleganter, stattlicher, damenhafter gedacht, so, wie Rose Chéri und die Croizette sie spielten, wie sie heute noch von den Dar-

stellerinnen der großen, klassischen Koketten gespielt wird. Die Réjane giebt sie ganz als Kanaille, als das Raubthier, die rothe Bestie, die aus finsteren, schmutzigen Höhlen gebrochen ist und sich, nach Beute gierig, nun auf die prassende Gesellschaft stürzt. Diese Susanne kämpft um die Anerkennung, um ihr Bürgerrecht im hellen Licht des Reiches, in dessen verschwiegenen Winkeln sie bisher nur, als ein für Jeden käufliches Lustobjekt, still geduldet wurde. Ein gütiger Freund hat sie aus dem Schlamm gezogen, sie glänzt seit Jahren im Kreis der Entgleisten, beglückt mit ihrem Reiz und ihrem behenden, anschmiegsamen Geist die Männer aus der Oberschicht, die in der Nähe auch nicht ganz reinlich und zweifelsohne aussieht, und will nun den letzten Schritt wagen, den schweren Schritt in die ehrbare Bürgerlichkeit. Sie kämpft athemlos, mit Nägeln und Zähnen, mit List, Gewaltthat und Betrügerkunst, um den Mann, der sie endlich legitimiren, mit seinem Namen die unsaubere Spur ihres Ursprunges verdecken soll; sie wird diesen Mann glücklich machen, wird so sittsam sein wie andere Frauen, — und sieht sich, da sie das Ziel schon erreicht zu haben wähnt, um den Preis des verzweifelten Ringens geprellt. Ihr alter Liebster, dem sie doch unbezahlbare Wonnen gespendet hat, tritt zwischen sie und ihr Glück, die Ehrbaren, Tugendsamen schließen den schützenden Bund und sie, die Ehrlose, bleibt draußen, bleibt in der Kälte, dem rauhen Novembersturm eines Lebens ausgeliefert, das über den Scheitelpunkt längst hinausgeführt hat und schon zum Abend neigt . . . Man müßte das ganze Stück, das in den ersten Akten ein blankes, glänzendes Meisterwerk seiner Gattung ist, erzählen und lange bei jeder Szene verweilen, um einen Begriff von der reifen und klugen Kunst zu geben, die Frau Réjane uns hier bot. Besseres, in seiner begrenzten Art Vollkommeneres, kann in den Niederungen der Salondramatik der Schauspielkunst nicht gelingen. Jeder Ton, jeder rasche Blick, jede leiseste Geste war vorher genau berechnet und überlegt und schien doch in der Eingebung der Sekunde entstanden. Und das Unwahrscheinlichste wurde wahr: die abenteuernde, tückisch schweifende Bestie listete uns Mitleid ab und unser heißes Gefühl war mit ihr, als sie dem alten Liebsten, der ihr, mit plötzlich erwachter Ehrenmännermoral, nun die legitimirende Liebe wehren will, unter Thränen zornig das echte Dumaswort entgegenrief, daß jeder Mann ewig der Schuldner des Weibes bleibt, das ihn liebend einmal umklammert hat, und nie, niemals ihr Opfer vergelten kann. Später erst, da der Eindruck verwischt war, dachte man der niedlichen Sophistik der kleinen Dame nach, die aus der Hingebung ihres Leibes seit Jahren schon ein Geschäft gemacht hatte.

So ging mirs auch in Donnays Douloureuse; auch hier wurde das Empfinden eine Weile verwirrt und fand sich nur langsam zurecht. Das in der Dumasschule locker gefügte Stück ist unbeträchtlich; hübsche, geistreich vorgetragene Beobachtungen, wie Maurice Donnay sie früher dem Publikum der Vie Parisienne allwöchentlich kredenzte, sind um eine große, stark wirkende

Szene gereiht; dem Ganzen fehlt die Einheit, das dramatische Leben, aber es beleidigt nicht, wie manche berühmte Leistung unserer Kneipendichter, und plaudert allerlei lustige und ernste Wahrheiten über das Wesen der für die Gesellschaft und in der Gesellschaft erzogenen französischen Frau aus. Ein schnöder Spekulant hat ein Dutzendmädchen gekauft oder, wie man gesitteter sagt, geheirathet und die schlimm Gepaarte verliert sich aus Langeweile in schwüler Stunde an einen in der Erlegung jagdbaren Wildes erfahrenen Mann, der sie zur Mutter macht. Der Gatte merkt nichts; er steckt bis an den Hals im Panamasumpf. Aber die fromme und doch treulose Helene langweilt sich wieder, noch mehr als vorher, als sie mit dem ersten Liebhaber ausgespielt hat, und nimmt, wie es in solchen Fällen bei schönen Sünderinnen der Brauch ist, einen zweiten. Diesmal ists eine ernste Leidenschaft. Der Zweite ist ein berühmter Künstler, ein versonnener, bei Weibern nicht sehr aktiver Herr, der sich nehmen und lieben läßt und, wenn die Traute ihn zärtlich küßt, für sein geduldiges Stillhalten noch Dank zu heischen scheint. Der Panamist wird ertappt, erschießt sich: Helene ist frei und kann ihren Philippe vor der Welt nun bald als Gatten umarmen. Da, als die Vorbereitungen zur Hochzeit schon im Gange sind, erfährt der Bräutigam den ersten Fehltritt der Geliebten; er hat sich, bequem, lauwarm und geduldig wie immer, von Helenes Freundin verführen lassen — nichts Ernstes, mein Gott, nur so zur Probe, zum Zeitvertreib — und die herzige Dame, die natürlich auch im Ehebund schmachtet, hat ihm das Geheimniß ins Ohr geraunt, um vor dem Abschied noch sein Glück zu vergiften. Der Mann, der selbst erst eben gesündigt hat, kann über die frühere Sünde der Frau nicht hinweg und der endlich aus seiner müden Passivität Gerissene brüllt der Erbebenden seinen ganzen Groll ins Gesicht. Aber er verräth sich: nur die Freundin kann ihm das Geheimniß zugetuschelt haben, kein anderer Mensch kennt es, und nur einem Liebhaber sagt eine Frau solche Dinge. Und nun beginnt die Auseinandersetzung, die große Szene, um die das Stück geschrieben wurde . . . Man erlebt in der Alltagswirklichkeit selten „Szenen", aber Verliebte erleben sie manchmal; und wie sie roh dann in ihrer Leidenschaft rasen, mit Lust in schmerzenden Wunden wühlen und nicht eher ruhen, als bis sie ganz morsch sind, zerkratzt, kraftlos und zerrüttet: Das hat der Dichter ohne Tünche nach Erlebtem geschildert. Der Mann beschimpft die Frau, die Frau den Mann, Eins sucht das Andere an Brutalität zu überbieten, jeder alte Vorwurf, der längst eingesargt schien, wird hastig hervorgekramt, — und schließlich brechen Beide, erschöpft, mürb, leer, entgeifert, zusammen und mühen sich, mit zitternden Nerven, die muthwillig einander geschlagenen Wunden, so gut es geht, zu verbinden. Donnay hat seine Szene ironisch beleuchtet. Frau Helene ist zum Diner eingeladen und nun ist ihre Frisur zerrauft, das Gesicht geschwollen und von Thränen geröthet, die ganze kunstvolle Herrichtung der Weltdame durch den unerwarteten Ausbruch thierischer Leidenschaften zerstört.

Die kleinen mondänen Sorgen melden sich. Zu einer Absage ist es zu spät. Schnell die Quaste, ein Bischen Puder, ein paar Striche mit dem Taschenkamm, ein Tropfen kühlenden Wassers, — zur Noth wirds so gehen. Der Liebste hilft ihr in den schweren Pelzmantel, stopft sorgsam, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der weiten Welt, die modisch gebauschten Aermel des Kleides in die warme Hülle .. und die Frau wankt, mit müdem, zärtlichem Gruß, hinaus und wird in einer halben Stunde lächelnd mit ihrem Tischnachbarn plaudern... Ich liebe überschwängliche Ausdrücke nicht und will deshalb nur sagen, daß ich, was die Réjane hier schuf, noch auf keiner Bühne gesehen habe. Ihr hilfloses Schluchzen, das Keuchen der wunden Brust, die aus den tiefsten Geschlechtsgründen hervorbrechende brünstige Wuth, der unstillbare Thränenstrom, der wirklich, nicht zum Bühnenschein nur, ihr Gesicht verheerte und sie in fünf Minuten um zwanzig Jahre gealtert aussehen ließ: nur ganz große, die Natur zwingende Kunst vermag solche Wunder. Wie der menschliche Automat sich wieder zu regen und in die Wirklichkeit und ihre kleine Gesellschaftpflicht zurückzufinden begann, wie aus Schmerz und Zorn Zärtlichkeit wurde, neue, gesänftigte, nicht mehr hitzig, selbstsüchtig begehrende Zärtlichkeit, — Das zu sehen, an lebendigem, warmem Fleisch zu fühlen, mußte dem Psychologen ungeahnten Genuß bereiten. Wieder wurde das Empfinden zunächst in die Irre geleitet, wieder litt man fiebernd mit einer Frau, die, in ihrer Haltlosigkeit, doch nur gerechte Vergeltung empfing; wieder aber währte der Irrthum nicht lange. Frau Réjane putzt die wurmstichige Schwäche nicht zum Heldenthum heraus, sie giebt ihre sittlich kranken Geschöpfe nicht für Gesunde; Frau Duse scheint uns immer sagen zu wollen, daß ihre jammervollen Nervenbündel die wahren Kulturmenschen sind und viel mehr werth als die Robusten, Lachenden, fröhlich Schaffenden. Gilt sie deshalb vielleicht als die Modernere? Die Modernomanen spreizen sich ja gern mit ihrem Krüppelthum und möchten uns am Liebsten überreden, daß nur in halb schon verwesten Seelen der hohe, der wahre Geist unserer glorreichen Kulturepoche lebt, daß der kränklichste der civilisirteste Erdenbewohner ist und daß nur Narren sich heute noch nach Renaissancekraft sehnen können. Mir, der diesem Dogma den Glauben versagt, scheint Frau Réjane die Stärkere der Beiden, weil sie, sicherer, als es Frau Duse kann, den tiefsten Punkt in einer Wesenheit zu finden und von diesem Punkt aus ihren weiblichen Menschen die Gestalt zu bestimmen vermag. Ich war von dem falschen Pathos ihrer Helene im ersten Akt überrascht und merkte erst später, wie fein ihr Gefühl sie auch hier wieder geführt hatte: Frau Helene kennt den Ausdruck der Leidenschaft nur aus dem Theater, von den klassischen Abenden der Comédie, und sie lernt erst im wehen Zusammenbruch ihres ganzen Wesens wahr und schlicht fühlen. Ob es Frau Gabriele auch so ergangen ist?.. Ich nenne sie eine moderne Künstlerin, weil sie aus dem Geist des Monismus schafft und in seelischen Kämpfen das Wirken der Körperlichkeit dem mitleidigen Blick zu enthüllen weiß. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. November 1897.

Karlsruhe-Darmstadt.

Vor acht Jahren, am dreizehnten Oktober 1889, fuhr durch das Brandenburger Thor eine Hofkutsche, in der neben dem in die Uniform eines russischen Generals gekleideten jungen Kaiser Wilhelm dem Zweiten Fürst Bismarck saß. Die beiden Herren kamen vom Lehrter Bahnhof, wo sie sich von dem Zaren Alexander dem Dritten verabschiedet hatten, und der Kaiser begleitete den alten, damals noch von der Gnadensonne bestrahlten Kanzler bis in seine Wohnung. Wer den im Wagen Sitzenden begegnete, konnte sich an der Herzlichkeit ihres Verkehrs freuen und, wenn er zum Sinnen gestimmt war, der Frage nachdenken, ob die selten gesehene Innigkeit im Verhältniß von Legitimität und Genie wohl dauern und der Zeit trotzen werde. Der Kaiser war offenbar in heiterster Laune: nach langem, über ein Jahr währendem Zögern hatte der Zar endlich den Besuch erwidert, den der Vertreter des Deutschen Reiches ihm als dem Ersten unter allen Fürsten in Peterhof abgestattet hatte, der kurze Aufenthalt des Reussenherrschers war angenehm verlaufen, und da der Kanzler in anderthalbstündiger Audienz von ihm empfangen, höchst huldvoll verabschiedet und mit einer besonders kostbaren Gabe beschenkt worden war, schien jede vorher zwischen den beiden Reichen heimlich etwa bestehende Verstimmung gewichen und das alte, vom ersten Kaiser im neuen Reich mit nie ermüdender Sorgfalt gepflegte freundschaftliche Verhältniß auch unter der Regirung seines Enkels gesichert. Wilhelm der Zweite hatte seinem Kanzler aber noch eine besondere Ueberraschung aufgespart und erzählte ihm, während der Wagen sie in die Wilhelmstraße trug, er habe sich beim Zaren eben zu einem neuen Besuch angesagt und werde

schon während der nächsten russischen Mannöver wieder der Gast Alexanders sein. Dieser kleine Erfolg seiner Privatpolitik schien dem Kaiser großes Vergnügen zu bereiten und das heitere Lächeln schwand erst aus seinen Zügen, als der Kanzler die mit scherzendem Stolz verkündete Nachricht mit bedenklicher Miene aufnahm und offen, in geziemender Ehrerbietung, sagte, er könne den Schritt seines Herrn nicht ohne Einschränkung loben. Fürst Bismarck kennt aus langer Erfahrung höfische Sitte und höfisches Vorurtheil besser als unter den Lebenden wohl irgend ein Anderer, hat an die Ergründung der Herrscherpsyche viel Zeit und viel Kraft verwendet und, mit einer einzigen, von weltgeschichtlicher Tragik umdüsterten Ausnahme, in der Behandlung der Monarchen nie einen Fehler gemacht. Er mochte sich sagen, daß allzu häufige Begegnungen gekrönter Häupter leicht zu Reibungen führen können und daß es sich nicht empfiehlt, bei der Verabredung hoher oder, wie es im Hofstil heißt, Allerhöchster Besuche muthwillig von dem bewährten Instanzenweg abzuweichen. Ihm war der Besuch des Zaren wichtig gewesen; er hatte, gegen seine Gewohnheit, nicht nur das Galadiner im Schloß mitgemacht, sondern auch im Opernhause das Rheingold und Coppelia über sich ergehen lassen, aber er wußte auch, daß der stille, schroffe und im besten Sinn barbarische Alexander sich in seiner familiären Behaglichkeit nicht gern stören ließ, und war nicht sicher, ob die Ansage des Deutschen Kaisers beim finsteren Väterchen einen besonders freudigen Widerhall geweckt habe. Auch liebte der unbequeme Mann in politischen Dingen die Ueberraschungen nicht; er glaubte, der dreiste, in die neue Zeit gar nicht mehr passende Handlanger, es sei als Kanzler sein Recht, bei wichtigen Beschlüssen mitwirken zu dürfen, und das Geschäft werde ihm erschwert, wenn ihm erst die nicht mehr zu widerrufende Entscheidung mitgetheilt werde. Sein rastlos gestaltender Geist sah in einem ohne Einladung für die nächsten Monate geplanten Besuch ein Hemmniß, das seinem Spiel einen Theil der Felder des Schachbrettes sperrte; er legte auf ein freundschaftliches Verhältniß zum Zarenreich stets den höchsten Werth, aber es schien ihm vielleicht zweifelhaft, ob eine neue Accentuirung dieses Verhältnisses in der Zeit gerade, für die sie vom Kaiser in Aussicht genommen war, nützlich wirken würde. Und da er die Höflingskunst des Heuchelns und gefälligen Lügens im Verkehr mit dem eigenen Souverain nie geübt hat, verbarg er dem neben ihm sitzenden Herrn seine Bedenken nicht... Schon die nächste Zeit hat ihm, der inzwischen aus seinen Aemtern entlassen worden war, Recht gegeben: die Tage von Narwa brachten

dem Kaiser Enttäuschungen, die in der vom General von Caprivi nicht verhinderten anglophilen Wendung der deutschen Politik fühlbar wurden, und dem hitzigen Enthusiasmus folgte eine Jahre lang währende, unheilvoll wirkende Erkältung. Bismarck hat später gesagt, an jenem dreizehnten Oktober 1889 habe er zum ersten Male eine Verstimmtheit des Kaisers gespürt, der von seinen Bedenken unangenehm berührt worden sei und am Ende geglaubt habe, der Kanzler neide ihm den Erfolg persönlicher Liebenswürdigkeit; in solchen Stunden möge das berühmte Wort, Friedrich würde in der Geschichte nicht der Große heißen, wenn er einen übermächtigen Minister neben sich geduldet hätte, auf günstigen Boden gefallen sein ... Die Leute, die vor acht Jahren den im Wagen Sitzenden begegneten, ahnten nicht, daß in dem Bündniß von Legitimität und Genie gerade damals vielleicht eine Entfremdung begann, die wie ein schwarzes Verhängniß bald die deutschen Geschicke entscheidend bestimmen sollte.

Die Erinnerung an diese vergessene Episode erwachte, als aus dem badischen Land neulich die Kunde von den betrübenden Vorgängen kam, die sich zwischen Karlsruhe und Darmstadt abgespielt hatten und deren Echo im Sinn nachdenklicher Deutschen nicht so rasch verhallt ist wie im Holzpapierblätterwalde das zornige Sausen. Ob der beschämende, die gallische Lachlust wonnig kitzelnde Anblick uns nicht erspart geblieben wäre, wenn in der Behandlung fremder Monarchen heute noch nach den Grundsätzen Bismarcks verfahren würde?

Man muß, um aus dem unangenehmen, verbitternd wirkenden Ereigniß eine heilsame Lehre gewinnen zu können, zunächst alle Erfindungen flinker Geberdenspäher und Geschichtenträger aus dem Wege räumen. Der Klatsch mag Kaffeeschwestern und Stammtischschwätzer erfreuen; sie mögen mit Behagen dem Geraun von einem scribischen Damenkrieg lauschen, sich für die Familienverhältnisse des darmstädter Hofes interessiren und bei gleich gestimmten Seelen anfragen, ob in dem vornehmsten Hause der hessischen Hauptstadt wirklich manchmal auch von den Herrschaften kostbares Porzellan zerbrochen wird. Den Politiker kümmert nicht das Gewisper des pflichtgemäß oder freiwillig in den Schlössern dienernden Trosses, sondern nur der sichtbare, symptomatisch wichtige Vorgang; er hat nicht das Eheglück der Herzöge und die Erziehung der Zaren zu prüfen, sondern zu untersuchen, ob in der von der Sensationensucht bunt verbrämten Geschichte vielleicht die üble Wirkung eines politischen Systems erkennbar ist. Was für ihn übrig bleibt, ist in diesem Fall immer-

hin noch genug. Der Großherzog von Baden hatte dem in Darmstadt weilenden Kaiser Nikolaus von Rußland mitgetheilt, er wolle ihm einen Besuch abstatten und ihn persönlich zur Besichtigung des in Karlsruhe dem alten Kaiser Wilhelm errichteten Denkmals einladen; der Zar hat darauf geantwortet, er habe über die bis zu seiner Abreise kurz bemessene Zeit schon verfügt und könne den unerwarteten Gast deshalb nicht empfangen; und der durch diese brüske Bescheidung verletzte Großherzog hat den Verlauf der Sache im Hofbericht bekannt gemacht. Da wir nicht mehr in den Tagen Bonapartes oder des ersten Nikolaus leben, die manchen deutschen Fürsten wie einen Lakaien zu behandeln pflegten, mußte die sonderbare Botschaft Staunen erregen und ein lebendiges Nationalgefühl konnte das Staunen schnell in Unwillen wandeln. Nun ist uns inzwischen zwar erzählt worden, der ärgerliche Handel sei politisch ohne jede Bedeutung und seine Spur sei aus den Gemüthern der Betheiligten schon getilgt; aber nur Kinder werden sich von solcher Beschwichtigung einschläfern lassen. Der Großherzog von Baden ist ein Greis, der bewiesen hat, daß er seine Regentenpflicht sehr genau kennt und taktvoll zu erfüllen vermag; er weiß sicher auch, daß ein regirender Herr jedes Ressentiment unterdrücken und, um dem Volk, das er vertritt, Ungelegenheiten zu ersparen, mitunter sogar eine Kränkung schweigend hinnehmen muß. Wenn dieser erfahrene, der Jugendhitze entwachsene Mann es für nöthig hält, sich, nach der von seinem früheren Staatsanwalt eingeführten Sitte, mit der Kunde von der erlittenen Kränkung in die Oeffentlichkeit zu flüchten und dem deutschen Volk zu enthüllen, wie schlecht er von dem russischen Batjushka behandelt worden ist, dann müssen sehr gewichtige Gründe ihn zu solchem ungewöhnlichen Vorgehen bestimmen. Friedrich von Baden konnte sich über die Wirkung der Worte nicht täuschen, die er ins Land rufen ließ: sie mußten das nicht allzu heiße Gefühl, das die Deutschen dem Reussenherrscher entgegenbringen, empfindlich erkälten und konnten fortwirkend auch die guten Beziehungen der beiden Reiche stören. Da der Großherzog sich von der Aussicht auf den so vielleicht entstehenden Schaden nicht schrecken ließ, muß er wohl das sehr lebhafte Bedürfniß empfunden haben, ein Warnungsignal zu hissen; der Frage, wen er auf gefährlichem Weg warnen wollte, wird Jeder nach seinem Sinn selbst die Antwort suchen müssen.

Eben so wenig aber, wie man leichtfertig annehmen darf, der Großherzog habe sich vom Aerger zu einer mit der Regentenpflicht kaum zu vereinenden jähen Unbedachtsamkeit hinreißen lassen, wird man dem Zaren zutrauen dürfen, er habe sich in übler Laune, um der Welt zu zeigen, daß ihm

nichts verwehrt ist, unhöflich benommen. Das Handeln beider hoch geborenen Herren ist nur politisch zu verstehen. Wenn der Vorgang sich zwischen Privatleuten abgespielt hätte, wäre das Ende sehr einfach gewesen: der unfreundlich Abgewiesene hätte sich gesagt, daß der Mann, den er mit seinem Besuch zu erfreuen hoffte, auf die Fortdauer ihres Verkehres offenbar keinen besonderen Werth lege, und hätte ihn mit weiteren Anerbietungen künftig nicht mehr behelligt. Regirende Herren sind aber nicht Privatpersonen; die zwischen ihnen entstehenden Verstimmungen wirken recht oft leider auf die Beziehungen der Völker und deshalb wird kein gewissenhafter Fürst den Regungen persönlichen Grolls auf seine Entschlüsse Einfluß gewähren. Der junge Herr Nikolaus, der in den letzten zwei Jahren mehr reisen und repräsentiren mußte, als es seiner individuellen Neigung entspricht, kommt in jedem Herbst nach Darmstadt, um sich im Elternhause seiner Frau auszuruhen und zwanglos nur der Erholung zu leben. Er war im vorigen und in diesem Jahre genöthigt, den Besuch des Deutschen Kaisers, den er kurz vorher erst begrüßt hatte, zu empfangen und zu erwidern, und mag — auch wenn das häßliche Wort: Mais, vraiment, c'est assommant! nicht gefallen sein sollte — schon diese Pflicht als eine unwillkommene Störung seiner Herbstmusse empfunden haben. Sicher ist, daß er das überschwänglich immer wieder ausbrechende Gefühl unseres Kaisers mit kühler Höflichkeit vergalt und nicht mehr that, als er, um nicht zu verletzen, unbedingt thun mußte; während Wilhelm der Zweite ihn pünktlich stets in russischer Uniform am Bahnhof empfing, überließ der Zar, der doch für den König von Siam zweimal auf dem darmstädter Perron erschien, dem Großherzog von Hessen die nicht allzu schwere Aufgabe, den Kaiser abzuholen und zu geleiten. Er wollte wohl nicht um Haaresbreite über die Linie hinausgehen, die ihm vom politischen Bedürfniß vorgezeichnet schien. Da diese Zurückhaltung, die auch in den Antworten auf die von freudiger, lichterloh flammender Erregung getragenen Tischreden unseres Kaisers nicht zu verkennen war, unwirksam blieb und ein Theil der deutschen Presse in gewohnter Thorheit fortfuhr, jede Begegnung der Herrscher wie ein europäisches Ereigniß und eine für Frankreich schmerzliche Schlappe zu feiern, mag der Zar geglaubt haben, seine Absicht deutlicher zeigen zu müssen, und lehnte den Besuch, den der Großherzog von Baden ihm anbot, rundweg ab, — wahrscheinlich, weil er fürchtete, auch dieser Besuch, der wohl nicht ohne Verständigung mit dem berliner Hof geplant sein mochte, könne wider seinen Wunsch zu politischem Gemunkel ausgenützt werden. Jetzt, nach der in diesem Sinn dankenswerthen Ver-

öffentlichung des Großherzogs, kann im Deutschen Reich kein Mensch mehr daran zweifeln, daß der Sohn Alexanders des Stillen den Wärmegrad selbst zu bestimmen wünscht, der ihm im Verkehr mit deutschen Fürsten nöthig und nützlich scheint; das Gefühl der Selbstachtung, das unserem Volk und seinen Fürsten verwehrt, irgendwo um Liebe zu betteln, wird den fremden, den Franzosen verbündeten Herrn künftig hoffentlich vor jeder weiteren Belästigung bewahren und dafür sorgen, daß kühle Höflichkeit nicht mehr mit feurigem Ueberschwang beantwortet wird. Wir wollen mit den Russen und ihrem gekrönten Repräsentanten in Frieden und, wenn es ohne Demüthigung möglich ist, auch in herzlicher Freundschaft leben, aber wir wollen dem jungen Mann, der im deutschen Süden so gern Erholung sucht, nicht Artigkeiten aufdrängen, für die er keine Verwendung hat.

Wir haben gar keinen Grund, ihm zu grollen. Er leitet selbstherrisch die Politik seines Riesenreiches und braucht die sorgsam gezogenen Kreise von Unberufenen nicht stören zu lassen. Vielleicht empfand Friedrich von Baden die unerwartete Abweisung nur deshalb so schmerzlich, weil er sich selbst nicht von jedem Verschulden freisprechen konnte; die Kränkung, die man sich durch eigene Fehler zugezogen hat, wirkt stets peinigender als der völlig unverschuldete Schimpf. Der Verkehr der Kronenträger ist durch internationale Sitten geregelt, die nicht von der Willkür ersonnen, sondern aus dem Bedürfniß erwachsen sind; wer diese Sitten bricht, darf sich über unangenehme Folgen seines Thuns nicht beklagen. Auf dem vom Brauch gewiesenen Instanzenweg, dessen Asphaltdecke jedes Geräusch in die Hoftonart dämpft, sind harte Zusammenstöße kaum möglich: Ceremonienmeister, Adjutanten und Kammerherren setzen ihre Gebieter selten der Gefahr einer Ablehnung aus und wissen im schlimmsten Fall auch der schroffsten Zurückweisung eine glatte Form zu geben, an der selbst das verwundbarste Gemüth sich nicht ritzen kann. Wird dieser bewährte Weg gemieden und ohne Vermittler zwischen den Fürsten direkt verhandelt, dann entsteht leicht der Verdacht, es sei auf eine Ueberrumpelung abgesehen, und dann sind Konflikte von der Art des jetzt erlebten schwer zu vermeiden. Mancher Monarch macht zu der Ansage eines ihm politisch oder persönlich unbequemen Besuches die Miene des höchst Beglückten und wünscht insgeheim den Besucher nach Neu-Kaledonien oder Alaska; er muß dem Ebenbürtigen, ihm an Macht Gleichen, sein wahres Gefühl verbergen und kann nur an den Kleineren die im Innersten wühlende Wuth auslassen. Hätte der badische Hofmarschall mit seinem russischen oder hessischen Kollegen

„Fühlung genommen", wie es in der Hofsprache ja wohl heißt, dann wäre die ablehnende Antwort Nikolais in das feinste Seidenpapier gewickelt worden und Friedrich von Baden hätte sich an keiner Kante gestoßen. Monarchenbesuche scheinen der gaffenden Menge oft politisch bedeutsam, auch wenn sie es im Grunde gar nicht sind, und müssen deshalb klug, unter Mitwirkung der Politiker, vorbereitet oder vermieden werden. Vielleicht wollte der Großherzog seinen Neffen nachdrücklich an den Sinn dieser alten Erfahrung mahnen.

Eine solche Mahnung wäre nicht überflüssig. Seit Bismarck entlassen wurde, haben die vom Deutschen Kaiser angeregten Monarchenbegegnungen sich so gehäuft, daß der nüchterne Betrachter der neuen Mode oft schon von ernster Sorge erfüllt werden mußte. Man braucht nicht einmal an die allzu heiße Zärtlichkeit zu denken, die der junge Gossudar Nikolaus einheimsen durfte und die in Frankreich den Wahn entstehen ließ, die führende Macht des Dreibundes wolle in der Zarenverehrung sich den Weltrekord sichern; auch jeder andere Fall bietet zu ähnlichen Bedenken die unerwünschte Gelegenheit. Wilhelm der Zweite überschätzt, wie es scheint, den Werth dynastischer Beziehungen beträchtlich und unterschätzt in dem selben Maß das Schwergewicht der politischen Interessen. Er glaubt, gewiß nicht ohne Berechtigung, in persönlichem Verkehr durch die Liebenswürdigkeit seines Auftretens manchen Vortheil erringen zu können, der auch der feinsten staatsmännischen Kunst versagt bleiben müßte, und vergißt, in der Impetuosität seines Wesens, dabei nur, daß es den auf anderen Thronen Sitzenden nicht erwünscht sein kann, sich von dem Zauber einer Persönlichkeit über die feste Grenzlinie hinauslocken zu lassen, die das Volksinteresse seinem gekrönten Vertreter weist. Bismarck, der zu sagen pflegt, ein Monarch müsse sich unter Umständen auch schmal machen können und dürfe nicht beständig im Vordergrunde der politischen Bühne sichtbar sein, hatte die Gefahr dieses aus bester Absicht erwachsenden Irrthums schon erkannt, als er am dreizehnten Oktober 1889 dem fröhlich von seinem Privaterfolg plaudernden Kaiser eine bedenkliche Miene zeigte. Mancher leidige Vorgang hat seitdem gelehrt, daß die Sorge des Meisters der Diplomatie nicht grundlos war. Das Echo dieser Vorgänge drang nicht in die Massen und blieb deshalb unbeachtet. Jetzt, da auf der Strecke Karlsruhe-Darmstadt das Warnungsignal gehißt worden ist, wird auch der Kaiser sich wohl der vergessenen Episode erinnern und einsehen, daß der Mann, den er huldvoll damals in seine Wohnung geleitete, ihm der klügste und treueste Berather war.

Meine Gegner.

Nachdem ich im vorigen Heft von Delbrück gesprochen habe, suche ich nun eine andere Seite der uns beschäftigenden Frage, nicht mehr die des geistigen Eigenthumes, sondern die der Kompilation historischen Details aus der Praxis genauer kennen zu lernen, und zwar in der quellenkritischen Analyse der einzigen darstellenden Arbeit, die von Seiten Lenzens vorliegt, seiner Lutherbiographie. Ich greife dabei aus dem Büchlein die drei Seiten heraus (S. 30—33), von denen Oncken gänzlich grundlos behauptet hatte, sie hätten die Vorlage für einen längeren Passus meines Buches gebildet: eben durch die Nachprüfung der Behauptung Onckens bin ich zunächst zu der folgenden kleinen Untersuchung veranlaßt worden. Ich führe diese Untersuchung durchaus in dem Sinne und Geiste, in welchem zuerst Lenz und ihm folgend Oncken mein Buch kritisirt haben, wende mithin auf das Buch Lenzens lediglich des Verfassers eigene kritische Grundsätze an. Nur verfalle ich dabei natürlich nicht in den groben onckenschen Fehler des Einquellenprinzips, sondern ziehe die Urquellen heran, wie Das bei jeder wirklich kritisch geführten Untersuchung auf diesem Gebiete unerläßlich ist. Dabei handelt es sich nur um Luthers Jugendzeit; und ich untersuche die Darstellung Lenzens (zunächst in der ursprünglichen Form, also nach der ersten Auflage) nur nach einer Seite hin, nämlich auf die Frage, inwiefern sie etwa auf Kompilation aus Köstlins früher erschienener bekannter Lutherbiographie beruhen könne. Ich gehe ferner nach Lage der Quellen zur besseren Veranschaulichung in der Jugendgeschichte Luthers rückwärts, beginne also mit seinem eisenacher Aufenthalt und endige mit seiner Geburt.

In Eisenach fand Luther, nachdem er vorher in Mansfeld eine schlimme Ortsschule mit allem Jammer spätmittelalterlicher Unterrichtsmethoden und in Magdeburg den Unterricht einer Abzweigung der Brüder vom gemeinen Leben durchgemacht hatte, einen besseren Unterricht, den Ratzeberger (ed. Neudecker S. 43) mit folgenden Worten charakterisirt: „Allda ist dazumal in der schule zu den Barfussern ein ansehnlicher gelerter man und poet Joannes Trebonius schulmeister gewesen, welcher, so oft er in die stuben, darinnen seine schuler saßen, eingieng, zog er alleweg sein paret abe, bis er sich in seinen stul, daraus er gelesen, niedergesetzet, welches auch seine collaboratores und baccalaurei in der schulen haben thun mussen, und ob wol etliche zu zeiten das paret abzuziehen vergessen, hat er sie ernstlichem darumb beredet, dan es sitzet, sagete er, unter diesen jungen schulern noch mancher, da gott aus dem einen einen ehrlichen burgermeister, aus de andern einen canzler, hochgelarten doctoren oder regenten machen kann, ob ihr sie gleich itzo

nicht kennet, denselben sollet ihr billig ehre erzeigen." Diese Stelle giebt Koestlin (Bd. 1, 38) ganz sinngemäß mit den Worten wieder: „Endlich wurde Luther jetzt auch ein zusammenhängender, tüchtiger Unterricht zu Theil, und zwar in der Schule der städtischen Pfarrkirche zu St. Georg. Dieselbe hatte zwei oder drei Klassen. Der Schulmeister oder Hauptlehrer hieß nach Ratzebergers Angabe Johann Trebonius. Derselbe nennt ihn einen ansehnlichen gelehrten Mann und Poeten, wonach er vom neuen Humanismus, dessen Jünger Poeten hießen, schon wenigstens berührt war; er schildert ihn als einen originellen Herrn, der vom Eintritt ins Schulzimmer bis zum Niedersitzen jedesmal das Barett abgenommen und auch die Nebenlehrer zu solcher Ehrenbezeugung gegen die Schüler angehalten habe, weil Gott manchen von diesen zu einem Bürgermeister, Kanzler, Doktor oder Regenten bestimmt haben könnte." Lenz berichtet (S. 33): „An dem Rektor der St. Georgschule Trebonius fand Luther einen Mann, der schon von dem humanistischen Geiste berührt war, zugleich einen Pädagogen, der sich erfüllt zeigte von der idealen Hoheit seines Berufes."

Ein Exzerpt also aus Köstlin mit allen Merkzeichen leichtfertiger Kompilation! Das allein, was Köstlin dem von Ratzeberger so plastisch gegebenen Stoffe zusetzt, die Notiz über den Humanismus, also das Eigenthum Köstlins, wird vergröbert, unter Weglassung des vorsichtigen „wenigstens", wiedergegeben; die Schlußworte dagegen des lenzischen Satzes, die wunderliche Redensart von dem Verhältniß des Trebonius zur idealen Hoheit des Pädagogenberufes, bieten nur eine phrasenhafte, nichtssagende und noch dazu unzutreffende Reminiszenz an die originelle Geschichte von dem Schuleintritt des Trebonius: und man würde bei ihrer Hohlheit daran zweifeln können, ob sie sich überhaupt auf diese Geschichte bezögen, ... wenn von Trebonius sonst irgend etwas Anderes überliefert wäre, worauf sie gehen könnten.

Da lobe ich mir doch das Exzerpt in Koldes Lutherbiographie, Bd. 1, 36; und noch mehr die prächtige Wiedergabe des Hauptinhaltes der Angaben Ratzebergers durch Berger in seinem Martin Luther, Bd. 1, 25: Der „Rektor hieß Johann Trebonius; seine Pädagogik hatte bereits den erfrischenden und adelnden Anhauch des Humanismus erfahren."

Nicht minder stümperhaft und leichtfertig ist das Exzerpt aus Köstlin, das Lenz über den Franziskanerbruder Hilten bringt, von dem uns Köstlin (S. 39) das Folgende berichtet: Die eisenacher „Franziskaner hielten damals in strenger Haft den Mönch Johann Hilten, welcher kühn die kirchlichen Verderbnisse angegriffen hatte und von welchem später eine Schrift über den Propheten Daniel und eine Weissagung in Umlauf kam, daß ein Mann, dem die Mönche nicht widerstehen könnten, im Jahr 1516 sich erheben sollte." Lenz entnimmt diesem Satz, den er, wie die wörtliche Uebereinstimmung

zeigt,*) ausschreibt, das Folgende: „eben damals wird Luther von dem armen Klosterbruder Johann Hilten gehört haben, der seine kühnen Worte über die kirchlichen Verhältnisse in der Gefängnißzelle der Franziskaner büßen mußte.“ Die Weissagung, dasjenige Moment, das Hilten direkt mit Luther verknüpft und das Luther persönlich später von größtem Interesse gewesen ist, wird von unserem Lutherbiographen unter den Tisch geworfen, aufgenommen dagegen ist die blasse Bemerkung über die Worte Hiltens gegen die kirchlichen Mißbräuche, wie sie damals von den Lippen vieler Tausende fielen, und die Franziskaner, denen Hilten angehörte und die schon bei Köstlin etwas kurz wegkamen, erscheinen bei Lenz im Verhältniß zu Hilten gar nur noch als Inhaber einer Gefängnißzelle.

Tritt in den genannten Beispielen die Abhängigkeit Lenzens von Köstlin so unmittelbar zu Tage, daß es auf den ersten Blick nicht nöthig erscheinen könnte, zu einem Nachweis noch die Quellen heranzuziehen, so zeigt der folgende Fall ein etwas verändertes Bild. Vor Eisenach war Luther Schüler in Magdeburg. Melanchthon erzählt hierüber in dem kurzen Lebensabriß, den er dem zweiten Bande der Werke Luthers im Jahre 1546 voraussandte, das Folgende: cum Martinus ingressus esset annum quartum decimum, una cum Johanne Reineck, cuius postea virtus fuit excellens et virtute parta autoritas in his regionibus magna, Magdeburgam missus est, fuitque mutua benivolentia inter hos duos, Lutherum et Reineckum, semper eximia. Das giebt Köstlin (Bd. 1, 33—34) mit eigenen Zusätzen so wieder: „Im vierzehnten Lebensjahre, 1497, wurde Luther aus dem Elternhause weg auf eine Schule nach Magdeburg geschickt, wo er jedoch nur ein Jahr blieb. Er zog dorthin mit Hans Reinicke, des mansfelder Burgvogts Peter Reinickes Sohn, der nachher Hüttenmeister in Mansfeld wurde und dem Reformator stets einer seiner liebsten Freunde blieb.“ Und er fährt fort: „Luther selbst erwähnt später einmal, er sei in Magdeburg bei den ‚Nullbrüdern‘ in die Schule gegangen. Da diese und ähnliche Namen sonst für Lollbrüder oder Lollharden und diese für die ... Brüder des gemeinsamen Lebens stehen und da diese Brüder wirklich seit dem Jahre 1488 in Magdeburg eine Niederlassung, wenn auch keine selbständige Schulanstalt gehabt haben, so sieht man mit Recht in ihnen die dortigen Lehrer Luthers.“ Man sieht: Köstlin übersetzt zunächst den Satz

*) Die Quellen haben andere Ausdrücke, vergl. vor Allem Ratzeberger, S. 44: ungefehrlich anno 1490 ist in demselben closter ein barfussermunch gewesen Johann Hilten genannt, welcher von seinen mitbrudern ist in den kerker geworffen worden darumb, das er etzliche offentliche mißbrauche im closterleben hatte angegriffen und angefochten. S. auch Luther an Myconius, 17. Okt. 1529, Briefe ed. de Wette 3, 514; und Myconius Antwort, 30. Nov. 1529, Ztsch. für Kirchengesch. 3, 305—6.

Melanchthons, unterbricht jedoch die Ueberſetzung in der Mitte durch den Zuſatz: „wo er jedoch nur ein Jahr blieb.“ Darauf hat er das Bedürfniß, das ſchon überſetzte Zeitwort „wurde geſchickt“ wieder aufzunehmen, und fährt in einem neuen Satz mit „Er zog dorthin“ fort. Nach der Erledigung des Satzes von Melanchthon, dem er noch Genaueres über Reinicke, wie er ſchreibt, einfügt, ſpricht er dann weiter von den magdeburger Nullbrüdern, identifizirt ſie mit den Brüdern vom gemeinen Leben, bemerkt aber, dieſe hätten eine ſelbſtändige Schule nicht gehabt.

Bei Lenz leſen wir: „Im vierzehnten Lebensjahr, früher als einſt der Vater ſelbſt, hat er das Elternhaus verlaſſen. Er zog mit einem anderen Bürgerſohn, Hans Reinicke, nach Magdeburg, um die Schule, welche die Brüder vom gemeinſamen Leben dort errichtet, zu beſuchen, kam aber ſchon ein Jahr darauf nach Eiſenach.“ Dieſer Satz iſt wiederum aus Köſtlin und nicht aus der Quelle genommen: die geſperrten Wörter verrathen den Abſchreiber, eigen iſt Lenz nur die billige Weisheit, daß Luther jünger als einſt ſein Vater das Elternhaus habe verlaſſen müſſen. Natürlich: der junge Luther trat aus dem Elternhaus in die Schule, der alte ins Leben; da konnte es nur einem nach ſcheinbarer Selbſtändigkeit dürſtenden Ausſchreiber nöthig dünken, noch auf die Altersdifferenz mit einer intim ſein ſollenden Phraſe aufmerkſam zu machen. Aber noch eine andere Abweichung von Intereſſe findet ſich bei Lenz. Nach ihm hätten die Nullbrüder eine Schule in Magdeburg errichtet. Köſtlin behauptet im Gegentheil, ſie hätten eine ſelbſtändige Schule nicht gehabt. Es handelt ſich nicht darum, wer von den Beiden Recht hat; längſt war zur Abfaſſungzeit des Buches von Lenz ſchon bekannt, daß eine beſondere Schule der Nullbrüder zu Magdeburg nicht beſtanden hat. Es handelt ſich nur darum, daß ſich Lenz, der Spezialiſt der Reformationzeit und insbeſondere des Lutherlebens, mit den für dieſes Leben in Betracht kommenden Forſchungen ſo unbekannt zeigt, daß er die richtigen Angaben Köſtlins ſo mißverſtehen und entſtellt wiedergeben konnte, wie er es gethan hat.

Wir haben jetzt für die von uns geprüften drei Seiten der lenziſchen Lutherbiographie, die erſten Seiten zudem, wo in dieſer Biographie, als einer monographiſchen Arbeit, nicht die Benutzung ſekundärer Quellen, ſondern eine die Originalquellen ausbeutende ſelbſtändige Forſchung hätte zu Tage treten müſſen, ſchon drei recht artige Leiſtungen unverzuläſſiger Kompilation gefunden. Soll ich noch über einige weitere aus den ſelben Seiten ſprechen? Ich thue es im Intereſſe des Raumes, auf dem man ſchließlich über Beſſeres reden kann als über lenziſche Schnitzer, mit möglichſt kurzen Bemerkungen.

Aus dem Nicolaus Omeler, wie Luther ſchrieb,*) Oemler, wie Köſtlin

*) S. Briefe ed. de Wette und Seidemann 5, 709, 1544.

schreibt, jenem Schulkameraden Luthers, „der mich Pusillen und Kind auf seinen Armen hat in und aus der Schule getragen", ist bei Lenz, mag er nun die Notiz über ihn aus Köstlin oder sonst woher genommen haben, ein sonst gänzlich unbekannter „Hans Ömelin" geworden; die beiden Sätze Luthers „und kennen meinen Vater und mich persönlich fast alle meine gnädigen Herrn"*) und Ratzebergers (S. 41), der Vater sei „dem alten graffen Gunthern von Mansfeldt von wegen seines verstandes und vleisses im berckwerg gar lieb" gewesen: Sätze, die Köstlin S. 27 mit den Worten wiedergiebt, daß der Vater Luthers „mit fast allen den Grafen von Mansfeld persönlich bekannt geworden und bei ihnen wegen seines Verstandes und Fleißes im Bergbau geschätzt worden sei" — sind bei Lenz in die hohle Phrase verwandelt, der Vater habe „sogar (!) auf dem Schloß gnädige und achtungvolle Aufnahme gefunden" u. s. w. Ein wenig ausführlicher aber muß ich doch noch den folgenden Fall darstellen, weil er zeigt, daß Lenz sogar in den simpelsten Fällen des Exzerpirens und Kompilirens strauchelt. Bekanntlich bestehen über das Geburtjahr Luthers Meinungverschiedenheiten, die sich schon in einer kleinen Literatur niedergeschlagen haben. Um so besser sind wir über die Stunde der Geburt unterrichtet. Die wichtigsten Notizen sind hier die folgenden: Einmal ein Brief Melanchthons an Osiander vom Jahre 1539 (C. Reform. 4, 1053): „de Lutheri genesi dubitamus. Dies est certus, hora etiam pene certa, mediae noctis, ut ipsam matrem affirmantem audivi." Dann eine Angabe Melanchthons in der kurzen, schon einmal benutzten Biographie in der Ausgabe der lutherschen Werke, 1546 (C. Reform. 6, 156.): Mater affirmabat, „natum esse die decimo novembris, nocte post horam undecimam, ac nomen Martini attributum infanti, quod dies proximus, quo infans per baptismum ecclesiae Dei insertus est, Martino dedicatus fuisset." Das ist Alles so klar wie möglich und Köstlin giebt es 1, 25 schlicht mit den Worten wieder: „Des Tages war die Mutter im Lauf der Jahre, welche sie nicht mehr genau zählte, doch wohl eingedenk geblieben; eben so der nächtlichen Stunde, in welcher ihr das Söhnlein geschenkt worden war: es war am 10. November nachts zwischen 11 und 12 Uhr. Tags darauf wurde der Knabe in der St. Peterskirche zu Eisleben**) getauft; er erhielt seinen Namen vom Heiligen des Tages, Martin."

Die entsprechende Stelle bei Lenz lautet: In „Eisleben ward ihnen ihr erster Sohn geboren, am 10. November 1483, nachts zwischen 10 und 11 Uhr. Am folgenden Tage bereits ward er in der Hauptkirche des Ortes getauft und erhielt nach kirchlicher Sitte seinen Namen von dem Heiligen

*) Werke Erl. Ausg. 27, 76, 1520.

**) S. Luther an Spalatin 1520, Br. ed. de Wette 1, 390; Ratzeberger S. 41.

jenes Tages, Martin." Ich lege in diesem Falle kein Gewicht auf die Uebereinstimmung der Worte Lenzens mit denen Köstlins; die kann bei der Erzählung so schlichter Dinge sich auch unabhängig von Köstlin eingestellt haben. Wie aber war es möglich, daß Lenz aus den Quellen zu der Stunde zwischen zehn und elf Uhr kam? Es ist schlechthin undenkbar, daß er sie den Angaben Melanchthons entnommen hat; alle Wahrscheinlichkeit aber spricht dafür, daß er auch sie aus der in Ziffern gemachten und darum leicht in andere Ziffern umsetzbaren Angabe Köstlins „11 bis 12 Uhr" falsch abgeschrieben hat. Jedenfalls bringt schon der erste Satz, mit dem Lenz auf das Leben seines Helden zu sprechen kommt, einen unbegreiflichen Fehler: nicht einmal in der Angabe der Geburtzeit ist er zuverlässig. Auf schlechte Kompilation aber weisen auch die Zusätze „bereits" und „nach kirchlicher Sitte". Der letzte Zusatz ist gänzlich überflüssig: nach welch anderer als kirchlicher Sitte soll denn die Namensgebung erfolgt sein? Das ist nicht mehr billige, sondern Afterweisheit des Abschreibers, der doch auch etwas Eigenes geben will. Das „bereits" aber zeigt eine Unwissenheit, für die man freilich bei Köstlin keine Vorlage finden kann; bekanntlich erfolgt die Taufe in der katholischen Kirche überhaupt so bald wie möglich.

Ich verschone nunmehr den Leser mit weiteren Vorführungen von Schnitzern Lenzens, die sich noch immer den bekannten drei Seiten entnehmen ließen.*) Das Dargebotene genügt zur Charakterisirung seiner Arbeitweise. In einem Buche monographischen Charakters wendet sich Lenz nicht an die primären Quellen, sondern schreibt einen allbekannten, fast in jeder gebildeten protestantischen Familie anzutreffenden Vorgänger aus; und dabei citirt er selbst die Worte seines Helden, Luthers, theilweise aus zweiter Hand. Eine Zeit, für die ihn seine Anhänger als einen der wichtigsten Spezialisten rühmen und in der ihn jedenfalls Jedermann zu Hause vermuthete, stellt er aus zweiter Hand unter Begehung von Irrthümern dar, die für Jeden, der in den Verlauf der Forschung auch nur hineinblickt, auf flacher Hand liegen, — der vielen kleinen Flüchtigkeiten und Leichtfertigkeiten in der Herübernahme des sekundären Stoffes noch gar nicht zu gedenken. Und das Alles thut dieser Mann, ohne seine Quelle auch nur mit der leisesten Andeutung zu nennen! Was in diesem Falle gute Sitte erfordert hätte, hat Kolde in seinem Lutherleben gezeigt. Kolde, der in seiner Biographie ebenfalls Einzelheiten aus Köstlin entnimmt, aber freilich weder so aufdringlich noch so lüderlich wie Lenz, bemerkt gleichwohl ausdrücklich (Bd. 1, 364): „Für die Anfänge Luthers,

*) Interessant wäre besonders noch die Besprechung der Stelle über das Möhraer Erbrecht, S. 30. Man vergleiche dazu Köstlin S. 23, vermuthlich die Quelle Lenzens, und die vorsichtige Wiedergabe der Lage bei Kolde 1, 31 und Berger 1, 2 gegenüber dem blinden Zutappen von Lenz.

das Geburtjahr ꝛc. verweise ich lediglich auf Köstlins Martin Luther, 1, 19 ff. und die daselbst angegebene zahlreiche Literatur." Bei Lenz, dem „Spezialisten" und Monographen, nicht eine Silbe einer solchen Notiz! Nun könnte man Lenz damit einigermaßen entschuldigen wollen, daß er in seinem Buche Citate überhaupt fast nicht giebt: allein bei einer Arbeitart, wie der nachgewiesenen, wäre er eben nach seinen eigensten Prinzipien zu Anmerkungen oder zur Nennung Köstlins im Vorwort verpflichtet gewesen. Und da bisher drei Auflagen seines Buches erschienen sind, so hätte er zur Aufnahme einer kurzen Bemerkung in diesem Sinne und zu einer Verbesserung der zahlreichen Schäden seines Textes mehr als einmal Gelegenheit gehabt. Aber es ist keine Rede davon, daß er diese Gelegenheit benutzt hätte. In der dritten, 1897 erschienenen Auflage findet sich auf den hier besprochenen Seiten gegenüber der ersten Auflage nur eine einzige Verbesserung; der Name Hans Oemelin ist richtig in Nikolaus Oemler korrigirt; außerdem ist auf Seite 31 noch eine Zeile weggelassen und einmal das Wort „Gebirgsluft" durch „Bergluft" ersetzt.

Und dieser Herr, der in seinen Schriften so verfährt, ist der selbe Mann, der sich für berufen hielt, mir gegenüber die Anklage der Leichtfertigkeit und womöglich des Plagiates zu erheben! Welche hochmüthige Verblendung! Selbst wenn die Art meiner Detailarbeit auf dem überaus niedrigen Niveau der lenzischen stände, wäre der Unterschied noch groß genug; denn Lenz hatte in seinem Buche die Lebensschicksale und die Umwelt eines Helden zu beherrschen, dessen Darstellung, mag er noch so groß und schaffensgewaltig gewesen sein, doch höchstens die genaue Kenntniß eines Jahrhunderts erfordert: ich habe es bei meiner Aufgabe mit zwei Jahrtausenden zu thun. Aber vergebens wird man sich in meinem Buche, und sollte es von den Gegnern noch so sehr auf Quisquilien durchstöbert werden, um den Nachweis eines solchen Grades von Lüderlichkeit bemühen, wie sie in diesem Elaborat zu Tage tritt, — und noch dazu in verborgener, durch keinerlei Citat erschließbar gemachter Form. Man wird es verstehen, wenn ich angesichts dieses Gebahrens Desjenigen meiner Gegner, der zuerst die sogenannte Detailkritik mir gegenüber im leidenschaftlichsten Tone angewandt hat, die mir durch die Klarheit meiner methodologischen Position und mein reines Gewissen gegebene Ruhe nur mit Mühe bewahre und wenn ich mich mit Unwillen von seiner Person wegwende.

Suchen wir aber jetzt aus dem bisher Gesagten methodologische Ergebnisse zu den Begriffen Plagiat und Kompilation zu gewinnen und ziehen wir dazu die Art heran, wie ich in den vornehmlich politischen Theilen meiner Deutschen Geschichte die Quellen benutzt habe, so ist klar, daß zunächst zwischen der an sich ja sehr verschiedenen Quellenbenutzung bei Lenz und mir einerseits und derjenigen bei Delbrück andererseits ein größerer, prinzipieller Unterschied besteht. Der Fall Delbrück hat die Herübernahme von Forschung-

ergebnissen zur Diskussion gestellt, die den Quellen nur im Wege oftmals wiederholter Abstraktion und in einem Verfahren gleichsam fortgesetzter Raffinirung entnommen sind, deren Besonderes mithin als volles geistiges Eigenthum des einzelnen Forschers gelten darf. In dem Falle Lenzens wie in meinem Falle dagegen handelt es sich um etwas Anderes, nämlich um die Herübernahme von Einzelmaterial aus Schriften, die ihrerseits primären Quellenstoff verarbeitet haben. Dieses Einzelmaterial ist allerdings seiner Fassung nach geistiges Eigenthum der betreffenden Schriftsteller, allein neben seinem persönlichen Stempel, der dazu noch, wenn er wissenschaftlich ausreichend befunden werden soll, nach ganz bestimmten Kunstgriffen einer objektiv feststehenden historischen Methode hergestellt sein muß, besteht doch der Stoff der Quellen selbst, der begriffliche und sprachliche Ausdruck einst stattgehabter Ereignisse, der nur in einer Form richtig sein kann und daher unter der Voraussetzung, daß die Forschung diese richtige Form gefunden hat, eine Veränderung überhaupt nicht mehr verträgt. Es handelt sich also hier nicht um geistiges Eigenthum im freien, originalen Sinne, sondern so zu sagen um ein intellektuelles Halbfabrikat, um eine Masse, die, zum wesentlichsten Theile objektiv gegeben, zum geringeren Theile nach den objektiven Regeln einer bestimmten Wissenschaft in objektive Formen gebracht, den Versuchen höherer Integration und Zusammenfassung der betreffenden Stoffe zugänglich sein muß, sollen anders bei der Beschränktheit der menschlichen Arbeitkraft solche Versuche, d. h. Darstellungen höheren historiographischen Charakters, überhaupt unternommen werden. Es ist also in diesem Falle die Benutzung fremder Arbeit, so weit diese dem Stoff, von ihm untrennbar, eingefügt ist, nicht nur räthlich, sondern sogar nothwendig; und es ließe sich in einer Quellenanalyse neuerer zusammenfassender geschichtlicher Werke leicht nachweisen, daß diese Benutzung auch thatsächlich nicht blos in reichem Maße erfolgt, sondern geradezu ausnahmelos vorliegt, also eine Grundbedingung für das Entstehen zusammenfassender Werke bildet. Die Frage, inwieweit man dabei in der ausdrücklichen Namhaftmachung der so als Quellen benutzten Werke zu gehen habe, ist strittig und wird, da es an prinzipiellen Anhalten zur Lösung fehlt, niemals unter vollkommener Zustimmung Aller gelöst werden. Es wäre nicht schwer, Autoren, und zwar unter den besten neueren, herzuzählen, die in dieser Hinsicht außerordentlich sparsam verfahren; bleiben wir bei den von uns behandelten Fällen, so sehen wir, daß Kolde in seiner Lutherbiographie trotz geringer Benutzung Köstlins diesen an einer Stelle zu citiren für nöthig hält, wo Lenz trotz weit stärkerer Benutzung schweigt, — ein Verfahren, das freilich gerade Lenz, nach den von ihm und seinem Schüler Oncken ausdrücklich aufgestellten Anforderungen, unter keiner Bedingung hätte einschlagen dürfen. Was mich betrifft, so habe ich in meiner Deutschen Geschichte stärker benutzte Werke vor Allem an dem entscheidendsten

Orte, im Vorwort, citirt, bin dagegen im Text mit dem Fortschritt meines Buches im Citiren sparsamer geworden: denn die Citatenlast würde sonst zu stark geworden sein bei einem Werke, das an sich schon über den ursprünglich geplanten Umfang ein Wenig hinauszuwachsen droht.

Aber es handelt sich methodologisch überhaupt nicht so sehr um Citiren und Nichtcitiren wie um die besondere Art der Herübernahme von Detailangaben. Denn daß die Herübernahme nothwendig ist, zeigt die allgemeine Praxis; und es fragt sich nur: wie nimmt man herüber?

Und hier besteht nun zwischen Lenz und mir ein Unterschied grundsätzlicher Natur. (Lenz bedeutet freilich als wissenschaftlicher Historiker auch sonst herzlich wenig; ich werde dieses Urtheil in einer besonderen Studie rechtfertigen, die zusammen mit den hier abgedruckten Aufsätzen unter dem Titel „Zwei Streitschriften" nächstens in Gärtners Verlag [H. Heyfelder] in Berlin erscheinen wird.) Mein Gegner citirt nämlich seine Quellen nicht wörtlich; der Quellenzusammenhang erscheint bei ihm verdunkelt und verwischt. Ich citire, so weit Dies für die Herstellung eines anderen, vielfach abgekürzten Textes mit vielfach anderem generellen Zusammenhang möglich ist und so weit nicht noch sonstige Umstände widersprechen, wörtlich. Welches der beiden Systeme ist nun vom sachlichen Standpunkt vorzuziehen? — um von der zweifellos feststehenden größeren Ehrlichkeit des von mir angewandten Verfahrens nicht weiter zu reden.

Ich möchte hier zum weiteren Verständniß eine Stelle von Goethe heranziehen, deren Auffindung mich wesentlich in dem schon früher von mir eingeschlagenen Verfahren bestärkt hat. Goethe äußert in der Einleitung zu dem geschichtlichen Theile seiner Farbenlehre das Folgende: „Wir haben Auszüge geliefert . . . Es ist äußerst schwer, fremde Meinungen zu referiren, besonders wenn sie sich nachbarlich annähern, kreuzen, decken. Ist der Referent umständlich, so erregt er Ungeduld und Langeweile; will er sich zusammenfassen, so kommt er in Gefahr, seine Ansicht für die fremde zu geben; vermeidet er, zu urtheilen, so weiß der Leser nicht, woran er ist; richtet er sich nach gewissen Maximen, so werden seine Darstellungen einseitig und erregen Widerspruch und die Geschichte macht selbst wieder Geschichten. Ferner sind die Gesinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfassers nicht so leicht ausgesprochen. Alle Lehren, denen man Originalität zuschreiben kann, sind nicht so leicht gefaßt, nicht so geschwind epitomirt und systematisirt. Der Schriftsteller neigt zu dieser oder jener Gesinnung; sie wird aber durch seine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er spricht und schreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rücksichten modifizirt . . . Durch solche Betrachtungen veranlaßt, durch solche Nöthigungen gedrängt, lassen wir meistens die Verfasser selbst sprechen." Man sieht: Goethe entscheidet sich für die Wiedergabe

fremder Meinungen ganz in meinem Sinne. Und es ist kein Zweifel, daß er seine Entscheidung noch viel entschiedener getroffen haben würde, wäre für ihn die Wiedergabe fremder Handlungen in Betracht gekommen. Denn bei der Reproduktion fremder Meinungen in dem für Goethe praktischen Falle liegt doch die fremde Meinung an sich in den Schriften der einzelnen Autoren völlig unumstößlich vor: es handelt sich also nur um das Zusammenziehen einer authentischen Vorlage. Gebe ich aber die Erzählung einer fremden Handlung verändert wieder, so verändere ich eine Vorlage, die an sich schon, im Verhältniß zur Wirklichkeit, zur Authenzitität des Geschehenen, der Vermuthung einer keineswegs absolut entsprechenden Wiedergabe unterliegt. In diesem Falle muß also die Vorsicht in der nochmaligen Reproduktion doppelt groß sein und mit verdoppelter Wucht auf den Vorsatz möglichst wörtlicher Wiederholung der ersten Wiedergabe führen.

Das sind ja sehr einfache Erwägungen. Und doch habe ich, so oft ich sie vor Historikern vorbrachte, den lebhaftesten Widerspruch erfahren, freilich stets nur mit der einen Begründung: daß es mir doch nicht schwer fallen könne, eine andere Form zu finden, die gleichwohl den herübergenommenen Inhalt richtig wiedergebe. Man sieht, wie wenig die klaren Erwägungen Goethes mutatis mutandis unter Historikern verbreitet sind. Und thut es denn die „andere", etwa die Thatsache der Herübernahme ein Wenig verschleiernde Form? Der Inhalt soll vor Allem so viel wie möglich den neuesten Errungenschaften der Wissenschaft entsprechen und er ist völlig reproduzirbar nur in der einen, ihm einmal gegebenen Form. Daß aber unter wörtlichem Citat die Einheit des Stils leide, ist eine noch eitlere Befürchtung; es muß gleichwohl sehr viel geändert werden, da eine Seite Text der Regel nach Bogen des Textes der Vorlage zusammenzufassen hat; zudem weiß Derjenige, der im bloßen Satzbau den Stil sucht, nicht, was Stil ist. Freilich aber: wer der wörtlichen Methode folgt, Der muß im Uebrigen ein starkes Gefühl seiner Originalität in den Dingen, worauf es ihm ankommt, vor Allem also seiner originalen Gesammtauffassung, haben; er muß den herüber genommenen Stoff ansehen wie ein Halbfabrikat, dessen zusammenhängender Aufbau ganz in seiner Hand steht: oder er wird zum ärmlichen Kompilator.

Lenz hat sich in seinem Buche an die vulgäre Methode gehalten. Brauche ich die Folgen noch auszumalen? Ist es nicht klar, daß jeder, auch der geringste Zusatz, jede Aenderung der Satzkonstruktion, jeder Wechsel in der Zusammengehörigkeit der Worte, ja, jedes Vertauschen eines Synonymes mit einem anderen, Veränderungen des Inhaltes der Vorlage von mehr oder minder verhängnißvoller Wirkung herbeiführen kann, ja, nimmt man die Dinge ganz genau, herbeiführen muß? Ich habe, abgesehen von der Rüge

der Schnitzer Lenzens, die nur seiner Leichtfertigkeit zuzuschreiben sind, Einiges dieser Art in der Quellenkritik der ersten drei Seiten des Lutherlebens von Lenz theils angedeutet, theils ausgeführt; aber ich brauche wohl kaum zu versichern, daß eine scharfe Kritik bei eingehender Berücksichtigung der soeben gegebenen Gesichtspunkte keinen Satz, ja keinen Satztheil bei Lenz unangetastet lassen würde.

Woher aber nun diese verhängnißvolle Wirkung der üblichen Methode? Hier ist mit einigen Worten auszuführen, daß diese Wirkung prinzipiell begründet ist. Die Erzählung der politischen Geschichtschreibung beruht auf der Aneinanderreihung von Schilderungen durchaus singulärer Vorgänge, also von Ereignissen, die auch ihrer tieferen Bedeutung nach als nur einmal geschehen angenommen werden; und eben auf die Wiedergabe des Singulären an ihnen wird grundsätzlich der Werth gelegt, weil von den Anhängern der historisch-politischen Schule die Geschichte überhaupt nur als Aufeinanderfolge singulärer Ereignisse gefaßt wird. Nun ist aber klar, daß es für die Darstellung von etwas Singulärem nur einen völlig entsprechenden Ausdruck geben kann. Dieser kann nun für Darstellungen, die darauf angewiesen sind, die Schilderung singulärer Ereignisse in abgekürzter Form zu geben, günstigen Falles thatsächlich in der eingehenden Schilderung einer sekundären Vorlage, die alle primären Quellen aufs Glücklichste zusammenfaßt, gegeben sein. Das ist aber, wie gesagt, schon ein besonderer Glücksfall: es kann auch anders sein. Aber es soll einmal wenigstens diese erste Annahme eines solchen Glücksfalles, der sich für den Geschichtschreiber genereller Darstellungen natürlich nur aus eingehender Prüfung einiger Partien der Vorlage herleiten läßt, zu Recht bestehen. Was hat dann zu geschehen? Offenbar muß die Vorlage möglichst unverändert herübergenommen werden. Verfährt man anders, im Sinne von Lenz, so übersieht man die bestehenden logischen Voraussetzungen seiner Arbeit, macht also einen prinzipiellen, methodischen Fehler. Ist aber gar die Schilderung der Vorlage unrichtig — und keineswegs immer läßt sich bei weitausgreifenden historischen Zusammenhängen auch nur die Vermuthung der Richtigkeit für den Benutzer feststellen —: wie kann man dann erwarten, durch nur formale Umgestaltung sie richtiger zu erhalten? Wie kann man glauben, man werde aus der ungeheuren Zahl möglicher Veränderungen der Vorlage gerade die Kombination herausfinden, die sie verbessert? Auch hier ist die möglichst unveränderte Herübernahme noch das Beste.

Aber die hier erörterten Schwierigkeiten führen weiter. Sie leiten auf einen Widersinn in der Entwickelung der bisherigen Geschichtforschung überhaupt. Eine Geschichtwissenschaft, die grundsätzlich nur das Singuläre kennt, kann den Fortschritt nur in der Auflösung der singulären Fakta in immer singulärere suchen: sie kann grundsätzlich nur auflösen, nicht zusammenfassen, wenn auch die Bedürfnisse, d. h. die ihrer Theorie wider-

sprechenden Thatsachen, immer wieder auf Zusammenfassung hinweisen. Dem entspricht in der That die Entwickelung der Geschichtwissenschaft in den letzten Generationen. Man hat die Könige als Träger der politischen Geschichte bis in den Hofklatsch hinein kennen gelernt. Man ist zu den Ministern fortgeschritten. Man hat die Gesandten aufgesucht. Wo wird dieses Verfahren enden? Bei den Sekretären? Bei sonstigen Subalternen? Wird es genügen, eine diplomatische Funktion gehabt zu haben, um in den Kreis der Helden einzutreten? Dieser Verzettelung der historischen Studien in die Hintertreppen entsprach das fast ausschließlich materielle Interesse, das die Forschung beherrschte. Es ist noch nicht so lange her, daß ein Buch von vorn herein scheel angesehen wurde, wenn es nicht neues „Material" brachte. Ungebrochen herrschte in der Forschung das Prinzip des Singulären und immer Singulärereren: von dem goethischen Spruch „Dich im Unendlichen zu finden, Mußt unterscheiden und dann verbinden" wurde nur die erste Mahnung berücksichtigt. In der That ist die Befolgung der zweiten Mahnung unter Beibehaltung des bloßen Prinzips des Singulären für die Geschichtwissenschaft grundsätzlich unmöglich und alle zusammenfassenden historisch-politischen Darstellungen tragen vom Standpunkt dieses Prinzips aus von vorn herein den Charakter des Unwissenschaftlichen, — vor Allem, wenn sie nach der Methode Lenz (ich spreche da noch gar nicht von der persönlichen Arbeitweise Lenzens) angelegt sind.

Aber kann denn dieses Prinzip des Singulären an sich wissenschaftlich sein, wenn es solche-Konsequenzen birgt? Das ist die entscheidende Frage. Und ich beantworte sie, im Gegensatz zur bisherigen Geschichtwissenschaft, aber in Uebereinstimmung mit jeglicher Definition des Begriffes Wissenschaft, die bisher gegeben worden ist, mit einem entschiedenen Nein. Wissenschaftlich arbeiten heißt: nicht das Singuläre feststellen, sondern das Allgemeine, nicht an den Dingen das sie Trennende ermitteln, sondern das sie Verbindende, heißt die unendliche Welt des Singulären — denn das Bestehende in Natur wie Geschichte ist singulär — unter allgemeine Begriffe bringen und dadurch ordnend beherrschen. Dieser Begriff der Wissenschaft gilt für die Geschichte eben so sehr wie für irgend eine andere Wissenschaft und er erscheint für uns in diesem Falle getrübt nur gern deshalb, weil wir die jüngsten Singularitäten der Entwickelung in Folge eines zu geringen historischen Horizontes für so enorm anzusehen gewohnt sind, daß wir sie für Unica halten. Allein auch diese Erscheinungen, so weit sie zu den wesentlichen Vorgängen der Geschichte gehören, lassen sich unter allgemeine Begriffe bringen.

Daß Dies möglich ist, Das eben zeigt eine Geschichtwissenschaft, die von der Erwägung ausgeht, daß die typischen Erscheinungen in der Geschichte in ihren wichtigsten Auswirkungen grundsätzlich bedeutsamer und mächtiger sind als die persönlichen, singulären, — d. h. die Geschichtschreibung der jüngsten

Periode. Und da sie Dies zeigt, ist sie auch auf ihrem eigensten Gebiete der Schwierigkeiten überhoben, die für die Zusammenfassung des Politisch-Singulären bestehen. So weit sie, als äußeres Gerüst des Geschehenden, die politische Geschichte wiedergiebt, wird sie freilich diese Schwierigkeiten finden und die kann sie nur durch ehrliche Anerkennung ihres Bestehens gegenüber dem bisher eingeschlagenen unklaren Verfahren mäßigen. Allein sie erblickt in der Wiedergabe dieser äußeren Seite des geschichtlichen Geschehens nicht mehr die innerste und wesentliche Aufgabe der Geschichtwissenschaft. Diese sucht sie vielmehr in der Darstellung der großen typischen Abwandlungen; und deren Charakter ist es eben, daß sie nicht blos in einer einzigen Auswirkung, einem einzigen Exemplare vertreten sind, sondern in vielen. Indem damit die Darstellung unabhängig wird von den besonderen Wendungen und Ecken des Einzelvorganges, wird sie zugleich auch frei, und indem sie frei das Wesentliche von Erscheinungen zusammenfaßt, die in mehrfacher Parallelauswirkung auftreten, wird sie erst recht auch wissenschaftlich, gelangt sie zu eben so unumstößlichem wissenschaftlichen Urtheil wie individuellem sprachlichen Ausdruck. Erst die neuere Geschichtwissenschaft bringt darum dem Historiker die Unabhängigkeit von dem wissenschaftlichen Stoffe, die ausgebildeteren Wissenschaften eignet.

Der Verlauf dieser Aufsätze hat uns aus den geringsten Detailfragen und aus der Misere kleinlichster Angriffe hinaus und herauf geführt zu den generellen Prinzipien der Geschichtwissenschaft. Der Versuch, meine Auffassung der Geschichte nicht nur, auch nicht nur mein Buch, nein, womöglich meine sittliche Persönlichkeit in den Augen der Welt zu vernichten durch eine Detailkritik, die alle für meine Auffassung, mein Buch und meine Person wichtigen Fragen absichtlich bei Seite schiebt, hat nicht nur mit meiner Rechtfertigung auf diesem Gebiete und dem Verfangen der Gegner in ihre eigenen Fallstricke geendet, sondern er hat auch dazu gedient, von anderen Seiten her als den bisher eingeschlagenen die methodische Unzulänglichkeit der alten Forschung zu zeigen. Es sind Zusammenhänge, die sich bei jedem Versuch, meinem Buch beizukommen, immer wiederholen werden. Denn toto coelo, darin haben meine Gegner Recht, ist meine Art, die Dinge zu sehen, von der ihrigen verschieden: daher äußert sich die Verschiedenheit auch in der Auffassung der kleinsten Verhältnisse. Wenn aber aus diesem Zusammenhang von meinen Gegnern der Schluß gezogen worden ist, daß nur durch den — wie sich gezeigt hat, noch dazu unmotivirten — Angriff des kleinsten Details meine Auffassung aus dem Sattel gehoben werden könne, so kann ich nur wünschen, daß sie in diesem Irrthum beharren: er wird mehr als vieles Andere den Sieg meiner Auffassung befördern.

Leipzig. Karl Lamprecht.

Der Wildbach.

„Hörst Du nichts?“

Alles war wieder still.

„Peter, hörst Du nichts?“

Zum zweiten Male fragte die alte Kathrine. Sie saß am Ofen in ihrem wurmstichigen Lehnstuhl und strickte; bei der zweiten Frage aber ließen die runzligen Hände das Strickzeug in den Schoß sinken und holten aus der Tasche ihres faltenreichen Rockes das Brillenfutteral hervor. Sie setzte die Brille auf, als ob diese nicht nur das Gesicht, sondern auch das Ohr schärfen sollte, auf das Geräusch zu horchen, das sie vernommen hatte.

Peter, ihr Mann, saß in Hemdsärmeln beim Oellämpchen am Tische vor der Postille, mehr aus Gewohnheit, als um zu lesen, denn er konnte bei Licht selbst mit der großen Hornbrille nicht mehr sehen. Als Kathrine ihn anrief, horchte er eifrig auf, indem er den Mund weit öffnete, wie wenn dieser als drittes Ohr dienen sollte. Da fuhr denn auch plötzlich ein heftiger Windstoß an der Hütte der beiden Alten vorbei, rüttelte an der Thür und an den Fenstern und heulte und pfiff in dem Schornstein.

„Das ist der Thauwind,“ sagte Peter.

„I, Alter, Das mein' ich nicht“, erwiderte Kathrine; „ehe der Windstoß kam, war mirs, als hörte ich den Hannes drunten pfeifen ‚Der Mai ist gekommen‘. Das war sein bestes Lied. Nun bläst der Thauwind zum dritten Male, seit er fort ging, nun muß er zurückkommen“. Peter sah stumm vor sich hin. Da bellte Azor, der kluge Teckel, plötzlich laut auf und fuhr mit Freudengeheul auf die Thür zu; und in dem selben Augenblick klopfte es draußen an den Fensterladen. „Peter, unser Hannes, unser Hannes!“ rief Kathrine, — und eine Sekunde später wurde die Stubenthür aufgerissen, ein schlanker Bursch warf Hut und Stock hin und hielt das Mütterchen, das vor Freude zitterte, in seinen Armen.

Sie waren Beide gekommen, der Thauwind und der Hannes. Der Thauwind fuhr mit sieghafter Jugendkraft über die Berge. Da schmolz der Schnee und wurde hinabgespült in die Flüsse, das Eis wurde dünner und dünner und bekam Risse und sandte unzählige kleine Wasserläufe zu Thal.

Unter dem Schnee des hohen Berges, an dem die Hütte von Peter und Kathrine stand, war bei dem Brausen des Thauwinds auch ein Bach erwacht. Er streckte erst ein silbernes Fingerchen tastend unter der Schneedecke hervor, und als er merkte, daß er weiter konnte, schob er sich muthig vorwärts und wuchs und wuchs. Bald war er so groß, daß er sich ein

schmales Bett grub, dann wagte er auch einen Sprung und rief stolz einem anderen Wässerchen zu:

Sieh, was ich kann,
Komm, schließ Dich an,
Wir fahren zusammen zu Thal!

Das Wässerchen kam ganz vorsichtig heran, nur um zu sehen, was an der Sache sei, aber da erfaßte es der Bach und riß es mit sich fort, daß ihm Hören und Sehen verging. „Wohin gehts denn?" fragte es, als es wieder zu Athem gekommen war. „Zu Thal", rief der Bach, „zu Thal! Ich will Räder treiben; wohin ich auch komme, da soll Leben erwachen, so hab' ichs von meinem Vater, dem Thauwind, und meiner Mutter, der Sonne, gelernt. Im fernsten Thale soll die Mühle klappern und der Hammer pochen, die Säge soll kreischen und der Blasebalg pusten." Und eilfertig fuhr er zu Thal. Ein blaues Leberblümchen hatte sich an seinem Rande herausgewagt. Das große blaue Auge sah freundlich zu dem gurgelnden, plätschernden Bache hinab und bat: „Laß mich doch in Deinem Spiegel sehen, ob ich schön bin." „Ach was!" fuhr barsch der Bach das Seelchen an, „was kommt auf Dich an, Du brauchst Dich nicht zu besehen und ich habe am Allerwenigsten Zeit dazu, Dir meinen Spiegel zu leihen." Eine Bachstelze kam bald darauf herzu, setzte sich auf einen Stein im Bache und wippte mit dem Schwänzchen. Ich möchte mich baden, lieber Bach," schmeichelte sie, „erlaube es doch." „Immerzu", sagte der Bach unmuthig, „ich kann Dirs nicht wehren, aber Du denkst doch nicht, daß ich um solch einen Gaukler, wie Du, still stehe? Das fehlte noch!" Etwas weiter unten kam er unter Weiden- und Erlen-Gebüsch hindurch. Die Zweige im Schmuck der ersten frischgrünen Blätter neigten sich so weit über das Wasser, daß sie die großen Klettenblätter am anderen Ufer berührten und der Bach wie unter einer Laube hindurchfloß. Da war es so heimlich und lauschig, daß der Sonnenstrahl vor Wohligkeit zitterte, wenn er verstohlen hindurchdrang, das bleiche Mondlicht aber blieb ganz verschämt draußen, wenn weiße Waldelfen dort nächtlich ihre Reigen tanzten. Die Elfen dürstete und sie kamen mit blauen Glockenblumen, um Wasser aus dem Bache zu schöpfen. Aber so oft sie das Wasser berührten, knickte der wilde Bach die Blumen ab und spülte sie fort. „Tränke uns doch, lieber Bach," baten sie, „uns dürstet." Aber der Bach höhnte noch obendrein: „Nehmt mit den Spritzerchen fürlieb, die ans Ufer fliegen, Das ist genug für Euch; mit einem mächtigen Wasser, wie ich bin, muß solch kleines Volk nicht anbinden." Die Elfen weinten und zogen schließlich fort; der Bach aber lachte hinter ihnen her. Plätschernd und rauschend ging es weiter. Da kam er auch an einer Höhle am Ufer vorbei, die ein Eingang in das Reich der Zwerge war. Ein kleiner Zwerggeselle mit spitzer Kappe, schwarzem Schurz und blinkendem Hammer im Arm stand in dem

Eingang zur Höhle, kam zu dem Wasser, zeigte seinen blutenden Finger, den ein Felsblock getroffen hatte, und bat: „Bächlein, stille das Blut und heile meinen Finger, ich will Dir auch von Herzen gut sein.“ Er sprang auf einen Stein im Bache und hielt das schmerzende Glied in die kühlende Fluth. Der Bach aber hob den Stein auf einer Seite auf, so daß der Zwerg das Gleichgewicht verlor und Purzelbaum ins Wasser schoß. „So,“ rief der Bach, „nun hast Du mehr Wasser, als Du brauchst!“ Der Zwerg hustete und prustete und krabbelte mühsam wieder ans Ufer, ließ das Wasser aus seinem Bart und seiner Zipfelmütze laufen, legte die Schnabelschuhe zum Trocknen vor die Höhle und verschwand, indem er den Bach ausschalt: „Pfui, Du tückisches Wasser! Und Du bildest Dir ein, groß und stark zu sein? Wer groß ist, sorgt zuerst für die Kleinen!“

Wieder eine Strecke weiter sah der Bach in altem Moose ein träges Wasser stehen. Kann es nicht oder will es nicht weiter? fragte sich der Bach und rief ihm zu:

Wie ist es denn um Dich bestellt?
Vergilbtes Moos ist Deine Welt!
Ein Sumpf, nichts Andres wird aus Dir,
Auf, Bruder Bach, und folge mir,
Wir fahren zusammen zu Thal!

Er sprang mit Wucht auf das Moos und grub eine Rinne, in der das stehende, träge Wasser mit fortgerissen wurde. „So ists recht“, rief er ihm zu; „nun führe ich Dich in die Welt. Juchhe!“ Und jauchzend gings fort über Stock und Stein in tollen Sprüngen, daß das Wasser wie weißer Silberstaub in die Luft spritzte. „Immer vorwärts“, jubelte der Bach, „immer zu Thal, wo die Menschen wohnen. Da will ich Räder bezwingen, daß die Mühlen klappern, die Hämmer pochen, die Sägen kreischen und der Blasebalg pustet.“

Endlich kam der muthwillige Bach auch an der Hütte vorbei, wo Peter und Kathrine wohnten. Die standen Beide vor der Thür und sahen in das Wasser; und Hannes, der schlanke Bursch mit dem Gemsbart und der Adlerfeder am grünen Hut, sprach eifrig auf den Vater ein. „Ich habe was gelernt, Vater“, sagte er. „Dieser Bach hier oben gehört keinem Menschen, ich will die Wasserkraft benutzen und eine Sägemühle bauen. Dein Freund, der Zimmermann, baut sie mir billig, und wenn ich dann ein paar Jahr gearbeitet habe, dann kann ich die blonde Suse freien, die soll dann die Frau Müllerin sein.“

Die Eltern waren einverstanden und der Bach auch. Er wäre gern stehen geblieben, Das machte sich aber nicht so leicht, denn er war einmal im Zuge und konnte nicht mehr einhalten. Am anderen Tage fragte ihn Hannes: „Bach, willst Du meine Mühle treiben?“ „Jawohl, will ich“, jauchzte der Bach ihm zu, „dazu bin ich ja vom Berge gekommen! Ich bin nicht damit zufrieden,

daß wippende Bachstelzen am Ufer nippen, Blumen sich in mir spiegeln, Rehe und Hirsche abends trinken, Mücken mich umtanzen und Elfen und Zwerge bittend zu mir kommen. Ich fühle, ich bin zu anderen Dingen geboren, ich habe Kraft, Räder zu treiben, daß es lebendig wird, wohin ich komme, daß die Mühle klappert, die Säge kreischt, der Blasebalg sich pustend bläht und der Hammer pocht. Baue Du die Mühle, ich treibe das Rad. Verlaß Dich auf mich." Und geschwätzig murmelnd eilte er weiter.

Der Hannes und der Zimmermann bauten die Mühle und stellten das Rad auf; und der Bach fuhr wild darauf los. Er sprang von einer Radspeiche zur anderen wie besessen, daß das Wasser hoch aufspritzte und die Schaumflocken über den Uferrand flogen. Aber das Rad drehte sich nicht. Wie lange auch der Hannes wartete und wie bestürzt auch Peter und Kathrin dreinschauten und wie flehend die blonde Suse auch die Hände rang: das Rad drehte sich nicht. „Nun können wir nicht freien", jammerte sie hinter ihrer blauen Schürze, „o Du böser Bach!" Und Hannes saß tief betrübt der Mühle gegenüber und wiederholte: „Nun können wir nicht freien. O Du böser Bach!" Hannes pfiff nicht mehr: „Der Mai ist gekommen". Alles, was ihm in den Sinn kam, war: „Ach Du böser Bach, nun kann ich nicht freien!"

Der Bach war ergrimmt über sein vergebliches Bemühen und über die Vorwürfe, die er zu hören bekam. „Schilt nicht mich", rief er Hannes zu, „die Schuld liegt am Zimmermann, der hat das Rad falsch gebaut." Das leuchtete dem Hannes ein und er lief zum Zimmermann. „Du hast das Rad falsch gemacht", fuhr er ihn an, „Du bist ein Stümper." Der Zimmermann wurde puterroth vor Zorn und schrie: „Das wollen wir sehen!" Er holte einen anderen Zimmermann und sie gingen selbdritt zum Rade und beschauten es von rechts und links. „Es ist Alles in Ordnung", sagten Beide, „am Rade liegt es nicht, daß es sich nicht dreht", und fort gingen sie und schalten den Hannes einen dummen Kerl, weil er sie unnöthig bemühe.

Wieder saß Hannes betrübt der Mühle gegenüber und die blonde Suse weinte wieder hinter der blauen Schürze. Da sagte der Bach empfindlich: „Ich bin nicht schuld, der Schmied ist schuld, der hat das Rad falsch beschlagen."

Hannes ging zum Schmied: „Du bist ein Stümper, Du hast das Rad falsch beschlagen, nun dreht sichs nicht." Der Schmied wurde puterroth vor Zorn, rief einen anderen Schmied und sie gingen selbdritt und besahen das Rad ringsum. „Es ist Alles in Ordnung", sagten die beiden Sachverständigen, „am Beschlag liegts nicht, daß es sich nicht dreht." Damit gingen sie ärgerlich weg und schalten den Hannes einen dummen Kerl.

Hannes und Suse grämten und härmten sich von früh bis spät. Da sagte der Bach: „Du selbst bist schuld, Du hast das Rad nicht recht geschmiert, Dein Oel ist schlecht." Aber da wurde Hannes bitterböse und schalt: „Nein,

Du bist schuld an meinem Unglück, Du ganz allein. Du kannst das Rad nicht drehen, weil Du zu schwach bist. Du schäumst und spritzest und plätscherst, aber es ist nichts dahinter, Du bist ein hohler Schwätzer, ein ganz nichtsnutziger, aufgeblasener Lärmmacher. Du hast mich in diese Klemme gebracht, Du ganz allein." Der Bach raste vor Wuth, aber je mehr er sich ereiferte, desto mehr Kraft verspritzte er in Schaumflocken. Das Rad stand wie angewurzelt und machte auch nicht den schwächlichsten Versuch, sich zu drehen und die Sägemühle zu treiben.

Da sagte Hannes zur blonden Suse: „Weißt Du, ich will zum Baumeister der Welt gehen und mich über den Wildbach beklagen, vielleicht finde ich da Rath in unserer Noth." „Ja, thue Das," seufzte Suse; „sorge nur, daß wir freien können."

Hannes wußte den Weg nicht recht genau, drum ging er zum Pfarrer in die nächste große Stadt. Dieser sagte ihm, der große Baumeister bewohne ein herrliches Haus, dort sei er jeden Sonntag Vormittag zu sprechen. Hannes machte sich auf und fand wirklich das prächtige Haus, das weite Thüren und einen hohen Thurm hatte. Ja, dachte er, ich glaubs schon, so hoch muß der Baumeister wohl wohnen, damit er die Welt überschauen und zum Rechten sehen kann. Er ging auf die Thür zu, die in den Thurm führte, aber sie war verschlossen. „Mach mir doch auf," sagte er zu dem Thürsteher, „ich will zum Baumeister der Welt." „Du bist wohl närrisch", sagte der Thürsteher hochmüthig, „daß Du meinst, der wohnte hier. Da — und er wies auf die weiten Thüren — da gehe hinein." Aus dem steinernen Hause ertönte Orgelspiel und Gesang, Hannes folgte den Tönen und trat ein. Ein Säulenwald nahm ihn auf, von der Decke herab blickten Sonne, Mond und Sterne, bunte Fenster leuchteten in satten Farben und an den Wänden hingen große, herrliche Bilder. Es war ein blendender, verwirrender Glanz. Hannes machte einen Kratzfuß, behielt die Mütze in der Hand und wagte lange nicht, um sich zu blicken; ihm war ganz schwindlig vor lauter Pracht. Endlich faßte er sich ein Herz. Viele Menschen waren da, reihenweise saßen sie vor ihm. Aber den Baumeister sah er nicht. Ja, wenn diese Alle ihn sprechen wollen, dachte er, dann komme ich heute nicht mehr an die Reihe. Und wirklich, er mußte hinaus, ohne daß er auch nur den Baumeister von fern gesehen hatte. Die Thüren wurden geschlossen und Hannes ging heim. Nachdem er dann noch einmal vergeblich versucht hatte, den Baumeister in seinem prächtigen Thurmhause in der großen Stadt zu sprechen, sagte er zur Suse: „Du, ich will Dir was verrathen: in dem steinernen Hause wohnt er gar nicht." „Doch," meinte Suse, „er wohnt sicher da, der Pfarrer muß es ja wissen, aber er ist dort gewiß nur für Leute zu sprechen, die viel Geld bezahlen, um hinein zu dürfen. Wir kleinen Leute

müssen ihn anderswo finden. Geh auf den höchsten Berg, Hannes, wo man am Weitesten ringsum sehen kann, da wohnt er gewiß. Ich muß bei den alten Eltern bleiben, sonst ginge ich mit, aber ich gebe Dir mein Herz, dann bin ich doch bei Dir." Und sie löste von einem Bande am Halse ein kleines goldenes Herz (es war Alles, was sie besaß) und gab es ihm. Hannes steckte es sorgfältig ein und stieg bergan. Es war ein steiler Pfad, aber unermüdlich ging er vorwärts, so daß er sich selbst über seine Herzhaftigkeit verwunderte. Das kam aber davon, daß er zwei Herzen hatte. Er gelangte auch auf die Höhe. Da war es still und feierlich. Der Wind wehte nicht; still ruhten die Wolken und regunglos die Blumen. In der Mitte stand ein steinerner Tisch, daran saß schlicht und einfach auf einem steinernen Stuhle der Baumeister der Welt, ein weiser Mann mit leuchtenden Augen und langem weißen Barte. Als Hannes den Baumeister erblickte, freute er sich über die Maßen und lief geraden Wegs auf ihn zu: „Guten Tag, lieber, großer, weiser Baumeister, wie lange habe ich Dich gesucht! Darf ich reden?" Ein grundgütiges Lächeln war die Antwort. Da brachte Hannes sein Anliegen vor, daß der Bach ihn betrogen habe und er die Suse nicht freien könne. „Ich will Dir einen Rath geben", sagte der Baumeister, als Hannes geendet hatte, „ziehe eine Mauer quer durch den Wildbach just oberhalb des Rades. In die Mauer mache eine Thür. Ist das Wasser so hoch gestiegen, daß es über die Mauer fließt, dann öffne die Thür. Der Bach wird dann das Rad drehen."

„Ich danke Dir", sagte Hannes treuherzig, „auch für meine Suse, nun können wir doch freien." Er machte einen artigen Kratzfuß und ging mit gesetzten Schritten von dannen. Aber als er sich außer Sehweite glaubte, da warf er vor Freude seinen grünen Hut in die Luft und jauchzte, daß es meilenweit unten die blonde Suse hörte.

Am folgenden Sonntag war schon die Mauer gezogen.

Anfangs wollte der Bach es nicht glauben, daß die Mauer ihn hemmen sollte. Er schlug gegen sie an, er peitschte sie, spritzte, schäumte und tobte, — aber vergebens. Sie wurde höher und höher und er mußte stehen bleiben und sich sammeln. Er fluchte dem Rade, er verwünschte in seinem Zorn Hannes und Suse. Als er endlich seine Ohnmacht einsah, fing er an zu schluchzen: „Nun werde ich nie das Thal erreichen, nie ein Rad bezwingen. Meine Kraft ist hin. Was hat mein Sehnen und Wollen genützt? Ich werde ein Sumpf — weiter nichts. Ach, mein verlorenes Leben! Ich wollte doch lieber für die Kleinen sorgen, Rehe und Kühe tränken und leiden, daß die Elfen Wasser schöpfen und die Bachstelzen sich baden, als daß ich hier eingekerkert stehe und versumpfe." Schließlich wurde er ganz still in seinem Wasser so daß der Mond und die Sterne sich spiegeln konnten, wenn die ruhevolle Nacht kam, aber wer sinnend an seinem Rande saß und lauschte, Der konnte ihn

in der Tiefe schluchzen hören. Doch wie weh ihm auch war, stillstehen mußte er. Und je länger er sich sammelte, desto tiefer und stiller wurde er. Ja, er versank so in sich selbst, daß er gar nicht merkte, wie er langsam höher und höher stieg. Und eines schönen Morgens war es so weit, daß er über die Mauer sehen konnte, hinab in das Thal seiner Sehnsucht, wo er Räder bezwingen wollte, daß die Mühle klappert, der Blasebalg stöhnt, der Hammer pocht und die Säge kreischt. Aber zu seinen Füßen dicht vor ihm lag auch das tote Rad. Da dachte der Bach: dort hinunter, wo die klugen Menschen wohnen, wollte ich eilen und konnte dies kleine Rad nicht bezwingen. Wenn ich doch nur diese eine Mühle treiben könnte! Es packte ihn jäh, er wußte selbst nicht, wie; ihm war zu Muth, als müßte er jetzt die Mauer durchbrechen und hinunterstürzen, — und da zog Hannes die Thür auf und mit voller Wucht fiel die breite Wassermasse auf das ruhende Rad, daß es sich drehte und drehte und die Sägen der Mühle kreischend durch die Baumstämme fuhren. Hannes und Suse jubelten: „Nun wird gefreit! Nun wird gefreit!" Peter und Kathrine sahen dankbar zu dem gütigen Baumeister der Welt empor, der Bach aber brauste machtvoll zu Thal. In der Stille war er stark geworden.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Politische Indifferenz.

Un grand peuple n'est jamais gouverné par son gouvernement. J. de Maistre.

Eigentlich wollte ich diesen Aufsatz in einem „Sprechsaal" veröffentlichen, wo jede neugierige Frage aus dem Leserkreise eine freundliche, umgehende und abschließende Beantwortnng findet, mag sie dem besten Fleckwasser oder der Unsterblichkeit der Seele gelten, wo die öffentliche Meinung sich ihren reinsten Ausdruck schafft, wo das nationale Leben am Stärksten pulsirt, wo in friedlichem, anregendem Gedankenaustausch, den die Schriftleitung mit überlegenem Wissen und aus echter völkischer Gemüthstiefe heraus lenkt und läutert, Alle sich zusammenfinden, Männer, Frauen und Jungfrauen, aus Stadt und Land, aus allen deutschen Gauen, aus allen Ständen und Stämmen, Alle, die eine Abonnementsquittung einsenden. An dieser Kleinigkeit, der Abonnementsquittung, gebrach es mir; und deshalb wende ich mich an die „Zukunft", in der ich ein literarisches Sünderheim erblicke. Der Herausgeber darf mir Das nicht verübeln, denn ich habe einen Hintermann. Es war, glaube ich, in jener Zeit hohen sittlichen Aufschwunges, als Lieber mit dem Anstand Nadowessirs über Peters zu Gericht saß; da nannte einmal die Frankfurter Zeitung, voll des strafenden Ernstes, den wir an unserer Presse kennen und schätzen, diese Wochenschrift ein „refugium peccatorum". Ich beginne deshalb mit dem Bekenntniß an Mitsünder und Richter, daß ich viel fragen will, aber wenig zu antworten weiß.

Neulich las ich in einem Buch über Spencer folgende Sätze: „Unter einem politischen System wie dem, in das wir hineingewachsen sind, ist Theilnahme am politischen Leben die Pflicht eines jeden Bürgers; ihre Nichterfüllung ist zugleich kurzsichtig, undankbar und gemein. Kurzsichtig, weil Enthaltung, wenn sie allgemein würde, Verfall aller guten Einrichtungen, die bestehen, bedeutete; undankbar, weil Gleichgiltigkeit gegen die guten Einrichtungen, die patriotische Vorfahren hinterlassen haben, unsere Schuld gegen sie ignoriren heißt; gemein, weil, Nutzen aus solchen Einrichtungen zu ziehen, ihre Erhaltung und Verbesserung aber Anderen zu überlassen, Geneigtheit verräth, Wohlthaten zu empfangen, aber nicht zu vergelten." Spencers in ihrer unerbittlichen Logik doppelt herben Worte stammen aus dem Kapitel „Politisches Wohlthun" seines monumentalen entwickelungphilosophischen Werkes. Wir vernehmen in seiner Mahnung nicht nur den Philosophen, dessen Blick Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßt, auch der Sohn eines stolzen und großen Volkes spricht zu uns, das sich seiner Solidarität in jedem Einzelnen, seiner Einheit in jeder Generation bewußt ist. Spencers Worte fielen mir schwer aufs Herz; sie trafen mich ganz persönlich. „Er hat Recht", sagte laut und ärgerlich mein Bischen Verstand und „er hat wirklich Recht" klang, leise und eindringlich, ein Echo in mir wieder. Es war wahrscheinlich die innere Stimme, die, mindestens aus dem „Troubadour", Jedem bekannt ist. Die verdammte Politik! Ich glaube, ich habe, wie Oblomow, in mürrischer Beklemmung geseufzt: „Wann leben, wann leben?!"

Aber bald fiel mir allerhand Tröstliches ein. Wie machen es denn die Anderen? fragte ich spöttisch. Wie macht es denn z. B. Harden? Nun ja, er schreibt seinen Leitartikel, aber er schreibt doch auch noch Unpolitisches und — richtig, da steht es in dem Geleitwort zu Herrn Linsemanns „Die Theaterstadt Berlin": „Glauben Sie, daß es mir Freude macht, das gemeine Gewerbe des politischen Publizisten zu treiben, daß ich nicht viel, unendlich viel lieber mich mit saubereren Sachen befaßte, daß ich nicht weiß, wie viel mehr für die Menschheit die Neunte Symphonie und der Hamlet bedeuten als alle Marschälle und Boetticher dieser Erde?"

Ich sann und wurde ruhiger über meine eigene Verworfenheit und ich sann weiter und wurde sehr unruhig, als ich zu gewahren glaubte, daß ich auch hier nur Einer von Vielen, daß die Abkehr vom politischen Leben keine individuelle Anomalie, sondern eine Erscheinung von psychologisch-epidemischem Charakter sei. Nun erst erkannte ich Spencers hartes Urtheil in seiner Bedeutung, nun erst erblickte ich in der politischen Indifferenz eine Gefahr für unser Volk.

Doch nur keinen falschen Alarm! „Il faut prendre tout au sérieux, rien au tragique" pflegte Thiers zu sagen. Die Vorfrage ist die: Zeigt sich heute im deutschen Volk die Abneigung gegen politische Bethätigung so weit verbreitet, so scharf ausgeprägt, daß sie als soziologische Erscheinung betrachtet werden darf und in ihren Folgen gewürdigt werden muß?

Der kleine Ausschnitt des politischen Lebens, den ich überblicken kann, weist folgende Züge auf: Die verfassungpolitischen Debatten, von denen Deutschland in der ersten Hälfte des Jahrhunderts widerhallte, erregen heute das Interesse breiterer Schichten nicht mehr. Popes Wort: „on the forms of government let the fool contest" ist dem Sinne nach Allgemeingut geworden. Im Großen

betrachtet, wie die Masse eben sieht, ist das Mögliche erreicht. An die Stelle des formalpolitischen Elementes tritt jetzt das wirthschaftliche Interesse. Das gilt auch für die sozialdemokratische Partei, obwohl sie auf politischem Gebiet kämpft. Sie thut es, weil „die Arbeiterklasse ohne politische Rechte ihre ökonomischen Kämpfe nicht führen und ihre ökonomische Organisation nicht entwickeln kann." Dieser Interessenkampf wird mit Erbitterung geführt. Und eben diese Erbitterung macht ihn insofern zu einem „unpolitischen" Kampf, als die Wohlfahrt des Gemeinwesens, der πόλις, gar nicht oder doch nicht genügend beachtet wird. Nur Die kämpfen, die dieses oder jenes Interesse theilen, und sie kämpfen nur, um dieses Interesse durchzusetzen. So gruppiren sich die Parteien in einem politischen Kampf: die im weitesten Sinne „Konservativen", die ihre Macht und damit ihren Besitz (natürlich die heiligsten Güter u. s. w.) erhalten wollen, und ihnen gegenüber die Sozialdemokraten, die Macht und damit Besitz (natürlich als Quelle höchster allseitiger Wohlfahrt u. s. w.) erringen wollen. Dazwischen liegt eine Mittelschicht, in die von oben und unten Ausläufer sich erstrecken, die aber doch in gewissem Sinne unparteiisch und gemeinnützigen Erwägungen zugänglich bleibt. Ferner treten zwei Gruppen zu einem wirthschaftlichen Kampf einander gegenüber, die sich kurz als Vertreter des immobilen und des mobilen Besitzes kennzeichnen lassen; hier heißen die Schlagworte „Freihandel" und „Schutzzoll", „Staatshilfe" und „Selbsthilfe", die Gruppen ringen um Besitz und damit um Macht. Zwischen ihnen liegt eine Schicht, die ja mittelbar auch von dem Siege dieser oder jener wirthschaftlichen Tendenz berührt wird, die aber doch in gewissem Sinne unparteiisch und gemeinnützigen Erwägungen zugänglich bleibt. Diese Mittelschicht — sie ist da, aber sie läßt sich nicht mit scharfen Linien umgrenzen — scheint mir besonders berufen, im politischen Leben nach dem Worte „Das Vaterland, nicht die Partei", mit idealistischen Zielen und doch in nüchterner Tagesarbeit, zu wirken. Gerade in dieser Schicht aber glaube ich die politische Indifferenz zu finden. Ich möchte sie, ihrem geistigen Niveau nach, in eine Unterschicht und eine Oberschicht trennen. Die eine ist unpolitisch, weil sie gar zu stumpf, anästhetisch, die andere ist unpolitisch, weil sie allzu fein, hyperästhetisch im ärztlichen Sinne ist. Jede möge ein Citat kennzeichnen. Die Unterschicht hält es mit den Bürgern im „Faust":

„Nichts Besser's weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Dritter Bürger.

„Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn,
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten."

Das sind die Leute, auf die sich die Regirung — jede Regirung, nicht

allein die der angestammten Dynastie — verlassen kann, denn es sind die Leute, die sich in der trauten Enge ihres Heims behaglich, gemüthlich, mollig fühlen. Der Hausherr, als ζῶον πολιτικόν, liest die Zeitung; zweimal täglich rauft das politische Grauthier Disteln aus der gewohnten Preßkrippe und die unbekömmliche Kost behagt ihm trefflich. Auch der Superioritätkitzel behagt ihm und er schüttelt den weißbierumdünsteten Kopf über die nicht einmal zahlungfähigen Völkerschaften, die „hinten, weit, in der Türkei" dem Nationalitätdusel Hekatomben opfern. Für diese Unentbehrlichen, die den Staatsballast bilden, giebt es politisch nur Zweierlei: die bereits erwähnten gruseligen Hauptaktionen und den Klatsch, der sich vor den Hochgeborenen im Staube windet und sie auch wohl tückisch in die Ferse sticht. Spekulative Köpfe, die diese Wesenszüge erkannten, haben ihre redaktionellen Grundsätze mit Erfolg nach ihnen gemodelt. Sie verwenden Skandälchen als Köder und Originaldrahtberichte als Reizmittel. Darüber hinaus würzt das Gespräch des Stammtisches höchstens noch die Hetze gegen den Finanzminister, der, nicht um seiner Ideen willen, sondern lediglich als Personifizirung der leidigen Steuerpflicht, dem Familienvater verhaßt ist. „Der gemeine Mann trägt den Staat wie eine Last", sagt Hebbel treffend.

Doch auch die Oberschicht, die hyperästhetische, keucht unter der Bürde, rüttelt an den Schranken und findet jedes politische Lied mehr oder minder garstig. Das Citat, das die Besten dieser Klasse charakterisiren dürfte, ist ein Vierzeiler, mit dem Michelangelo einem glatten Schwätzer und Hofpoeten seine Statue „Die Nacht" gedeutet haben soll:

„Mir frommt mein Schlummer und mein steinern Ich,
So lange Unheil uns und Schmach bedrückt,
Nicht Seh'n, nicht Fühlen ist, was mich beglückt,
Weck' mich nicht aus dem Traum, ach, leise sprich!"

Bevor ich untersuche, wie die Stimmung entstanden ist, die in philiströsem oder raffinirtem, in arbeitfreudigem oder genußsüchtigem Individualismus, in Familiensimpelei oder Junggesellenverkalkung ihren Ausdruck findet, stelle ich die Thatsache fest, daß die politische Indifferenz gerade in den Kreisen nistet, die von dem Wirbel des Interessenkampfes nicht fortgerissen werden, die ihrer sozialen Stellung nach Vorurtheilen und Chimären gleich fern stehen, die Ansprüche des Gewordenen und des Werdenden gerecht zu bewerthen wissen, über die Parteidifferenzirung nicht die Integration des Staates vergessen, kurz, eine Reihe von Eigenschaften besitzen, die sie zur Betheiligung am politischen Leben befähigen, berechtigen und verpflichten.

Woher nun die Stumpfheit, die Resignation?

Die Haltung der Unterschicht ist leicht zu begreifen. Der Bürger ist eben noch immer Unterthan. Hoffentlich wird bald das letzte, wie zu vermuthen, mecklenburgische Exemplar dieser merkwürdigen Spezies einem anthropologischen Museum einverleibt. Der Unterthan durfte nicht raisonniren, er mußte das Maul halten (ich kann auf die historisch ehrwürdigen Wendungen nicht verzichten), auch wenn er verkauft wurde wie das liebe Vieh. Ein Staatswesen, an dem er rechtlichen Antheil hatte, gab es nicht. Jeder Zaunkönig sagte: L'État, c'est moi. Die Last des Regirens fiel dem Herrscher zu, der sie manchmal mit patriarchalischer Treue trug, meist aber nach dem erhabenen Vorbilde des roi d'Yvetot auf die

leichte Achsel nahm. Viel später noch, als man sich längst ein Volk ohne König denken konnte, wurde uns die faule und feige Gesinnungslosigkeit als werthvollster und unentbehrlichster Bestandtheil der Bürgertugenden angepriesen.

Auch für die Oberschicht gilt dieser historische Rückblick und es darf noch darauf hingewiesen werden, daß der germanisch-individualistische Hang durch die Decentralisation der Kleinstaaterei begünstigt, die wissenschaftliche und künstlerische, dem Idealen zugewandte Thätigkeit angeregt und vertieft, dem Leben aber entfremdet wurde. Doch noch andere Einflüsse wirken mit: die Eigenart unserer jüngsten Geschichte, der Mangel eines Allen sichtbaren nationalen Zieles, der Verfall alter und neuer, gläubig verehrter und enthusiastisch begrüßter Institutionen, die das Jahrhundert beherrschende wissenschaftliche Lehre und endlich die Verschärfung des Daseinskampfes.

Die jüngste deutsche Geschichte trägt das Gepräge einer einzigen Persönlichkeit. Während der Aera Bismarck hatten wir uns daran gewöhnt, die Geschicke des Vaterlandes vertrauensvoll in die starke Hand des Fürsten zu legen. Das Vertrauen hat sich bewährt, denn erst nach der Entlassung des Unersetzlichen ist unserem Vaterlande die Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent entglitten und in stiller und zäher Arbeit dem Zarenreiche erworben worden. Aber wir können die ungünstige Wirkung nicht verkennen, die jetzt in intellektueller Unselbständigkeit, in resignirender Willensschwäche auf politischem Gebiet zu Tage tritt. Der Kanzler war in den Ruf der Unfehlbarkeit gelangt und der deutsche Michel hatte sich unverzüglich mit den noch frischen Lorbern der großen Jahre die Schlummerrolle gestopft. Als wir im März 1890 jäh erwachten und uns bestürzt den Schlaf aus den Augen rieben, da versicherten die offiziösen Organe, der Kurs bleibe der alte und es sei Ehrenpflicht für jeden guten Patrioten, weiter zu schlafen, — unentwegt. So legten wir uns auf die andere Seite, um rasch noch ein Nickerchen zu machen; allmählich aber begann das Volk sich zu ermannen, denn Viele fühlten schmerzlich am eigenen Leibe, daß es Zeit sei, die politischen Dinge selbst zu prüfen und den Unterthanenverstand zum Bürgersinn zu erhellen und zu erheben. Nun hielt Der und Jener Umschau, bereit, mit festem Bande sich an Großes zu ketten. Er suchte Gipfel, doch er erblickte nur ödes, plattes Land. Der nationale Gedanke bedarf des Kampfes nicht mehr, sein Ziel ist erreicht. Was nun? Eine pangermanische Expansionpolitik? Sie verläßt den Boden des Realen und ihr Losungwort findet keinen Widerhall im Volk. Ja, gar Mancher, der kurz zuvor noch über den Partikularismus entrüstet den Stab gebrochen und über die souveraine Herrlichkeit der Duodezfürstenthümer bitter gescherzt hatte, begann jetzt in dem Gegendruck der nicht preußischen Völker und Fürsten einen dem deutschen Gleichgewicht unentbehrlichen Faktor zu sehen.

Die zweite Jahrhundertströmung, die sozialdemokratische Bewegung, wäre in ihrer Verwirklichung ein psychologisches Unding. Cavour sagte: „Hélas! les sociétés changent, mais ce coquin d'homme sera toujours le même." Und dieses Wort bleibt wahr, allem Kultus des alleinseligmachenden „Milieu" zum Trotz. Eine Erscheinung kann ich hier nicht übergehen, die meine These von der „politischen Indifferenz" Lüge zu strafen scheint: das Auftreten der sozialistischen Geistlichen. Aber für die Kirche, besonders die protestantische, handelt es sich um eine Lebensfrage, fast möchte ich sagen, um ein Lebensdilemma.

Aber wir haben doch alte bewährte und bewunderte Institutionen, wie die Monarchie, und haben wir nicht die modernen Errungenschaften, die Wohlthaten des Parlamentarismus und die Segnungen der Presse?

Als der stärkste und kühnste Verfechter des monarchischen Gedankens vom Schauplatz trat, da senkten wohl viele königtreue Männer die Sonde in die zuckende Wunde, die uns Deutschen damals geschlagen wurde. Mich wenigstens ließ das bescheidene Maß kritischer Einsicht, das ich besitzen mag, die Gefahr erkennen, die aus den individuellen Zufälligkeiten der erblichen Monarchie dem Vaterlande erwachsen kann.

Ueber den Parlamentarismus brauche ich, nach Bucher, nicht zu sprechen. Aber der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm. Wer jüngst noch über die Pygmäenpolitiker des Parlamentes gespottet hatte, Der ersehnte jetzt eine Stärkung des parlamentarischen Einflusses. Doch als wir erkannten, daß nur allzu zahlreiche Volksvertreter Pagodensitte übten, als durch chronische Beschlußunfähigkeit die laxe Pflichtauffassung der Abgeordneten, durch die entwürdigenden Heiterkeitkundgebungen der Mangel an sittlichem Gehalt, durch Banalität und Oberflächlichkeit die geistige Armuth der hohen Versammlung immer aufs Neue erhärtet wurde, da wandten sich die ernster Gesinnten betrübt und angeekelt von dem widrigen Schauspiel ab.

Wollen wir, nach Lassalle und Paul de Lagarde, noch über die Presse rechten und richten? Gewiß nicht. Konnten die Festberichte aus Rußland verlogener in ihrem Byzantinismus, possenhafter in ihrer Urtheilslosigkeit sein? Da lasen wir, der Kaiser habe durch Allerhöchstseine Liebenswürdigkeit selbst Franzosen bezaubert und die hartgesottenen Deutschenfresser bekehrt. Wir lasen, der Deutsche habe sich in Rußland „durch seinen Gewerbefleiß allgemeine Beliebtheit erworben." Ist es wirklich noch irgend Jemandem unbekannt, daß die Deutschen in Rußland ganz so beliebt sind wie die Juden in Deutschland? Nicht eine der mir zugänglichen Tageszeitungen brachte die Ansicht zur Geltung, daß der Kaiser besser gethan hätte, den diplomatisch farblosen Toast des Zaren nicht mit enthusiastischer Hingebung zu erwidern. Statt Dessen, selbst in demokratischen Blättern, das kümmerliche Bestreben, mit öder Witzelei die Persönlichkeit des französischen Präsidenten zu karikiren, obwohl hierzu nicht der geringste Anlaß vorlag, denn der Gerber von Havre benimmt sich so taktvoll wie irgend ein im Purpur Geborner und außerdem sind repräsentative Eigenschaften höchstens da von entscheidender Wichtigkeit, wo die Krone den rein ornamentalen Schmuck des Verfassunggebäudes bildet. Tage lang spottete die deutsche Presse über Faures vermeintlichen Mißerfolg, als aber endlich das Wort „die Alliirten" gefallen, die höchst reale und keineswegs unwichtige Aeußerung gethan war, da hieß es, auf den Namen, auf das Wort komme es dem Realpolitiker gar nicht an. Und doch behaupte ich: die Proklamirung des russisch-französischen Bündnisses war, so unmittelbar nach der Rede des Deutschen Kaisers und in Anbetracht ihrer Form und ihres Inhaltes, eine schwere diplomatische Schlappe für uns. Vielleicht wäre sie uns erspart geblieben, wenn nicht die Presse seit Jahr und Tag der Pflicht ihres Berufes sich schmählich entzogen hätte. Das neueste Beispiel bestätigt nur den Satz: die Lecture der Tageszeitungen muß jeden Wahrheitliebenden, Wahrheitsuchenden vom politischen Leben zurückschrecken.

Aber nicht nur die journalistische Literatur, auch die Wissenschaft hat — freilich in ganz anderem Sinne — auf eine Abkehr von der öffentlichen Thätigkeit hingewirkt. Der evolutionär-deterministische Gedanke beherrscht uns Alle. Dieser Gedanke lähmt Den, der sich nicht darüber klar wird, daß unser bewußtes Eingreifen in dem Begriff der „Entwickelung" enthalten ist. „Was kann ich dazu thun? Die Welt geht ja doch ihren Gang." Dieser trivialen Erwägung liegt die alte, schwer zu entwurzelnde Anschauung zu Grunde, die dem Menschen eine Ausnahmestellung nicht gradueller, sondern essentieller Art zuschreibt. Wir müssen diese metaphysische Eitelkeit ablegen, wir müssen den evolutionären Gedanken auf praktisch politische Thätigkeit anwenden, und da lautet er in Taines Worten: „Ainsi, la génération suivante ne rompt pas avec la précédente; les réformes se superposent aux institutions, et le présent, appuyé sur le passé, continue."

Endlich wird Jedem einleuchten, daß die Verschärfung des Daseinskampfes zwar die Theilnahme am politischen Leben abschwächen und einschränken, aber auch den politischen Kampf verbittern und, wie ich vorhin ausführte, zum materiellen Interessenkampf wandeln muß. Darum wies Fürst Bismarck einst auf den englischen Hochadel hin, jene „annähernd königlichen Existenzen", die, unbeirrt durch kleinlichen Eigennutz, dem Wohle des Ganzen dienen können.

Birgt die politische Theilnahmlosigkeit eine Gefahr für unsere Zukunft? Ganz sicher, unserem Volkscharakter und unseren Institutionen nach. Friedrich von Gagern sagte mit bitterer Verachtung: In Deutschland versteht man die Kunst, mit Gelassenheit zu verzweifeln." Und Treitschke, der Gagerns Wort citirt, bezeichnet die „gespannte Theilnahme des Volkes" als die „nothwendige Grundlage des konstitutionellen Lebens." Wir dürfen ergänzen: die gleichmäßige Theilnahme, nicht der Wechsel zwischen Wahlparoxysmen und tiefer Erschöpfung.

Und wie wollen wir der Gefahr begegnen? Wir müssen eben an der politischen Arbeit selbst theilnehmen und die Lässigen aufzurütteln suchen. Wo aber ist ein Kristallisationpunkt? Vielleicht weiß es Herr von Miquel, der jetzt das Signal „Sammeln" blasen läßt. Ich glaube nicht an den Erfolg; mir Aermstem fehlt jener Zug des Optimismus, ohne den ein starkes politisches Wollen nicht möglich ist. Deshalb habe ich auch nur gefragt und nicht geantwortet; Mancher sagt vielleicht: „Niedergerissen, aber nicht aufgebaut." Nun, ein Arzt, der uns durch Operation von einem Geschwür befreit, fühlt sich ja auch nicht verpflichtet, uns zur Entschädigung gleich ein anderes anzuhexen. Um aber den Mangel an deutscher Gründlichkeit wettzumachen, will ich dem Leser ein französisches Verschen schenken, das ihn vielleicht milder stimmt. Es paßt zwar nicht ganz zu dem Stoff, aber eine freundliche Marktfrau legt gern, „weil Sie es sind," noch ein Blümchen auf die Waare.

„Sur un mince cristal l'hiver conduit nos pas,
Le précipice est sous la glace.
Telle est de nos plaisirs la légère surface,
Glissez, mortels, n'appuyez pas!"

Eduard Goldbeck.

Neues Börsenleben.

An ein paar Tagen wenigstens hat die Börse es wieder zu einem lebhaften Geschäft gebracht. Die kleineren Spekulanten glaubten nämlich, trotz den Zeitungen, an einen Rückgang unserer Industrie; diesen Glauben theilte man in den Bankkreisen nicht, zeigten aber keinen Bekehrungeifer. So entstanden zahlreiche mittlere Baissengagements, die umfallen mußten, weil die Mittheilungen über den glänzenden Fortgang des Hüttenwesens erschienen und weil der Ultimotermin nahte. Diese Situation führte vielfach zu Käufen, die noch lange Deckungen waren, als man bereits an neue Haussengagements glaubte. In den Hallen regte sich neues Leben und auch fremde Renten wurden plötzlich wieder verlangt. Die Kommissionäre stehen jetzt freilich unter dem Druck des Börsengesetzes, sie verzichten deshalb auf eine Kundschaft, die sie nicht genau kennen und die vielleicht zwar die Gewinne einsteckt, sobald es aber ans Bezahlen geht, den Differenzeinwand erhebt. So bleibt nur der Handel unter den Börsenleuten selbst übrig, während das Publikum bei den industriellen Emissionen den großen Banken zugeschoben wird. Auch machen Deckungen heute nicht mehr solches Geräusch wie früher, wo das geringere Aktienkapital den Stückemangel schärfer hervortreten ließ. Nur bei Kreditaktien, wo das Kapital noch immer 40 Millionen Gulden beträgt, hat die Kontremine es schwerer, denn es handelt sich um ein Papier, das zum großen Theil klassirt erscheint und deshalb auch elastischer bleibt.

Schon die Betriebserweiterungen unserer Hütten und Zechen beweisen, wie sicher man auf die Dauer des industriellen Aufschwunges rechnet. Rheinisch-Westfälische Drahtwalzwerke kaufen sich in Oberschlesien nicht Terrains, große Cokeswerke richten keine Benzolfabriken ein, Hütten kaufen nicht ganze Roheisenproduktionen an, wenn sie vorher nicht sorgfältig die Chancen berechnet haben. Ob hier der theure Geldstand nicht schadet? Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung springt mit Denen, die einen Schaden befürchten, unsanft um und leistet damit der Reichsbank einen schlechten Dienst. Wenn man bedenkt, daß eine Fabrik jetzt eine rasch zu leistende Zahlung auf Grund ihrer bei der Reichsbank ruhenden Depots nur gegen sechs Prozent Zinsen machen lassen kann, so erkennt man die Bedeutung der Sache. Unser Export bringt auch nicht stets so hohen Gewinn, daß er in der Konkurrenz mit dem Auslande gegen theures Geld gefeit sein könnte. Massenartikel z. B., an denen bekanntlich der Profit sehr gering ist, können bei hohem Geldstand leicht von den Engländern billiger geliefert werden. Der Börse hätte es jedenfalls nur genützt, wenn wir schon im September den hohen Satz von heute gekannt und damit gerechnet hätten. Die allgemeine Flüssigkeit wird übrigens auch durch den Wagenmangel verhindert. Vielleicht wähnt Herr Miquel, daß Kohle, Eisen, Hopfen, Zucker, Kunstdünger, Kali u. s. w. auch bezahlt werden, wenn der Empfänger seine Waare noch gar nicht erhalten hat. Das wäre aber eine sehr falsche Großmuth; und so verzögern sich jetzt täglich die Zahlungen von vielen Millionen, weil die Gegenwerthe auf den Güterbahnhöfen herumgeschleppt werden.

Die guten Geschäfte, die der Nationalbank für Deutschland eine Steigerung brachten, haben sich inzwischen als Kapitalserhöhung entpuppt. 45 Millionen waren zwar nicht wenig, aber wenn man mit einem Agio von ca. 25 Prozent noch mehr bekommen kann, — warum nicht? Vor acht Jahren hatte die

Diskontogesellschaft nicht viel mehr Kapital als jetzt die Nationalbank; und in wie viele Interessen war dabei das Hansemann-Institut verwickelt! Geld hat eben heute einen viel geringeren Werth. Die Landaus sollen in der Nationalbank nicht mehr ganz den früheren Einfluß haben, seit sie noch in drei anderen Banken thätig sind, in der Breslauer Diskontobank, der Mitteldeutschen Kreditbank und der Gesellschaft für Montanindustrie. Besonders die Breslauer Diskontobank soll jetzt sehr bevorzugt sein; die Direktoren der Nationalbank haben so ihrem Aufsichtrath gegenüber eine gewisse Selbständigkeit gewonnen. Die beiden Direktoren sollen übrigens im vorigen Jahre an Gehalt und Tantiemen je 250000 Mark erhalten haben. Die Finanzirung der Elektrizität bringt heutzutage allen Banken und schließlich sogar noch dem Publikum große Gewinne.

Der Prozeß Sternberg hat die Börsenkreise wegen einiger zufällig dabei enthüllten Neuheiten, nicht etwa wegen der Freisprechung, interessirt. Fachmänner sind stets heiter gestimmt, wenn sich das Gericht mit ihren Intimitäten beschäftigt und Das, was bei ihnen als pechschwarz gilt, unter eingehender Begründung für weiß erklärt. Herr Direktor Siemens war als Zeuge nicht sehr gesprächig; er wurde natürlich ja auch nicht gefragt, ob seine Bank solche Geschäfte wie Sternberg jemals machen würde, und wurde nicht als Sachverständiger vernommen. Interessant war besonders ein Punkt. Schon lange konnte man sich die Festigkeit der serbischen Staatspapiere nicht erklären; nun erzählte Herr Sternberg, zu seinem Vermögen gehörten auch für 2 Millionen Francs Serben. Wie er dazu kommt? Er arbeitet mit der Handelsgesellschaft, hat da, um sich beliebt zu machen, wahrscheinlich um Rath gefragt, wie er sein Geld anlegen solle, und mag die uninteressirte Antwort erhalten haben, er solle in Serben ein paar Millionen anlegen. Riskirt ist ja eine solche Anlage, aber es muß auch Hühdenreiter geben. Die zehnjährigen Angriffe der Presse haben Herrn Sternberg früher wenig geschadet. Süddeutschland, der Schauplatz seiner ersten Thaten, wäre nicht mit ihm gegangen, in Norddeutschland aber ließ das Publikum, auf dessen Freundlichkeit er zählte, sich von den Warnungen der Presse kaum beeinflussen. Die völlige Einflußlosigkeit auch der verbreitetsten Zeitungen hat sich bei dieser Gelegenheit in geradezu kläglichem Maße gezeigt und man sollte allmählich überlegen, ob die öffentlichen Festnagelungen gefährlicher Geschäfte nicht wirksamer werden könnten, wenn dabei weniger mit trockenen Zahlen gewirthschaftet würde. Der Sozialpolitiker muß es übrigens bedauern, daß die 100000 Mark betragenden Kosten dieser vierjährigen Untersuchung dem Staat zur Last fallen. Zwar hat auch der ärmste Bürger ein Interesse daran, daß Verbrechen bestraft und Schwache geschützt werden; sind aber die dummen, gewinnsüchtigen Menschen, die der Fahne Sternbergs folgten, wirklich als Schutzlose zu bemitleiden? Wäre im Jahre 1885, als Herrn Sternberg in der Leipzigerstraße die schönsten Häuserspekulationen gelangen, eine Hypothekenkrisis ausgebrochen, dann wäre der Herr gestürzt und Tausenden ein bitterer Nachgeschmack eigener Thorheit erspart worden.

Die überseeischen Verhältnisse werden an unseren Börsen jetzt sehr beachtet. Da ist vor Allem die Union-Pacificbahn, die nach einigen aufgeregten Tagen in New York und London, die auch auf die deutschen Plätze wirkten, nun doch dem Reorganisation-Komitee zugefallen ist. Handelnde Personen waren dabei eine new-yorker Firma, als Führerin des Syndikates, die Regirung der Ver-

einigten Staaten, die die Kleinigkeit von 53 Millionen Dollars zu fordern hat, und der größte amerikanische Financier, Morgan, der, scheinbar als Mitbieter auf das Bahneigenthum, nach London reiste, um dort eine Gegengruppe zu sammeln, in Wirklichkeit aber nur dem eigentlichen Konkurrenten, Gould, entgegenarbeiten wollte. George Gould und Russel Sage, sein Kompagnon, hatten eines Tages ihre Union-Pacific-Aktien verkauft und sich auf die Missouri-Pacificbahn geworfen, die ihnen Aussicht auf größeren Profit zu bieten schien. Jetzt sehnen sie sich aber längst wieder nach ihrem früheren Besitz zurück; und da sie selbst keine Aktien haben, sondern die Bahn einfach zu ersteigern hofften, wäre es dem Papier schlecht ergangen, wenn ihr Plan geglückt wäre. Die Forderung der Regirung stammt aus den Subsidien, die sie in den Jahren von 1865 bis 1868 den Pacificbahnen außer den ungeheuren Bodenschenkungen gewährt hatte. Das waren bei der Union-Pacific etwa 27 Millionen, mit den aufgelaufenen Zinsen zu sechs Prozent 53 Millionen Dollars. Hätte man früher aufgepaßt, dann wäre die Thurman-Bill — die die Gründung eines Tilgungfonds für diese Schulden forderte — so rasch durchgebracht worden, daß ein Zins von weiteren 26 Millionen der Bahn erspart geblieben wäre. Wie die Dinge nun aber lagen, hoffte man auf eine bereits bestehende Vereinbarung zwischen Komitee und Regirung. Zu allgemeiner Ueberraschung begnügte sich aber der Staat nicht mit zwei Prozent Zinsen, d. h. mit Kapital und Zinsen von nur 34 Millionen, sondern er hat die Nebenbuhlerschaft Goulds benutzt, um sich seine vollen 53 Millionen Dollars baar zu sichern. Jetzt heißt es, das Komitee wolle, um sich schadlos zu halten, die Bonds vermehren; darunter würden auch die Shares leiden. Das ist aber noch ungewiß; den Gewinn des Syndikates schätzt man auf 22 Millionen Dollars, die sich allerdings vielfach vertheilen und auch in Deutschland Verrechnungstellen haben werden. Es ist ja ein ungeheurer Lohn, doch man darf nicht vergessen, daß sich das Komitee vor zwei Jahren, als noch Alles zweifelhaft war, vor den Riß stellte, auf eigene Verantwortlichkeit die Bonds einberief und Einzahlungen ausschrieb, die im schlimmen Fall wieder zurückgegeben werden mußten. Daß die Kansas-Pacific von der Union-Pacific getrennt werden wird, glauben Kenner der Verhältnisse nicht, weil kein anderer Käufer auftreten und die Verwaltung getrennt zu schwer sein würde.

Die vom Glück begünstigte Staatsverwaltung könnte aber, so fürchtet man, jetzt auch mit ihrer Forderung an die Central-Pacificbahn hervortreten, deren Schuld noch höher ist; die 68 Millionen Dollars Shares liegen zum nicht geringen Theil in Deutschland. Das Emissionhaus der Bonds hatte keine Shares mehr empfohlen, seit man erfuhr, daß bei der Central-Pacificbahn noch das kalifornische Gesetz gilt, nach dem die Gesellschaft das Aktienkapital stillschweigend verdoppeln, also ohne Generalversammlung noch einmal 100 Prozent einberufen könnte.

Eine günstige Aussicht bietet sich den bei uns stark vertretenen Vorzugsaktien der Northern-Pacificbahn. Das erste Quartal hat nämlich fast die Hälfte des ganzen Zinsendienstes netto getragen und man spricht deshalb bereits von vier Prozent Dividende. Die in Berlin so beliebte Canadian-Pacific hat mit der Great Northern (nicht, wie man liest, mit der Northern-Pacific) einen guten Vertrag abgeschlossen. Die Bahn wird von der Regirung bei dem Durchgangsverkehr nach Ostasien begünstigt und darauf rechnen die Interessenten.

Pluto.

Das Roheisen-Syndikat.

Während in den Versammlungen und in der Presse über irgend eine im Grunde gleichgiltige Nuance der verschiedenen Parteiprogramme gestritten wird, wächst auf dem Markt des realen, wirthschaftlichen Lebens immer mehr eine Macht, der gegenüber das doktrinäre Parteigezänk sich als harmlose Spiegelfechterei darstellt: das Verbands- und Syndikatswesen auf dem deutschen Eisenmarkt. Man kann gewiß nichts dagegen haben, daß der Einzelne seine Interessen verficht, denn alles Lebende will nun einmal existiren, und was vom Einzelnen gilt, gilt mit dem selben Recht von ganzen Klassen des Erwerbslebens. Doch Alles hat auch wiederum seine Grenzen. Daß die Besitzer der rheinisch-westfälischen Kohlenzechen, nachdem sie Jahrzehnte hindurch in Folge ihrer Uneinigkeit mit Verlust, die bestsituirten allenfalls mit unzureichendem Gewinn gearbeitet hatten, sich zu einem Kohlen- und Cokes-Syndikat verbanden und die bis dahin unter ihnen bestehende zerfleischende Konkurrenz beseitigten, ist ihnen nicht zu verdenken, so lange sie die in dieser Vereinigung liegende ungeheure Macht maßvoll und nicht zum Nachtheil des Gesammtinteresses unseres Landes gebrauchen. Und man muß einräumen, daß das Kohlensyndikat bisher mit Mäßigung, freilich auch mit langsamer, aber sicherer Preiserhöhung vorgegangen ist, so daß heute alle Zechen im rheinisch-westfälischen Bezirk, wenn sie nicht mit allzu schweren Erbsünden belastet sind, mehr oder minder floriren. Der Werth des Bergwerkbesitzes in diesem Bezirk hat sich in den letzten zehn Jahren bei einzelnen Zechen verzehnfacht; im Ganzen beträgt die Werthsteigerung ungezählte Millionen. Ein solcher Erfolg mußte verlockend auf andere Berufszweige wirken, in erster Linie natürlich auf solche, die Kohlen und Cokes in ansehnlichen Mengen gebrauchen, und so ist denn auch bald nach dem Kohlen-Syndikat das Roheisen-Syndikat entstanden. Es ist mit den selben Verheißungen wie das Kohlen-Syndikat ins Leben getreten, hat aber eben so wie dieses die Preise zwar langsam, aber beständig erhöht. Dieser Vereinigung ist der sogenannte Halbzeug-Verband gefolgt, der den Walzwerken, die nicht selbst Hochöfen oder Martinwerke besitzen, den Draht-, Bandeisen- und Feinblech-Walzwerken, das Rohmaterial in Gestalt von Platinen und Knüppeln liefert; ihm haben sich dann, zum Theil zu Verbänden in loser Form oder auch in fest geschlossenen Syndikaten, ferner angeschlossen: der Trägerverband, der Walzwerkverband und das Grobblech-Syndikat. Das Röhren-Syndikat für schmiedeeiserne Röhren ist schon früheren Datums. Alle diese Vereinigungen haben den Zweck, die Konkurrenz der Produzenten unter einander, das Angebot, aufzuheben und hierdurch die Nachfrage und die Preise zu steigern. Das geschieht denn auch auf der ganzen Linie in solchem Maße, daß unter Berücksichtigung des deutschen Eingangszolles keine Zufuhr aus dem Auslande möglich ist. Wenn z. B. schmiedeeiserne Röhren auf dem Weltmarkt 220 Mark kosten, so nimmt das Syndikat diese 220 Mark nebst den 50 Mark, die 1000 Kilo schmiedeeiserne Röhren beim Eingang ins deutsche Zollgebiet kosten, gleich 270 Mark per 1000 Kilo als Preis für seine Fabrikate und der Konsument muß sie ohne Gnade zahlen, obgleich die deutschen Fabrikanten ihre Röhren bei recht gutem Nutzen auch mit 230 Mark per 1000 Kilo liefern könnten. Die gewissermaßen elementare Macht solcher Syndikate ist natürlich um so größer, je mehr sie die Monopolisirung

der unentbehrlichsten Rohstoffe zum Zweck haben; und so haben die Beschlüsse des Kohlen- und Cokes-Syndikates in ihrer Bedeutung für unser ganzes Erwerbsleben sich förmlich zu Schicksalssprüchen entwickelt. Das gilt in ähnlichem Sinne auch vom Roheisen-Syndikat. Wie aber schon jeder einzelne Mensch sich vor dem ewig unerforschlichen Rathschluß des Schicksals nach Möglichkeit zu sichern sucht, so haben auch viele Werke, die bis dahin dem Roheisen-Syndikat ohne Widerspruch tributpflichtig waren, wie z. B. die Rheinischen Stahlwerke in Ruhrort und Hoesch in Dortmund, eigene Hochöfen angelegt und sich so wieder einigermaßen freigemacht. Nehmen wir an, alle Abnehmer des Roheisen-Syndikates thäten das Selbe, dann hätte das Roheisen-Syndikat, das doch die Produktion der vereinigten Hochöfen zu hohen Preisen verkaufen soll, wohl hohe Preise, aber keine Abnehmer mehr und könnte also das ersehnte Ziel nicht erreichen. Wie weit man schon heute gelangt ist, mag man aus dem neuerdings sichtbaren Bestreben erkennen, verschiedene Hochofen-Gesellschaften zu einem einzigen Unternehmen zu verschmelzen, um der eben gekennzeichneten Gefahr wirksamer begegnen zu können.

Nicht jedes Werk kann aber einen eigenen Hochofen anlegen, weil es zunächst nicht über die dazu erforderlichen großen Kapitalien verfügt und auch sein eigener Roheisenbedarf hierfür nicht ausreicht. Solche Werke suchen sich nun dadurch zu befreien, daß sie die in der Anlage weniger kostspieligen Martinöfen errichten. Wenn aber das Roheisen-Syndikat seine hohen Preise nicht mehr durchdrücken kann, ist es auf die Dauer auch nicht in der Lage, die hohen Kohlenpreise zu zahlen. Können die Roheisen-Konsumenten, also die größeren und kleineren Draht-, Bandeisen- und Feinblechwalzwerke, für ihre Fertigfabrikate nicht die erhöhten Preise durchsetzen, so können sie schließlich auch nicht die hohen Roheisenpreise zahlen, — und aus dieser Thatsache ergiebt sich dann klar, daß der eine Verband nur bestehen kann, wenn die Abnehmer dieses Verbandes als anderer Verband sich wiederum zur Erzielung hoher Preise zusammenthun, wenn also die böse Saat der Monopolisirung der nothwendigsten Verbrauchsartikel weiter wuchert. Amerika giebt uns in diesen Punkten ein lehrreiches Beispiel. Da ist auch Alles zum Vortheil Weniger monopolisirt und als Folge sehen wir Riesenvermögen auf der einen, schreckliches Elend auf der anderen Seite. Daß solche Resultate sich ergeben müssen, ist Jedem zweifellos, der sich um diese Dinge etwas genauer bekümmert. Seit dem Bestehen unserer Syndikate sind die Preise der Kohlen um 30 Prozent, die der Träger von 72 auf 105, die der Kesselbleche von 112 auf 157,50, die des Walzeisens von 78 auf 130 Mark gestiegen. Auf der ganzen Linie der wichtigsten Eisenartikel finden wir also eine Preissteigerung von 30 bis 40 Prozent. Dem entsprechen denn auch die bekannt gewordenen Abschlüsse der Werke. Nimmt man die Unternehmen aus, die noch aus den siebenziger Schwindeljahren an hohen Schulden kranken, so geht durch alle diese Berichte Etwas wie Scham über die fast sündhafte Fülle des verdienten Geldes; es kostet schon Mühe, durch kolossale Abschreibungen, Neuanlagen und Rücklagen die Größe des Gewinnes zu verschleiern. Für einige Jahre ist natürlich Alles in Flor. Bei den vielen Neuanlagen, bei den üppigen Gewinnen bleiben Arbeiter selbst zu wesentlich erhöhten Löhnen noch gesucht und die allgemeine Freude will kein Ende nehmen. Der Inlandsbedarf wächst jährlich um 10 bis 15 Prozent und auch der Staat bestellt eifrig. Inzwischen steht die Welt außerhalb Deutschlands aber nicht still, und wenn auch

heutzutage die wirthschaftlichen Bewegungen mehr und mehr einen internationalen Charakter anzunehmen beginnen, so geht doch bei dem im Inlande herrschenden Taumel uns unsere Ausfuhr, ohne die Deutschland mit seiner wachsenden Bevölkerung nicht bestehen kann, zu einem beträchtlichen Theil verloren. Die Ausfuhrstatistik beweist es. Die übermäßig hohen Preise sämmtlicher Eisensorten und Fabrikate reizen, da es ja Gott sei Dank in Deutschland weder an Geld noch an Intelligenz fehlt, natürlich zu erheblichen Neuanlagen, die in den letzten Jahren denn auch reichlich entstanden sind. Nun aber sieht man mit Grausen die Strafe für die Monopol-Sünden in Gestalt einer ungeheuren Ueberproduktion heranschreiten; und da im Flor der fetten Jahre die Ausfuhr vernachlässigt wurde, erscheint die Gefahr nur noch größer. Seltsam wird auch die Arbeiterfreundlichkeit der Syndikatsbrüder beleuchtet. Man kann nicht sagen, daß die Hütten- und Bergwerkbesitzer nicht wohlwollende Arbeitgeber sind, vielfach sind sie es sicher, aber das einseitige Steigern der Preise schädigt bei aller Arbeiterfreundlichkeit schließlich doch die Arbeiter, denen nur mit beständiger, sicherer Arbeit zu guten Löhnen, nicht aber mit unsicherer Arbeit zu vorübergehend hohen Löhnen gedient sein kann. Die Syndikate führen aber stets eine Ueberproduktion herbei, und wenn dann im Inlande Niemand mehr kaufen will, auch das ausländische Absatzgebiet zum guten Theil eingebüßt ist, die vermehrte Produktion aber an den Mann gebracht werden muß, so ist die Krisis da und der Arbeiter, den die Werke dann beim besten Willen nicht beschäftigen können, leidet in erster Linie darunter. Die Syndikatsleiter behaupten, daß sie einer solchen Katastrophe eben durch die Syndikate vorbeugen wollen, sie sagen: Wir müssen zusammenhalten, um im Inlande hohe Preise zu erzielen; mit Dem, was wir im Inlande zu viel erhalten, unterbieten wir die Offerten auf dem Weltmarkt und ziehen so schließlich doch bald wieder genug Arbeit heran. Aber abgesehen davon, daß es für den inländischen Verbraucher, der doch seine Fabrikation ebenfalls zum Theil exportirt, ein wenig erfreulicher Zustand ist, wenn er 157½ Mark für seine Kesselbleche zahlen muß, die das selbe Werk nach dem Freihafengebiet in Hamburg für 95 Mark liefert, kann man auch nicht durch einfache Preisunterbietungen von heute auf morgen verlorene Märkte wiedergewinnen. Inzwischen wächst bei dem einen oder dem anderen Werk das Bedürfniß nach Arbeit von Tag zu Tag; und diesen Zustand sehen wir heute schon besonders in den westlichen Eisenwerken Deutschlands. Nun soll sich zeigen, wie weit die gepriesene Kraft der Syndikate reicht.

Die Hauptmacht liegt, wie gesagt, in der Hand der Rohstoff-Syndikate und diese haben ein Interesse daran, Alles, was Eisen erzeugt, auch zu Verbänden zu zwingen. Daß dieser Zwang bisher schon vielfach ausgeübt wurde, ist sicher. Manchem Blechwalzwerk ist bereits, natürlich ganz freundschaftlich, bedeutet worden, daß, wenn es dem Blech Syndikat nicht beitrete, es von dem Halbzeug-Verbande kein Rohmaterial geliefert erhalte. Da giebt es dann keine Wahl; es ist eine unerhörte wirthschaftliche Knechtung. Selbst große Werke, die nicht über eigene Kohlen verfügen, fürchten, sie würden, wenn sie den Winken der Großen nicht folgen, nächstens gezwungen sein, die Kohlen wesentlich über dem hohen Marktpreise zu zahlen. Und nun lese man mit Verständniß, was die Versammlung Westdeutscher Flußeisen-Produzenten in Köln am neunzehnten Oktober einstimmig beschlossen hat: „Die heute in Köln tagende Versammlung Westdeutscher Flußeisen-

Produzenten erblickt in der Gewährung von Vergütungen auf ausgeführte Eisen- und Stahlerzeugnisse des deutschen Zollvereins ein wirksames Mittel sowohl zur Aufrechterhaltung einer befriedigenden Geschäftslage als auch insbesondere zu einer stetigen Beschäftigung unserer Arbeiter-Bevölkerung, wie Das, im Gegensatz gegen andere Industriestaaten, die deutschen Eisen- und Stahlindustriellen, manchmal mit großen Opfern, aufrecht zu erhalten gesucht haben. Unter Betonung der grundsätzlichen Bedingungen, daß derartige Vergütungen nur von Verbänden an Verbände zu gewähren sind und daß sie nur eine Beihilfe für den exportirenden Fabrikanten sein sollen, hofft die Versammlung, indem sie die bereits ausgesprochene Bereitwilligkeit des Rheinisch-Westfälischen Roheisen-Syndikates und des Rheinisch Westfälischen Kohlen-Syndikates freudig begrüßt, daß beide Verbände, der Halbzeug-Verband und etwa in Betracht kommende andere Vereinigungen, nunmehr zur Erreichung des gleichen Zieles eine Organisation auf breiter Grundlage schaffen werden, und wählt zu diesem Zweck eine Kommission, die mit der Ausführung der weiteren Schritte betraut wird."

Diese Erklärung bedeutet im Grunde, daß jedes Werk, das nicht gehorsam in das Joch des Verbandes kriecht, an die Wand gedrückt werden wird. Es ist freilich noch sehr fraglich, ob dieser letzte Coup gelingt — denn noch haben die großen Herren sich über die Quote, den Antheil ihrer Beute, zu verständigen und dabei entstehen leicht Differenzen —, aber wenn er gelänge, dann wäre die Knebelung vollendet. Dabei sind es eigentlich gar nicht die Werke selbst, von denen diese ganze Monopolwirthschaft ausgeht, sondern die großen Banken, diese internationalen Kapitalmächte, stecken dahinter. Aber es wäre möglich, daß die Herausforderung diesmal mit dem Ruf nach Aufhebung der deutschen Eisenzölle beantwortet würde.

Notizbuch.

Pünktlich ist die Prophezeiung erfüllt worden, an Prozessen und Festen werde auch in diesem Jahr das karge politische Interesse des deutschen Volkes sich kümmerlich fortfristen. Die Sommeraera der Prunkfeste ist für diesmal beendet, also mußten nach menschlicher Voraussicht wieder ein paar Prozesse die Nerven der Leute rütteln, deren Verdauungschlummer von der bis ins Unerträgliche gesteigerten Ungesundheit unserer Zustände sonst nicht gestört wird. Und richtig: ehe noch das erste Herbstfest gefeiert ward, ehe Herr von Hülsen in der gebenedeiten Stadt des Neroberges den Mund aufgethan hatte, um eine Rede zu halten, die, als eine beinahe vollständige Sammlung der schlechtesten, widrigsten Romanphrasen, allen etwa noch erwachsenden Festreden warnend den Weg weisen könnte, ehe der neueste prologische Unsinn des Herrn Lauff die Hörer geschreckt hatte, war auch schon wieder eine forensische Sensation gefunden. Diesmal waren es gleich zwei Prozesse. Der erste, dessen Ausgang Herrn Wilhelm Liebknecht eine mehrmonatige Gefängnißstrafe eingetragen hat, wird jetzt zu Angriffen gegen das Reichsgericht benutzt, — etwas vorcilig, denn man müßte, bevor man das Urtheil kritisirt, mindestens doch die Begründung genau kennen. Was bisher davon bekannt ge-

worden ist, giebt zu den zum größten Theil sehr thörichten Erörterungen der Presse keinen Anlaß. Das erste Gericht hatte „festgestellt", Liebknecht habe zwar die Absicht gehabt, sich einer strafgerichtlichen Verfolgung wegen Majestätbeleidigung zu entziehen, bei der Wahl seiner Worte sei diese Absicht aber nicht verwirklicht worden; er habe bei den Hörern den Eindruck hervorgerufen, seine beleidigende Aeußerung beziehe sich auf den Deutschen Kaiser, und er habe diesen Erfolg gewollt. Da dem Reichsgericht die Nachprüfung thatsächlicher Feststellungen verwehrt ist, konnte es zu seinem das erste Urtheil bestätigenden Spruch kommen, ohne dem Rechtsbegriff des Eventualdolus eine neue, gefährliche Auslegung zu geben; wenn man den Zeitungberichten glauben darf, ist die Frage, ob der Dolus des Herrn Liebknecht ein bestimmter oder ein eventueller war, überhaupt nicht entschieden worden. Sobald die schriftliche Begründung des Urtheils bekannt ist, werden die Kriminalisten es sachverständig kritisiren können und müssen; einstweilen richtet der Angriff sich gegen eine falsche Stelle: nicht die juristische, sondern die politische Seite der Sache verdient den härtesten Tadel. Wenn der unverantwortliche Monarch es für angemessen hält, eine große Partei öffentlich des Hochverrathes, also eines mit den schwersten Strafen bedrohten, aus ehrloser Gesinnung erwachsenen Verbrechens, zu bezichtigen, dann ist die Basis verschoben, von der man ausging, als die Gesetzesparagraphen über die Majestätbeleidigung geschaffen wurden. Einem Menschen, in dem das Gefühl der Selbstachtung lebt, ist nicht zuzumuthen, daß er Kränkungen seiner Ehre stets in stumpfer Ergebenheit hinnimmt; er handelt, wenn er sie zurückweist, in Wahrnehmung sittlich berechtigter Interessen und sollte, so lange in einem Volk der Ehrbegriff noch nicht völlig entwerthet ist, nicht allzu ängstlich in der Vertretung dieser Interessen beschränkt werden. Die Sonderstellung, die im Strafgesetzbuch dem Monarchen eingeräumt ist, hat zur Voraussetzung, daß der so Privilegirte im Ausdruck persönlichen Empfindens besondere Vorsicht und Mäßigung walten läßt, und wird in dem Augenblick unhaltbar, wo der jeder Verantwortlichkeit Entrückte die Spur leidenschaftlicher Wallungen dem vertrauend in die Höhe gerichteten Blick nicht verbirgt. Herr Liebknecht, der nach dem Urtheil nüchternerer Parteigenossen das Temperament eines von der Phantasie beherrschten Poeten hat, mag in der Erregtheit unvorsichtig gesprochen haben; aber gerade die Gegner der Sozialdemokratie sollten bedauern, daß der zweiundsiebenzigjährige Mann, dessen Gesundheit nach langer, aufreibender und schlecht bezahlter Arbeit nicht unangetastet ist, hinter Gefängnißmauern eine Unvorsichtigkeit büßen muß, deren seit manchem Jahr auch mancher bessere Monarchist sich ungestraft schuldig gemacht hat. Nicht gegen das Reichsgericht, das nur zu prüfen hatte, ob das von der ersten Instanz gefällte Urtheil Rechtsirrthümer enthielt, sollte die Kritik sich richten, sondern gegen den Justizminister, der die ihm unterstellten Staatsanwälte an der Erhebung solcher der Monarchie geradezu schädlichen Anklagen nicht hindert, und gegen gesetzliche Bestimmungen, deren Voraussetzung leider hinfällig geworden ist. Der Fall, der dem schon vorher allzu stark angeschwollenen Martyrologium der Sozialdemokratie ein neues Blatt hinzugefügt und dem Lebensabend des alten Herrn Liebknecht die Glorie sichert, wird im Reichstag erörtert werden und dann wird man endlich wohl auch einmal laut von der eines civilisirten Volkes unwürdigen Behandlung sprechen, der die wegen politischer Vergehen Verurtheilten bei uns ausgesetzt sind. Für solche „Verbrecher" wäre die Entziehung der Freiheit, wäre

Festunghaft eine hart genug drückende, der Schwere ihres Deliktes entsprechende Strafe und man könnte ihnen, wie in anderen halbwegs kultivirten Ländern, die Pflicht, ihre Zelle zu scheuern, ersparen und den Gefangenen mindestens das Recht gewähren, sich selbst zu bestätigen. Herr Liebknecht ist durch seine Parteistellung verhindert, um Vergünstigungen zu bitten; schwer aber wird die Verantwortung auf Denen lasten, die einen Greis zwingen, Monate lang Rumfutsch zu essen und in einem engen Raum zu verweilen, in dem er auch die Nothdurft verrichten muß . . . Noch betrübender ist das Ergebniß des zweiten Prozesses, das einem Redakteur des „Hamburger Echo" eine achtmonatige Gefängnißstrafe aufgebürdet hat. Der Mann soll den König Leopold von Belgien, eine der unerfreulichsten Gestalten, die je auf einem Thron saßen, beleidigt haben, wird also in Deutschland mit äußerster Härte für ein Vergehen bestraft, das er in Belgien, dem Reich des angeblich Beleidigten, jeden Tag straflos begehen könnte. An der bona fides der hamburger Richter darf man nicht zweifeln; da sie dennoch, trotz der vom Rechtsanwalt Dr. Theodor Suse sorgsam vorbereiteten und klug geführten Vertheidigung, zu ihrem Spruch den Muth fanden, muß man annehmen, daß ihnen der König von Belgien eine völlig unbekannte Größe ist. Sonst hätte im ernsten Sitzungsaal sich laute Heiterkeit verbreitet, als der Staatsanwalt Heinichen in seinem Plaidoyer sagte, König Leopold „diene durch seinen Lebenswandel seinen Unterthanen als glänzendes Vorbild", — König Leopold, den man, seit er sich so lebhaft für die pariser Tänzerin Cléo de Merode interessirt, in seinem eigenen Lande öffentlich Cléopold nennt und über dessen Neigungen schon zur Zeit der Pall-Mall-Skandale in den londoner Klubs mit allerliebster Offenheit gesprochen wurde. Nur die Weltfremdheit deutscher Richter und Staatsanwälte kann den Ausgang dieses Prozesses erklären. Wenn das hamburger Urtheil rechtskräftig wird, ist jede Möglichkeit, das Handeln und Wandeln fremder Potentaten und Potentätchen rückhaltlos zu kritisiren, beseitigt; auch über den edlen Abd ul Hamid darf man dann kein offenes Todeswörtchen mehr sagen. Aber vielleicht müssen wir in den neuesten Prozessen schon den ersten Ertrag der innigen Freundschaft sehen, die uns den Türken verbindet: da der Islam sich europäischen Sitten noch immer nicht anpassen will, muß der deutsche Freund versuchen, seine Kulturzustände denen eines Sultanates zu nähern.

* * *

Während der Ausgang fast aller politischen Prozesse unfreundlich glossirt und in den sichtbarsten Theilen der Meinungfabriken gegen die angebliche Unklugheit der Richter gezetert wird, erscholl doch ein Freudengeheul, als die Kunde kam, man dürfe hoffen, das Militärgerichtsverfahren den Formen des bürgerlichen Strafprozesses bald vielleicht einigermaßen angepaßt zu sehen. Noch ist das Ziel des Hoffens nicht gesichert, noch weiß man nur, daß der Entwurf eines modernisirten Militärstrafprozesses dem Reichstag vorgelegt werden soll, aber Niemand weiß, wie dieser Entwurf beschaffen sein wird, — und dennoch ertönt schon Jubelgekreisch und das hundertmal vernommene Wort von der „Klärung der inneren Lage" wird wieder einmal gedankenlos über die Dächer gebrüllt. Es wäre ja gut, wenn der leidige Zwist endlich beigelegt und dem Militärgerichtsverfahren die Rechtswohlthat der Oeffentlichkeit gesichert würde, damit das mit dem Strafgesetz in Konflikt kommende Volk in Waffen nicht länger mehr ungünstiger als der Bürger

gestellt sei, der die Uniform ausgezogen hat oder von der Wehrpflicht befreit ist. Sind aber die durch unsere bürgerliche Rechtspflege geschaffenen Zustände wirklich so wundervoll, daß verständige Menschen glauben können, ein ihnen angepaßter Militärstrafprozeß werde im Lande die Zufriedenheit sichern und gegen Ungebühr schützende Schranken errichten? Und ist es nicht seltsam, daß die selben Leute, die an der bürgerlichen Strafrechtspflege, gewiß nicht ohne Grund, so viel auszusetzen haben, nun in Wonne schwelgen, weil die deutschen Soldaten künftig vielleicht nach annähernd eben so herrlichen Grundsätzen gerichtet werden sollen? Wahrscheinlich wird, da die Möglichkeiten der Modernisirung im Heer eng begrenzt sind, sich in dem Verfahren recht wenig ändern, auch wenn jetzt, um für die Marinevorlage und für die Wahlen die Stimmungen ein Bischen zu bessern, ein paar Konzessionen gemacht werden; man wird in allen irgendwie bedenklichen Fällen die Oeffentlichkeit ausschließen und auch ferner, wie bisher, auf das Vertrauen in die Gewissenhaftigkeit der Richter angewiesen sein. Die Offiziere, deren beredtester Wortführer Herr Bronsart von Schellendorff war, wünschen die Reform, weil sie den Zweiflern beweisen wollen, daß auch die verhaßten Militärgerichte erst nach gründlicher und gewissenhafter Prüfung des Thatbestandes ihren Spruch fällen. In der Bevölkerung konnte die im Grunde unbeträchtliche Frage nur durch die suggestive Wirkung des Preßgeschreies zu der Bedeutung aufgebauscht werden, die sie heute zu haben scheint. Seit Jahr und Tag hört der gläubig liberale Zeitungen lesende Bürger, Alles müsse sich wenden, wenn der Militärstrafprozeß modernisirt, die Entschädigung unschuldig Verurtheilter gesichert und die Produktenbörse von Handel und Wandel hemmendem Druck befreit werde; und da der Erfüllung dieser drei Herzenswünsche des deutschen Volkes die Aussichten jetzt günstig erscheinen, wähnt der Bethörte, die Morgenröthe einer besseren Zeit ziehe endlich nun am heimischen Himmel herauf. Nie hat die Albernheit der liberalen Epigonenpolitik sich armsäliger gezeigt als in diesem leeren Gelärm und dem ihm folgenden Jubelgebrüll. Alle Völker der bewohnten Erde müßten uns beneiden, wenn wir wirklich keine anderen Schmerzen hätten. Leider hängt unser Wohlbefinden aber nicht davon ab, ob der Militärstrafprozeß reformirt wird und der Fürst zu Hohenlohe noch eine Weile nicht begreift, daß er an der Spitze der Reichsgeschäfte keine neidenswerthe Heldenrolle spielt.

* * *

Im ersten Juliheft, also vor vier Monaten, wurde hier erzählt, der Freiherr Marschall von Bieberstein sei für den Botschafterposten in Konstantinopel ausersehen. Die Nachricht klang zunächst unglaublich; denn erstens schien es undenkbar, daß ein Mann, der sich in einer für ihn wichtigen Sache in die am neunzehnten Juli 1897 in der „Zukunft" geschilderten Widersprüche verwickelt, die Regirung als Gesammtheit und einzelne Kollegen noch besonders kompromittirt und sich vor haltlosen Verdächtigungen nicht gescheut hatte, im Reichsdienst bleiben und auf heiklem Boden seine Thätigkeit fortsetzen könnte; und zweitens mußte man annehmen, der Herr, der sich für einen selbständigen Politiker ausgab und seine Freunde über die schlechte Behandlung jammern ließ, die er erlitten habe, werde selbst nicht wünschen, unter dem Erben seines Amtes weiter zu wirken. Beide Bedenken haben sich als nicht stichhaltig erwiesen: Herr von Marschall geht nach Konstantinopel und wird als Nachfolger des Herrn von

Saurma von den deutschen Liberalen und den türkischen Christenmördern schon jetzt mit Lobgesängen begrüßt. Man muß einen Augenblick erwägen, wie die vor Königthronen mannesstolzen Seelen einen anderen Minister, etwa den Grafen Herbert Bismarck, behandelt hätten, der in ähnlicher Lage so gehandelt hätte wie jetzt der traurige Held der Tausch-Prozesse; er wäre, als ein jeder politischer Gesinnung barer Streber, Hals über Kopf in die Wolfsschlucht geworfen worden. Die Gegner des Freiherrn von Marschall könnten sich seines Entschlusses eigentlich freuen, da er ihm den Märtyrerschein und den Ruhm des selbständigen Staatsmannes für immer raubt; aber die Thätigkeit eines Botschafters, der im europäischen Südosten die schwankende Wetterbildung zu überwachen hat, ist doch zu wichtig, als daß man sorgenlos auf die getroffene Wahl blicken könnte. Der Unermeßliche, der als Staatssekretär im Auswärtigen Amt emsig an der Vorbereitung aller Niederlagen mitgewirkt hat, die das Deutsche Reich, vom Sansibarvertrag bis zum Ergebniß der Togo-Konferenz und von den Handelsverträgen bis zu dem nun erreichten Höhepunkt des russischen Prestiges, erleiden mußte, ist im diplomatischen Dienst völlig unerfahren, kennt den Orient nicht und kann in Konstantinopel noch gefährlicher werden, als ers allzu lange leider schon in der Wilhelmstraße war. Die Regirungen der anderen Großstaaten, die stets ihre geschicktesten, in den kleinen Künsten der Diplomatie geübtesten Leute in die Türkei zu senden pflegen, mögen sich der Ernennung des neuen Botschafters freuen; bei uns aber wird man den Erwägungen, die bei der Besetzung der wichtigsten diplomatischen Posten maßgebend sind, künftig erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Es scheint, daß unsere Regirung schon über die sehr beachtenswerthen Vorgänge, die sich hinter den Coulissen der österreichischen Politik abspielen und die leicht zu einer veränderten Gruppirung der europäischen Mächte führen können, recht mangelhaft unterrichtet ist; wenn wir nun auch noch im Balkan durch einen dilettirenden Diplomaten vertreten sein sollen, wird man bald fragen dürfen, ob die für unsere Missionen verwandten großen Summen im Zeichen des Neuen Kurses nicht am Ende nutzlos vergeudet werden.

* * *

Ein wohlbegüterter Magyar hat bei einer in Leipzig veranstalteten Auktion zum Preise von 2405 Reichsmark Körners Zrinyi-Manuskript erstanden. Darob patriotischer Schmerz in Deutschland, patriotischer Jubel im Reich der Stephanskrone. Der Schmerz wird schwinden, der Jubel aber verdient flüchtige Beachtung, weil er verräth, daß die edlen Söhne Arpads, den Helden von Szigeth noch immer als Volksgenossen in Anspruch nehmen, obwohl er kein Magyar, sondern ein Kroat war, also ein Sohn der „Nationalitäten", die von den Magyaren grausam mißhandelt und geknechtet wurden und heute noch werden. Als im Jahre 1866 die dreihundertste Wiederkehr des Tages gefeiert wurde, an dem Nikola Zrinyi einst starb, veröffentlichte der ungarische Historiker Ferencz Salamon ein auf Quellenstudien beruhendes Buch über die ersten Zrinyis. In dem ersten Theil des dicken Bandes wird festgestellt, daß die Familie Zrinyi von den Fürsten Bribir abstammte, die im alten Kroatien und jetzigen Dalmatien seßhaft waren und denen die kroatischen Städte Skradin, Klis, Omis und Ostrowica gehörten; sie bildeten einen Zweig des altkroatischen Geschlechtes der Subic und führten, seit Ludwig der Erste von Anjou ihnen als Entschädigung für das ihnen

entrissene Ostrowica die slavonische Stadt Zrin verliehen hatte, den Titel der Fürsten Zrinyi. Im zweiten Theil wird die Geschichte des neuen Fürstenhauses und das Leben Nikolas Zrinyi ausführlich erzählt. Man erfährt daraus, daß auch die Frauen, die diese Fürsten zur Ehe nahmen, sämmtlich Kroatinnen waren und daß noch der als ungarischer Dichter gefeierte Enkel Nikolas 1658 schrieb: „Ich bin mir bewußt, daß ich mich nicht entnationalisirt habe, sondern ein Zrinyi, also ein echter Kroat, bin." Da selbst ein ungarischer Historiker zu diesem Ergebniß gelangt ist, sollten die Magyaren sich nicht länger bemühen, den kroatischen Helden Nicola Subic Zrinyi für einen Sohn Arpads auszugeben, sondern sich lieber um die Zustände bekümmern, die jetzt in Nikolas Heimath herrschen. Die Schilderung dieser Zustände muß deutschen Lesern fast wie ein Kapitel aus einem Indianerroman klingen. Die berühmte ungarische Preßfreiheit wird so gewissenhaft gewahrt, daß ein einziges Blatt, der Obzor, während der etwa zehnjährigen Amtsthätigkeit des Banus Grafen von Khuen-Hedervary achthundertmal konfiszirt wurde. Noch niedlichere Dinge hört man über die Wahlfreiheit. Lehrer, die oppositionell stimmen, werden aus ihren Stellen gejagt, ganze Gemeinden, die sich verdächtig gemacht haben, werden von der Wahl ferngehalten, ihre „Rädelsführer" werden eingesperrt und mit den in Unbotmäßigkeit verharrenden Massen wird kurzer Prozeß gemacht. Nett ist auch, daß einem schlecht angeschriebenen Abgeordneten, dem Dr. Ivan Zahar in Agram, neulich von der Postverwaltung mitgetheilt wurde, er müsse die für ihn eingehenden Briefe künftig selbst am Schalter abholen, da sie sonst als unbestellbar zurückgehen würden. Dabei wird die Magyarisirung so brutal durchgeführt, daß selbst auf den ungarisch kroatischen Bahnen — gegen die Vorschrift — die Namen der Stationen in magyarisirter, dem fahrenden Volk unverständlicher Form ausgerufen und den nur der Landessprache kundigen Bauern oft von den Beamten die Fahrkarten mit der grinsend gegebenen Begründung verweigert werden: Nem irtem — Ich verstehe Dich nicht. Unter dem selben Joch seufzen in Siebenbürgen die Sachsen, in deren Sinn deshalb der hoch gestimmte pester Trinkspruch des Deutschen Kaisers besonders peinliche Empfindungen geweckt hat. Allmählich beginnt die Magyarenlegende jetzt aber löcherig zu werden. Als Herr Dr. Lecher, der gefeierte Dauerredner der Obstruktionisten, im österreichischen Reichsrath das von Wilhelm dem Zweiten über die ungarische Herrlichkeit gefällte Urtheil mit höhnischen Glossen versah und sagte, die Magyaren hätten, während sie Maria Theresia Blut und Gut anboten, nur an Getreidezölle und Viehimporte nach Oesterreich gedacht, das sie seit Jahrhunderten wirthschaftlich zu knechten suchten, da belohnte ihn lautes Beifallsgetöse, das nicht gerade angenehm über die Grenze klang. Auch die früher Zweifelnden werden jetzt merken, daß der Trinkspruch des Kaisers ein schwer zu tilgender politischer Fehler war. Nur die dreiste Anmaßung der Magyaren, der erbitterte Kampf um das Ausgleichsprovisorium lehrt es, hat die Bedrängniß der österreichischen Deutschen bewirkt und es bleibt zu bedauern, daß der budapester Klüngel sich auf Lobsprüche berufen darf, die der über die ungarischen Zustände ungenügend informirte Vertreter des Deutschen Reiches der Magnatensippe gespendet hat. Nun aber dämmert es endlich in den Hirnen und der lächerliche Zrinyi-Schwindel wird die Söhne Arpads vor den schlimmen Folgen schlimmen Thuns hoffentlich nicht mehr lange bewahren.

* * *

Auf dem hamburger Parteitage haben die Sozialdemokraten beschlossen, sich an den Wahlen zum preußischen Landtage zu betheiligen „überall, wo die Verhältnisse eine solche Betheiligung den Genossen ermöglichen". Der Beschluß war von der Absicht diktirt, „die Macht des preußischen Junkerthumes zu brechen". Ob dieses Ziel zu erreichen ist, mag Manchem mindestens zweifelhaft sein; jedenfalls aber werden wir das seltsame Schauspiel erleben, daß die sozialdemokratische Partei nun die annoch überlebenden Reste der sogenannten Freisinnigen mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft unterstützt. Ich bin im Juli von der Redaktion der Sozialistischen Monatshefte gebeten worden, über diese neue Wendung der sozialdemokratischen Taktik meine Ansicht auszusprechen, und kann auch jetzt, da ich, nach der vom Parteitage gefällten Entscheidung, aus dem Leserkreise der „Zukunft" darüber befragt werde, nur wiederholen, was ich damals schrieb: „Ich glaube, daß man als Sozialdemokrat nur Dem zustimmen kann, was Ihre Parteigenossen Liebknecht und Schoenlank als Gegner der Wahlbetheiligung über die Sache gesagt haben. Betheiligt sich Ihre Partei — offiziell — an den preußischen Landtagswahlen, so opfert sie das Grundprinzip, das sie von allen anderen Parteien trennt und, wie mir scheint, trennen soll; sie betritt die Bahn der Kompromisse, wird mehr und mehr zur kleinbürgerlichen Partei und tilgt im Bewußtsein ihrer Anhänger das Gefühl, daß sie mit den übrigen Parteien nichts gemein, von ihnen nichts zu erwarten haben. Ob dieses Gefühl nicht das für ihre Organisation, Agitation und für ihren innersten Zusammenhalt wichtigste ist, müssen Sie besser als ich beurtheilen können. Wenn ich Sozialdemokrat wäre, würde ich für die Stärkung der sogenannten freisinnigen Partei, um die es sich doch zunächst nur handeln kann, da das Centrum in Preußen Ihre Hilfe nicht braucht, nicht einen Finger rühren. Denn diese Partei, die Partei des mobilen Kapitals und der Händlerinteressen, kann sich zwar, so lange sie eine winzige Minorität ist, den Luxus einer in gewissen Grenzen arbeiterfreundlichen Politik gestatten — von ihrer Zärtlichkeit für das Jobberthum aller Arten kann sie ja allein öffentlich nicht leben —, sie würde aber in dem Augenblick, wo sie zur Herrschaft oder auch nur zu maßgebendem Einfluß käme, die Maske abwerfen und sich wieder auf den Standpunkt stellen, den früher ihr klügster Wortführer, Herr Bamberger, vertrat. Es ist kein Zufall, daß Herr von Puttkamer sich im Herrenhause bei der Berathung des Vereinsgesetzes auf Herrn Bamberger berief. Wenn die Sozialdemokratie die par excellence kapitalistische Partei stärkt, so stärkt sie ihren Todfeind, der ihr eines Tages, geschickter, kälter und schlauer als ihre jetzigen Gegner vom Stummstamm, ans Leben zu gehen versuchen wird. Ich glaube nicht, daß dieser Versuch gelingt, denn der Liberalismus, der nach und nach seine sämmtlichen ‚Prinzipien' geopfert hat und wirthschaftlich die rückständigsten Ideen vertritt, ist abgethan — Frankreich, Oesterreich, Belgien u. s. w. bieten darüber beherzigenswerthe Lehren — und wird auch durch die Hilfe Ihrer Partei nicht wieder zu wirklich kräftigem Leben erstehen. Im Interesse der Sozialdemokratie scheint mir aber zu liegen, daß bald nur zwei große Parteien einander gegenübertreten: Konservative — im weitesten Sinne des Wortes — und Sozialisten. Dieser Zustand wird kommen; und es fragt sich nur, ob Sie mit einem erheblichen Aufwand von Geld und Kraft und unter Opferung Ihres intransigenten Standpunktes jetzt einen Theil dieser später Konservativen stärken oder behaglich zusehen wollen, wie die Verbündeten des

zwanzigsten Jahrhunderts einander schwächen und zerfleischen. Ich glaube, für die erste Entscheidung können von Ihren Parteigenossen nur Die stimmen, die mehr Demokraten im achtundvierziger Sinn als marxistische Sozialisten sind. Vom Standpunkt der bürgerlichen Parteien sieht die Sache natürlich anders aus. Gerade die Leute, die eine ‚Revolution' mit Barrikaden, Heugabeln und Straßenputschen fürchten, müßten wünschen, daß die Sozialdemokraten sich an allen Wahlen für Landtage und Kommunen betheiligen, und ihnen das Wahlrecht im vollen Umfange gewähren. Je weiter die Angriffslinie sich dehnt, desto schwächer wird am einzelnen Punkte der Choc. Je mehr Sie genöthigt sind, ihre Geldmittel, Kräfte und Intelligenzen — die schließlich doch begrenzt sind — zu zersplittern, desto schwerer wird es Ihnen sein, den Frontangriff mit voller Wucht durchzuführen. Und je mehr sie sich im Einzelnen an der kleinen Tagesarbeit für Staat und Gemeinde betheiligen, desto mehr schwindet die im marxistischen Sinn revolutionäre Tendenz der Partei. Ich glaube also, daß Sie die Geschäfte Ihrer Gegner besorgen, wenn Sie sich offiziell an den preußischen Landtagswahlen betheiligen. Irgend welche wichtigen Folgen erwarte ich — abgesehen von den eben angeführten Bedenken — von Ihrem Eintritt in die preußische Wahlbewegung nicht. Das Dreiklassenwahlrecht würde dadurch nur gestärkt werden, — vorausgesetzt, daß es Ihnen wirklich gelingt, die bürgerliche Demokratie zu stützen. Das Wort ‚Reaktion' ist vieldeutig; ein vom Herrn Rickert und dem Dichter der Spar-Agnes geführter ‚Kampf gegen die Reaktion' würde in meinen Augen eine Burleske sein, denn ich halte diese Herren modernen wirthschaftlichen Auffassungen für viel unzugänglicher, als der verknöchertste ‚Junker' der Legende es sein kann. Stärken Sie diese Herren, dann schwächen Sie die ohnehin nicht allzu starke revolutionäre — natürlich im verständigen Sinn revolutionäre — Spannkraft Ihrer Partei, verbünden sich einem welkenden Körper und setzen sich der Gefahr aus, mit einer Schlappe, die der Gegner ausnutzen und aufbauschen kann, vor Ihre Genossen hintreten zu müssen. Heute ist Ihre Position so günstig, wie sie nur sein kann; jeder Schritt vom Wege kann — und muß vielleicht — sie ungünstiger gestalten." Herr Auer, der kluge Taktiker der sozialdemokratischen Partei, hat solche Erwägungen lächelnd abgewiesen; das Jahr 1898 wird lehren, ob nicht am Ende der Kluge diesmal klug genug war, nicht klug zu sein.

* * *

Herr Professor Reinhold, der als Lehrer der Nationalökonomie an die berliner Universität berufene Amtsgerichtsrath, fromme Demokrat und begeisterte Hegelschwärmer, hat seine Thätigkeit begonnen und gleich in der ersten Vorlesung einen beträchtlichen Theil der Hoffnungen erfüllt, die man nach den rednerischen und literarischen Leistungen seiner vorprofessoralen Epoche an sein Wirken knüpfen durfte. Er sprach anderthalb Stunden lang über alles Mögliche und Unmögliche, verkündete, was die Wissenschaft zu thun und was zu meiden habe, citirte Plato, Kant, Goethe, Schopenhauer und andere im Geist Große, streichelte und vernichtete — abwechselnd — den Sozialismus und seine Bekenner und erklärte schließlich, der liebe Gott, der die Welt erschaffen habe, werde schon Alles zum Besten fügen und die armen Menschlein dürften sich nicht vermessen, dem Herrn des Himmels und der Erde ins Handwerk zu pfuschen. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß eine akademische Rede dieses Ka-

libers in Deutschland und den umliegenden Ländern bisher noch nicht vernommen wurde; alles auf national-sozialen Parteitagen und in den politischen Wochenübersichten des Berliner Tageblattes Geleistete wurde überboten und die Fülle des methodisch vorgetragenen Unsinns hätte am Ende sogar Seiner Excellenz dem Herrn Oberhofmarschall Polonius imponirt. Dennoch scheint mit dieser ersten Vorlesung die Lehrthätigkeit des neuen Herrn nicht beendet zu sein; Herr Bosse sieht ihm vielleicht gar wohlgefällig zu und die Herren Wagner, Schmoller und Sering, deren Einfluß auf die akademische Jugend er mindern sollte, blicken ganz sicher in ungetrübter Heiterkeit auf das hohe Beginnen dieses Kollegen. Der Gedanke aber, welches Unheil die verworrenen Redereien des neuen Dozenten im Hirn jugendlicher Hörer anrichten können, stimmt den Betrachter doch recht ernst und noch ernster die Frage, von welchen Personen und nach welchen Grundsätzen jetzt eigentlich die Besetzung akademischer Lehrstühle verfügt wird. Herr Reinhold, der gewiß ein guter, von den bekannten besten Absichten geleiteter Mann ist, würde sich um die ihm fremde und ewig fremd bleibende Wissenschaft ein schwer zu überschätzendes Verdienst erwerben, wenn er sich auf die gerichtsräthliche Amtsübung beschränkte und freiwillig der Lehrthätigkeit entsagte. Was will er auf dem Katheder? Der liebe Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, wird auch ohne die reine und holde Hilfe eines redseligen und in jedem Sinn außerordentlichen Professors hienieden schon Alles zum Besten wenden.

* * *

Im Militärwochenblatt las man neulich staunend die folgenden Sätze: „Wie es bei Herrschern mit stark ausgeprägten autokratischen Neigungen oft der Fall ist, liebt er es, die Männer für verantwortungvolle Posten nicht unter Denen zu wählen, deren Ruf schon gemacht ist und die in der öffentlichen Meinung bereits eine bestimmte Stellung einnehmen oder die gar von ihr als die besonders Berufenen bezeichnet werden. Vielleicht giebt es heute kein geschickteres Mittel, einen tüchtigen Mann als Kandidaten für einen hohen Posten unmöglich zu machen, als die List, ihn als die allein für diesen Posten geeignete Persönlichkeit öffentlich zu bezeichnen. Unbekannt und ohne große Vergangenheit müssen die Vertrauensmänner des Großherrn sein." Der letzte Satz verräth schon, daß von Abd ul Hamid, dem trefflichen Sultan, die Rede ist, über dessen Regirungprinzipien der Freiherr von der Goltz den Lesern des Militärwochenblattes lehrreiche Mittheilungen macht.

* * *

Die Handlangerkrisis ist noch nicht beendet!

Zuzug fernzuhalten!!

Die Vertrauensmänner.

Dieses Plakat klebte Montag früh an dem Hause Wilhelmstraße 77.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. November 1897.

Ouverture.

Der Reichstag wird nächstens wieder versammelt sein. Lebt im deutschen Land irgend ein verständiger Mensch, der noch heute zu hoffen wagt, der Einzug der sogenannten Volksvertreter werde mit frohem Licht die dumpfe, luftlose Stimmung erhellen, unter der das politische Empfinden unseres Volkes so lange schon leidet? Erwartet irgend ein nicht ganz Blinder und Blöder, im Reichstag könnten neue, fruchtbare Gedanken ausgesprochen, zu neuen Zielen neue Wege gefunden werden? Die Antwort auf diese Fragen kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Wir haben in schmerzlichem Staunen den Niedergang unseres Reichsparlamentarismus erlebt und hoffen nicht mehr, eine schöpferische Politik könne vom Wallotbräu ihren Ausgang nehmen. Die Talente fehlen, die Zahl der politischen Charaktere ist nicht allzu groß und die paar Leute, die noch in den Traditionen einer besseren Zeit erwachsen sind, gehören auch in ihrer Weltanschauung dieser entschwundenen Epoche an. Jeder weiß schon jetzt ungefähr, was die kommende Session uns bringen wird. Die Regirung wird durch allerlei Zugeständnisse das Centrum für die Flottenpläne des Kaisers zu gewinnen suchen und sich bemühen, durch die Bewilligung angeblich populärer Forderungen im Hohen Hause die Stimmung zu heben; sie bringt die Militärstrafprozeßreform, gewährt unschuldig Verurtheilten eine karge Entschädigung, legt die wunderlich verworrenen „Grundsätze über den Strafvollzug“ vor und wird den Bittenden vielleicht auch die ersehnten Diäten nicht länger versagen. Die Parteien werden sich vor den Wahlen noch einmal im hellsten Glanz der Volksthümlichkeit und unabhängiger Gesinnung zeigen und alle taktische Schlauheit aufbieten, um den Gegner

ins Unrecht zu setzen. Das Haus wird etwas besser als sonst besucht sein, weil kein Abgeordneter vor den Wählern der Lässigkeit geziehen werden will, geschickte Redner werden die neuen Staatssekretäre, die Herren Bülow, Posadowsky, Tirpitz und Podbielski, ein Bischen hänseln und zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie wird es Zusammenstöße geben, die nach menschlicher Voraussicht auch diesmal mit einem Triumph der Feinde der Staatsordnung enden werden. Vom zu befürchtenden Schlimmen aber das Schlimmste ist, daß wir uns auf eine verheerende Hochfluth der Beredsamkeit gefaßt machen müssen, auf Reden, die, nach den bei Parlamentariern beliebten Ausdruck, zum Fenster hinaus gesprochen werden. Diesen Reden mag Niemand mehr lauschen; die Tribünen sind leer, sind höchstens noch von Fremden besucht, die sich die Minister und Abgeordneten einmal von oben ansehen wollen, im Saal selbst wird von den nicht bei Bier und Braten Rastenden geplaudert und die Privatkorrespondenz erledigt und die Sitzungberichte werden mit flüchtigem Blick unaufmerksam durchstreift. Das Interesse, das sich noch in den achtziger Jahren für die Verhandlungen des Reichstages regte, hat sich seit Bismarcks Entlassung rasch verringert und ist jetzt einer Gleichgiltigkeit gewichen, die allgemach auch die Abgeordneten nachdenklich stimmen sollte. Sie können starke Talente und kraftvolle Individualitäten nicht aus der Erde stampfen; wenn sie sich aber in den schweren Künsten der Selbsterkenntniß und Resignation übten, wäre es ihnen doch vielleicht möglich, einen Theil wenigstens des Raumes zurückzugewinnen, der ihnen im Rahmen der Reichsverfassung gebührt.

Wer den Ursachen der unerfreulichen Erscheinung nachsinnt, wird zunächst finden, daß der Deutsche Reichstag in jedem Jahr viel zu lange versammelt ist. Ein Parlament, das nicht, wie das englische, regirt, sondern nur die Regirenden kontrolirt und kritisirt und dessen Initiative in sehr enge Grenzen gebannt bleibt, muß langweilig werden, wenn es alljährlich fünf, sechs Monate in geschäftigem Müssiggange verbringt. Das Gebiet der internationalen Politik, auf dem sich jetzt die für Deutschlands Zukunft wichtigsten Ereignisse geräuschlos vollziehen, ist dem Reichstag fast völlig versperrt; die in den Wahlen geweihten Herren erfahren weder vom Kanzler noch von seinem Gehilfen, ob die zwischen dem franco-russischen Bund auf der einen, Oesterreich und Italien auf der anderen Seite herrschende Intimität schon zu festen Abmachungen geführt, ob der schlau ersonnene Plan, das Deutsche Reich in einen Konflikt mit England zu verwickeln, insgeheim vielleicht schon Erfolge gezeitigt hat, und sie sind in diesen Dingen zu unerfahren, um Unausge-

sprochenes wittern zu können. Ihr Gerede gilt beinahe stets den Fragen der inneren Politik und Verwaltung; aber auch hier, auf dem heimischen Boden, sucht der Blick vergebens ersprießliche Leistungen. Welchen Nutzen haben die endlosen agrarischen, kriminalistischen, handelspolitischen und sozialistischen Zänkereien der letzten Jahre dem Volke gebracht? Was in unzähligen Brochuren und Leitartikeln vorher gesagt worden war, wurde wiederholt, kaum jemals erhob eine Rede sich über das Niveau kläglicher Zeitungweisheit und die Fülle der dürren Spreu verschlang die paar brauchbaren Körner. Jede Partei sandte pünktlich immer wieder die selben Redner ins Treffen, die mit ein Bischen anderen Worten immer wieder das Selbe sagten, — es ist kein Wunder, daß schließlich die letzte Spur lebhaften Interesses an dieser Lungengymnastik schwand. In kurzen Sessionen könnte die gefährliche Klippe der Langeweile vermieden werden. Mancher Mann, der durch die ewige Wiederholung seiner Ansichten über Militärforderungen, Terminhandel, Zollschutz der Werthe schaffenden Unternehmer und ähnliche Fragen den Hörern zum Schrecken geworden ist, würde, wenn er nicht so häufig zum Wort käme, am Ende noch leidlich wirken. Das Ansehen der Einzelnen und der Gesammtheit wird durch die lange Dauer der Tagungen geschädigt; in drei Monaten müßte — und könnte —, wenn nicht ungewöhnlich wichtige Aufgaben zu bewältigen sind, Alles prompt und sauber erledigt sein.

Dazu wäre es freilich nöthig, mit einem Brauch zu brechen, der seit Jahren die Arbeitfähigkeit deutscher Parlamente mindert und lähmt. Bei uns wird fast jedes Gesetz, auch das einfachste, einer Kommission überwiesen, die nicht selten erst nach dreimaliger Lesung dem Plenum Bericht erstattet; und an diesen Bericht knüpft sich dann wieder eine umständliche Debatte. So kommt es, daß man über einen Gegenstand in einer Session oft viermal, mitunter auch öfter, die selben Reden hört und jeder Beschluß sinnlos und nutzlos verschleppt wird. Einzelne routinirte Herren, die schon lange in der Blechschmiede arbeiten, sitzen manchmal zur selben Zeit in vier oder fünf Kommissionen und sind für die Plenarberathungen deshalb natürlich kaum noch zu haben; sie bilden eine Parlamentsbureaukratie, die, weil ihre technische Bildung und Fähigkeit geringer ist, noch übler wirkt als die betitelte Schreiberzunft in den Ministerialbureaux. Die meisten Abgeordneten kümmern sich um die Verhandlungen nicht, kennen kaum das Thema der Tagesordnung und verlassen sich blind auf den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit der Fraktionführer, die bei der ersten Lesung sprechen, dann in die Kommission wandern, die Gefolgschaft festlegen und nach

ein paar Wochen mit dem Bericht zurückkehren. Geleistet wird in den Kommissionen im Allgemeinen herzlich wenig; die Vertreter der Regirung sind den Abgeordneten an Detailkenntniß überlegen, sie wissen gewöhnlich schon vorher, welche Opfer und Konzessionen die Erwählten des Volkes von ihnen verlangen werden, und richten ihre Gesetzentwürfe recht oft bereits in den Bureaux so ein, daß die Abstriche und Aenderungen später nicht allzu fühlbar sind. Ist diese Art des Betriebes wirklich nöthig? Muß die Regirung, wie ein unreeller Kaufmann, vorschlagen und dann mit sich handeln lassen? Und merken die würdigen Herren M. d. R. nicht, daß jeder einigermaßen geschickte Ressortbeamte sich mit der ernstesten Miene über sie lustig macht? Es giebt Gesetzentwürfe, über die in einer Kommission verhandelt werden muß, in den meisten Fällen aber ist diese Verhandlung überflüssig. Das ganze Budget und der größte Theil aller neuen Vorlagen könnte im Plenum berathen werden, — vielleicht, nach englischem Muster, in Abwesenheit des Präsidenten und in Nothfällen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Der Nutzen einer solchen Neuerung wäre beträchtlich: viel Zeit würde erspart, Wiederholungen und zwecklose Verschleppungen würden vermieden, es gäbe keine Aktenstöße, keine Häufung schriftlicher Berichte, auch die nicht als leader thätigen Mitglieder der Fraktionen müßten sich mehr als bisher um die Verhandlungen des Hauses kümmern und das Interesse des Publikums, das dann vor der Aufwärmung abgestandener Speisen bewahrt bliebe, würde sich wieder steigern. Nur ein Nachtheil entstünde: die für die edle Schachermachei zwischen der Regirung und den Parteien nöthige Zeit würde verkürzt. Aber schließlich sollte ein deutsches Reichsparlament doch auch ohne die Sitten des Pferdehandels bestehen können.

Wird die Zahl der tagenden Kommissionen verringert, dann wird es auch möglich sein, die Dauer der Plenarsitzungen zu verlängern. Das österreichische Parlament, das jetzt vierundzwanzig Stunden zu tagen pflegt, braucht dabei nicht als Muster zu dienen, aber die um ein oder zwei Uhr beginnenden, um fünf, spätestens um sechs Uhr endenden Sitzungen sollten selbst diätenlosen Volksvertretern ein gar zu bequemes Tagewerk scheinen. So lange die Zeit bis zum Mittag den Kommissionen reservirt werden muß, wird dieser Zustand nicht zu ändern sein, denn die in den Konventikeln beschäftigten Herren wollen, ehe sie im Plenum erscheinen, doch erst gemüthsam essen und trinken. Ist aber der lästige Brauch erst beseitigt, dann können die Mitglieder des Reichstages sich, wie die bayerischen Landboten, früh um neun versammeln und bis gegen Abend die Geschäfte des Reiches betreuen. Es

ist ja nicht nöthig, daß alle Erkürten stets im Saal anwesend sind; für den Geschäftsgang und für das Wohl des Volkes wird es nur nützlich sein, wenn die Rednerliste etwas mehr Abwechselung bietet, und auf die glücklichen Besitzer von Doppelmandaten braucht man, da sie sich die geliebte Last freiwillig aufluden, nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. In Abendsitzungen wird nach alter Erfahrung viel schneller als am Tage gearbeitet, — natürlich: die Herren sind selbst müde, fühlen die Ermüdung der Kollegen, die für lange Reden nicht mehr empfänglich sind, weil sie ins Theater, in den Wintergarten oder Coursaal wollen, und Jeder beschränkt sich deshalb auf das unbedingt Nothwendige. Diesen Vortheil würden auch lange Tagessitzungen unserem Parlament verschaffen; einem seit fünf Stunden tagenden Hause wird sogar der Keckste nicht mehr große oratorische Ausschweifungen zuzumuthen wagen, in der sechsten Stunde werden die Phrasenbächlein schon sacht rieseln und dem Reichstag, der in der Beredsamkeit seiner Mitglieder zu ersticken droht, wird ein bescheidenes Leben gerettet sein.

Die Herren, die im nächsten Herbst in das Wallotbräu zurückkehren möchten, sollten diese flüchtig hingeworfenen Vorschläge, die leicht zu erweitern wären, nicht verächtlich abweisen. So, wie es bisher gegangen ist, kann es nicht weiter gehen, wenn die Institution, die einst mit stolzen Hoffnungen begrüßt wurde, nicht dem Spott und der Verachtung anheimfallen soll. Wer die Bürde der Volksvertretung auf sich nimmt, muß zu ernster, konzentrirter Arbeit entschlossen sein und darf nicht wähnen, er sei gewählt, um in Berlin die Nächte zu verbummeln und am Tage müssig in prächtigen, gut geheizten Räumen herumzulungern, auf Reichstagspapier Privatbriefe zu schreiben und an der Reichstagstränke den Durst zu stillen. Die nächsten Wahlen werden eine nützliche Abrechnung bringen, deren Klarheit durch keine Greisenkunst, kein Mühen gefälliger Flüsterer verdunkelt werden darf; die heute hoch Thronenden werden dann, so wollen wir hoffen, für ihr Thun und Lassen eine Quittung erhalten, deren Deutlichkeit ihnen zu denken geben wird. Mit den Regirenden werden aber auch die Empfänger der Wahlweihen gefragt werden, was sie geleistet, ob sie die Würde des Reichstages gewahrt und wie sie die ihnen gewährte Frist im Dienst des Vaterlandes ausgenützt haben.

Die deutsche Flotte.

Die Kriegführung zur See sucht ihre Zwecke auf verschiedene Art zu erreichen; erstens durch die rein militärische Thätigkeit: werthvolle oder wichtige Punkte werden der artilleristischen Wirkung der Schiffe unterworfen oder die Flotte setzt das eigene Landungcorps oder besondere Landungtruppen an das Land; zweitens aber auch indirekt durch Vernichtung des Handels und des Privateigenthumes, und zwar durch Blokade und Wegnahme der Handelsschiffe. Zur Durchführung dieser Maßnahmen ist es meist nöthig, vorher die schwimmenden Streitkräfte des Gegners niederzukämpfen und seine Küstenbefestigungen zu zerstören.

Es wird im europäischen Kriege nicht so leicht vorkommen, daß eine Flotte ohne wesentliche Mitwirkung der Armee die Entscheidung bringt, doch sind solche Fälle zwischen zwei Staaten, die nicht an einander grenzen, immerhin dagewesen. Es kann dadurch geschehen, daß es der Flotte gelingt, den Hauptpunkt, z. B. die Hauptstadt, auf Gnade und Ungnade unter ihre Kanonen zu bringen. Das ist überall da nicht ausgeschlossen, wo eine Flotte überhaupt nahe genug an die Hauptstadt herankommen kann. Häufiger allerdings wird es sich ereignen, daß wichtige Punkte oder werthvolle Ortschaften, wenn sie strategisch auch minder bedeutsam sind, vergewaltigt, gebrandschatzt oder bombardirt werden. Daß aber solche Vergewaltigung eines großen Handelsplatzes, etwa New-Yorks oder Hamburgs, unter Umständen einen außerordentlich wichtigen Faktor für fernere Kriegslust oder für die Friedensbedingungen abgeben kann, liegt auf der Hand. Je mehr wir uns von den hochcivilisirten Verhältnissen Europas entfernen und je mehr wir über die scheinbar und halb civilisirten zu den uncivilisirten Staaten und Völkern kommen, desto häufiger werden die Fälle, in denen Seestreitkräfte allein die Schwierigkeiten zu überwinden haben. Solche Staaten, die sich nur gar zu leicht zu Uebergriffen den Ausländern gegenüber verleiten lassen oder auch nicht die Kraft besitzen, Uebergriffen ihrer Angehörigen zu steuern, zwingen den Gegner oft, ihnen mit Gewalt entgegenzutreten, und diese Gewalt kann naturgemäß nur die Kriegsflotte anwenden. Aber auch diese Staaten nehmen in der ganzen Welt einen starken Anlauf, sich eigene Marinen zu schaffen oder die vorhandenen zu stärken, und die Zeiten sind vorüber, wo eine Glattdeckskorvette den Eingeborenen imponiren und sie zur Vernunft bringen konnte. Vielfach aber und besonders da, wo es sich um die Länder ganz uncivilisirter Völker oder um

solche Staaten handelt, die ihre Kultur und Staatsform nicht vom christlichen Europa erhalten haben, tritt heute der Wettbewerb der civilisirten Staaten um die Vorherrschaft in politischer und wirthschaftlicher Beziehung in den Vordergrund. Wenn da zwei verschiedene Interessen aufeinanderstoßen, entscheidet schließlich nur die Macht, und zwar die Seemacht. Es ist nun häufig gesagt worden, was der deutschen Marine an Zahl der Schiffe mangele, müsse durch bessere Ausbildung und Erziehung ersetzt werden, und wo wir nicht genug Machtmittel zu entfalten haben, da müsse die Diplomatie durch Benutzung und Gestaltung der politischen Verhältnisse Druck und Zwang ausüben. So erstrebenswerth Beides ist, so wäre es doch eitle Ueberhebung, wollte man damit rechnen, daß man an Ausbildung den übrigen Marinen stets voranschreiten und daß man stets Männer an der Spitze haben könnte, die als Meister der auswärtigen Politik fremde Staaten ihren Absichten geneigt machen könnten. Auch die Zeiten sind schon dagewesen, wo das Schwert gut machen mußte, was die Feder verdorben hatte. Sprechen wir also nicht davon, daß der Wettbewerb in fernen Gegenden durch diplomatische Künste in für uns günstige Bahnen geleitet werden könnte. Ceteris paribus giebt nur die Macht an Ort und Stelle den Ausschlag.

Von hundert Fällen, auf die solche Erörterungen zutreffen, wird allerdings in Wirklichkeit kaum einer akut, wie z. B. die Bombardements von Alexandrien und Zanzibar durch die Engländer. In vielen Fällen zwingt die Aussichtlosigkeit des Widerstandes oder die Gewißheit schwerer Verluste beim Versuch zur Nachgiebigkeit, ja, in weitaus den meisten Fällen kommt es nicht einmal zum ausgesprochenen Zwiespalt, da das Gefühl der eigenen Schwäche den Gedanken an die Vertheidigung des vermeintlichen Rechtes, ja den Gedanken an das Recht selbst gar nicht ernstlich aufkommen läßt und die politische Situation sich nicht erst zuspitzt. Es müßte schon sehr schlimm kommen, ehe Portugal feindlich gegen England auftritt; Lissabon ist doch zu sehr den Kanonen der britischen Flotte preisgegeben. Der Staat also, der im überseeischen Auslande erhebliche Interessen zu vertheidigen hat, sich um den Besitz von Kolonien mitbewirbt, sich in wirthschaftlichen Beziehungen nicht hinter andere zurückgesetzt sehen oder sich schädigenden Willkürlichkeiten aussetzen will, muß zeigen, daß er die Macht hat, seine Ansprüche durchzusetzen. Das Zeigen der Macht wird meistens genügen, um eine sachliche Austragung des Zwistes in friedlicher Weise zu ermöglichen.

Aus diesen Gründen müßte jeder verständige Staat, der pflichtgemäß Das thun will, was seinem loyalen Handel und Verkehr nützt, gewisse Machtmittel zur See besitzen, auch wenn kein anderer Staat Streitkräfte zur See hätte und wenn er selbst gar nicht daran dächte, in einseitiger und eigennütziger Weise sich fremder Rechte zu bemächtigen. Diese Erkenntniß hat

natürlich auch jeder Staat und fast jeder besitzt wenigstens einige Kriegsschiffe. Die Staaten aber, die sich sehr starke Kriegsmarinen geschaffen haben, machen nicht immer nur davon Gebrauch, wenn sie ihr eigenes Recht wahren wollen, sondern, wie es geschehen ist, so lange Geschichte existirt — und sicher erst recht vorher —, sie benutzen theilweise ihre Macht, um sich nach Möglichkeit in eigennütziger Weise fremder Rechte zu bemächtigen, Gleichheit im Wettbewerb zu hintertreiben. Das fremde, untergeordnete Land räumt ihnen Vorrechte vor anderen ein, schon weil ihm die Machtentfaltung imponirt; aber auch dem gewaltsamen Zugreifen sehen die wenig mächtigen Seestaaten resignirt zu und die Welt findet es ganz in der Ordnung: sie erkennt eben das Recht der Macht an. Wenn Großbritannien heute hier eine Insel besetzt, morgen dort seine Schutzherrschaft aufzwingt, so findet Das der deutsche Bürger ganz in der Ordnung: er ist daran schon gewöhnt. Welches Geschrei erhebt sich aber, wenn das Deutsche Reich Miene macht, seine Interessensphäre zu erweitern! Nicht nur fremde Mächte sehen in irgend einer Weise ihre Rechte verletzt oder auch nur die Aussicht auf mögliche spätere Aneignung von Rechten beeinträchtigt, auch der deutsche Spießbürger findet die Sache höchst bedenklich; er beugt sich unwillkürlich vor der Thatsache der maritimen Machtverhältnisse und sagt: „Dafür können wir uns doch nicht auf einen Krieg einlassen." Der Staat, dem wir gewachsen sind und den wir in irgend einer Weise fassen können, ließe sich wegen dieser Sache wahrscheinlich auch nicht auf einen Krieg ein. Der nicht anderweitig faßbare Staat aber, der eine übermächtige Marine besitzt, kann es ruhig darauf ankommen lassen. England, sagt man, ist reich, es kann sich eine große Marine leisten. Wodurch aber ist es reich? Dadurch, daß seine Flotte mit Energie und Glück den Handel begleitet und gehoben hat. In Wechselwirkung hat das Wachsen des Handels die Vergrößerung der Kriegsflotte und diese wieder die Vermehrung von Handel und Reichthum hervorgebracht. Die meisten Staaten versuchen, die selben Wege zu wandeln, meist eilt das Wachsen ihrer Kriegsflotte dem der Handelsflotte voran; nur Deutschland bleibt zurück. Die Folgen liegen ja nicht direkt vor Augen; es kommt eben gar nicht dazu, daß sich solcher Fragen wegen die politische Lage zwischen dem Deutschen Reich und einer auswärtigen Macht bedenklich zuspitzt. Das Deutsche Reich ist in dieser Beziehung von vorn herein schüchtern in seinen Ansprüchen, weil es zur Schüchternheit gezwungen ist.

Es soll nun durchaus nicht verlangt werden, daß das Deutsche Reich überall auf der Welt sich einmische, daß es versuche, fremde Staaten in militärische Abhängigkeit zu bringen, überhaupt sich Vortheile auf Kosten Anderer zu verschaffen, daß es koloniale Eroberungpolitik treibe. Dahin neigt die deutsche Eigenart nicht. Wohl aber haben wir die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die unserem Reich Angehörigen überall in der Welt mit möglichst denen anderer

Völker gleichen Rechten in das allgemeine Ringen um den Erwerb eintreten. Zu diesem Zweck müssen wir zur See so stark sein, daß wir wenigstens nicht als quantité négligeable behandelt werden können, daß wir überall, wo wir Rechte und Interessen zu schützen haben, eine Kriegsmacht aufstellen können, die der Gegner nicht einfach wegfegen kann. Es handelt sich dabei schließlich um eine reine Geldfrage. Um unter möglichst vortheilhaften Umständen Handel zu treiben, also möglichst viel Geld zu verdienen, müssen dauernd große Summen als Geschäftsunkosten in Bau und Unterhaltung von Kriegsschiffen für den überseeischen Dienst angelegt werden. Ueberstiege der Gewinn die Kosten nicht, dann wäre das Geld allerdings übel angelegt.

Besonders schlimm wäre es für uns natürlich, wenn wir im eigenen Vaterlande von der Seeseite her angegriffen würden; dann müßten wir unbedingt so stark sein, daß wir uns mindestens mit Aussicht auf Erfolg vertheidigen könnten. Trotz häufiger Belehrung ist das deutsche Publikum noch immer der Ansicht, daß die Küste mit ihren Städten und Flußmündungen durch Festungswerke gegen den direkten Angriff einer feindlichen Flotte geschützt, daß durch die Armee jede Landung verhindert werden könne, daß eine Blokade, wenn sie auch störend sei, doch nur den Charakter einer Verkehrsstörung habe, wie sie auch sonst vielfach im Kriege vorkomme, und daß schließlich die Handelsschiffe nur im Hafen zu bleiben brauchten, um sich der Wegnahme durch feindliche Kreuzer zu entziehen. Festungwerke können jedoch nur an den allerwichtigsten Punkten angelegt werden, sonst würden ihre Kosten ins Unendliche wachsen. Sie würden natürlich einzeln angegriffen werden, die Besatzung der übrigen würde unthätig den Ereignissen zuschauen. Aber auch fast keine Festung ist ein dauerndes Hinderniß; bei systematischer Belagerung durch einen ebenbürtigen Gegner muß jeder Platz schließlich fallen, es sei denn, daß er von Natur unnahbar sei, wie einige Felsenfestungen; solche Plätze haben wir an unseren Küsten aber nicht. Was man von einer Festung erwarten kann, ist, daß sie den Feind möglichst lange aufhält, — und: Zeit gewonnen, Vieles gewonnen. In ihrem Schutze können sich zerstreute Streitkräfte sammeln, die geschlagenen reorganisiren, um dann wieder die Festung zu entsetzen, dem Feinde gekräftigt entgegenzugehen und der Festung die Möglichkeit zu geben, sich wieder in wirksamen Vertheidigungzustand zu setzen. Auf die Dauer wird also keine Küstenbefestigung ohne den Rückhalt einer Angriffsflotte den mächtigen Gegner zur See abhalten, unsere Seestädte zu brandschatzen, die Wasserwege in das Land hinein sich zu sichern und sie der Landesvertheidigung zu versperren.

Landungen werden durch die Beschaffenheit unserer Küsten nicht verhindert. In der Nordsee giebt es immerhin eine Anzahl von Stellen, wo sie sehr gut möglich sind, in der Ostsee eignet sich dazu fast jeder Punkt der Küste. Die feindliche Landungflotte hat die Wahl des Ausschiffungpunktes,

sie kann dort überraschend erscheinen und eine Armee landen, ehe wir die nöthigen Truppen zur Stelle gebracht haben; die Landung kann auch in flau-neutralem Gebiete erfolgen, wohin wir noch später erst eine Armee werfen können. Es ist ja unzweifelhaft richtig, daß solche Landungen recht riskant sind, und sie werden im Allgemeinen nicht gewagt werden, so lange sich die Ereignisse auf dem Hauptkriegstheater für uns günstig gestalten. Kommen wir aber einmal in Schwierigkeiten, so kann eine Landung uns zum Unheil werden.

Die effektive Blokade*) hat die Wirkung, daß der größte Theil des Einkommens, das dem deutschen Volk direkt und indirekt aus Handel und Industrie zufließt, plötzlich aufhört, mit dem erschwerenden Umstande, daß der Handel, der natürlich während der Blokade zum größten Theil eine Beute anderer Staaten wird, auch nach Aufhebung der Blokade nicht leicht wieder in seine alten Bahnen zurückkehrt. Verminderung des Nationaleinkommens, Verarmung und größere Schwierigkeit, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu erlangen, sind die Folge. Daß natürlich durch Verhinderung der Einfuhr von Kriegsbedürfnissen und Nahrungmitteln die Kriegführung gelähmt wird, bedarf nicht erst des Beweises. Wird aber schon durch die Blokade der Handel und damit das Nationaleinkommen schwer geschädigt, so wird er es durch die noch heute völkerrechtlich statthafte Wegnahme der Handelsschiffe noch mehr und es geht zugleich ein Theil des Nationaleigenthumes verloren, denn wenn die Schiffe sich nicht aus den Häfen herauswagen, so sind sie eben nicht nur keine Träger des deutschen Handels mehr, sondern auch das Einkommen, das durch den Transport ausländischer Güter verdient wird, geht verloren; auch wird immer noch eine Anzahl von Schiffen unterwegs sein, die dann leicht dem Feinde zur Beute fallen.

---

*) Blokade ist bekanntlich die Sperrung von Hafen und Küstenstrecken gegen jeden Verkehr. Sie wird nicht allein gegen die Handelsschiffe des Feindes geübt, sondern auch gegen die Schiffe der Neutralen, die, wenn sie es versuchen wollten, der erklärten Blokade gegenüber in einen feindlichen Hafen ein- oder aus ihm auszulaufen, an der Küste Waaren zu landen oder einzunehmen, ebenfalls nach Kriegsrecht als gute Prise erklärt werden können. Eine Bedingung ist nur dabei: die Blokade muß effektiv sein, Das heißt: die Absperrung muß eine solche sein, daß es Schiffen thatsächlich unmöglich ist, die Absperrunglinie zu durchbrechen, ohne aufgegriffen zu werden. Ausnahmefälle, in denen es einzelnen Schiffen bei besonders günstiger Sachlage gelänge, durchzuschlüpfen, können außer Betracht bleiben. Eine sogenannte papierne Blokade, bei der die Blokadeerklärung allerdings veröffentlicht ist, die aber durch die verwendeten Machtmittel nicht verhindern kann, daß ein Verkehr thatsächlich doch stattfindet, und in deren Verlauf nur gelegentlich ein Handelsschiff neutraler Flagge als Blokadebrecher aufgegriffen würde, brauchen sich die Neutralen nicht gefallen zu lassen und sie werden sie auch nie zulassen, weil sie ihre eigenen Interessen empfindlich schädigen würde.

Um uns wirksam gegen alle Arten feindlicher Unternehmungen zur See zu vertheidigen, brauchen wir deshalb eine starke eigene Seemacht, die dadurch, daß sie den Feind auf hoher See angreift, ihn — wenn nicht zurückschlägt, so doch — so schwächt, daß er nicht ohne Weiteres die Küstenbefestigungen vernichten und die Wirkung seiner Kanonen an die großen Städte und sonstigen wichtigen Punkte heranbringen kann. Wir brauchen die Seemacht, um die feindliche Flotte, die eine Landungsarmee eskortirt, anzugreifen. So lange wir noch eine ins Gewicht fallende Flotte haben, wird der Gegner nicht so leicht eine Landung riskiren, denn fällt der Kampf für ihn ungünstig oder auch nur zweifelhaft aus, so riskirt er den Verlust der Landungtruppen, die nicht einmal mitfechten können, sondern hier lediglich Kanonenfutter sind. Eben so wenig kann einer solchen Seemacht gegenüber von einer effektiven Blokade die Rede sein, denn abgesehen davon, daß unsere Schiffe die Zugänge vielleicht ganz offen halten können, wird, auch wenn der Gegner nicht ganz verjagt werden kann, mindestens die Blokade nicht effektiv und sie wird gegen den Willen der Neutralen nicht gehalten werden können.

Wir müssen zunächst eine starke Schlachtflotte aus Panzerschiffen mit allen ihren Anhängseln haben. Diese Flotte braucht durchaus nicht so stark zu sein wie die des feindlichen Staates, der einen Theil seiner Streitmacht für alle Fälle daheim und in sonstigen Interessensphären bereit halten, einen anderen Theil zu Reparatur- und Ausrüstungzwecken auf dem Wege zwischen seinen Häfen und dem Kriegsschauplatz haben wird. Die feindlichen Schiffe leiden naturgemäß mehr durch schlechtes Wetter und unsichere Navigation als die unserigen, die bis zum Beginn der Aktion oder doch in den Ruhepausen im Hafen liegen; der Kohlenersatz ist schwierig, havarirte Schiffe sind in prekärer Lage und bedürfen eines besonderen Schutzes durch intakte Schiffe. Alle diese Umstände bewirken, daß die Defensive sich mit geringeren Mitteln durchführen läßt als die Offensive; auch sie muß in gewissem Sinne aber eine Offensive sein, die in der Nähe der heimischen Wehrmittel ihren Stützpunkt hat. Was die letzte Art feindlicher Unternehmungen, die Wegnahme deutschen Eigenthumes zur See, anbetrifft, so ist Deutschland in einer besonders schwierigen Lage. Hier giebt es keine Defensive, erst recht keine Defensive, die sich durch Unterstützung der nahen heimischen Hilfsmittel und mit verhältnißmäßig schwächeren Kräften eines überlegenen Gegners zu erwehren vermöchte. Wollte man die Handelsschiffe durch Kreuzer wirksam eskortiren lassen, so gehörten dazu mehr, als irgend ein Staat besitzt; sie würden überall zerstreut sein und der Gegner könnte Ort und Zeit wählen, um mit Uebermacht vorzugehen. Wiedervergeltung könnte man gegen Staaten, die nicht günstiger gestellt sind als Deutschland, üben. Sie ist aber heutzutage nahezu unmöglich, gegen die Staaten, die für uns hauptsächlich in Betracht kommen: England und Frankreich. Wir liegen in

der äußersten Ecke des Weltverkehrs und haben außerhalb keine Plätze, die als Operationbasis für den Kreuzerkrieg dienen können. Die Nord- und Ostsee wird, so lange unsere Kreuzer Operationfreiheit haben, wohl von der feindlichen Handelsflagge gemieden werden. Die Kreuzer müssen also das Feld ihrer Thätigkeit jenseits von Großbritannien und Irland suchen. Ihre Kohlenvorräthe, schon durch die Reise geschwächt, werden bald zur Neige gehen und sie müssen rechtzeitig daran denken, den heimischen Hafen wieder zu erreichen. Das Einnehmen von Kohlen in einem neutralen Hafen würde kaum ein Staat gestatten. Unsere Kolonien bieten im Kampf mit einem mächtigeren Gegner keine Plätze, die zur Wiederausrüstung, zum Kohlenauffüllen, zu Reparaturen benutzt werden könnten. Die wenigen offenen Häfen würde der Feind bald in seinen Besitz bringen und unseren Kreuzern, wenn sie sich auch dem Kampf mit einer Uebermacht entziehen, wird der Lebensnerv unterbunden, sie müssen sich bei Neutralen verkriechen, denn sie sind bewegunglos. Vereinzelte glückliche kurze Streifzüge in den Atlantischen Ozean, einzelne kleine Erfolge in anderen Meeren zu Anfang des Krieges wären das Maximum des Erreichbaren und würden auf das große Ganze gar keinen Einfluß haben. Gerade umgekehrt liegen die Verhältnisse für England und Frankreich. Der Weg zu dem von uns erreichbaren Kriegsschauplatz ist kurz, selbst Schiffe von geringem Kohlenfassungvermögen können unseren Kreuzern entgegengestellt werden, denn der Kohlenersatz ist durch die ganze Welt gesichert; selbst die offenen Häfen können zur Retablirung benutzt werden. Es gehört also schon eine sehr bedeutende, dem Feinde ebenbürtige Kreuzerflotte dazu, um Erfolge zu erringen. Auch sie müßte sich erst ähnliche Verhältnisse, sichere Kohlenplätze im Auslande schaffen, wenn sie nicht dauernd gelähmt sein will.

Wenn wir also mit den thatsächlich bestehenden Verhältnissen rechnen, so sehen wir, daß wir selbst mit einer Kreuzerflotte, die denen unserer möglichen Gegner vollständig gewachsen wäre, unter weitaus ungünstigeren Umständen operiren müßten; und da fragt es sich denn doch, ob man nicht gegenüber den Kosten, die eine solche Kreuzerflotte ersten Ranges erfordern würde, durch andere Mittel das Selbe erreichen könnte. Das wäre durch den stärkeren Ausbau unserer Schlachtflotte möglich. Jeden Vortheil, den wir durch sie erreichen, jede Verminderung der Nachtheile, die wir sonst erleiden könnten, wiegt in der großen Abrechnung schwerer als die Zerstörung feindlicher Handelsschiffe und läßt sich mit geringeren pekuniären Opfern erreichen. Dabei könnte durch gelegentliche Streifzüge schneller Kreuzer eine solche Beunruhigung des feindlichen Handels bewirkt werden, daß der Feind darunter erheblich litte. Auch unseren Handelsschiffen brächte eine ungebrochene Macht der Schlachtflotte dadurch Nutzen, daß sie den einem heimischen Hafen zueilenden Schiffen schon in weiterer Ferne Schutz gewähren könnte.

Wie stark muß nun unsere Schlachtflotte sein? Das hängt lediglich von den Streitkräften der stärksten Seemacht ab, mit der wir in einen Krieg gerathen können. Die fraglos stärkste Seemacht ist England. Aber da ist es nachgerade zum Dogma in Deutschland geworden: „Mit der englischen Marine können wir natürlich nicht rivalisiren." Daß wir mit England fast nie im Kriege gewesen sind, kommt daher, daß unsere beiderseitigen Interessen nie kollidirt haben. Die Brocken, die vom reichen Tische Albions den industrie- und handelsschwachen Städten und Staaten des zerrissenen Deutschlands zufielen, merkte England kaum; es erntete dabei noch billiges Lob über seine handelspolitische Liberalität. Seitdem das geeinigte Deutschland sich anschickt, sich mit an den Tisch zu setzen, seitdem es in Industrie und Handel ernstlich Konkurrenz macht, sieht England seine Suprematie, die ihm nachgerade als selbstverständlich, als Lebensbedingung erschien, sieht es auch die Aussichten auf weitere, später mögliche Aneignung von Rechten vielfach beeinträchtigt; es verbirgt durchaus nicht seine Ansprüche, Befürchtungen und den daraus erwachsenden Haß. Es fürchtet für seinen Geldbeutel, — und hat England den Geldbeutel nicht mehr, was ist es dann? Ein Konflikt kann jeden Tag kommen; er ist da, sobald einmal Deutschland politisch isolirt ist und England den Rücken frei hat. Was dann? Deutschland ist jetzt nicht in der Lage, sich dem Willen Englands außerhalb der deutschen Grenzen zu widersetzen, es muß einfach alle Forderungen bewilligen. Ein Krieg würde aussichtlos sein. Die nächstgrößte Seemacht ist Frankreich. Hier ist zu berücksichtigen, daß wir allerdings leicht mit Frankreich allein in Krieg gerathen können, daß aber, wenn uns Dies einmal mit Rußland passiren sollte, wir sofort Frankreich an der Seite Rußlands sehen würden. Mit dieser Verbindung hat Deutschland in erster Linie zu rechnen.

In der auf der nächsten Seite gedruckten Tabelle sind in groben Umrissen die Stärkeverhältnisse der wichtigsten Seemächte angegeben. Die Küstenvertheidigungschiffe sind, sofern sie nicht ganz alter, wenig leistungfähiger Art sind, mit den Schlachtschiffen zusammengelegt, denn ihre Benennung ist eine willkürlich in den verschiedenen Staaten nach verschiedenen Grundsätzen aufgestellte; sie können sehr wohl auf hoher See und also auch zur Offensive verwendet werden und viele von ihnen haben schon bedeutende Reisen gemacht. Dahin gehört für Deutschland die Siegfriedklasse. Kreuzer, Kanonenbote, Avisos u. s. w. sind zusammengelegt, denn so verschieden ein Kreuzer erster Klasse von einem kleinen Aviso ist, die einzelnen Klassen gehen in einander über, eine genauere Eintheilung könnte nur eine willkürliche sein, da auch hier die Benennung in den verschiedenen Marinen nach verschiedenen Grundsätzen erfolgt, und schließlich sind sie alle mehr oder weniger zum überseeischen Dienst, zum Aufklärungdienst, zur Blokade und zum Jagen von Handelsschiffen geeignet. Da nun die Schiffs-

		S. Schlachtschiffe. K. Neue Küstenpanzer.			Panzerkanonenboote und Gepanzerte Hafenschiffe.		Kreuzer, Kanonenboote und Avisos.			D. Divisionboote und Torpedozerstörer. T. Torpedoboote.		Auxiliar-Kreuzer.
		Tonnen.	Zahl à Tonnen.	Prop.	Tonnen.	Zahl à Tonnen.	Tonnen.	Zahl à Tonnen.	Prop.		Zahl à Tonnen.	
Deutschland . .	S.	97 094	11 à 8 827	—	—	—	—	—	—	D.	10 à 355	—
	K.	28 030	8 „ 3 504	—	—	—	—	—	—	T.	94 „ $^{85}/_{140}$	—
	Sa.	125 124	19 „ 6 585	1,0	40 629	18 à 2256	125 874	40 à 3147	1,0	Sa.	104	10 à 7000
England . . .	S.	624 830	57 à 10 974	—	—	—	—	—	—	D.	90 à 282	—
	K.	10 310	2 „ 5 155	—	—	—	—	—	—	T.	154 „ $^{12}/_{130}$	—
	Sa.	635 140	59 „ 10 765	5,0	39 130	11 à 3557	750 553	232 à 3235	6,0	Sa.	244	29 à 10000
Frankreich . .	S.	324 945	34 à 9 557	—	—	—	—	—	—	D.	10 à 346	—
	K.	33 034	7 „ 4 720	—	—	—	—	—	—	T.	200 „ $^{40}/_{150}$	—
	Sa.	357 979	41 „ 8 731	2,9	11 648	8 à 1458	268 133	101 à 2655	2,1	Sa.	210	20 à 5000
Rußland . . .	S.	188 980	20 à 9 449	—	—	—	—	—	—	D.	2 à 240	—
	K.	16 504	4 „ 4 123	—	—	—	—	—	—	T.	139 „ $^{68}/_{134}$	—
	Sa.	205 484	24 „ 8 561	1,6	49 142	25 à 1966	146 986	48 à 3062	1,2	Sa.	141	13 à 8000
Frkr. u. Rußl.	Sa.	569 279	65 à 8 758	4,5	—	—	414 774	149 à 2784	3,3	—	—	—
Italien	S.	144 930	12 à 12 077	1,2	37 583	7 à 5370	102 995	50 à 2060	0,8	–	138	15 à 4000
Oesterreich-Ungarn . .	S.	54 112	10 à 5 411	—	—	—	—	—	—	D.	7 à $^{350}/_{510}$	—
	K.	16 650	3 „ 5 550	—	—	—	—	—	—	T.	64 „ $^{27}/_{152}$	—
	Sa.	70 762	13 „ 5 443	0,6	—	—	51 590	25 à 2064	0,4	Sa.	71	—
Vereinigte Staaten . .	S.	113 476	12 à 9 456	—	—	—	—	—	—	D	3	—
	K.	26 104	6 „ 4 351	—	—	—	—	—	—	T.	19 à $^{31}/_{185}$	—
	Sa.	139 580	18 „ 7 754	1,1	25 500	13 à 1961	107 043	45 à 2378	0,9	Sa.	22	31 à 4000
Spanien . . .	S.	72 521	9 à 8 058	0,6	—	—	78 663	80 à 974	0,6	–	16	12 à 4600
Japan	S.	51 420	5 à 10 284	0,4	4 640	2 à 2320	79 904	36 à 2219	0,6	–	51	—

größen sehr verschieden sind, die Zahl der Schiffe an sich also kaum einen Vergleich bietet, so ist in der Tabelle als Hauptargument für den Vergleich die Tonnenzahl angenommen, wodurch auch die Größe der Schiffe, die doch im Durchschnitt auch ihren Gefechtswerth bedeutet, ihre Berücksichtigung findet. Die im Bau befindlichen Schiffe sind mitgerechnet worden, die kolonialen Seestreitkräfte u. s. w. nicht.*)

Das wichtigste Ergebniß der Tabelle ist nun, daß England an Panzerschiffen jetzt fünfmal und an Kreuzern sechsmal stärker als Deutschland ist. Die französische Flotte ist im Verein mit der russischen viermal stärker an Panzerschiffen, dreimal stärker an Kreuzern.

Deutschland besitzt im Nord-Ostsee-Kanal ein werthvolles Vertheidigungmittel. Mit Aussicht auf Erfolg kann ein Feind zugleich in der Nordsee und in der Ostsee nur dann operiren, wenn er in jedem Meere eine Flotte verwendet, die der deutschen überlegen ist, denn diese kann sich in ihrer ganzen Stärke auf einen Theil des Feindes in einem der beiden Meere stürzen, so lange der Feind nicht im Besitz des Kanals ist oder ihn unpassirbar gemacht hat. Hat der Feind nicht mehr als die doppelte Stärke, so muß er seine Kräfte zusammenhalten, kann sie natürlich nur in einem Meere verwenden, folglich nur einen Theil der Küste blokiren und damit ist schon mehr als die Hälfte in Bezug auf den Handel gewonnen. Geht der Feind nun systematisch vor, so wird er wahrscheinlich zunächst sich auf die Blokade der Nordseebucht beschränken und die Einfahrten in die Ostsee gegen den Verkehr deutscher Schiffe überwachen. Er wird dann versuchen, sich, wenn auch nur zeitweise, in den Besitz der westlichen Mündung des Kanals zu setzen, um diese Straße für uns unbenutzbar zu machen. Ist ihm Das gelungen, so kann er seine Uebermacht voll ausnützen, die ganze Nordsee- und Ostseeküste durch richtige Vertheilung seiner Panzerschiffe und Kreuzer blokiren und seine sonstigen Kriegszwecke, Landungen, Brandschatzungen, relativ ungestört verfolgen. Wenn die deutsche Panzerflotte in der Lage sein soll, Das zu verhindern, so darf sie nicht nur halb so stark sein wie die zur Verwendung kommende Flotte des Gegners. Haben wir aber eine Panzerflotte, die etwa halb so groß wie die gesammte Panzerflotte des Gegners ist, so haben wir damit eine Macht,

*) Die Torpedoboote ꝛc. sind der Vollständigkeit halber mit angeführt worden. Sie sollen jedoch im Verlauf der Besprechung nicht weiter berücksichtigt werden, da ein Eingehen auf die Verwendung dieser Fahrzeuge und ihre Kriegszwecke in zu detaillirte Erörterungen führen und die gezogenen Schlußfolgerungen kaum beeinflussen würde. So viel sei in dieser Beziehung bemerkt, daß die weit gehenden Hoffnungen, die Viele auf diese Bote setzten, nämlich, daß sie für Vertheidigungzwecke ein wohlfeiler Ersatz für Panzerschiffe seien, als irrig fallen gelassen sind, besonders seit Einführung der Schnellade- und der Maschinenkanonen.

die dem Gegner die ernstlichsten Schwierigkeiten bereitet und die Möglichkeit hat, unsere Meerestheile offen zu halten.

England hat rund 635 000 Tonnen Panzerschiffe; wir müssen also rund 320 000 Tonnen davon besitzen oder, um mit kleineren, verständlicheren Zahlen zu reden, ungefähr 32 Panzerschiffe à 10 000 Tons. Anzahl und Größe der Schiffe im Speziellen festzustellen, bliebe Sache besonderer Erwägungen der kompetenten Stellen. Zur Schlachtflotte gehören — außer Panzerschiffen und den hier nicht in Betracht gezogenen Torpedofahrzeugen und dem Troß — eine Anzahl Kreuzer und Avisos. Nach fachmännischer Anschauung gehören auf zwei Panzerschiffe drei Kreuzer. Unter diese Zahl heruntergehen können wir noch weniger als andere Marinen, denn gerade bei unserer bestehen bleibenden numerischen Schwäche müssen wir stets in der Lage sein, durch gute Nachrichten jede Schwäche des Feindes, jede günstige Konstellation voll ausnützen zu können. Auch die Friedensaufgaben und latente Spannungen erfordern den dauernden Aufenthalt einer Anzahl Schiffe in auswärtigen Gewässern. Darauf, daß sie bei Ausbruch eines Krieges sofort in den heimischen Gewässern verwendet werden könnten, ist nicht zu rechnen. Wir müssen also für diesen Zweck eine weitere Anzahl von Schiffen — Kreuzern und Kanonenbooten — besitzen. Jetzt haben wir zwölf solche Schiffe draußen, eine Anzahl, die bekanntlich durchaus nicht zur kraftvollen Vertretung der Interessen des Reiches und seiner Angehörigen genügt. Unter der Voraussetzung, daß es zeitweise möglich sein wird, Kreuzer der Schlachtflotte in besonderen Fällen zu diesem Dienst mit heranzuziehen, wird die Annahme, daß wir künftig 16 Schiffe auf auswärtigen Stationen zu halten haben werden, etwa zutreffen. Alles in Allem werden 64 Kreuzer von im Durchschnitt 3000 Tonnen, im Ganzen also 192 000 Tonnen, anzunehmen sein. Wenn man England außer Betracht lassen will, würde der Koalition Frankreich-Rußland gegenüber die Zahl der Panzerschiffe auf 28, die der Kreuzer auf 42 + 16 = 58 ermäßigt werden können.

Diese Zahlen bezeichnen das Mindeste Dessen, was Deutschland haben muß, um sich in einem Kriege den schwersten Schädigungen zu entziehen. Wollen wir aber nicht einmal gerüstet sein, der russisch-französischen Flotte entgegenzutreten, dann brauchen wir überhaupt keine nennenswerthe Marine, denn alle anderen Zwiste lassen sich leichter vermeiden und können ohne Flotte leichter ausgetragen werden.

Deutschland hat also nur die Wahl zwischen drei Zuständen in der maritimen Vertheidigung. Entweder es will als gleichberechtigt in dem allgemeinen Wettbewerb in Handel und Verkehr bleiben und sich noch mehr als bisher befestigen, dann muß es sich gegen die englische Seemacht vertheidigen können; will sich in Zukunft Deutschland von England die Bedingungen vorschreiben lassen, unter denen es Handel treiben darf, so kann es seine

Schlachtflotte um ein Achtel gegenüber der im zuerst genannten Falle nöthigen Ziffer ermäßigen, wenn es mit der nächstliegenden Kriegsgefahr, der franko-russischen, rechnet. Andere Angriffe Deutschlands von der Seeseite sind dagegen so fernliegend, daß man um ihretwillen sich nicht eine ins Gewicht fallende Marine zu halten braucht.

Mit der irrigen Behauptung, Deutschlands Finanzlage erlaube nicht, uns die unentbehrliche maritime Rüstung anzuschaffen, will ich mich hier nicht beschäftigen. Es ist die höchste Zeit, daß die Marine als Tauschobjekt aus dem Parteigetriebe ausscheidet. Ihr Bestehen und ihre Entwickelung darf nicht von der Gunst oder Ungunst der jeweiligen Parteipolitik abhängen; ihr muß eine gewisse Kontinuität verbürgt werden. Das kann nur durch ein Flottengesetz geschehen, das die Stärke der Marine und ihre Entwickelung bis zu einer gewissen Grenze und für einen gewissen — nicht zu kurzen — Zeitraum festgelegt und den Staatssekretär der Marine also auf Jahre voraus überblicken läßt, welche Neu- oder Ersatzbauten er vorzubereiten hat. Dann werden auch unsere Werften leistungfähiger werden. Jetzt müssen sie sich scheuen, große Aufwendungen für besondere Fabrikanlagen, Werkzeug, Maschinen u. s. w. zu machen; sie wissen nicht, ob sie nach der einen etwa vorliegenden Bestellung in absehbarer Zeit überhaupt wieder neue Aufträge erhalten. Solche Aufwendungen, die sich natürlich nicht bei einem Neubau rentiren, werden unterlassen, es wird langsamer gearbeitet, eine plötzlich eintretende günstige Schiffskonjunktur — und diese treten oft sehr plötzlich ein — kann nicht ausgenützt werden, die Bestellungen des Auslandes und zum Theil auch des privaten Inlandes gehen in andere Länder, meist nach England. Ein gesetzlich geregelter Flottenplan würde der deutschen Schiffbauindustrie gegenüber der fremdländischen eine Leistungfähigkeit entsprechend dem vollen eigenen Bedarf der Seeschiffahrt ermöglichen; und wenn dadurch dann schneller und billiger gebaut würde, würden auch die auswärtigen Bestellungen sich vermehren.

Die Marine weiß, daß man trotz allen Nörgeleien Großes von ihr erwartet, sie wird sich auch jetzt nicht in einem Kriege mit ihren mächtigsten Gegnern verkriechen, sie gesteht sich aber resignirt ein, daß das Beste, was sie leisten kann, sein wird, ruhmvoll unterzugehen. Damit ist aber dem deutschen Volk wenig gedient und es wird deshalb dafür zu sorgen haben, daß die Marine auch erfolgreich wirken kann, sich zum Ruhme, dem Volke zur Wohlfahrt.

Kontre-Admiral z. D. M. Plüddemann.

Karl Marx.

Es war in jenen Lebensjahren, wo man bis nachts drei Uhr mit seinen Freunden im Café sitzt und über die in Politik, Kunst, Philosophie und gesellschaftlichem Leben nöthigen Reformen oder Revolutionen debattirt. Damals hatte ich in Langes „Geschichte des Materialismus" die Erwähnung eines Gedankens von Laplace gefunden: wenn man alle Kräfte, welche die Geschichte bewegen, mit Zahlen benennen und aus diesen Zahlen eine Formel bilden könnte, so würde man offenbar durch Entwickelung dieser Formel die ganze zukünftige Geschichtentwickelung darstellen. Der Gedanke hat mich lange beschäftigt und einen großen Einfluß auf mich gehabt. Bei der Betrachtung der Persönlichkeit von Karl Marx ist er mir immer eingefallen. Die Anschauung, aus der heraus er bei Laplace entstand, ist auch die Grundanschauung von Marx, — überhaupt ja des gesammten modernen Denkens, nur selten so klar und konsequent vorwärtsgeführt. Laplace war Naturforscher. Auf seinem Gebiet hatte die mechanische Weltanschauung schon früher allgemein Geltung und er faßte nur längst Geübtes und auch Gesagtes in ein hübsches Wort zusammen. Marx war Historiker und Politiker; zu seiner Zeit herrschten auf seinem Gebiet noch allerhand überkommene Meinungen; er war der Erste, der hier die Betrachtung der Dinge als eines mechanischen Prozesses offen und klar formulirte.

Nicht als Sozialist hat er mit Engels eine „materialistische Geschichtauffassung" geschaffen, sondern umgekehrt: nachdem er zur materialistischen Geschichtauffassung gekommen war und eingesehen hatte, daß die Entwickelung einer durch sie gewonnenen Weltformel zum Sozialismus führte, entwickelte er sich vom Radikalen zum Sozialisten. Das ist bezeichnend für die ganze Persönlichkeit. Eine in klarster und nüchternster Wissenschaft gewonnene Erkenntniß bestimmt sein gesammtes Lebenswerk, nicht irgend welche dunkelen Anti- oder Sympathien. Die unbarmherzige Konsequenz seines Denkens hat er stets ins Leben übertragen und so ist er als der erste exakte Politiker erstanden, noch dazu an der Spitze einer Partei, die bis dahin stets sich in Schwärmerei und Sentimentalität bewegt hatte.

Marx kam von Hegel her. Von Hegel hatte er das πάντα ῥεῖ gelernt, durch ihn war ihm klar geworden, daß Alles Entwickelung ist. Nur war bei Hegel die wirkliche Welt zur Welt des Begriffes verflüchtigt; dieser bewegte sich im Geist des Philosophen, in dem er nunmehr zur Erkenntniß seiner Selbstbewegung gelangt war. Feuerbach übersetzte die hegelsche Dialektik aus dem Idealismus in den Materialismus, — und so erhielt Marx aus der deutschen Philosophie die Lehre mit auf den Weg, daß alles Seiende, das nun alles materiell Seiende war, sich nach der hegelschen Dialektik als Position, Negation und Negation der Negation von innen heraus entwickelte.

Ursprünglich war Marx Jurist gewesen und seine nächste Thätigkeit wandte er, in dieser Zeit der allgemeinen Arbeit so Vieler an der Umbildung der hegelschen Philosophie, an eine Kritik der hegelschen Rechtsphilosophie. Eine Habilitation in Bonn, die er 1842 betreiben wollte, kam wegen seiner oppositionellen Gesinnung nicht zu Stande; da er als Rheinländer und in einer ursprünglich jüdischen feingebildeten Familie aufgewachsen war, wurde er naturgemäß Radikaler, — und so wandte er sich dem Journalismus zu.

Damals wurde in Köln ein großes radikales Blatt gegründet, wo neben Bruno Bauer der mit ihm befreundete Marx, der trotz seiner relativen Jugend — er war 1818 geboren, demnach also erst vierundzwanzig Jahre alt — doch schon ein großes Ansehen genoß, Hauptmitarbeiter wurde. Hier kam er in die Lage, über Dinge zu schreiben, die neben den juristischen auch ökonomische Kenntnisse verlangten: über die Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtages, über die Lage der bäuerlichen Winzer an der Mosel und über den Holzdiebstahl. Die Nothwendigkeit, sich mit ökonomischen Dingen zu beschäftigen, wurde ihm noch klarer, als er im Oktober 1842 die Chefredaktion des Blattes übernahm; er behielt sie nur drei Monate, dann wurde das Weitererscheinen des gefährlichen Blattes verboten.

Die beiden Koryphäen der Oekonomie in Deutschland waren damals Rau und List, die Beide im Wesentlichen nichts weiter als eine Verwässerung der englischen Nationalökonomie leisteten. Sie konnten einem Manne, der seinen Geist an Hegel geschult hatte, nicht viel bieten.

Ungefähr gleichzeitig mit der Rheinischen Zeitung waren die Deutschen Jahrbücher Ruges unterdrückt worden. Ruge und Marx beschlossen nun, nach Paris zu gehen und von dort aus eine Zeitschrift herauszugeben, die in Deutschland heimlich verbreitet werden sollte: die Deutsch-Französischen Jahrbücher. Es erschien nur das erste Doppelheft. Neben Gedichten von Heine und Herwegh, der Abhandlung von Marx über die hegelsche Rechtsphilosophie und einer Untersuchung über eine Schrift Bauers über das Judenthum, in der bereits der Versuch bemerkenswerth ist, das ökonomische Element als das ausschlaggebende hinzustellen — vor dem religiösen, das Bauer betonte —, enthielt dieses Heft auch Abhandlungen von Engels, eine über Carlyles „Past and present“ und eine „Zur Kritik der politischen Oekonomie“. Hier machte Marx die folgenreiche Bekanntschaft seines späteren Freundes Engels.

Engels, über zwei Jahre jünger als Marx, war der Sohn eines rheinischen Großindustriellen und war nach Absolvirung des Gymnasiums gleichfalls Kaufmann geworden. Ihm hatten natürlich die ökonomischen Dinge viel näher gelegen als dem Juristen Marx. 1843 war er in Manchester in die Filiale des väterlichen Geschäftes eingetreten und dort hatten die damaligen sozialen und sozialrevolutionären Bestrebungen sofort Eindruck auf ihn gemacht. Sowohl mit den Chartistenführern wie mit der durch Owen angeregten Bewegung hatte er Fühlung bekommen. Seine Kritik der politischen Oekonomie war das Resultat dieser Erfahrungen. Engels leitete Marx nun das zweite Bildungelement seines Geistes zu: den Sozialismus und die Nationalökonomie. Damals erschien die dairesche Sammlung der großen alten französischen Oekonomen, die ihm das erste wirkliche Studium der Wissenschaft ermöglichten. Gleichzeitig studirte er den französischen Sozialismus und fand in Fourier einen Lehrmeister, wie es in anderer Art Hegel für ihn gewesen war. Die tiefsinnigen geschichtphilosophischen Betrachtungen, die in den Werken Fouriers zerstreut sind, streifen oft schon hart an Das, was später als Resultat der marxischen Geschichtauffassung erscheint; nur fehlt die Konsequenz und Klarheit. So vereinigte sich in Marx, was zu einer glücklichen Begabung hinzukommen mußte, um ihn zu der Rolle zu führen, die er spielen sollte: die hegelsche Dialektik, der Materialismus, die ökonomischen Kenntnisse, und die Kenntniß der Arbeiten der früheren Sozialisten.

Mit Engels zusammen, mit dem er seit 1844 persönlich vereinigt war, schrieb Marx eine Streitschrift gegen die beiden Bauer, die 1845 erschien. Als sie in dem selben Jahre auf Veranlassung der preußischen Regirung aus Paris ausgewiesen wurden, gingen die Beiden nach Brüssel, wo die Streitschrift gegen Proudhon und, im Jahre 1848, in Gemeinschaft mit Engels, das „Kommunistische Manifest" geschrieben wurde. Der philosophische, historische, politische und ökonomische Standpunkt war gewonnen. Alles Weitere ist nur Ausführung der Arbeit im Detail; leider ist von den geplanten wissenschaftlichen Werken nur das „Kapital", die Kritik der politischen Oekonomie, fertig geworden und auch diesem fehlt im zweiten und dritten Bande die letzte Hand.

In der Vorrede zu seiner 1859 veröffentlichten „Kritik der politischen Oekonomie", von der nur das erste Heft erschienen ist, spricht Marx seine Meinung selbst mit so kurzen und einfachen Worten aus, daß jede anderweitige Wiedergabe viel mangelhafter sein würde. Er schreibt dort: „Die erste Arbeit, unternommen zur Lösung der Zweifel, die mich bestürmten, war eine kritische Revision der hegelschen Rechtsphilosophie, eine Arbeit, wovon die Einleitung in den 1844 in Paris herausgegebenen Deutsch-Französischen Jahrbüchern erschien. Meine Untersuchung mündete in dem Ergebniß, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesammtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Namen ‚bürgerliche Gesellschaft' zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Oekonomie zu suchen sei. Die Erforschung der letzteren, die ich in Paris begann, setzte ich fort in Brüssel, wohin ich in Folge des Ausweisungbefehls des Herrn Guizot übergewandert war. Das allgemeine Resultat, das sich mir ergab und, einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfaden diente, kann kurz so formulirt werden: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionverhältnisse, die einer bestimmten Entwickelungstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesammtheit dieser Produktionverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung gerathen die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwickelungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann ein Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatirenden Um-

wälzung in den ökonomischen Produktionbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man Das, was ein Individuum ist, beurtheilt nach Dem, was es sich selbst dünkt, eben so wenig kann man eine solche Umwälzungepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist; und neue höhere Produktionverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schooß der alten Gesellschaft selbst ausgebeutet sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn, genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und moderne bürgerliche Produktionweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen herauswachsenden Antagonismus, aber die im Schooß der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab." In der „Zukunft" vom sechsten Juni 1896 hat Paul Barth den bekannten Einwurf gegen die „materialistische Geschichtauffassung" wiederholt, daß die „höheren" Momente, die das geschichtliche Leben bedingen, bei ihr nicht gebührend berücksichtigt werden. Geschmacklose Uebertreibungen hat Marx selbst von sich abgewiesen; er sagte einer französischen Richtung unter seinen Anhängern gegenüber einmal: „Quant à moi, je ne suis pas Marxiste". Innerhalb des von Marx in dem eben angeführten Citat gegebenen Rahmens giebt ihm jede neue soziologische Forschung, die er noch nicht ahnen konnte, über die Anfänge von Pflicht, Patriotismus, Gerechtigkeit von Neuem Recht. Daß diese Motive für das Handeln dann ihr eigenes Leben haben, oft sogar in Konflikt mit der Entwickelung des Unterbaues kommen können, giebt Marx doch selbst zu, wenn er sagt, daß sich der „ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher umwälzt." Was den von Barth auch in Conrads Jahrbüchern und schon früher von Adler angeregten Prioritätstreit angeht, so würde Marx selbst wohl vernünftig genug gewesen sein, über Prätentionen, die verständiger Weise gar kein Mensch haben kann, zu lachen. Wie sich für seine Mehrwerthstheorie Citate aus „Vorgängern" zusammenstellen lassen, so auch natürlich für die Geschichtauffassung. Bei einigem Suchen wird man sie sogar noch weiter bis auf Saint-Simon hinauf verfolgen können, z. B. bis Boulainvilliers, für den sich die französische Geschichte in den Klassenkampf zwischen Roture und Noblesse auflöst, mit dem Königthum als dritter Macht; man lese nur z. B. in seiner „Histoire de l'ancien gouvernement de la France" (Haag und Amsterdam 1727) Bd. I, S. 321 ff. Solche Dinge sind

doch nicht so zu „entdecken" wie ein neuer Komet oder ein Bacillus. Ueberall da, wo wirkliche Klassenkämpfe stattgefunden haben, sind naturgemäß, mehr oder weniger klar, auch ähnliche Gedanken aufgetaucht. So polemisirt z. B. schon Plato einmal gegen eine Theorie des „Klassenstaates".

In den angeführten Sätzen liegt die ganze Persönlichkeit von Marx, die auf den ersten Blick so geheimnißvoll erscheint. Er ist ein kalter Denker, der vor Allem studirt; aber er ist auch ein revolutionärer Feuergeist, der das ruhig, mathematisch Gewonnene, von dem er gewiß weiß, daß es richtig ist, mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit durchzuführen sucht. Da ihm Alles bis in seine letzte Konsequenz klar ist, so ist ihm jeder unpräzise Ausdruck verhaßt; er sucht stets den schärfsten, schroffsten Ausdruck für seinen Gedanken. Die Sprache muß ihm kristallklar sein, — und auch die politische Handlung muß es sein. Eine Schwächlichkeit oder Unentschiedenheit im Ausdruck oder der Handlung ist nicht möglich, denn sie würde unrichtig sein. Natürlich hat er ein Herz für die Unterdrückten; und da er ihre Lage in Folge einer historisch-politischen Theorie, die in den Arbeitern das Werkzeug für die Schöpfung einer neuen Gesellschaftformation sieht, genau studiren mußte und das ganze Elend kennen lernte, das hier herrscht, so ist sein Mitgefühl für diese und sein Haß gegen alle Art von Unterdrückung noch größer geworden. Aber Das sind nicht die konstituirenden Momente seines Denkens und auch nicht der psychologische Anstoß dazu, — Das ist lediglich das historische Denken. Er ist historischer Denker und praktischer Politiker in einer Person. Eine solche Vereinigung ist selten; das Gewöhnliche ist, daß man feige Katheder-philosophen und unwissende Politiker trifft, und aus dieser gewöhnlichen Trennung von Denken und Handeln ergiebt sich der größte Theil der schiefen Urtheile über den Mann und über die Lehre: die ungewöhnliche Vereinigung wird nicht verstanden.

Die materialistische Geschichtauffassung mag leicht schief aufgefaßt werden, wenn man vergißt, daß ihr Entdecker nicht ein ruhiger, friedliebender Gelehrter in einem kleinen deutschen Universitätstädtchen, sondern ein revolutionärer Formalist, Verschwörer, Parteihäuptling, der von Land zu Land gejagt wurde, ist, ein Mann, der niemals aus der politischen Aktion herauskam. Und die politische Thätigkeit von Marx mag leicht falsch beurtheilt werden, wenn man vergißt, daß er ein kalter, mathematisch denkender Gelehrter war, der sein glühendes Temperament mit eiserner Willenskraft Dem unterordnete, was er als geschichtlich nothwendig erkannt hatte. Den ersten Fehler begehen die deutschen Professoren, den zweiten beging die deutsche Polizei, die ihn, so lange er lebte, nie anders verstanden hat, als er in Stiebers „Schwarzem Buch" abkonterfeit ist: „energisch, schlau und sehr gefährlich". Je nachdem seine Kritiker nun auf dem Katheder- oder auf dem Polizeistandpunkt stehen, pflegen sie ihn auch weiterhin zu beurtheilen. Die deutsche Sozialdemokratie, der er seinen Geist eingeflößt hat, theilt sein Schicksal: Beide werden völlig falsch beurtheilt.

Vielleicht wird das Wesen von Marx am Klarsten, wenn man ihn mit Lassalle vergleicht, mit dem oft genannt zu werden er das Geschick hat.

Gleich Marx stammt Lassalle aus einer jüdischen Familie; aber nicht aus dem Rheinland, sondern aus dem zurückgebliebenen Osten, nicht aus einer Gelehrtenfamilie (der Vater von Marx war Justizrath, seine Frau die Schwester eines preußischen Ministers), sondern aus einer kaufmännischen. In dem ganzen

Charakter von Marx ist vom Juden nichts zu spüren; Lassalle hat den Juden nie überwunden. Lassalle war ehrgeizig; er dachte stets an sich als einen historischen Tragoeden. Marx hatte nichts von kleinem Ehrgeiz an sich, weder später, als er schon das Selbstbewußtsein haben konnte, das ihn davor schützte, noch früher in seiner Jugend. Was ihn trieb, war im Wesentlichen der Drang nach Erkennen, nach einem Bewußtwerden des Erkannten in möglichst pointirter Form, und nach dessen adäquater praktischer Durchsetzung. Lassalle kam von Hegel, wie Marx. Aber während das Höchste, was Lassalle that, war, daß er zwei wissenschaftliche Werke im Sinn der hegelschen Philosophie schrieb und sogar so weit ging, Hegel kritiklos in Heraklit wiederzufinden, war das Höchste von Marx, daß er sich selbst über Hegel hinausbildete. Schon längst war deshalb Lassalle ein „anerkannter Vertreter der Wissenschaft", als Marx bei den anerkannten Vertretern der Wissenschaft noch immer als der bloße Agitator galt. Lassalle hat seine Gegner stets unbarmherzig mitgenommen, es aber stets verstanden, sich eine große Menge wissenschaftlicher Freunde warm zu halten; Marx überwarf sich mit seinen Mitstrebenden, sobald er über ihren Standpunkt hinaus war; in dem Streben nach mathematisch scharfer Trennung von ihnen schonte er nicht einmal die Freundschaftbande. Die Schriften gegen Bauer und Proudhon, die Beide früher seine Freunde waren, sind das denkbar Schärfste an Polemik.

Lassalle war nicht sehr muthig, war eitel und ließ es in seinem Leben an Würde mangeln. Marx, der sich schon mit fünfundzwanzig Jahren mit einer Jugendgeliebten verheirathet hatte, liebte seine Frau so sehr, daß er nach ihrem Tode ein gebrochener Mann war und ihr aus Kummer bald ins Grab folgte; im Umgang war er heiter und harmlos, ohne Prätentionen; und wenn man die Herrschsucht, die ihm namentlich die von ihm aus der Internationale herausgetriebenen Anarchisten vorwerfen, näher analysirt, so findet man auch hier wieder den Grundzug seines Wesens: das Streben nach klarer, präziser Darstellung des klar und präzis Gedachten. Wenn er erst einmal eine Sache analysirt und durchgedacht und sich überzeugt hatte, daß sie so richtig war, dann mußte auch das Nothwendige geschehen. Das war nicht Herrschsucht, Das war jene gewaltige Konsequenz in seinem Denken und Handeln, die er auch von Anderen verlangte.

Auch während der angestrengten geistigen Thätigkeit in Brüssel wurde immer praktische Arbeit nebenbei geleistet. Die Kommunisten bildeten damals noch eine kleine Sekte und naturgemäß war deshalb ihre Organisation die des Geheimbundes. Auch das „Kommunistische Manifest" war im Auftrage der Centralbehörde des Geheimbundes geschrieben. Dabei wird auch eine öffentliche Wirksamkeit stattgefunden haben, denn als anfangs 1848 auch in Brüssel Volksbewegungen erfolgten, wurde Marx sofort ausgewiesen. Er ging nach Paris zurück, wohin ihn die provisorische Regirung eingeladen hatte. Der Kampf, den er sein ganzes Leben hindurch gegen renommistische und romantische Revolutionspielerei geführt hat, begann damals schon hier, als er gegen die Bildung der Revolutionlegionen auftrat, die in Frankreich von den dort ansässigen Arbeitern der betreffenden Länder gebildet wurden, um diesen die Revolution zu bringen. Als dann auch in Deutschland die revolutionäre Bewegung ausbrach, ging er nach dort zurück, und zwar wieder nach Köln. Hier gab er, in Verbindung mit Engels, den beiden Wolff, Werth und Freiligrath, die Neue Rheinische Zeitung

heraus. Das glänzend redigirte Blatt, das auch zahlreiche Beiträge von ihm enthält, ist wegen der gründlichen kritischen Darstellung der Ereignisse, der scharfsinnigen, wissenschaftlichen Analyse der Zustände und Begebenheiten das beste Quellenwerk zur Orientirung über die damaligen Ereignisse. Nach dem Sieg der Reaktion wurde Marx wiederum ausgewiesen und damit ging das Blatt im Mai 1849 wieder ein. Nach einer nochmaligen Ausweisung aus Paris ging er nach London, wo er definitiv Ruhe fand.

In London fanden sich die Flüchtlinge aus allen Ländern zusammen und konspirirten. Marx hatte jedoch eingesehen, daß vorläufig alle Aussichten für die Revolution schlecht geworden waren. Die Bourgeoisie hatte überall zwar nicht Alles erreicht, aber doch so viel, daß sie zufrieden sein konnte. Die revolutionären Tendenzen des Proletariates, die 1848 zu Tage getreten waren, hatten sie zudem so beunruhigt, daß sie gern auf weitere politisch-radikale Agitation verzichtete und sich am Wohlsten unter dem Schutz einer starken Regirung fühlte. Der Bau der Eisenbahnen, der jetzt begann, regte zudem außerordentlich die wirthschaftlichen Interessen auf. Durch sie wurden der städtischen Industrie neue Absatzgebiete auf dem Lande, dem Lande neue Absatzgebiete in den Städten erschlossen. Die kalifornischen Goldfunde halfen die Produktion stimuliren. Damit stiegen überall die Profite, die Grundrente und die Löhne. Die Menschen hatten weder Zeit noch Lust, unzufrieden zu sein. Für die Revolutionäre galt es also jetzt, abzuwarten. Naturgemäß wollte Das den heißblütigen Elementen nicht in den Kopf; und Marx hatte heftige Streitigkeiten mit ihnen zu bestehen, in denen ihm aber doch die Entwickelung der Dinge, die ihm Recht gab, den Sieg verschaffte.

Der Kommunistenbund war gesprengt. Eine Revue, die als Fortsetzung der Neuen Rheinischen Zeitung gedacht war, ging nach dem sechsten Heft ein; außer der Betheiligung am Kölner Kommunistenprozeß durch Veröffentlichung einer Broschüre ließ Marx jetzt im großen Kreise nichts mehr von sich hören. Nach einer Zeit schwerer materieller Bedrängnisse — er war darauf angewiesen, von der Feder zu leben — wurde er Mitarbeiter der „New-York Tribune", die von 1852 bis 1860 eine Anzahl sehr bedeutender Artikel von ihm veröffentlichte. Das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 wurde zu fleißigen ökonomischen Studien verwendet, deren Resultate das Heft „Zur Kritik der politischen Oekonomie" war. Das zweite Heft erschien nicht; Marx arbeitete seine Gedanken noch einmal um und gab 1867 den ersten Band des „Kapital" heraus. Der zweite und dritte wurde wenigstens im Entwurf fertig: sie sind bekanntlich nach seinem Tode von Engels herausgegeben worden.

Wie schon vorhin hervorgehoben wurde, ist Marx nach Persönlichkeit und Schaffen nur zu beurtheilen, wenn man ihn in seiner Ganzheit betrachtet. Auch das „Kapital" beurtheilt man falsch, wenn man es lediglich als nationalökonomisches Werk auffaßt: es enthält eine Darstellung der Geschichte, eine Analyse der herrschenden Wirthschaftform und ein politisches Programm. Wir wissen, daß für Marx Politik und Geschichte insofern Eins waren, als der Politiker sich als Werkzeug des von ihm wissenschaftlich erkannten historischen Prozesses betrachten muß. Der historische Prozeß aber ist durch die ökonomische Entwickelung bestimmt. Ist diese analysirt, dann ergiebt sich der Gang der Geschichte und die Entwickelung der Zukunft, die dem Politiker als Programm von dem Historiker und Oekonomen gegeben wird.

Der Kapitalismus hat zur Voraussetzung Unternehmer und Arbeiter. Er schafft diese Voraussetzung, indem er die feudalen Gesellschaftformen sprengt, aus dem bei diesem Prozeß proletarisirten Theil der Landbevölkerung das erste Material zu einer industriellen Arbeiterklasse liefert und mit Hilfe des durch den Handel geschaffenen Kaufmannskapitals die Unternehmerklasse ermöglicht. Im weiteren Verlauf breitet sich die kapitalistische Produktion immer weiter aus, auf Kosten der durch sie verdrängten Kleinbetriebe, wo der Arbeiter noch Besitzer der Produktionmittel ist und neben ihm kein Unternehmer herrscht. Am Schluß dieser Entwickelung stehen sich beide Klassen fertig gegenüber: die Arbeiter, die keine Produktionmittel besitzen und, um zu leben, mit den Produktiomitteln der Unternehmer arbeiten müssen, und die Unternehmer, die ihr Kapital produktiv angelegt haben, — das Kapital, dessen Verwerthungbedürfniß die Produktion, die Anwendung von menschlicher Arbeit, erheischt.

In ihrer Analyse dieses Zustandes war die bürgerliche Oekonomie vor zwei Problemen stehen geblieben.

Die Arbeit ist das Maß des Werthes. Der Arbeitlohn war ihr Aequivalent. Wenn der Unternehmer das Arbeitprodukt verkaufte, verkaufte er es aber stets theuerer, als die Arbeit gewesen war, die in ihm steckte, denn er verkaufte sie ja mit Profit. Wo kam nun dieser „Mehrwerth" her? Marx erklärte, daß der Arbeitlohn nicht das Aequivalent für die Arbeit, sondern für den Gebrauch der Arbeitkraft war; diese, wie jede andere Waare, wurde in ihrem Werth bestimmt durch die Arbeit, die zu ihrer Herstellung nöthig ist. Sie selbst aber, die einzige Werthbildnerin, schafft mehr Werth, als ihre Herstellung kostet. Dieses Mehr behielt der Unternehmer und aus ihm ergab sich sein Profit.

Das zweite Problem war folgendes: wenn die Arbeit das Maß aller Werthe ist, so müßten zwei Kapitale, mochten sie nun gleich oder ungleich hoch sein, wenn sie gleich viel menschliche Arbeit verwenden, eine gleichwerthige Produktenmenge und gleich hohen Profit erzeugen. In der Wirklichkeit jedoch ist es nicht die Menge menschlicher Arbeit, sondern die Höhe des Kapitals, die den Profit regulirt. Marx erklärte die Entstehung der Durchschnittsprofitrate dadurch, daß zwar die Höhe des Mehrwerthes immer durch die angewendete Arbeit bestimmt wird, bei der Realisirung der Produkte aber nicht der jedesmalige Arbeitwerth des einzelnen Produktes im Preis erscheint, sondern vermöge der Konkurrenz der Kapitalien der produzirte gesellschaftliche Gesammtmehrwerth an die einzelnen Kapitalisten pro rata ihres Kapitals sich vertheilt, so daß also ein Kapitalist, der in seiner Produktion die gerade durchschnittlich nöthige menschliche Arbeitkraft anwendet, eben so viel der andere, der mehr, weniger, und der, welcher weniger anwendet, mehr erhielt, als der Arbeitwerth ausmacht. Die Gesellschaft- und Produktionform, deren Analysen Marx auf diese Weise beendet hat, entwickelt sich nun weiter. Hier mögen wieder seine eigenen Worte folgen aus dem ersten Band des „Kapitals", die dann so berühmt geworden sind wie das frühere Citat:

„Sobald dieser Umwandlungprozeß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionweise auf eigenen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Produktionmittel, daher die weitere

Expropriation der Privateigenthümer, eine neue Form. Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der Arbeiter exploitirende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt den andern tot. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitmittel in ein gemeinsames verwendbares Arbeitmittel und die Oekonomisirung aller Produktionmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionmittel kombinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Verwandlungprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch der Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Eigenthumes schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt. Die kapitalistische Produktion- und Aneignungweise, daher das kapitalistische Privateigenthum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthumes. Die Negation der kapitalistischen Produktion wird durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprozesses, produzirt. Es ist Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Kooperation freier Arbeiter und ihres Gemeineigenthumes an der Erde und den durch die Arbeit selbst produzirten Produktionmitteln."

Marx zauderte nicht, sobald sich der Augenblick bot, wieder den politischen Kampf aufzunehmen zum Zweck der „Expropriation der Expropriateurs". Sie bot sich 1864 durch die Gründung der Internationale.

Marx war und blieb ein Preuße, und wenn er auch in dem fortgeschrittensten Theil Preußens groß geworden war, so doch noch unter im Wesentlichen kleinbürgerlichen Verhältnissen. Als er in die kommunistische Bewegung eintrat, herrschte in ihr Weitling, dessen „Garantien der Harmonie und Freiheit" durchaus vom Standpunkt der Handwerksgesellen aus geschrieben waren. Und auch die Bewegung war so klein, daß sie sich in einem Geheimbund darstellte. Wenn Marx auch dann später in der großen Welt, die er durch die Gefälligkeit der Regirungen kennen lernte, mit den höheren Stadien der wirthschaftlichen Entwickelung bekannt wurde, — wie steckte damals noch Alles in den Kinderschuhen! Mit Ausnahme von England bildete der moderne Arbeiter überall noch eine seltene Ausnahme; überall gab es noch den Handwerker als Regel. Handwerker und revolutionäre Literaten waren es im Wesentlichen, die den Kommunistenbund bildeten. Welcher Muth mußte damals dazu gehören, im Vertrauen darauf, die Entwickelung richtig verstanden zu haben, den eigentlichen Arbeiter als den Träger der zukünftigen

Entwickelung hinzustellen, den Strategen einer Klasse abzugeben, die sich fast überall erst noch bilden sollte, für Feldzüge, die noch Niemand ahnte!

Als Marx die Internationale gründete, war die Klasse, deren Entstehung er vorausgewußt hatte, in alten Kulturländern vorhanden; und genau, wie er vorausgewußt hatte, daß die Klasse international gesinnt sein würde, war ihre erste politische That die Gründung einer internationalen Vereinigung.

Die Internationale ist von einem klugen Konservativen einmal „ein großer Gedanke in einem kleinen Körper" genannt worden. Das war sehr richtig. Heute, wo Manches an die Oeffentlichkeit gekommen ist, was damals geheim war, wissen wir, wie gering die Mitgliederzahlen in manchen Ländern waren, wie gering auch die Summen, die zur Verfügung standen. Aber der große Gedanke war es, der den Eindruck machte, — und auch doch schließlich die gewaltige Entwickelung in ein paar Jahren; vom Geheimbund zur Internationale! Der moralische Erfolg war ungeheuer. Die Angst der Bourgeoisie vergrößerte die thatsächlich kleine Macht und half dadurch, daß sie wirklich groß wurde, und die Arbeiter, berauscht durch die Größe der Vorstellung, wurden zu ungeahnten Anstrengungen begeistert. Sehr viel half dazu natürlich auch die kluge Politik der Internationale.

Marx war ihr Diktator. Eine merkwürdigere Diktatur hat die Welt wohl nie gesehen. Irgend ein Machtmittel stand ihm nicht zu Gebote. Von den Kongressen der Internationale hat er nur den einen besucht, wo es sich um den Ausschluß Bakunins handelte. Vorsitzender ist er nie gewesen. Nur allein durch die Macht des geschriebenen Wortes wirkte er.

Nach dem Fach der Kommune, die, obwohl der Generalrath der Internationale ausdrücklich von dem Aufstand abgerathen hatte, doch der Internationale in die Schuhe geschoben wurde, und in Folge der Intriguen der Anarchisten wurde das Fortbestehen der Internationale unmöglich. Indessen war dieses Fortbestehen jetzt auch unnöthig geworden. Der Gedanke war so sehr den nothwendigen Resultaten der Verhältnisse angepaßt gewesen, daß die internationale Solidarität der Arbeiter auch ohne formelles Band gesichert war.

Während der folgenden Jahre lebte Marx wieder von dem äußeren politischen Leben zurückgezogen. Er war der geistige Führer der nunmehr in allen Ländern sich entwickelnden Arbeiterpartei, der, wie nach seinem Tode der jetzt ebenfalls verstorbene Engels, bei allen wichtigen Dingen um Rath gefragt wurde, allein eine offizielle politische Thätigkeit hat er nicht mehr ausgeübt.

Marx hat eine übermenschliche Arbeitleistung vollbracht. Das, was er veröffentlicht hat, ist nur das Produkt eines kleinen Theiles seiner Studien. Bei diesen wurde nichts banausisch getrieben, Alles stand in Beziehung zu seinem centralen Gedanken. Von seinem historischen und philosophischen Wissen scheinen keine weiteren Dokumente als die vorhandenen zu existiren; nur einige mathematische Manuskripte sollen noch vorhanden sein. Wenn erst einmal nur Das, was er in gewöhnlichen Zeitungen hat drucken lassen, gesammelt sein wird, dann wird man schon eine gewaltige Vorstellung von dieser umfassenden Arbeit bekommen. Zu dieser gelehrten Thätigkeit kam die aufreibende politische; hat er sich doch nicht auf die Arbeiterbewegung beschränkt, sondern auch mit einer Bekämpfung der palmerstonschen Politik thätig in andere politische Gebiete eingegriffen. Endlich mußte er den Unterhalt für sich und seine Familie durch sehr

mühsame journalistische Arbeit verdienen. Während der ersten Jahre seines londoner Aufenthaltes hat die Familie sogar Noth leiden müssen. Er schrieb in drei Sprachen: Deutsch, Französisch und Englisch, und las außer sämmtlichen germanischen und romanischen Sprachen noch Russisch und einige andere slavische Sprachen. Diese übermenschliche Anstrengung hat seinen Körper früh aufgerieben. Nachdem im Dezember 1881 seine Frau gestorben war, war er ein gebrochener Mann, der den Tod, der ihn im März 1883 traf, als Erlösung betrachtete.

Sein Aeußeres machte nach den Schilderungen von Personen, die ihn kannten, den Eindruck eines einfachen Gelehrten. Auf Bildern sieht man ein reichliches Bart- und Kopfhaar, ganz weiß, eine breite, schöne Stirn, große, gute und kluge Augen. Wenn man sich nach seinem Stil ein Bild von ihm gemacht hat, so ist man zunächst enttäuscht. Nach seiner scharf pointirten Ausdrucksweise, den heftigen Bemerkungen gegen die „ausbeutenden Klassen", erwartet man, Verbissenheit und Fanatismus in den Zügen zu finden. Indessen, wenn man seinen Stil genauer betrachtet, so findet man, daß die Schärfen alle wieder auf einen durchgehenden Hauptzug seiner Intelligenz und seines Charakters zurückgehen: auf die Energie und Präsion seines Denkens. Sein Verstand zerlegt die Erscheinungwelt in ihre einfachen Bestandtheile und betrachtet diese genau und gründlich von allen Seiten, so daß ihm nichts entgeht; er selbst vergleicht einmal die Abstraktion mit dem Mikroskop: was dieses für den Naturforscher, sei die Abstraktion für den Oekonomen; und sie ist in der That für ihn das Werkzeug einer ganz exakten Wissenschaft. Der selben Geistesrichtung auf das Exakte verdankt er seinen pointirten Stil; in seinen jüngeren Schriften hat er eine so entschiedene Vorliebe für die Antithese, daß fast Satz für Satz eine solche enthält. Er selbst erklärt in der Vorrede zum „Kapital": „Die Gestalten von Kapitalist und Grundeigenthümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht. Aber es handelt sich hier um die Personen nur, so weit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwickelung der ökonomischen Gesellschaftformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag." Trotzdem fühlen sich naturgemäß die Unternehmer, die sein Buch gelesen haben, schwer gekränkt. Im dritten Bande, wo der Bankier die Rolle dem Unternehmer gegenüber spielt, die dieser dem Arbeiter gegenüber früher spielte, wird das Verhältniß der Beiden oft ganz mit den selben Worten bezeichnet wie das der Anderen im ersten Band.

Es ist selbstverständlich, daß heute, wo der Kampf, den er zum großen Theil mit hat entfachen helfen, überall wogt, bei den Gegnern eine unbefangene Würdigung der Persönlichkeit von Marx nicht zu erwarten ist. Eins aber muß ihm auch ein Gegner zugestehen: daß er der Erste war, der Politik und Geschichte als exakte Wissenschaften behandelt hat; und dieses Verdienst ist groß genug, auch wenn man die Art, wie er Das that, nicht für richtig halten wollte. Und auch Das muß man gelten lassen, daß für seinen politischen und wissenschaftlichen Charakter die stolzen Worte gelten, die er selbst einmal citirt:

Qui si convien, lasciare ogni sospetto,
Ogni viltà convien che qui sia morta.

Wilmersdorf. Dr. Paul Ernst.

Das Violoncell des Doktors.

Nach so vielen Jahren begegneten sie einander da oben, zwischen dem goldig glänzenden Wiederschein des sommerlichen Sonnenunterganges, auf einem jener weiß schimmernden steilen Pfade, wie sie die Höhen der kleinen Insel Capri umkreisen, die aus Smaragden und Filigran zusammengesetzt scheint.

Riccardo Bizzi, auf seinem lendenlahmen Maulesel, der hinter der fidelen Gesellschaft von Männern und Weibern mühsälig nachhumpelte, kam jetzt an Tommaso Negri vorbei, der ganz langsam heimwärts schritt, und er erkannte ihn nicht durch die schwarzen Brillengläser und unter dem großen, von der Sonne gebräunten Strohhut. Aber die dünne Stimme Tommasos Negri rief: „Hollah, Riccardo! Riccardo! . . . ."

„Wer ruft mich?" fragte er und wandte sich um.

„Wie?! . . . Erkennst Du mich denn nicht mehr?"

Er erhob bei diesen Worten auf seinem magern Hals den kleinen Kopf und zeigte ihm das blasse, längliche Gesicht mit dem kastanienbraunen Backenbart.

„Herrjeh! . . Tommasino! . . Du bists?! . . . Ja, bist Dus denn wirklich?"

„Ja wohl, ich selbst."

Riccardo stieg hastig von seinem edlen Klepper ab, bat eine von den Bäuerinnen, den Reitknecht zu machen und die Gesellschaft, die sich lärmend auf den dahintrottenden Eseln entfernte, zu benachrichtigen, daß er später in den Gasthof nachkommen werde; dann umarmte er im Uebermaß der Freude seinen alten Jugendfreund. Beide waren gerührt.

„Tommasino! Tommasino! . . ."

„Ich habe Dich zuerst erkannt. Mit einem Auge sehe ich zuweilen mehr als ein Anderer, der zwei hat."

„Mit einem Auge?"

„Ja, ja", bestätigte Tommaso mit der Heiterkeit, die ihn bei diesem unerwartet freudigen Zusammentreffen ergriffen hatte.

„Gehen wir ein Stück Weges mit einander?"

„Gewiß!"

„Störe ich Dich nicht in Deiner Vergnügungtour?"

„Im Gegentheil. Das Vergnügen beginnt für mich erst jetzt. Aber sag, was machst Du hier? Ach ja . . . ich erinnere mich . . . Ich weiß nicht, wer es mir gesagt hat: Du bist ja hier eine Autorität, eine hervorragende Persönlichkeit."

„Praktischer Arzt und Sanität-Beamter! Kolossal! Was?"

„Na, und ob! . . . Aber verzeih", fuhr Riccardo sanft und zögernd fort, „weshalb hast Du vorhin gesagt, daß Du mit einem Auge besser siehst als ein Anderer, der zwei hat? Das ist wohl ein Scherz!"

„Nein, nein, Das ist kein Scherz", sagte Tommaso einfach und natürlich; und er nahm für einen Augenblick die schwarze Brille ab und enthüllte eine Augenhöhle, in deren blaugeränderter Vertiefung das unbewegliche Lid fest mit der Haut verbunden war. Das andere graue Auge zeigte einen müden Blick.

Riccardo stieß einen Laut schmerzlichen Erstaunens hervor.

„Ja, ja", fügte Tommaso ruhig hinzu, „Du konntest es nicht wissen.

Es ist ja so lange Zeit, daß wir uns nicht sahen, und unsere so verschiedenen Beschäftigungen haben es nicht gefügt, daß wir einander je begegneten. Aber ich lese häufig Deinen Namen in den Zeitungen und ich folge Dir im Geiste überall hin . . . Du hast ja fortwährend große Erfolge, in Mailand, in Paris, in London, mit Deinen schönen Bildern, mit Deiner Kunst . . . und ich bin immer hier . . ., immer hier. Aber ich mache Dich aufmerksam: einen großen Erfolg habe auch ich gehabt . . . ja, ja, gewiß! Denn bei meinem leidenden Zustande hätte ich eigentlich längst sterben müssen . . . und doch bin ich, wie Du siehst, noch immer am Leben, — und wie! . . . In unserer Gegend, mein Lieber, hat man den Tod abgeschafft. Und wenn ich an jenem Tage . . . im anatomischen Saale . . . aus heißer Wißbegier mit unerfahrener Hand mir nicht die unselige Nadel ins Auge gestoßen hätte: wer weiß, welchem ehrgeizigen Versuche ich später zum Opfer gefallen wäre! Die Wißbegier war meine Rettung. Die Chirurgen trugen mein Auge davon und . . . meinen Ehrgeiz . . . Ich wurde gemüthskrank. Ich hielt es in Neapel nicht mehr aus. Ich verließ die große, blendende und lärmende Stadt und es gelang mir, diesen kleinen Posten zu erlangen . . . Und da lebe ich denn nun schon seit fünfzehn Jahren glücklich und zufrieden."

„Glücklich?"

„Ich schwöre es Dir."

„Allein?"

„Allein."

„Hast Du keine Verwandten mehr?"

„Keinen einzigen."

Er seufzte.

„Und warum hast Du Dich nicht wenigstens verheirathet?"

Ein gutmüthiges Lächeln huschte über die bleichen Lippen Tommasos; dann sagte er: „Mich verheirathen! Nicht einmal Argus könnte heute mit seinen hundert Augen eine Frau überwachen .... geschweige denn ich, der ich neunundneunzig weniger habe!"

Und sie schritten neben einander her, Arm in Arm, den schmalen, steinigen Steg entlang, der im Zickzack zwischen den steilen Klüften und den herrlichen Felsabhängen hinführte, an deren Ende sich das Meer majestätisch ausbreitete. Unterwegs tauschten sie mit einander tausend Fragen aus, darunter manche wichtige und manche schmerzliche, und riefen tausend Erinnerungen wach, traurige und heitere, und flochten tausend Erzählungen in einander.

Die Landleute, die Matrosen, die Fabrikarbeiterinnen, die Kinder, die in kleinen Gruppen heimkehrten und Tommaso Negri erblickten, grüßten ihn mit ehrerbietiger Familiarität: „Gute Nacht, Herr Tommaso!" „Gute Nacht, Euer Gnaden!" „Der liebe Gott beschütze Euer Gnaden!" . . . Und er dankte, mit der Hand grüßend.

„Du bist sehr populär hier, wie es scheint", sagte Riccardo Bizzi mit zärtlichem Wohlgefallen, indem er die Erzählung eines seiner romantischen englischen Abenteuer unterbrach.

„Ich bin Aller Arzt", erwiderte Tommaso.

„Und man sieht, daß sie Dir dankbar sind."

„Sie werden durch die gute Luft geheilt und glauben, ich heile sie: Das

ist Alles. Fahre also fort.“ Riccardo Bizzi fuhr fort; das Ende des Abenteuers war schwermüthig.

„Ein Jahr lang“, so endigte er seine Erzählung, „glaubte ich, ich müsse wahnsinnig werden.“

„Und die Kunst! Die Kunst! War sie Dir nicht ein Trost?“

„Nein.“

„Und Du bist ein Künstler! .... Wie seltsam! Siehst Du: für mich, der ich ein Arzt bin, ist sie etwas ganz Anderes. Wenn mir irgend eine Sache fehlschlägt, dann nehme ich mein Violoncell und tröste mich.“

„Dein Violoncell? ... Ach ja richtig, ich entsinne mich, Du hattest eine große Vorliebe für das Violoncell ... und Du spieltest gut.“

„Jetzt ... spiele ich noch besser.“

Sie waren bei einem Häufchen weißer Häuschen angelangt, hinter dem sich, zwischen je einem und dem anderen, am fernen Horizont der rothe Streifen theilte, mit dem die Sonne das Zeichen ihres Abschiedes gab. Auf der Schwelle einer Apotheke stand ein behäbiges altes Männchen, die Mütze schief auf dem Kopfe, und rauchte vergnügt sein Pfeifchen.

„Herr Ignazio“, sagte der Doktor, „heute Abend die gewöhnliche Dosis für den Buckligen.“

„Und das Geld?“ fragte scherzend der Apotheker.

„Oh, Das hat Zeit ...“

„Sie stehen mir gut dafür!“

„Lassen Sie mich pfänden.“

„Gut!“

„Guten Abend.“

„Guten Abend.“

Vor einem netten kleinen Hausthor blieb Tommaso stehen.

„Da ist mein Heim.“

„Schickst Du mich fort?“

„Im Gegentheil.“

„So werde ich Dir also einen Besuch machen?“

„Aber gewiß. Tritt ein!“

Mit einem kleinen, blanken Schlüssel öffnete er dem Gefährten die Thür. Und eine Minute später zeigte Tommaso in einem Stübchen, dessen Fenster ein großes Stück Himmel einrahmte, auf dem schon einzelne Sternlein aufblitzten, seinem alten Jugendfreunde Riccardo die Bücherregale, die das blasse Flämmchen einer kleinen Studirlampe im Halbschatten ließ.

„Siehst Du, da schläft die Wissen chaft!“ sagte er. Dann wies er auf das Violoncell, das aufrecht in einer Ecke stand, und fügte hinzu: „Nur dieses da schläft nie. Siehst Du es da stehen, — wie eine Schildwache!“

„Du wirst mir doch Etwas vorspielen ...“

„Willst Du?

„Natürlich.“

„Wirklich?“ wiederholte Tommaso, wobei ein kindlich sanfter Ton in seiner Stimme lag.

„Aber selbstverständlich will ich es!“

Tommaso warf seine Brille auf den Schreibtisch, holte sofort mit harmlos fröhlichem Lachen das Violoncell aus der Ecke hervor und machte sich bereit. Sein Auge hatte einen sonderbaren Glanz. Er neigte sich ein Wenig über das Instrument, gleichsam als umarmte er es, und begann zu spielen.

In der friedlich heiteren Umgebung hatten diese Töne eine ganz eigene Beredsamkeit. Der menschliche Ton, der in den Schwingungen der Saiten jedes meisterlich gespielten Violoncells liegt, schien Riccardo Bizzi eine neue Offenbarung. Wie viel sagten diese Töne, wie viele schwermüthige und schöne Dinge erzählten sie!

„Heilige Götter, wie schön Du spielst," flüsterte Riccardo von Zeit zu Zeit.

Es war eine Musik, in der jede Spur des Mechanismus, der sie hervorbrachte, verschwand und in der man nicht einmal die Reibung des Bogens auf den Saiten wahrnehmen konnte. Es war eine sanfte, breite, fortdauernde Musik, gleich einem melodischen Gewinde, das sich langsam abwickelt. Als die letzte leise und liebliche Note, die letzte Note eines kaum gehauchten Diminuendo, in der Stille verklang, da blieben die beiden Freunde einen Augenblick regunglos, wie gebannt. Dann fragte Tommaso, dessen wachsbleiches Gesicht sich wie durch den Wiederschein einer unsichtbaren Flamme gefärbt hatte, naiv: „Gefällt es Dir nicht?"

Riccardo flüsterte abermals, ohne ihm zu antworten: „Heilige Götter, wie spielst Du schön!"

Tommaso lachte.

„Und von wem ist die Musik?"

Tommaso fuhr fort zu lachen.

„Warum lachst Du so?"

„Warum? ... Hahaha!"

„Nun, kann man nicht wissen, von wem die Musik ist?"

Tommaso antwortete, während er immer stärker lachte: „Von mir ist sie."

Riccardos Erstaunen war noch größer als der Genuß, den er eben erlebt hatte. Wäre er nicht von der kindlichen Schlichtheit seines Jugendfreundes überzeugt gewesen, er hätte ihn einen Schwindler genannt. Nun sah er ihn mit neugierigem Erstaunen an. Sein Künstlerherz flüsterte ihm eine Menge Fragen zu, die er mehr durch seine Blicke als durch die unzusammenhängenden Worte, die er hervorstieß, zum Ausdruck brachte. Tommaso lachte aus vollem Halse und plötzlich öffnete er einen kleinen Schrank, in dem Notenmanuskripte in buntem Durcheinander aufgehäuft lagen.

„Diese ganzen Stöße Papier habe ich vollgekritzelt," sagte er. „Ich habe jedem Geschmack Rechnung getragen ... oder besser, ich habe nur nach meinem Geschmack geschrieben. Wenn Du noch ein paar Minuten bleiben willst, spiele ich Dir ein anderes Stück, das weniger traurig ist als das erste. Es heißt ‚Das Lied der Mörgenröthe'; denn Du mußt wissen, daß jedes meiner Musikstücke seinen eigenen Namen hat. Siehst Du, wenn ich komponire, denke ich immer an etwas ganz Bestimmtes.... Ich plaudere mit mir selbst, verstehst Du? Und ich kann nicht komponiren, wenn ich nicht dabei spreche ..."

Riccardo hörte ihn verblüfft an.

„Siehst Du", fuhr Tommaso fort, während er dem Schränkchen einige Manuskripte entnahm und sie vor Riccardo auf den Tisch legte, „Das ist das Lied der Morgenröthe. Es ist für Violoncell geschrieben, aber die Worte stimmen

mit den Noten überein, als ob es für eine Menschenstimme geschrieben wäre ... Nein, nein, lies nicht; es ist kindisches, lächerliches Zeug, ich versichere Dich ... altmodisch ... Ja, weißt Du, ich kann eben keine Verse schreiben ... Im Kopf habe ich die Idee, aber wenn sie dann herauskommt, denn ists doch wieder verfehlt. Nein, nicht lesen ... nicht lesen. . ."

„Aber ich bitte Dich, höre auf!" rief Riccardo und mit einem nachsichtigen Lächeln las er mit halblauter Stimme die Verse:

„An jedem Morgen grüßt mich die Sonne
Und ich erwidere dankbar ihren stillen Gruß.
Ich liebe sie; und sie, sie liebt mich wieder;
Ich bin auf einem Auge blind und sie ist stumm.
Sie stellt an mich kein einziges Verlangen
Und ich verlange nur ihr ew'ges, warmes Licht.
Ich bin gewiß genügsam und bescheiden,
Denn mit dem einen blinden Auge seh ichs nicht."

„Siehst Du, was für Dummheiten!" sagte Tommaso ganz beschämt.

Riccardo sagte: „Spiele es jetzt."

Das Lied war leicht und liebenswürdig. In seiner Melodie lag die ganze schlichte Naivetät der Worte, die die Saiten wirklich zu wiederholen schienen, und in dem heiteren Rhythmus lag dennoch eine schlecht verhehlte Schwermuth. Und Riccardo, der in einer Art Ekstase lauschte, dachte flüchtig daran, daß diesem einsamen und doch so begnadeten Manne vielleicht ein anderes Leben hätte lächeln können, und er murmelte vor sich hin: „Wer weiß! Wer weiß!" ...

Das Lied war kurz. Es endigte mit einer seltsamen, halb scherzenden, halb leidenschaftlichen Kadenz. Und Riccardo, der das Blatt noch immer in den Händen hielt, sprang auf und sagte: „Wunderschön, bei Gott! ... Ich nehme mir das Lied mit."

„Du nimmst es Dir?"

„Ja, ich lege auf das Manuskript Beschlag und ich versichere Dich, daß im Laufe von einer halben Stunde da oben im Gasthof eine schöne junge Dame Dein Lied auf dem Klavier spielen wird, und wir Alle werden es singen. In einer halben Stunde wirst Du die Autoren-Taufe empfangen. Ich werde Deinen Namen nennen und Du wirst gefeiert werden: ich garantire es Dir!"

„Du bist verrückt! ... Gieb mir das Blatt."

„Nichts gebe ich Dir. ... Aber ich mache Dir dagegen einen Vorschlag. Komm mit mir in den Gasthof ..., nimm Dein Violoncell mit ... spiele die ganze Nacht Deine Musik und morgen früh packe Deine Koffer und komm mit uns nach Neapel ..."

„So hör doch auf mit Deinem Unsinn, Du Narr!" rief Tommaso, der, ganz aufgeregt und erhitzt im Gesicht, von Neuem zu lachen begonnen hatte.

„Kommst Du?"

„Ich würde schön aussehen unter allen diesen eleganten Leuten, unter feinen Damen ... wirklich sehr schön!"

„Kommst Du?"

„Hahaha! ... Mit einem Auge!"

„Ja, mit einem Auge", rief Riccardo, der jetzt bei dem Gedanken, dem

bescheidenen Arzt neue Emotionen und neue Freuden zu verschaffen, eine aufrichtige und frohe Genugthuung empfand. „Was liegt denn an dem Auge? .. Du bist kein Arzt, — nein, nein, Du bist kein Arzt; Du bist ein Künstler ... und Das ist das Wichtige ... Und da die Vorsehung mich heute hierhergebracht hat, so stelle ich mich Dir zur Verfügung. Sag: könntest Du ein paar Monate Urlaub bekommen? Antworte! ... Na, so antworte doch!" ...

Tommaso antwortete nur mit seinem nervösen Lachen. Und er hörte erst auf zu lachen, als Riccardo, nachdem er ihn mit Schmeichelworten, mit Versprechungen aller Art, mit Aneiferungen und mit zärtlichen Vorwürfen bestürmt hatte, endlich schwieg, — in der Ueberzeugung, daß er seine Worte unnütz vergeudete, und auch ein Bischen ärgerlich darüber, daß er sich allzu rosigen Täuschungen hingegeben hatte, die mit seiner Erfahrung nicht übereinstimmten.

Beide wurden ernst und fühlten das Verlangen, sich zu trennen. Sie tauschten noch ein paar unzusammenhängende, überflüssige Worte aus, grüßten und umarmten einander.

„Wer weiß, wann wir uns wiedersehen!" sagte Riccardo an der halbgeöffneten Thür.

„Wer weiß! ... Du gehst wirklich morgen früh?"

„Ja, wir haben Retourbillets."

„Ich erinnere Dich, daß das Schiff punkt fünf Uhr morgens geht."

„So früh?"

„Ja, so früh. Um zum Hafenplatz zu gelangen, mußt Du mit Deiner Gesellschaft hier vorbeikommen ... denk im Vorbeigehen an mich ..."

„Bist Du denn schon so früh auf?"

„Oh, gewiß!"

„Leb wohl also, mein lieber Tommaso!"

„Leb wohl, Riccardo!"

Tommaso sah ihm nach, wie er eilenden Schrittes sich entfernte ... Er schloß die Thür und fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenschnürte .. Es herrschte wieder tiefe Stille in seiner kleinen Stube. Er betrachtete das Stück Himmel, das sein Fenster einrahmte, er betrachtete sein Violoncell, seine Bücher — die schlummernde Wissenschaft — und er fühlte das Bedürfniß, seine eigene Stimme wieder zu hören, im gewohnten scherzenden Tone. Und gleichsam, als spräche er mit Jemandem, sagte er laut: „Zu Bett, mein lieber Doktor. Heute wird weder zur Nacht gegessen noch studirt. Zu Bett!"

Aber er schlief wenig und schlecht. Im wachen Zustande kehrte ihm seine ganze Unterredung mit Riccardo ins Gedächtniß zurück, von der Erzählung des romantischen und melancholischen Abenteuers bis zu den überströmenden Gefühlsäußerungen des Lobes, der Vorwürfe und der seltsamen Vorschläge, und tausendmal klangen die nämlichen Worte in seinen Ohren wieder und kreisten um sein Gehirn wie ein Rad um seine Achse. Das ermüdete ihn und langweilte ihn und es wurde dadurch noch schlimmer; der Reifen des Rades wurde immer enger und die Bewegung immer rascher. Um sich dieser Hartnäckigkeit zu entziehen, suchte er sich durch folgendes Selbstgespräch Vernunft beizubringen: „Ach, lauter Unsinn! Ich bin ja kein Kind mehr! Auch kein Jüngling! In meinem Alter von vorn anfangen, wäre eine Thorheit! Und dann: weshalb?! Er, Riccardo,

scheint mir, trotz allen seinen Erfolgen, nicht glücklicher zu sein als ich. Und dabei ist er ein sympathischer, kräftiger, gesunder Mann! . . . Das gäbe was Schönes, wenn ich so leben wollte wie er! . . . Nicht einmal im Traum! . . . Nein, nein, nein! . . ."

Aber diese vernünftigen Ideen hinderten nicht, daß andere fortfuhren, ihn zu umschwärmen. Und er begriff nicht, weshalb seine vernünftigen Gedanken ihm nicht den Schlaf wiederzugeben vermochten. Wenn sein Kopf zeitweise ein Wenig Ruhe im Halbschlummer empfand, wurde er gleich wieder durch die Zuckungen eines an Ueberraschungen reichen Traumes geweckt. Und seine kurzen Träume zeigten ihm eine Beifall klatschende Menge, ein großes, lärmendes Orchester, das er selbst leitete, ein gespenstisch dastehendes Violoncell, ein ruhmreiches Aufsteigen des Cellisten auf die Höhe eines lichtumflossenen Thurmes, — unter den betäubenden Hoch-Rufen einer begeisterten Menge. Er wachte plötzlich auf und hörte von Neuem den eindringlichen, übermüthigen, verfänglichen Wortschwall von Riccardos Reden, — und wieder sprach er zu sich selbst: „Unsinn! . . . Dummheiten! . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er erhob sich früher als gewöhnlich. Als er das Fenster weit aufmachte, dämmerte es noch. Er sog gierig die reine, frische, belebende Morgenluft ein, machte wie gewöhnlich mit Wohlgefallen Toilette; dann kochte er sich seinen Kaffee und servirte sich ihn selbst. Das Täßchen in der Hand, aus dem das liebliche Aroma in einem dünnen Rauche aufstieg, schlürfte er in Zwischenräumen den Kaffee und betrachtete den Sonnenaufgang. Vom Meere her drang der schrille Pfiff des Dampfschiffes, der die Passagiere rief, widerhallend zu ihm herauf. Ein wachsendes Stimmengewirr zeigte Tommaso an, daß sich Riccardo mit seinen Freunden der Küste nähere. Er spitzte das Ohr und horchte. Das Stimmengewirr ging in einen Gesang über. Oh! . . . Er erkannte sein Lied wieder, das lustig und lebhaft gesungen wurde. Er stellte das Täßchen aufs Fenstersims und lief, um besser hören zu können, an die Hausthür. Da stand er, aufmerksam lauschend, unbeweglich, lächelnd, erwartungvoll . . .

Sie zogen vorbei, sie zogen vorbei . . . und sie entfernten sich. Die letzten Verse klangen nur undeutlich noch zu ihm hinüber:

„. . . Ich bin gewiß genügsam und bescheiden,
Denn mit dem einen blinden Auge seh ichs nicht."

„Sie bringen es nach Neapel", dachte der Doktor, wie berauscht.

. . . Ein zweimaliges Klopfen riß ihn aus seinen Träumereien empor. Sein Herz pochte heftig.

„Das ist gewiß der verrückte Riccardo", murmelte er erröthend. Und seine Erregung war so groß, daß er, ehe er öffnete, erst fragte: „Wer ist da?"

Eine demüthige weibliche Stimme antwortete: „Ich bins . . . Annarella."

„Na, was willst Du denn, meine gute Alte?"

„Der Bucklige war sehr unwohl heute Nacht . . ."

„Unwohl?!"

„Ja, Herr Doktor . . ."

„Ich komme, ich komme schon . . ."

Rom. Roberto Bracco.

Der Wagenmangel.

Artikel 43 der Reichsverfassung bestimmt: „Das Reich hat dafür Sorge zu tragen, daß die Eisenbahnverwaltungen die Bahnen jederzeit in einem die nöthige Sicherheit gewährenden baulichen Zustande erhalten und dieselben mit Betriebsmaterial so ausrüsten, wie das Verkehrsbedürfniß es erheischt.“ Wie man sieht, könnte also das Reich sich um den Wagenmangel der preußischen Staatsbahnen bekümmern, über den jetzt von allen Seiten geklagt wird. Auch in den älteren Werken über das Eisenbahnwesen wird schon die Thatsache konstatirt, daß die Ausstattung der Bahnen mit Betriebsmitteln, namentlich mit Güterwagen, überall unzureichend sei; von der daraus für die Arbeiter entstehenden Noth wird aber noch nichts gesagt. Natürlich, denn so weit, daß aus einer Wagennoth ein Nothstand der Arbeiter wurde, ist man erst jetzt gelangt, — im sozialpolitischen Staat Preußen. Da haben wir eben erlebt, daß z. B. die Harpener Bergbaugesellschaft im Oktober 30 000 Tons Kohle wegen Wagenmangels nicht fördern lassen konnte. Dadurch wurden an Arbeitlöhnen 100 000 Mark weniger gezahlt; und dieser Ausfall trifft nicht die Gesammtzahl der Belegschaften von etwa 15 000 Mann, sondern nur ein paar Gruben. Früh um sechs, wenn die Leute einfahren wollen, wird ihnen die traurige Botschaft verkündet, heute gebe es nichts zu verdienen, da die Bahn keine Wagen geliefert habe. Die Erbitterung, die so entsteht, sollte dem Staat ernstere Sorgen bereiten als der Geldverlust der Bergbaugesellschaften, der freilich auch nicht leicht zu nehmen ist. Man hat sehr klug die Lohnerhöhungen längst bewilligt, um den industriellen Aufschwung nicht durch Strikes stören zu lassen, und die besseren Preise für Kohle werden durch die höheren Löhne nahezu ausgeglichen. Der größere Gewinn stammt allein aus der gesteigerten Förderung, die aber durch den Wagenmangel nun gehindert wird. Alle Kohlengesellschaften sind mit diesem Zustand unzufrieden. Die Konkordia in Oberhausen mußte z. B. im Oktober fünfmal Feierschichten machen.

Manche Befehder unseres Staatsbahnwesens fordern nun, die Beamten mögen rein kaufmännisch verfahren. Das klingt sehr populär; aber die Natur einer großen Organisation läßt sich nicht über Nacht ändern. Die englischen Bahnen, die, weil sie sich dem Verkehr anpassen, als Vorbild bezeichnet werden, sind eben Aktiengesellschaften; Preußens Bahnen dagegen müssen schwankende Einnahmen oder Ausgaben eher vermeiden, da sie nicht nur dem Verkehr zu dienen, sondern auch dem Staat in jedem Jahr möglichst große Summen zu sichern haben. Uebrigens pflegen unsere Staatsbahnbeamten jetzt sogar den kaufmännischen Standpunkt eifrig zu betonen. „Bei Reklamationen“, sagte mir neulich ein Abtheilungchef, „lassen wir das fiskalische Interesse ganz unbeachtet und urtheilen stets nach Billigkeit.“ Man muß hier, wie immer, nicht nur die Kläger, sondern auch die Verklagten hören. Die Beamten sagen, häufig würden von den Zechen, in Voraussicht der ungenügenden Lieferung, mehr Wagen bestellt, als wirklich gebraucht werden, und da die Behörden diese List kennen und sich danach richten, sei der Ausfall oft größer, als er nach den Verhältnissen sein müsse. Trotzdem wird natürlich der Mangel an offenen Wagen auch von den Behörden nicht geleugnet. Zur Entschuldigung wird aber darauf hingewiesen, daß die Ausladung der so dringend gebrauchten Waggons vielfach von den Zechenverwaltungen verzögert werde. Auch

seien zahlreiche neue Anschlüsse hinzugekommen, auf die man nicht gefaßt sein konnte; namentlich wird dabei auf die Erzgruben an der Lahn hingewiesen, deren Betrieb über alles Erwarten gewachsen sei. Meinen Bedenken wegen der ungenügenden Rangiranlagen begegnete man mit dem Hinweis, daß an vielen Orten schon an der Vermehrung der Entladungsgleise gearbeitet werde.

Das große Publikum weiß wohl kaum, daß jeder Güterwagen recht genau kontrolirt wird und gleichsam seine doppelte italienische Buchführung hat. Wie im Bankverkehr, so gilt auch im Eisenbahnwesen jeder verschleppte Tag als Zinsverlust. Alle auffälligen Umstände und Verzögerungen werden genau untersucht und man wartet nicht erst auf Reklamationen, um das Wagenbestellbuch zu prüfen. Es giebt auf allen Stationen nämlich eine Art Kladde, in die mit Tinte oder Bleistift Eintragungen gemacht werden, und diese Bücher werden, so oft es nöthig scheint, revidirt. Die Eintheilung der Bücher soll hier, da sie die Genauigkeit des inneren Dienstes beweist, gezeigt werden.

Wagen-Bestellbuch.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	
							Bereitgestellt				Aufgeliefert		Abgegangen		
Laufende Nummer	Datum der Bestellung	Name des Bestellers	Bestellt zum	Wagenzahl und Gattung	Bestimmungsstation	Gegenstand der Verladung	Tag	Stunde	Wagenzahl und Gattung	Nummer und Eigenthums-Merkmal	Tag	Stunde	Tag	Zug	Bemerkungen (wie Sicherheit u. s. w.)
			Tag												

Damit aber die Wagen nicht zu spät in den Entladungort gelangen oder zu lange dort bleiben, ist eine Liste eingeführt worden, die so aussieht:

Wagen-Aufenthaltsliste.

1	2								3								4
	Hinweg								Rückweg								
	a Ankunft					b Abgang			a Ankunft				b Abgang				
Des Wagens Buchstabe u. Nr.	Achsenzahl	Tag	Stunde	Zug-Nr.	beladen od. leer	Von	Tag	Stunde	Zug-Nr.	beladen od. leer	Nach	Tag	Stunde	Zug-Nr.	beladen od. leer	Von	Tag	Stunde	Zug-Nr.	beladen od. leer	Nach	Bemerkungen über Aufenthaltsgründe:

Da die Kontrole also streng genug zu scheint und in Magdeburg, dem Centraldepot, pünktlich und sorgsam gewirthschaftet wird, muß die Wurzel des Uebels wohl anderswo zu suchen sein. Eine Wagenleihanstalt, deren Fehlen oft beklagt wird, würde nicht viel nützen: wir haben eben nicht genug Wagen. Nun ist es ja für eine Staatsbahnverwaltung nicht so leicht wie für einen Privatunternehmer, sich auf die Steigerung des Bedarfes rechtzeitig vorzubereiten, aber sie darf doch die Sehnsucht nach Privatbahnen nicht aufkommen lassen. Die lange Dauer einer glänzenden Konjunktur konnte überraschen, die Steigerung des Verkehrs aber war doch schon durch die Bevölkerungzunahme gesichert. Gerade an den

vermehrten Kohlenbedarf mußte man dabei denken. Wenn es wahr ist, daß bis jetzt im Ruhrgebiet schon 50 000 Güterwagen fehlen, dann wird Herr Miquel den Ausfall im Budget schmerzlich empfinden. Rechnen wir 25 000 Wagen nach den Ruhrhäfen zu einer Fracht von $15\frac{1}{2}$ Mark, die andere Hälfte nach dem Inneren zu etwa 70 Mark, so hat Preußen und das Reich jetzt bereits ungefähr 2 700 000 Mark an Frachtgeldern verloren.

Der Nothstand wurde in einer Zeit fühlbar, wo die Schiffahrt noch ihre ungeheure Verkehrsentlastung aufbieten konnte. Bei einem Pegelstand von 1,50 Meter hören aber die Verpflichtungen aller Flußrhedereien auf und schon bei 1,35 oder 1,40 können die Schiffe nicht mehr mit voller Last fahren. Wenn nun der Wagenmangel in Monaten eingetreten wäre, wo der Normalstand des Pegels von über 2,20 Meter nicht vorhanden war, — was wäre dann aus Deutschlands Kohlenversorgung geworden? Darf die Behörde unter allen Umständen auf die volle Ausnützung der Kahnräume rechnen? Jetzt schon müssen manchmal die Wagen, die früher aus den Zechenrevieren nur bis nach den Häfen von Duisburg, Ruhrort u. s. w. zu gehen hatten, längere Strecken durchfahren, etwa bis nach Straßburg, Maxau, Frankfurt, Mannheim, Worms, Bingen. Die Zechen können sich nicht selbst Eisenbahnwagen halten, wie es viele Brauereien und chemische Fabriken thun; ein Waggon Bier repräsentirt schon eine ansehnliche Werthsumme, nicht aber ein Waggon Kohle. Zum großen Theil wird die Verkehrsstockung auch durch die ungenügenden Gleisanlagen und Rangirbahnhöfe bewirkt. Früher haben diese Anlagen genügt; so oft ich aber in den letzten Jahren nach Essen, Steele oder Gelsenkirchen kam, fiel mir die fürchterliche Enge sehr unangenehm auf. Seit in wenigen Jahren die Tagesförderung von Kohle um 10 bis 15 000 Tons zugenommen hat, wurden zwar die Bahnhöfe etwas vergrößert, stets aber zu spät. Der Fiskus hinkt eben langsam hinter dem Verkehr drein und schließlich ist der Zwischenraum allzu groß geworden.

Die Zechen können ihre Kohle nicht sammeln und die Förderung in den Gruben einstweilen ruhig weitergehen lassen. Erstens würde durch das Stürzen (etwa von der Höhe eines ersten Stockwerkes) die Qualität geschädigt, da zu viel Grus entsteht, und dann fehlen auf vielen Zechen überhaupt die Einrichtungen dazu. So viel ich weiß, können die Fettkohlenzechen überhaupt keinen Vorrath über Tag halten, während die Magerkohlenzechen gerade im Herbst ihren Vorrath aufzuladen pflegen, statt noch zu stürzen.

Auf anderen Gebieten ist der Wagenmangel meist bei solchen Werken und Betrieben fühlbar, die nur einen Eingangsverkehr haben, also die in großen Mengen bezogenen Rohstoffe oder Halbfabrikate am Ort selbst oder in der Nähe in den Verbrauch bringen. Zu der glücklichen Kategorie von Abnehmern, die auch einen Ausgangsverkehr haben, gehören manche Spediteure, die Stückgüter sammeln und in Wagentransporten zu billigeren Frachtsätzen verladen als die Bahn. Es handelt sich bei solchen Stückguttransporten um die zahlreichen Konsumartikel von höherem Werth; der Versendungpreis spielt dabei nicht die Rolle wie bei Kohle, Getreide, Erzen und vielen Halbfabrikaten. Aber auch in diesem „besseren" Verkehr werden die Lieferungfristen jetzt häufig überschritten; nur kann der billig denkende Geschäftsmann nicht immer beurtheilen, ob die Bahn daran die Schuld trägt oder ob der überhäufte Spediteur die Güter länger auf den Bahnhöfen oder in den Remisen lagern lassen mußte. Pluto.

Dreyfus.

Bald sind drei Jahre vergangen, seit aus Frankreich die Kunde kam, ein jüdischer Offizier, der Artilleriehauptmann Dreyfus, sei des Landesverrathes schuldig befunden worden, er habe im Interesse des Deutschen Reiches spionirt und dem deutschen Generalstab ein für die Mobilmachung des französischen Heeres wichtiges Aktenstück ausgeliefert. Das Verbrechen erschien zunächst unbegreiflich, denn Herr Dreyfus ist ein wohlhabender Mann, die Gewinnsucht konnte ihn also kaum zu der Schandthat verleitet haben und ein anderes Motiv war von fern wenigstens nicht zu entdecken. Da die Sache, wie es in ähnlichen Fällen immer geschieht, streng geheim gehalten wurde, kamen ein paar Berichterstatter, die doch irgend Etwas melden wollten, auf den Einfall, in mehr oder minder durchsichtiger Verhüllung ahnen zu lassen, der Hauptmann, den nach langer Verhandlung sieben Kameraden des Landesverrathes schuldig gesprochen hatten, sei ein Opfer französischen Aberwitzes geworden. Zwar fordert die Pflicht der internationalen Höflichkeit, daß gerichtliche Urtheile, die der Ordnung gemäß gefällt worden sind, im Auslande als mindestens objektiv richtig anerkannt werden; aber mit solchen Kleinigkeiten giebt unsere liebe liberale Presse sich nicht ab: für sie war Herr Dreyfus der unschuldig verurtheilte Märtyrer seines verhaßten Stammes. Die Aeußerung des Zweifels, die auch wir uns in solchem Falle ernstlich verbitten würden, war besonders unklug, weil der Hauptmann den Verrath im deutschen Interesse begangen haben sollte. Die Berechtigung dieses Gerüchtes konnte der fern Stehende nicht prüfen; als sicher wurde uns nur erzählt, die Deutsche Botschaft in Paris habe mit Herrn Dreyfus nicht das Geringste zu thun gehabt. Spionirt wird leider überall, keine Regirung kann sich heutzutage der Berührung mit diesen schmutzigen Praktiken ganz entziehen, wenn sie vom Gegner nicht heimlich überholt werden will, französische Spione sind in Deutschland mehr als einmal abgefaßt worden und kein Minister der dritten Republik würde auch nur eine Minute zögern, im Nachbarreich einen Schuft zu benutzen, der ihm seine schmählichen Dienste anböte. Wenn also irgend eine deutsche Behörde den Hauptmann Dreyfus gekauft hat, dann hat sie nur gethan, was jede andere — und namentlich jede französische — Behörde jeden Tag gern und skrupellos thun würde. Das war, ruhig und kühl, den hitzig tobenden Nachbarn zu erwidern; die Frage, ob der Landesverrathsprozeß revidirt werden könne oder müsse, brauchte keinen deutschen Menschen zu bekümmern. Es war schon im Januar 1895 sehr auffällig, daß von der Geschichte in deutschen mehr als in französischen Blättern geredet wurde; und es muß noch wundersamer wirken, daß uns jetzt, seit in Paris der Lärm wieder begonnen hat, täglich in langen und theuren Telegrammen der „Verlauf der Sache" geschildert wird, — um so wundersamer, als sich einstweilen noch gar nichts nennenswerth Neues ereignet hat. Der Senator Scheurer-Kestner hat erklärt, er sei seit Monaten von der Unschuld des Herrn Dreyfus felsenfest überzeugt, aber er hat in diesem immerhin langen Zeitraum für die Befreiung des auf die Teufelsinsel Verbannten noch nicht einen Finger gerührt und auch jetzt nur allgemeine Redensarten vorgebracht, nicht aber neue Thatsachen, die eine Wiederaufnahme des Verfahrens begründen könnten. Einzelne Schreibsachverständige haben sich dem Sentiment des Senators angeschlossen, andere, nicht minder sachverständige Herren halten den Hauptmann noch heute für schuldig; die für seine Unschuld Eintretenden haben nur Kopien der Schriftstücke gesehen, auf die sich das kriegsgerichtliche Urtheil stützte, und das

Gebiet der Schriftkunde ist noch so dunkel, daß man sich hüten sollte, auf Grund vager Gerüchte einer der beiden Gruppen blind zu vertrauen. Inniglich aber und festiglich sind offenbar die Herren Max Nordau und Theodor Wolff von der Unschuld des Herrn Dreyfus überzeugt und die von den beiden Trefflichen aus Paris flink bedienten Blätter, die Vossische Zeitung und das Berliner Tageblatt, sind seit Wochen mit allerlei unsinnigen Meldungen über die sensationelle Angelegenheit gefüllt. Wem glauben die Leiter dieser Blätter damit eigentlich nützen zu können? Dem Verurtheilten doch gewiß nicht; seiner Sache kann der Schein „deutscher Sympathien" nur schädlich werden. Auch von einem vaterländischen Interesse kann man nicht im Ernst reden, denn der merkwürdige Eifer deutscher Zeitungen kann in den umnebelten Hirnen der Chauvinisten nur den Verdacht nähren, daß uns außerordentlich viel daran liegt, Herrn Dreyfus befreit zu sehen. Und die Antisemiten aller Länder weisen mit Recht darauf hin, daß nie für einen angeblich unschuldig Verurtheilten so laut, so lange und mit so reichlichen Mitteln gearbeitet und agitirt worden ist wie für diesen jüdischen Hauptmann, und sehen darin den Beweis, daß der Glaube an einen jüdischen Weltbund, der allen Kindern Israels in Nöthen Hilfe leistet, nicht ins Märchenreich zu verbannen ist. Herrn Nordau, dem Zionisten, mag es wichtig sein, an einem weithin sichtbaren Beispiel zu zeigen, wie ein Jude ohne eigenes Verschulden unter dem Rassenhaß leiden kann, aber die Interessen des Zionismus sind mit denen des Deutschen Reiches ja nicht identisch und deutsche Juden sollten sich energisch gegen die Verdächtigung wehren, daß der jüdische Artilleriehauptmann ihrem Empfinden näher steht als irgend ein anderer Franzose. Wer die französische Neigung kennt, überall einen traître zu suchen, wird es für sehr möglich halten, daß Herr Dreyfus unschuldig ist, und, wenn diese Unschuld bewiesen wird, dem Unglücklichen jedes menschliche Mitleid gewähren. Vorläufig aber ist der geschäftige Eifer der Börsenpresse, der schon einen Theil des Publikums angesteckt hat, recht unnützlich und nur geeignet, Verdacht zu erwecken. Weshalb haben die Herren sich nicht so leidenschaftlich geberdet, als der Bergmann Schröder, an dessen Unschuld doch nach der Hauptverhandlung kaum ein Zweifel möglich war, ins Zuchthaus geschickt wurde? Wir haben im eigenen Lande genug zu thun, genug Mängel der Justiz und Fehler der Verwaltung zu kritisiren und sollten dem thörichten und unheilvollen Hang, uns in die inneren Angelegenheiten anderer Länder zu mischen, endlich entsagen. Nüchterne Franzosen müßten sich des seltsamen Schauspieles eigentlich freuen, denn es beweist, daß auch in Deutschland schon die böse Neigung bemerkbar ist, die Zustände anderer Länder recht schwarz zu malen und mit Pharisäermiene auf die Verkommenheit und Verrottung der Nachbarn zu deuten, von deren Jammer unsere Herrlichkeit sich dann um so heller abheben kann. Diese Neigung hat Frankreich nach Sedan geführt und sie muß jedem Volk gefährlich werden, das sich von der Gewissenlosigkeit seiner Presse mit ihr infiziren läßt. Irrthümer der Justiz können überall vorkommen und sind überall schon vorgekommen; wenn unter einem solchen Irrthum wirklich einmal ein jüdischer Hauptmann zu leiden haben sollte, braucht man deshalb noch nicht in wilder Raserei Alldeutschland zu alarmiren und ein Geschrei zu erheben, als sei die Menschheitgeschichte mit vorher niemals erschauter Schande befleckt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. November 1897.

Vor der Ebbe.

Drei Jahre sind vergangen, seit ich zum ersten Male das leipziger Haus des Reichsgerichtes betrat. Es war noch das alte Haus, das nicht aussah wie das Heim des höchsten deutschen Gerichtes. Unten wurde in offenen Läden Kaffee oder Tabak verkauft, die Stiegen waren schmal und in den Gängen roch es ein Bischen dumpfig, ungefähr wie in den Registraturen der Subalternen. Im stillen Sitzungsaal des Senates erst fühlte der Fremde sich von den Schauern scheuer Ehrfurcht angeweht; die sieben Männer in der rothen Robe gruppirten sich zu einem würdigen, ernst und beinahe demüthig stimmenden Bilde, der greise Senatspräsident Loewe glich in seiner feierlichen Ruhe von fern einem Dogen der alten Zeit, dem Reichsanwalt tröpfelten die Worte langsam vom Munde, er sprach mit dem gedämpften Pathos eines taktvollen Hofschauspielers, der die Prinzessinnen in den Logen nicht aus dem Schlummer schreien will, und es ging in dem schmucklosen Saal so leise zu, daß der vor den Schranken des Spruches Harrende merken mußte: hier schweigen die wilden Affekte, hier herrscht nur das starre, unbeugsame Recht. Unkluge Leute hatten mir gerathen, den Anspruch auf Revision eines Urtheils, das mich wegen angeblicher Beleidigung des glorreichen Grafen Caprivi zu einer Geldstrafe von sechshundert Mark verdammte, selbst vor dem Reichsgericht zu vertreten. Meine Hoffnung auf einen Erfolg war gering — mit Recht, wie der Ausgang der Sache lehrte —, aber mich hatte auch nicht der eitle Wahn, die Reichsrichter umstimmen zu können, nach Leipzig getrieben, sondern der Wunsch, einen Mann zu sehen, dessen Persönlichkeit mich innerlich schon lange beschäftigt hatte: den Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt. Er saß nicht in dem

Senat, dem der Laie ein paar für die Rechtsfrage völlig belanglose Sätze vortrug, er war an diesem Tage überhaupt nicht im Hause und mein Wunsch, ihn zu sehen, ist bis heute leider nicht erfüllt worden. Aus dem alten Gerichtsgebäude aber nahm ich damals ein Gefühl der Verwunderung darüber mit, daß in diesen engen, luftlosen Räumen ein Mann athmen könne, dessen starke, den Durchschnitt um ein beträchtliches Stück überragende Individualität mir nach freier Bethätigung im hellen Licht eines bewegten, mannichfach gefärbten Lebens zu lechzen schien.

An äußerer Abwechselung hat es ihm in seiner amtlichen Laufbahn, der ich inzwischen nachzuforschen versucht habe, nicht gefehlt. Er wurde im Jahre 1834 als Sohn eines deutschen Juristen in der seit neunzehn Jahren wieder preußischen Provinz Posen geboren, lernte fast zugleich mit der deutschen die polnische Sprache und machte am posener Gericht den Vorbereitungdienst durch. Als gegen Ende der fünfziger Jahre die Bewegung begann, die zu dem Aufstande von 1863 führen sollte, war der junge Herr Mittelstaedt als Substitut des Oberstaatsanwaltes hauptsächlich mit der Strafverfolgung polnischer Geistlichen und Edelleute beschäftigt. Er wurde auf seinen Wunsch 1862 nach Berlin versetzt, wo er in der Staatsanwaltschaft am Stadtgericht thätig war, mußte aber im nächsten Frühjahr wieder nach Posen zurückkehren, um als Substitut des Oberstaatsanwaltes am Kammergericht in dem großen Polenprozeß mitzuwirken. In den Jahren 1865 bis 1867 arbeitete er als einer der jüngsten Staatsanwälte am berliner Stadtgericht, wurde im Juni 1866 in offizieller Mission nach Stuttgart geschickt, um eine nach der Angabe des berüchtigten Polizeidirektors Stieber gegen Bismarck geplante Schwabenverschwörung mit der Hilfe der württembergischen Justizbehörden zu vereiteln, und als der Krieg dieser abenteuerlichen Episode ein Ende bereitet und zu den Annexionen geführt hatte, ausersehen, als Erster Staatsanwalt am altonaer Kreisgericht die preußische Justizreorganisation in Schleswig-Holstein durchzuführen. Von Altona folgte er im September 1869 einem Ruf der Republik Hamburg, die damals die Institution der Staatsanwaltschaft schaffen und endlich den modernen Strafprozeß einführen wollte. In Hamburg war er sieben Jahre Oberstaatsanwalt — in dieser Eigenschaft wurde er vom Bundesrath 1873 in die Elferkommission berufen, die mit der Vorberathung der deutschen Strafprozeßordnung beauftragt war —, dann Obergerichtsrath und Oberlandesgerichtsrath. Als Kandidat der Hansastadt wurde er 1881 zum Rath am Reichsgericht ernannt, aus dem er nach

fünfzehnjähriger Thätigkeit in Strafsachen, ein aufrechter, rüstiger Mann, am ersten Oktober 1896 freiwillig geschieden ist. Schon diese dürftigen Daten zeigen, daß selbst in Preußen, wo auch nach 48 die Persönlichkeit immer recht wenig galt, in Otto Mittelstaedt früh eine ungewöhnliche Kraft erkannt wurde, der man die schwierigsten Aufgaben zumuthen durfte. Er war, als ein nicht ganz leicht zu behandelnder, unbequem selbständiger Beamter, wohl nie bei den berliner Mandarinen beliebt, denen aalglatte Schmiegsamkeit und dumpfer Durchschnittsverstand die höchsten Tugenden scheinen, und wurde bei ihnen persona ingratissima, als er über die neueste Richtung der Strafjustiz, über die Umsturzvorlage, die Hypertrophie des Reichsgerichtskörpers, die Novelle zur Strafprozeßordnung und ähnliche Dinge seine von der herrschenden Meinung abweichende Ansicht nicht mehr verbarg. Das wird ihn nicht angefochten haben, denn er gehörte niemals zu den Strebsamen, die um jeden Preis Karriere machen wollen, und er mag zu behaglicher Heiterkeit gestimmt worden sein, als er an der sonnigen Riviera jetzt in den Zeitungen las, er sei wüthend, weil er nicht die goldenen Litzen des Senatspräsidenten erhalten habe, und hätte seinem Unmuth über die deutschen Zustände gewiß nicht Ausdruck gegeben, wenn ihm die ersehnte Beförderung gegönnt worden wäre. Die Herren, die solche Dummheiten schreiben und drucken lassen, zeigen eine recht mangelhafte Kenntniß des auch für das besondere Leben jeder Hierarchie wichtigen Kausalitätgesetzes: wäre es Mittelstaedt um Beförderung zu thun gewesen, hätte er strebend den Präsidentensitz ersehnt, den unter dem Beifall der liberalen Presse ein Herr Paul Kayser einnehmen durfte, dann wäre er still geblieben, hätte sich, wie leider so mancher Kollege, geduckt und den Maßgebenden Gegnerschaft und Geringschätzung verborgen. Er ist nicht verstimmt, weil es ihm an Beförderung gefehlt hat, sondern er wurde, trotz seinen selbst von den erbittertsten Feinden nicht geleugneten Fähigkeiten, nicht befördert, weil er die Verstimmung laut werden ließ. Ein Mann, der im höchsten Gerichtshof des Reiches Recht sprechen darf, sollte an Das, was man „Karriere machen" nennt, überhaupt nicht mehr denken; und wenn wirklich in Leipzig, wie Eingeweihte behaupten, in neuester Zeit häßliche Symptome der Streberei und Liebedienerei sichtbar geworden sein sollten, so könnten sie Mittelstaedt nur aus der Gemeinschaft vertrieben, nicht aber zur Nachahmung gespornt haben. In ihm lebt eine ungemein hohe Vorstellung von der Würde des Richteramtes, er hat in stolzer Selbständigkeit stets jeden Versuch ungebührlichen Einflusses beinahe brüsk

zurückgewiesen und das Bild seiner Wesenheit, das uns diese anziehenden Züge zeigt, ist auch für Den, der ihn nicht persönlich kennt, durch kein Bemühen zu fälschen. Denn Mittelstaedt hat, seit er als junger Referendar für die Posener Zeitung Leitartikel schrieb, durch eine reiche publizistische Thätigkeit dafür gesorgt, daß seine Anschauungen nicht unbekannt blieben. Die graue, meist freudlose Einförmigkeit der alltäglichen Amtsgeschäfte hat seinem geistigen Bedürfniß niemals genügt; eine innere Nöthigung zwang ihn, der den oft mißbrauchten Namen eines Kriminalpolitikers verdient, seine Stimme zu erheben, so oft er Unvernünftiges werden, Ungesundes bewundert sah. So entstanden, neben kleineren Arbeiten, die Schriften „Kaspar Hauser und sein badisches Prinzenthum", „Gegen die Freiheitstrafen", „Der Vierte Stand und der Staatssozialismus" und der im „Gerichtssaal" veröffentlichte Aufsatz „Schuld und Strafe", der für die Erkenntniß des mittelstaedtischen Denkens vielleicht die größte Bedeutung hat. Wer diese Schriften liest, wird das Staunen darüber verstehen, daß ihr Verfasser in den engen, luftlosen Räumen deutscher Gerichte athmen, sich kraftvoll entwickeln und geistig ungehemmt wachsen konnte.

Kein Wanderer kann, mag er noch so kühn, ohne zurückzublicken, vorwärts schreiten, die Heimath völlig vergessen, aus der er kam; ein Hauch des Windes, der zuerst die Jünglingsstirn kühlte, haftet an seinen Kleidern, ein Abglanz der ersten Sonne, die strahlend dem jungen Sinn aufging, lebt in seines Geistes Auge und er wird wehmüthig Alles, was er später erschaut, dem Lande vergleichen, das ihm die ersten, die stärksten und am Längsten nachwirkenden Eindrücke gab, — dem Lande der Jugend, der ersten Liebe, der ersten Siege im Daseinskampf. Otto Mittelstaedt ist als preußisches Kolonistenkind auf einem dem Deutschthum noch nicht gewonnenen Boden erwachsen, unter einer kaum kultivirten, in langer Anarchie und Polyarchie verwilderten, eine fremde Sprache sprechenden Bevölkerung und in einer Zeit, die eigentlich nur die historischen Wissenschaften schätzte und deren hellstes Kirchenlicht der aus dem Kärnthnerland stammende preußische Staatsphilosoph Wilhelm Hegel war. Er hat seit den Jugendtagen Mancherlei erlebt, viele Wandlungen des Volksbewußtseins und der Zeitstimmung mit klarem Blick umfaßt, aber die ersten Eindrücke sind in seinem Sinn nicht verwischt worden: er glaubt fest und treu an die unbesiegbare Ueberlegenheit des deutschen Geistes, dessen preußische Nuance ihm, als die gesündeste und kräftigste, besonders lieb ist, er fordert für die Völker starkes Regiment und strenge Zucht, ist immer bereit, ehrwürdige Insti-

tutionen muthig zu schützen und kraftvoll zu stützen, und hat, wie mir scheint, ein tief wurzelndes Mißtrauen gegen Alles, was nicht durch die historischen Wissenschaften erworben oder mindestens bestätigt wurde, nie ganz zu überwinden vermocht. Das Hegelgespinnst hat ihn nicht umgarnt — eher haben Männer wie Görres, Carlyle, den Spencer einen cholerischen Pessimisten nannte, und Treitschke den Ton seines Temperamentes bestimmt —, aber ganz ohne Wirkung ist auch auf ihn der Mann nicht geblieben, der im Staat die Wirklichkeit der sittlichen Idee sah, die Verkörperung des göttlichen Willens, die der Mensch als ein Irdisch-Göttliches andächtig verehren müsse. Mittelstaedt wurde auf undeutscher Erde Jurist; und mit dem innigen Glauben an die fruchtbare Größe des deutschen Staatsgedankens wuchs ihm die Idee von der reinen Hoheit des absoluten Rechtes, die jeder an der Rechtsfindung Betheiligte mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit wahren müsse, zu unerschütterlicher, fast dogmatischer Bedeutung empor. Diese Vorstellungen wurden die Stützpunkte und Pfeiler seiner Weltanschauung. Damals las die deutsche Jugend noch Leibniz und Kant und junge Juristen, die sich an die Théodicée heranwagten, fanden Sätze wie diesen: Il y a une certaine sorte de punitions qui n'a point pour but l'amendement ni l'exemple ni même la réparation du mal. Cette justice n'est fondée que dans la convenance qui demande une certaine satisfaction pour l'expiation d'une mauvaise action. Cette justice punitive qui est proprement vindicative et que Dieu s'est réservée en bien des rencontres, mais qu'il ne laisse pas de communiquer à ceux qui ont droit de gouverner les autres et qu'il exerce par leur moyen, pourvu qu'ils agissent par raison et non passion, elle est toujours fondée dans un rapport de convenance qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent, comme une belle musique ou bien une bonne architecture contente les esprits bien faits.... On peut dire qu'il y a ici un certain dédommagement à l'esprit que le désordre offenserait, si le châtiment ne contribuait á rétablir l'ordre. Die selben Studenten hörten, daß Kant das Strafgesetz einen kategorischen Imperativ nannte, und lasen in seiner Schrift über die Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre: „Selbst wenn die bürgerliche Gesellschaft sich mit aller Glieder Einstimmung auflösete, müßte der letzte im Gefängniß befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit Jedermann Das widerfahre, was seine

Thaten werth sind." In solchen Gedanken war auch Mittelstaedt noch heimisch, als er 1892 an die Spitze seiner Betrachtungen über Schuld und Strafe den Satz stellte, er sei von dem Streben geleitet, „die Majestät des Rechtes in seiner Reinheit und Größe, frei von all den Trübungen, die sich darum gelagert, wieder von Angesicht zu Angesicht zu schauen", und im letzten Abschnitt des Aufsatzes sagte: „Wie wir uns gewöhnt haben, gewisse das physische Leben regelnde Naturgesetze in unseren Vorstellungen mit einer solchen Heiligkeit und Ewigkeit zu umkleiden, daß wir von ihrer sich selbst schützenden Kraft, ihrer jeden ruchlosen Bruch mit Unheil, Tod und Verderben an dem Sünder rächenden Wirksamkeit aufs Innigste überzeugt sind, so soll die Strafe den dauernden Bestand einer Rechtsnorm sichern, ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit zum Ausdruck bringen. Sie ist der mit gewissen Rechtsregeln verknüpfte Selbstschutz oder Selbstregulator dieser Regeln. Darin, in diesem inneren Verhältnisse zur Norm, erschöpft sich das Wesen der Strafe. Darüber hinaus will sie nichts und bezweckt sie nichts. Sie will weder abschrecken noch bessern noch vergelten, sondern einzig und allein die Herrschaft der Rechtsnorm bethätigen und bewähren. Sie ist Rechtsfolge, nichts als Rechtsfolge ... Der Glaube der Menschen an eine allwaltende, jede Schuld sühnende Gerechtigkeit wirft seinen Abglanz auch auf die irdische Strafgewalt, heiligt sie zum Abbilde der ewigen Gerichte Gottes. Wie die das Volksgemüth durchzitternden Empfindungen des Abscheus und des Entsetzens von dem aufathmenden Gefühl der Genugthuung abgelöst werden, sobald eine ruchlose Missethat Vergeltung gefunden hat, so übertragen sich naturgemäß die Regungen bangen Schauders und scheuer Verehrung erst auf die blutigen und gewaltsamen Erscheinungformen der schweren Strafarten, allmählich auf das Walten irdischer Strafgerechtigkeit überhaupt." Was Leibniz convenance nannte, heißt hier Norm; und die Majestät des Rechtes soll, ganz im kantischen Sinn, dafür sorgen, daß Jedermann widerfahre, was seine Thaten werth sind. Die Strafe soll „unter die großen Potenzen eingereiht werden, die in der Erziehung des Menschengeschlechtes den Sinn für Frieden und Ordnung, die Ideen von Recht und Gerechtigkeit, die Triebe des Gemeinsinnes, des Pflichtgefühles, der Gesittung überhaupt zu wecken und zu entwickeln, zu hegen und zu pflegen von der Vorsehung bestimmt sind." Deshalb müssen die Tempel des Strafrechtes von allen fremdartigen Stoffen, allen Abfällen aus Laboratorien und Schwarzen Küchen, mit

eisernem Besen gereinigt werden; deshalb muß der Strafrichter sich darauf beschränken, den seinem Schutz anvertrauten Rechtsnormen die lebendige Wirksamkeit zu erhalten, und darf sich nicht in den Wahn verlieren, er sei zur Heilung gesellschaftlicher Schäden, zu sozialer Ausgleichung, zur Belohnung der Tugend und zur Züchtigung des Lasters berufen. Diese Anschauung, die sich von dem römischen Begriff der Talion eben so bewußt fern halten wollte wie von dem modernen Kriminalisten vertrauten Ideenkreise der Besserungstrafe, konnte nur in einem Geist entstehen, der die feste, von keinem späteren Eindruck völlig wieder zu tilgende Prägung empfing, ehe das letzte Drittel unseres Jahrhunderts begann.

Der Mann, der diese Anschauung muthig und unbeirrt vom Wechsel der Zeit und der Schulen immer bekannte, hat einmal gesagt, die deutsche Strafrechtswissenschaft habe der Philosophie eine Treue und Anhänglichkeit bewahrt, deren Spur in anderen Rechtsdisziplinen nicht zu finden sei: „Probleme und Kontroversen, spekulative Schulbegriffe und Lehrmeinungen, für welche der unter dem Gestirn der Naturwissenschaften stehenden Welt von heute das Verständniß vollständig abhanden gekommen ist, fristen hier noch fortdauernd ein gespensterhaftes Dasein." Ob dem in straffer Selbstzucht Erwachsenen, der gegen sich selbst sicher eben so ehrlich ist wie gegen Andere, als er diesen etwas spöttischen Satz niederschrieb, nicht eine dunkle Erinnerung an das alte Vedawort Tat Twam Asi dämmerte, von dem Schopenhauer mit immer erneutem Nachdruck zu sagen pflegte, es weise den geraden Weg zur Erlösung? Was Mittelstaedt über die deutsche Strafrechtswissenschaft schreibt, scheint uns Jüngeren zum nicht unbeträchtlichen Theil für des Kritikers eigene Schriften zu gelten; auch seinem Blick leuchtet nicht auf allen Wegen das Gestirn der Naturwissenschaft und man möchte mitunter fast glauben, er schließe absichtlich für eine Weile das Auge, um von dem allzu hellen Flimmern des neuen Sternes nicht das ruhige Gleichmaß der Seele stören zu lassen. Das wäre nicht schwer zu verstehen: selbst die Stärksten und Tapfersten, Goethe und Bismarck bieten uns die bekanntesten Beispiele, übermannt, wenn die Mittagshöhe des Daseins hinter ihnen liegt, wohl die Angst, von neuen, feindsälig in ihr sorglich umhegtes Wesensreich dringenden Ideen ihr früher so festes Denken entwurzelt, die Stützpunkte ihrer Weltanschauung gelockert zu sehen, und drängt sie zu dem Versuch, auf einer bestimmten Lebensstufe stehen zu bleiben. Harmonische, hitzigen Wallungen nicht unterthane Naturen wählen dann wohl in resignirendem Bewußtsein ihren Platz; bei leidenschaftlichen Gemüthern, den Helden

der großen Tragoedien, denen so oft der Gegensatz zweier Generationen den Inhalt giebt, geht es ohne schmerzliche Stöße und vulkanische Zuckungen nur selten ab; sie räumen, wenn ehrliche Erkenntniß sie dazu zwingt, wohl eine Position, aber sie empfinden solches Opfer wie einen persönlichen, schwer zu verschmerzenden Verlust und wehren sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft und ihres Scharfsinnes gegen die Erschütterung der Grundmauern, auf denen ihr Glaube und ihr assoziatives Vermögen so lange sicher geruht hat. Das laut oder leise nachhallende Echo solcher inneren Kämpfe grüßt uns in Mittelstaedts Schriften auf Schritt und Tritt und dem später Geborenen, unter anderen Eindrücken und Erfahrungen Aufgewachsenen ist beim Lesen manchmal zu Sinn, als umtanze ihn höhnend ein fahles Gespensterheer. Der vom Bewußtsein der Rechtsmajestät erfüllte Richter, der ideale Staatsanwalt, dem der Staat, wie das Recht, als ein sich selbst Bezweckendes göttlich ist, vertheidigt die alten Heiligthümer gegen ein ehrfurchtloses Geschlecht, rüttelt die Trägen aus bequemer Ruhe und zeigt mit hart an die neue Form klopfendem Finger, an wie vielen Stellen die von der stolzen Modernität geschaffenen Werthe hohl und brüchig klingen. Er sieht den alten Glauben welken, sieht die alte Rechtsordnung, die alten Begriffe von Schuld und Strafe, die alte Monarchie, alles historisch Gewordene und seit Jahrhunderten wohlthätig Wirkende bedroht und findet in den Errungenschaften des neuen Naturalismus einen recht unzulänglichen, recht unzuverlässigen Ersatz. Die gepriesenen Leistungen der positiven Philosophen scheinen ihm seichte, fast immer an der Oberfläche der Dinge haftende Erzeugnisse eines dürren Rationalismus und der heiße Eifer der Rede führt ihn dazu, Männer wie Buckle, Comte und Spencer Faustens Famulus zu vergleichen und den Anspruch der Naturwissenschaften dünkelhaft zu nennen. Er zählt sich zu den bewußten Deterministen, aber der Kausalitätbegriff dünkt ihn höchst problematischer Herkunft, er sträubt sich beinahe zornig gegen das Gerede von der umwandelnden Macht des Milieus und von einer unklaren, ungreifbaren gesellschaftlichen Verantwortlichkeit, die das Ebenbild Gottes entpflichten müßte, und behauptet, auch unter der kausalen Nothwendigkeit müsse die Kraft und Fähigkeit des Menschen den sittlichen Beweggründen eine stärkere Energie als den sinnlichen Anreizen zu verleihen im Stande sein. Er hat nie an die von Kurpfuschern durch alle Gassen gebrüllten Heilswahrheiten des eklektischen Liberalismus geglaubt, hat schon in seiner ersten kriminalpolitischen Schrift den bunten Narrenhaufen der Fortschrittsphilister verhöhnt und immer über die Humanitarier und wirren Winkel-

ethiker gelächelt, die mit ihrem Bemühen, die Strafrechtspflege zu modernisieren, die Rechtsordnung, den Rechtsfrieden und den sittlichen Status der Gesellschaft nicht gekräftigt haben. Das große Gesetz von der Erhaltung jeglicher Energie ist nur für einen engen Bezirk seines Denkens verkündet worden; die Heimath seines Herzens ist das Reich der historischen Wissenschaften und der kantisch gereinigten Teleologie, wo ein höchster Wille herrscht, nicht das blinde Walten ungezähmter Naturkräfte, und wo ein zwangloser Deismus mit mildem Leuchten die Lebensluft wärmt.

... Dieser tastende Versuch, die Umrisse einer Weltanschauung anzudeuten, könnte in Manchem die Meinung erwecken, Mittelstaedt sei völlig unmodern, sei, nach dem heute beliebten Prangerwort, ein Reaktionär. Das wäre ein Irrthum. Der muthige, von Menschenfurcht freie Mann hat auch vor dem wechselnden Anspruch des Lebens nicht zaghaft Thür und Fenster verrammelt; er hat reichlich aus den Quellen moderner Bildung geschöpft, oft genug den intellektuellen Niedergang des deutschen Richterstandes beklagt, der das Denken und Wissen der Zeit nicht mehr geistig beherrsche, und sich nicht vor dem Geständniß gescheut, daß ihm die selbstgenügsame, in totem Beharren dumpf gewordene Ruhe schlimmer scheine als die hitzigste Uebertreibung ungestüm vorwärts stürmender Neuerer. Er ist kein Reaktionär, sondern ein im verständigsten Sinn Konservativer, der wohlthätig Bestehendes nicht preisgeben, von dem sicheren Erdreich nicht eher weichen will, als bis er wiederum festen Boden unter den Füßen fühlt. Diese Festigkeit vermißt er in der aus der Naturwissenschaft stammenden Weltanschauung: allzu wechselvoll scheint ihm hier die Bewegung, allzu locker das Gefüge der Grundmauern, allzu anmaßend der Wahn, in raschem Anlauf die Grenzen menschlichen Witzes überspringen zu können. Die naturalistischen Pfaffen gefallen ihm nicht mehr als die kirchlichen und sein Pflichtgefühl empört sich gegen den frevlen Versuch, auf Flugsand dem deutschen Volk, dem Volk seiner Träume, hastig ein Haus zu bauen. Nicht immer quälen ihn solche Sorgen. Auch in seiner Brust wohnen zwei Seelen, deren eine metaphysisches Bedürfniß vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen treibt, während die andere die wechselnden Wesenszüge der Alltagswirklichkeit zu erfassen und liebevoll zu verstehen sucht. Man darf vielleicht sagen, daß die Entscheidung jedes konkreten Falles ihn im Lager der Modernen findet und daß er nur vor den großen, allgemeinen Fragen, denen im Allerheiligsten des Herzens die Antwort zu finden ist, die schweren, bangen Zweifel bewahrt. Wer von ähnlichen

Zweifelsqualen niemals gepeinigt wurde, mag den ersten Stein auf ihn werfen. Wenn ein Unfrommer dem alternden Fénelon den Glauben an den lebendigen Gott geraubt hätte, der die Erde schuf, auf daß sie den Menschen trage, wenn an das Ohr des Telemachdichters die Gewißheit gedrungen wäre, daß in der Welt kosmischer Erscheinungen der Mensch nur eine unendlich winzige Bedeutung hat, die für alle in anthropocentrischen Vorstellungen Schwelgenden fürchterliche Gewißheit, — der Gute hätte das Leben ferner wohl nicht mehr lebenswerth gefunden. Ist es wunderbar, daß ein Mann, der seit der Kindheit die ehrwürdigen Institutionen liebt und in ihnen das Heil der kommenden wie der vergangenen Geschlechter sieht, sich bewußt oder unbewußt gegen einen neuen, noch unerprobten Gedankenstoff wehrt, der diese geliebten Institutionen mählich zersetzen und der Vernichtung zuführen muß? ... Mittelstaedt hat vor solchem ihm schädlich scheinenden Stoff zuerst den engen Bereich der Jurisprudenz zu bewahren versucht und dabei das charakteristische Wort vom Einbruch der Naturwissenschaft in das Gebiet des Strafrechtes gesprochen. Aber das Strafrecht ist im Grunde doch nur das schützende Gitter, das eine Gesellschaft sich errichtet, und am Stil der Gitterarbeit muß der Geist dieser Gesellschaft zu erkennen sein. Es ist undenkbar, das Strafrecht auf die Dauer gegen Gedanken zu sperren, die im Organismus der Gesellschaft fortzeugend leben und wirken; und der Tag mußte kommen, da der Kriminalpolitiker auch in diesem weiteren Bereich Umschau und Musterung halten würde.

Er hat es, als die Gitterthür hinter ihm sacht ins Schloß gefallen war, in seiner Schrift „Vor der Fluth" gethan. Ein seltsamer Titel; man muß an Görres denken, der im Anfang dieses Jahrhunderts schrieb: „Ob sie zagen, ob sie zürnen, ob sie Künste üben, ob sie die Gewalt zu Hilfe nehmen: nimmer steht die Geschichte ihrem Rufe still, es kommt die Fluth herangerauscht, haben auch alle Könige ihre Stühle ans Meeresufer gestellt." Auch sonst wird man mehr als einmal an den Herausgeber der Einsiedlerzeitung erinnert, der in ein paar Jahrzehnten den weiten Weg von revolutionärem und nationalem Pathos bis zu katholischer Mystik durchmaß; die folgenden Sätze könnten ihrem Inhalt nach auch in Mittelstaedts Schrift eine Stätte gefunden haben: „Ich sehe die Geschichte unseres öffentlichen Lebens an und es ist nichts als ein ekelhaftes Zerren zwischen zaghaftem Eigenwillen und furchtsamer Lizenz, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, ein ehrloses Verhüllen, Vertuschen und Belügen, ein Be-

mänteln und Betrügen, ein Hadern ohne Kraft und Würde ... Darum ist alles Formale morsch, faul, verwittert und aufgelöst; darum geht ein Geist der Verwesung in unserem Staatsgebäude um; wie in alten Ruinen hört man in Wänden und Grundfesten jenes leise Knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau, Tragpfeiler bersten, Steine schürren herab, Mauern rücken und nur der grüne Epheu, der sie umrankt, hält sie nothdürftig noch zusammen." Aber die Ausgangspunkte der beiden Männer liegen weit von einander entfernt und verschieden sind auch ihre Ziele: Görres wollte sein Teutschland, das ihm von einer Revolution bedroht schien, aus alten, überlebten Zuständen heraus und in neue, dem Bedürfniß besser entsprechende Verhältnisse hinein führen, Mittelstaedt will die alten Institutionen erhalten und sie, wenn es anders nicht sein kann, mit Eisen und Blut, von Schlacken, Staub, Unrath und abgebröckeltem Mörtelwerk reinigen; Görres hoffte auf die im Lauf der Gezeiten fällige Fluth, die fruchtbares Leben ins dürre, dürstende Land spülen würde, Mittelstaedt warnt vor ihrer verheerenden Macht, die leicht den Thron und die Pfeiler nationaler Gesittung hinwegschwemmen könnte. Beiden Schriften gemeinsam ist, daß sie kurz nach vaterländischen Freudentagen entstanden sind: die eine nach den Befreiungskriegen, die andere nach der lärmenden Jubelfeier der wilhelminischen Siege.

Ein hoher Muth und ein starkes Gefühl der Pflicht gegen das eigene Volk muß den Mann erfüllen, der heute, ohne durch seinen Beruf dazu gezwungen zu sein, über den Niedergang deutschen Lebens ein offenes Wort zu sprechen wagt. Er darf darauf rechnen, daß man ihn lästert und höhnt, als krächzenden Unglücksraben dem Gelächter preisgiebt und mit herrischer Geberde zur Ruhe weist. Denn es steht ja fest und wird alltäglich von der Miethlingschaar der Meinungfabrikanten verkündet: dem Deutschen Reich geht es vortrefflich, die Exportziffern steigen, der Unternehmerprofit wächst, Handel und Wandel blüht, das Ansehen der deutschen Großmacht ist seit der bismärckischen Zeit nicht um Haaresbreite geschmälert worden und zur Klage bliebe dem deutschen Bürger nicht der winzigste Grund, wenn nur die Agrarier erst geknebelt, die Junker von ihren hohen Stühlen gestürzt wären und das freie Spiel der Kräfte wieder, wie bis zum Ende der siebenziger Jahre, ungestört walten könnte. Wehe Jedem, der sich erdreistet, anders zu sprechen, auf andere Gefahren warnend zu deuten! Er mag sich vor Steinen und Kothwürfen wahren. Dieses Schicksal ist auch Mittelstaedt nicht erspart geblieben: die Presse

aller Parteien hat, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, seine Schrift in den Abgrund verdammt oder lächerlich zu machen gesucht und der Verfasser ist in zahlreichen Zeitungen wie ein unwissender Schulbube behandelt worden, der sich erfrecht, im Rath ernster Männer mitzureden. Kleine Flüchtigkeiten und Unklarheiten des Ausdruckes wurden zu unsühnbaren Verbrechen aufgebauscht und in der Vossischen Zeitung, deren Redakteure durch ihre ewig falschen und sinnlosen Citate eine Witzblattberühmtheit erworben haben, wurde die kaum der Erwähnung werthe Thatsache, daß Mittelstaedt bei der Korrektur in einem lateinischen Satz ein unrichtiges Wort stehen ließ, zur Begründung des Verdiktes benutzt, dieser Unsinn sei für die ganze Brochure bezeichnend, die ja auch nur aus einer Regung verletzter Eitelkeit entstanden sei, und es lohne deshalb nicht, solches Geschwätz ernsthaft zu widerlegen. Wenn das von Mittelstaedt über den größten Theil der deutschen Presse gefällte Urtheil der Bestätigung noch bedurft hätte, — jetzt wäre es bündig als treffend erwiesen. Man sollte meinen, es sei selbst von den Gegnern froh zu begrüßen, daß ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, reicher Erfahrung und makellosem Charakter, ein Mann, der weder Geld noch Ehren erstrebt, in politischen Angelegenheiten, die mehr und mehr zum einträglichen Geschäft schlechter Leute herabsinken, das Wort ergreift. Aber die Söldner der Inseratensammler wollen nicht, daß Sachverständige, daß kecke Bönhasen ihnen auf dem Gebiet Konkurrenz machen, das sie allein beherrschen, allein ausbeuten möchten, und deshalb suchen sie Jeden niederzubrüllen oder niederzugrinsen, der sich in ihr Gehege zu kommen vermißt. Zum Glück ist ihre Macht längst gebrochen und ihr Wüthen wird auch jetzt nicht hindern, daß Mittelstaedts Schrift den großen Leserkreis findet, den sie verdient, — nicht nur, weil sie in prachtvoll persönlichem Stil geschrieben ist, der klingt und klirrt wie an klaren Wintertagen unter dem Fuß des Wanderers die harte Fläche des reinlich gefrorenen Bodens, sondern weil sie das muthige Bekenntniß einer starken Seele enthält, die den für die Zukunft des Vaterlandes wichtigsten Fragen furchtlos die Antwort sucht. Der Mann, der zwölf Jahre lang in einer freien Republik, ohne einen Hof und eine Ministerialinstanz über sich zu haben, ganz auf sich selbst, seine Kraft und sein Gewissen angewiesen war und in solcher Berufsthätigkeit das Rückgrat stählte, ist sich getreu geblieben. Er hat sich nie gescheut, gegen den Strom zu schwimmen; er sagt auch jetzt, von keiner ängstlichen Rücksicht auf öffentliche Meinungen gehemmt, was er für richtig hält. Daß er gewagt hat, mitten im Wonnegekreisch der Jubeln-

den die Stimme zu erheben, eine vox ferrea im Sinne Vergils, und daß er das nach sechzig Lebensjahren noch heiße Temperament frei, ohne fesselnde Schnürbrust, schalten — und schelten — ließ: Das schon sichert seiner Schrift ihren Werth und erhebt sie über die Augenblickswirkung der Satiren Straußens und Abels aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten.

Man muß, um den Politiker zu verstehen, den Juristen Mittelstaedt ein Bischen wenigstens kennen. Beide rechnen gern mit absoluten Werthen, in Beiden lebt ein mißtrauischer Zweifel an der von der Mode gerühmten Heilkraft des allzu Neuen, Beide schätzen die erhaltende Macht der bewährten Institutionen höher als die Rezepte grübelnden Menschenwitzes und gegen Beide wird der später Geborene die selben Bedenken vorzubringen haben. Man muß, wenn man Mißverständnisse meiden will, ferner erwägen, daß Mittelstaedts Briefe an einen Hofmann gerichtet sind, dessen Vorurtheile geschont, dessen Anschauungen äußerlich mindestens respektvoll behandelt werden mußten. Der Ton war so zu wählen, daß auch der höchste Beherrscher des Hofes die Briefe lesen konnte, ohne von ihrer Form im Empfinden verletzt zu werden, — denn ihm gilt, ihm vor allen Anderen, der warnende Ruf. Er soll ermahnt werden, die Zeichen der Zeit zu beachten, ehe die Fluth hereinbricht, die draußen schon die schützenden Deiche bespült. Die Fluth —: das Wort symbolisirt hier die nach des Verfassers Ansicht zerstörenden Kräfte, die durch das Welken des alten Christenglaubens, das Fehlen eines festen Regimentes, den zuchtlos demokratischen Geist und durch das immer hellere Dämmern sozialistischer und naturalistischer Gedanken erweckt worden sind und die nun, entfesselt, allem Bestehenden den Untergang sinnen. Nur eine starke, verständige, im Nothfall vor keinem grausam heroischen Mittel zurückschreckende Politik kann — vielleicht — noch helfen, nur schwere Heimsuchungen können das träg schlummernde Volksgewissen aufscheuchen, daß es sich besinnt, Einkehr hält und zu neuem, nützlichem Vollbringen Muth schöpft. Entschlossene Abkehr vom Pfade ungesunder Entwickelung ist nöthig, schnell nöthig, sonst —

Sonst? Hier steht hinter dem Gedankenstrich für mich ein Fragezeichen. Man könnte antworten: Sonst werden die Bedürfnisse sich die ihnen adäquaten Zustände schaffen. Aber mit dieser Antwort würde Mittelstaedt sich nicht zufrieden geben, denn sie spräche den Institutionen, die ihm theuer sind, das Todesurtheil. Er erwähnt wehmuthvoll eine Prophezeiung des fast schon vergessenen Historikers Gervinus, die für das Ende unseres Jahrhunderts der Demokratie in Europa über alles monarchi-

sche Saatswesen den Sieg verhieß, und er fürchtet, das Wort könne Wahrheit werden, ehe das dritte Jahrtausend tagt. Diese Furcht wird Jedem begründet scheinen, der mit klarem, von höfischen Hüllen ungehindertem Auge in Europa umherblickt; aber der Politiker sollte, wie der Biologe, nur vor solchen Prozessen zittern, die, weil sie widernatürlich sind, den Organismus gefährden. Alles ist hienieden in unaufhörlichem Fluß, Alles wird, Pflanzen, Gestein und Gethier, im Gang der Entwickelung gewandelt, — und der Volksorganismus, das Wesen der Staaten und ihrer Institutionen sollte unveränderlich, sollte an einem Ruhepunkt unverrückt für ewig festzuhalten sein? Auch wer die der großen Persönlichkeit feindliche Demokratie nicht liebt, von ihrer beglückenden Kraft wenig erhofft und gegen ihren Einbruch, so lange es möglich ist, die Dämme befestigen will, wird sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß ihre Zeit naht und daß die Vorbedingungen ihres Schaltens schon geschaffen sind. Mündige Völker, in deren Schoß die großindustrielle Entwickelung ihre Wühlarbeit vollbracht hat, in denen durch die Lohnarbeit der Frauen und Kinder die wirthschaftliche Einheit der Familie zerstört ist, ein bescheidenes Maß von Bildung und ein heißer Trieb nach erweitertem Wissen alle Schichten durchdringt und dem Kapital die Alles beherrschende Bedeutung zugefallen ist, — solche Völker können nicht mehr regirt werden wie die zünftig gegliederten, dumpfsinnig gehorsamen Massen aus den Tagen mittelalterlicher Hauswirthschaft. Sie müssen früher oder später die Fesseln sprengen, in denen sie nicht athmen, ihre Bestimmung nicht erfüllen können, und kluge Staatsmänner werden nur darauf zu achten haben, daß die Krisis ohne Gefahr für Leib und Leben vorübergeht. Wer die Menschen ändern will, damit sie wieder in die alten Institutionen passen, gleicht dem mythischen Mann von Eleusis, der den Wanderern die Füße abhackte, wenn sie in seinem Marterbett keinen Platz finden konnten ... Hier ist der Punkt, wo meine Auffassung sich von der Mittelstaedts scheidet. Sein alle anderen Erwägungen übertönender Wunsch, um jeden Preis die geliebten Institutionen erhalten zu sehen, treibt ihn in einen Pessimismus, der im Licht einer auch nur vom irdischen Auge umspannbaren Ewigkeit nicht berechtigt erscheint. Schon Fichte, der doch kein schlechter Patriot war, hat gesagt, der Staat sei „als bloßes Regiment des im gewöhnlichen, friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens nichts Erstes und für sich selbst Seiendes, sondern nur das Mittel für den höheren Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden höheren Ausbildung des rein Mensch-

lichen in der Nation"; und Lagarde hat den selben Gedanken schärfer geprägt, als er schrieb, der Staat sei eine je nach Bedarf wechselnde Einrichtung für Erreichung bestimmter Zwecke, und wie der Plesiosaurus heute kein Sonntagsbraten mehr sei, so sei auch die versteinerte Form früheren Staatslebens für moderne Menschen nicht mehr zu brauchen. Der alte Glaube, die alte Monarchie, das alte Preußen: das Alles war groß und herrlich, aber Größe und Herrlichkeit schützen nicht vor dem Verfall und Fallendes soll der Weise nicht halten wollen. Der ideale Anwalt des Staates hat die tiefste Wurzel unserer Nöthe vielleicht doch nicht erkannt. Wir leiden, so scheint mir, darunter, daß unser Reden mit dem Denken und Handeln nicht mehr im Einklang ist, daß wir Heuchelworte auf der Zunge tragen, die unser Innerstes längst nicht mehr glaubt, daß wir uns im Kreise rückständiger Vorstellungen drehen, die unsere wägende Vernunft als unwahr und unnützlich empfindet. Die Einheit einer Weltanschauung, die falsch sein mag, die aber aus einer einzigen Wurzel erwachsen ist und ihre Bekenner nicht jeden Augenblick zur Lüge zwingt, giebt der Sozialdemokratie ihre Kraft. Eine solche Einheit müssen auch wir wieder zu gewinnen suchen und wir werden sie, wenn nicht alle Zeichen trügen, nur auf dem von der Naturwissenschaft bearbeiteten, von den evolutionistischen Ethikern rein gefegten Boden finden. Bis wir sie aber gefunden haben, droht uns, mehr als von der aufrührerischen Fluth, von der Ebbe Gefahr, von der Verdorrung alles geistigen und politischen Lebens, die ringsum heute schon sichtbar ist. Ein lebendiger Gott wird im Bewußtsein der Menschen seinen Platz zu behaupten vermögen, Monarchie und Staat werden sich neuen Gesellschaftformen anpassen müssen und vor Eruptionen wird das Fehlen politischer Leidenschaft Deutschland bewahren, — nur die trostlose Ebbe, das Versiechen aller kraftvollen Regungen, kann uns gefährlich werden.

Laboulaye, der auch ein Jurist war, hat einmal gesagt, daß Revolutionen, wenn die Geschichte erst ihren Beginn verzeichnet, gewöhnlich schon beendet sind. Die Wahrheit des feinen Wortes ist oft bewiesen worden, auch in der französischen Schreckenszeit, die unter blutigem Lärm schließlich doch nur die Trümmer aufräumte, die das zum Leben unfähig gewordene ancien régime gehäuft hatte. An diese alte Wahrheit hat Mittelstaedt, als er auf die deutsche Gegenwart sah, vielleicht nicht gedacht: die Umwälzung, die er fürchtet, hat sich in den Hirnen der Avantgarde schon vollzogen und es ist nur noch eine Frage der Zeit und der Gelegenheit, wann sie auch äußerlich sichtbar werden wird. In Deutschland sind die verschiedenen Kasten noch immer so

schroff von einander getrennt, daß es nicht wunderbar ist, wenn sogar ein ungewöhnlich scharfsinniger Mann, der seit Jahrzehnten in hohen Richterämtern saß, wichtige Wandlungen der Zeitstimmung nicht zu bemerken vermochte. Nicht das Lebensalter hat solche Wahrnehmung gehindert. Lothar Bucher stammte aus der selben Zeit wie Otto Mittelstaedt und hat dennoch schon vor vierzig Jahren die heute noch höchst modern klingenden Sätze geschrieben: „Zwischen den Naturgesetzen, welche die Umdrehung der Erde und die Ausdehnung des Dampfes, und denen, welche die Bewegung der Bevölkerung und die Vermehrung der Güter, die Ernährung des Körpers und die Funktionen der Nerven beherrschen, ist kein anderer Unterschied als der, daß die zuletzt genannten schwerer zu finden, hinter mannichfacheren Kombinationen versteckt sind. Die Maschine, Fabrik, Landwirthschaft wird am Besten arbeiten, die mit der vollständigsten Benutzung aller bekannten Naturgesetze eingerichtet ist. Also dürfte auch wohl die Gesellschaft um so vollkommener sein, je mehr die Regeln, die das Verhalten der Mitglieder bestimmen, den natürlichen Gesetzen des Menschen und der Gesellschaft entsprechen. Wenn diese Erkenntniß sich erst Bahn gebrochen hat, so muß in der Gesellschaftwissenschaft und Staatskunst, zunächst in der Theorie, eine Revolution erfolgen wie im Maschinenwesen nach der Entdeckung eines neuen Naturgesetzes. Zum Beispiel im Strafrecht, in dem sich vielleicht deutlicher als in irgend einem Zweige der Gesetzgebung die intellektuelle Anarchie ausdrückt, die stets den Uebergang von dem Sturz einer Weltanschauung bis zum Siege einer neuen bezeichnet. Die Einheit von Körper und Seele giebt eine ganz neue und unendlich fruchtbare Grundlage für das Strafrecht, — womit ich mich aber nicht zu der Schule bekennen will, die den Verbrecher nur als Kranken betrachtet und den Blutdurst nur mit einer Diät von Hühnerfleisch und jungen Gemüsen behandeln möchte." Ob Bucher diese Einsicht in die Verwandtschaft natürlicher und gesellschaftlicher Organismen gewonnen hätte, wenn er im stolper Stadtgericht noch länger Assessor geblieben oder am kösliner Oberlandesgericht Staatsanwalt geworden wäre? Sein Lebensweg führte ihn in die Verbannung, in freie, helle Verhältnisse, und zeigte dem noch jungen Manne eine bunte, bewegte Wirklichkeit, die ihm den Vergleich mit heimischen Zuständen aufzwang... Auch in dem Stärksten hinterläßt die graue Einförmigkeit des Juristenlebens ihre Spur; und ganz unverständig war das Staunen darüber nicht, daß Otto Mittelstaedt in den engen, luftlosen Räumen deutscher Gerichte vierzig Jahre lang athmen konnte.

Die Liebe zum Ich und die Liebe zum Anderen.

I.

Wirklich umfassende sozialgeschichtliche Untersuchungen führen immer wieder auf einige wenige allgemeinste Beobachtungen zurück: unter der verwirrenden Fülle des Details, der für den naiven Blick endlosen Mannichfaltigkeit menschlichen Handelns und Leidens, wird das tiefer bohrende Auge immer von Neuem starke Grundkräfte erspähen, deren Zahl um so geringer wird, je überwältigender ihre Stärke ist. Zuletzt hat man den Eindruck, als ob alle Geschicke der Völker und Zeiten, der Klassen und der Einzelnen, nur von zwei großen Strömungen bestimmt werden, auf denen sie auf und ab, hin und her schwanken, bald von der einen, bald von der anderen getragen, wie willenlos dahin fahrende Schiffe. Aber diese beiden herrischen Mächte sind nicht äußere Gewalten, die der Menschheit einen Zwang auferlegen, sondern sie wohnen in unserer eigenen Seele, Jeder von uns trägt sie in seiner Brust. Wir suchen uns entweder an Andere anzuschließen oder aber von ihnen abzusondern. Mag die Sozialgeschichte den Kontrast Individualismus und Assoziation, mag ihn die Ethik Egoismus und Altruismus nennen, der Gegensatz bleibt der selbe. Und er macht trotz seiner psychischen Natur einen so elementaren, fast mechanischen Eindruck, daß man unwillkürlich der ältesten Philosophen gedenken muß, die all ihre Weisheit noch in kurze Sätze zusammendrängten. Auch sie meinten, in dieser Kürze rein mechanische Beobachtungen vor aller anderen Betrachtung des Menschenlebens aussprechen zu sollen, — des Menschenlebens, das doch zu ihrer Zeit eben so bunt und eben so unübersehbar mannichfaltig war wie heute und das ihren Blicken sicherlich noch weit farbenreicher schien als unseren. Denn sie hatten frische Augen, uns aber stehen nur die übel verbrauchten einer mehrtausendjährigen Kultur zu Gebote. Und daran ist um so mehr zu erinnern, als heutige, namentlich historische Kritiker solcher ganz generellen Betrachtungen behaupten, die konkrete Gestalt der Dinge widerspreche ihnen. Weil sie selbst über die schwer zu meisternde Wirrsal des Geschehens, die uns aus aller Menschheitgeschichte entgegenstarrt, nicht Herr geworden sind, glauben sie, kühnlich behaupten zu können, es gebe nichts als das bunt bewegte Spiel der Wellen auf der Oberfläche. Die Existenz der starken und unendlich viel einfacheren Grundströmungen sei eine Fabel. Sie sollten sich der eindringlichen Kraft entsinnen, mit der jene Alten die Dinge als Ganzes und nicht als Fragment zu sehen verstanden und zu der sie sich inmitten einer ganz naiven, ganz auf das Konkrete gerichteten Kultur durchgerungen haben.

Alles fließt —: ob das Wort wirklich nur, wie man meint, auf die Natur bezogen sein sollte, nicht auch auf die Menschen? Sollte ich ein solches Wort prägen, ich würde sagen: Alles zieht Fremdes an oder stößt Fremdes ab.

Ich darf nur vermuthen, daß für die Naturerscheinungen die selbe Beobachtung gilt, für die Beziehungen der Menschen unter einander kann man sie als giltiges Gesetz aussprechen. Damit aber ist zuerst alle Geschichte umfaßt; ist doch deren Inhalt vor Allem — man möchte sagen: allein — das Verhalten der Menschen unter einander. Und ich kenne keine, aber auch keine historische Erscheinung, die sich nicht von diesem Gesichtspunkte aus betrachten ließe. Alle Aktionen der Staaten, alle materielle und auch alle geistige Kultur läßt sich in nähere oder fernere, immer aber bedeutende und ausschlaggebende Beziehung zu diesem einen großen Unterschiede setzen.

Aber noch mehr: läßt sich nicht all unser sittliches Erleben, Fühlen und Wollen auflösen in Anwendungformen dieses einen Gegensatzes? Und alle Sittenlehre: ist sie etwas Anderes als Stellungnahme zu diesem Anziehen oder Abstoßen des Fremden, des Anderen, Christus sagte: des Nächsten? Zuletzt ist jede kleinste, alltäglichste Handlung, die wir vornehmen, entweder als ein Dienen- oder als ein Herrscheinwollen, ein Geben oder Nehmen, ein Wohlthun oder Verletzen auszudeuten, geschweige denn unsere großen Entschlüsse.

Man hat nicht ermangelt, die Begriffe und Namen für diese vorhandenen Tendenzen unserer Seele zu finden, — hier einmal, wie nicht allzu oft in der Geschichte der Philosophie, nicht zum Schaden unserer Erkenntniß. Denn — ach! — mit wie vielen Hunderten von Definitionen und Formulirungen hat man uns überschüttet, mit denen man wohl glaubte, ein Ding zu fassen, zu greifen, und man griff doch nur ein Wort. Ehe dieser Erzfeind aller gesunden Seelenforschung, der so viele kleine Philosophen und leider auch einige große — Kant und Hegel zum Beispiel — übermannt hat, nicht aus seiner heute noch übermächtigen Stellung vertrieben ist, sind für sie große Siege nicht zu erwarten. Daß Nietzsche sich vom Wort nicht dupiren ließ, ist vielleicht sein echtester Rechtstitel auf den Namen eines Philosophen, den man ihm noch immer zu versagen so eifrig und so nutzlos bemüht ist.

Aber weder gegen die Begriffsprägung des Egoismus noch gegen die seines an Wortklang so viel häßlicheren und ungefügeren Gegners und Nebenbuhlers, des Altruismus, ist Etwas zu sagen. Sie decken in der That psychische Realitäten. Seit Jahren drückt mich nun aber der Gedanke, daß es vielleicht um die Feindschaft dieser Begriffe oder vielmehr dieser Triebe, dieser Seelen- und Willensrichtungen, nicht ganz so schlimm bestellt ist, und die Vermuthung, ob ihnen nicht vielleicht eine Verwandtschaft nachzuweisen, ob sie nicht Kinder einer Mutter sind oder ob gar der Eine vom Anderen abstammt. Nun weiß ich wohl, daß man längst schon eine solche Zusammengehörigkeit nachzuweisen gesucht hat, daß man alles menschliche Handeln als aus dem Egoismus und nur aus ihm entsprungen gedeutet hat; aber die Gedankenfolge, die ich heute vorlegen möchte, habe ich noch nirgends gefunden. Ich mag mich ihretwegen

auch gar nicht mit irgend welchen Psychologen, heutigen oder älteren, auseinandersetzen. Einem Menschen, der jahraus, jahrein den im höchsten Sinne doch nicht vollproduktiven, nicht Neues schaffenden Beruf des Historikers treibt, mag man es nachsehen, wenn er einmal nicht davon redet, was Andere gedacht, gethan oder gesagt haben. Vielleicht ist Das, was ich vorbringe, ursprünglich und nützlich. Deshalb will ich es in aller Kürze vortragen, als hätte noch niemals ein Hobbes oder Shaftesbury vom Egoismus gesprochen.

Ich möchte damit anfangen, ein Lob auf die Ichsucht zu singen. Es würde sich leicht erweisen lassen, daß eigentlich alles Starke und Große, das auf Erden geschaffen ist, ihr seinen Ursprung verdankt. Nur die extrem altruistische Ethik des Christenthumes, die unsere Epoche noch in der Theorie beherrscht, wie so viele andere zuvor, und die doch in unserer Zeit so wenig wie in irgend einer anderen wirklich die Praxis, das Thun der Menschen bestimmend beeinflußt, hat unsere Augen so trüb gemacht, daß wir Das je verkennen konnten. Fiele an einem Tage die heuchlerische Maske, die eben aus Scheu vor dieser angeblich herrschenden Moral von den Allermeisten als ein nothwendiges Bekleidungstück menschlicher Nacktheit angesehen wird, jeder, aber auch jeder Schaffende, Wirkende müßte bekennen, daß er nur für sich, nicht für Andere schaffe und wirke. Nur muß man dabei nicht an Grobes denken, sondern vor Allem an psychische Gewinnsucht, geistigen Geiz. Wer wollte denn wirklich der Narr sein, zu glauben, daß Goethe um Anderer willen dichtete und daß Bismarck für uns das Deutsche Reich gegründet hat? Gewiß: Beide brauchten die Menschen, der Eine, um willige Hörer zu finden für Das, was ihm sein Genius schenkte, und der Andere, damit er aus ihnen seine Schöpfung forme. Aber das Dasein dieses Menschenmaterials ist freilich nur die elementarste Voraussetzung für den Lohn, der alle Schaffenden am Meisten lockt, mehr noch als Ruhm und Nachruhm und Machtgefühl: die Freude an eigenen Werken, an Thätigkeit selbst. Aber das prius war noch immer bei allen, auch den ihrem Werke am Meisten hingegebenen Großen des Dichtens oder Trachtens der Gedanke, ihr eigenes starkes Selbst auszuwirken und auszuleben. Trotzdem begegnet man immer wieder dem gleichen Irrthum. Alle Nekrologe und Grabreden z. B. sind voll von ihm. Sie sind freilich an sich schon ein übles Ding, denn sie pflegen der Wahrheit weiter aus dem Wege zu gehen, als oft selbst dem Eingesargten lieb sein würde, und man erträgt sie als Zuhörer nur, weil man ihnen nicht entrinnen kann, aber es wäre ersprießlich, wenn sie in diesem einen Punkte wenigstens etwas ehrlicher zu Werke gingen. Da hört man einen hohen Beamten beklagen und zugleich rühmen als ein Opfer seines „selbstlosen" Fleißes, dort einen großen Gelehrten, weil er über seine großen Werke gar so wenig an sich selbst gedacht habe. Gewiß: der Eine hat seine Gesundheit zerrüttet für sein Amt, der Andere

war ein gütiger Mensch und die Redner meinen es nur gut mit ihm und wollen durch sein Lob nur sich und Andere erbauen, aber ob sie — die Frage ist wohl gestattet — wirklich glauben, der Eine hätte sich in seinem Bureau in Tausenden von Arbeitstunden den Tod bereitet, wenn ihm nicht die Wonne des Befehlens, des Herrschens, des Entwerfens und Planens ganz und gar den Sinn gefangen genommen hätte? Oder daß der Andere seine unsterblichen Schriften schrieb, um nicht sich, sondern uns eine Freude zu machen, daß er nicht allen höchsten Genuß seines Lebens am Schreibtisch oder auf dem Katheder ausgeschöpft hat?

Das wäre mir eine plumpe Psychologie, die nur in Geldgier und roher Genußsucht Bethätigung unserer Ichliebe sähe, — eine Psychologie, die selbst mehr nach dem Wechseltisch als nach der stillen Werkstatt des Denkers röche. Der kennt die großen Menschen freilich schlecht, der glaubt, daß sie nach dem Ministersessel oder nach dem Feldherrnstabe dürstet um des großen Gehaltes willen, das ihnen winkt; sie Alle thäten ja heute besser, Bankdirektoren zu werden. Aber darum ist ihr Egoismus nicht geringer: Macht und das hohe Glückspiel des Krieges reizen den Heerführer und ein Beruf, der von einem Manne an einigen wenigen Tagen das Werk seines Lebens fordert, der an diesen Tagen freilich seine Thätigkeit ins Uebermenschliche steigert, dafür ihm aber auch Glücks- und Meisterschaftgefühle einziger Art gewährt. Dabei versteht sich von selbst, daß die so unendlich komplizirten Prozesse, in denen sich unser Seelenleben abspielt, wie in keinem anderen Falle, so auch in diesem nicht völlig auf eine einzige Motivenreihe zurückgeführt werden können. Wer möchte leugnen, daß auf Bismarck auch Pflichtgefühl und Standestradition, Vaterlandsliebe und Vasallentreue bestimmend einwirken, nach und neben seiner Schaffensfreude? Aber entweder haben auch diese psychischen Motoren egoistische Zwecke — die Pflichterfüllung z. B. führt zur Freude an der erfüllten Pflicht —, oder aber sie gehören in die Klasse der angeblich selbstlosen Liebesbethätigungen, von deren selbstischer Basis gleich die Rede sein soll. Und jedenfalls sind alle diese selbst nur accessorische Faktoren in der Entstehung großer Thaten. Aus Pflichtgefühl kann wohl Jemand ein vorzüglicher Routinier der Staatsverwaltung oder der Diplomatie werden, aber niemals ein staatsmännisches Genie. Und aus Vaterlandsliebe vermag sich wohl ein Krieger oder ein Befehlshaber zu opfern, aber sie wird ihn nie zum großen Feldherrn machen können. Die Männer, aus denen die Staatengründer und Heerführer hervorgehen, müssen über eine angeborene Geistesanlage verfügen, die von der Gesammtpersönlichkeit nicht getrennt zu denken ist. Und diese wird bei ihnen so beschaffen sein, daß auch die Potenz ihrer übrigen Eigenschaften, ihrer Leidenschaften und Triebe, nicht durch so laue und sanfte Stimmungen wie Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe zu bändigen und auf das eine Ziel zu konzentriren

ist. Diese dämonischen Menschen der großen That bedürfen ganz anderer Antriebe, solcher, wie sie nur die unendliche Freude an eigenem großen Thun gewähren kann. Schillers Wort, Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Thaten, klingt nicht eben tief, aber trotz seinem verschwommenen Ausdruck, der freilich nicht dem Dichter zur Last fällt, sondern den Citatenlustigen, die es als Aperçu mißbrauchen, trifft es das Richtige, wenn es besagen will, daß nur Thatenfreude zu großen Thaten führt. Und auch die egoistischen Triebe gröberer Art, die Lust an äußerer Ehre und Auszeichnung, an großem Gewinn und Aehnlichem sind ihr gegenüber sekundäre Motive. Nur das Machtgefühl mag für den Mann des Handelns ein eben so starker Ansporn sein wie die Freude am Schaffen; aber beide Motive fließen in einander über und jenes ist eben so ein egoistischer Grundmotor wie diese.

Auch da aber, wo die äußeren Vortheile selbst auf ein kleinstes Maß zusammenschmelzen, wird man keine Minderung der Selbstliebe annehmen dürfen. Ein großer Gelehrter etwa, der nicht umhin könnte, den Mächtigen seines Landes sich mißliebig zu machen — oder gar seiner Zunft, was noch übler wäre —, ein Künstler, der weder im Staatsauftrage noch für den Tagesgeschmack des großen Publikums Bilder zu schaffen verstünde, sondern nur still für sich hinwirkte, — was bleibt ihnen? Gewiß nur die Anerkennung Weniger, — man denke an das großartigste Beispiel dieser Art, an Spinoza, der das eine von den großen Werken seines Lebens gar nicht und das andere nicht unter seinen Namen veröffentlicht hat. Aber ich möchte selbst ihn nicht als selbstlos preisen; er würde vermuthlich die Wollust seines Schaffens für keinen Reichthum der Welt dahingegeben haben. Im Gegentheil, wir Menschen der ideellen Arbeit sollten nicht so dünkelhaft auf die Männer erwerbender Berufe herabsehen, wie wir es nur allzu oft thun. Auch der Kaufmann, der Industrielle werden sehr häufig — mir schweben edle Beispiele vor — nicht um des Geldes und der von ihm zu erwartenden Genüsse, sondern um ähnlicher Imponderabilien willen ihr Gewerbe betreiben. Die Erregungen der bedeutenden Verhandlungen und Entschlüsse, die hier, wie in der Diplomatie, oft von dem Moment und seiner Kraft die größten Folgen abhängig machen, das Machtgefühl, das heute der Reichthum schafft, der Maßstab, den die Summe des Erworbenen für den Erfolg der Arbeit abgiebt: Das sind Dinge, die mit Geld und Geldeswerth an sich nichts zu thun haben. Und selbst die offenbare Habsucht möchte ich nicht gar so gering einschätzen. Sie bringt zuletzt der Gesammtheit eben so viel Nutzen wie eine „selbstlose" Arbeit mit dem selben Ziel, wenn sie nur gewisse sittliche Schranken nicht durchbricht. Sie schafft neue Werthe, die doch nicht im Geldschrank bleiben, sondern die Wirthschaft des Volkes befruchten und sich zu einem Theile wieder in rein geistige oder gemüthliche Besitzthümer verwandeln. Der Großindustrielle, der erwerben

und immer nur erwerben will, schafft auch bei all seinem Goldhunger immer neuen Arbeitern Brot, und nicht Brot allein, sondern vielleicht auch Bildungsgelegenheiten und ein trauliches Heim. Ueberhaupt nützen nicht immer nur die Tugendhaften ihren Mitmenschen. Denn, um ein anderes Beispiel zu wählen: eine gute Hausfrau verbreitet Segen um sich, aber eine Kokette, die nur sich zu schmücken und ihre Schönheit zur Geltung zu bringen bedacht ist, wie viel Freude bereitet auch sie! Wir pflegen zu sagen: sie sucht nur zu gefallen, und sind uns freilich des feinen Doppelsinnes dieser Wendung nicht immer bewußt.

Nun soll hiermit nicht gesagt werden, daß all diese Formen des aktiven Egoismus für die Gesammtheit von gleichem Werth sind. Es ist das Recht jeder Sittlichkeit, d. h. jedes von einer Gemeinschaft gegebenen Sittengesetzes, sie ganz verschieden einzuschätzen, aber durch diesen zuletzt nur von außen her angelegten Maßstab soll doch die objektive Würdigung des Forschers nicht getrübt werden. Die Werthe, die die Gesellschaft den Handlungen und Motiven der Einzelnen beilegt, können zuletzt nicht als absoluter Maßstab der wissenschaftlichen Erklärung gelten, auch dann, wenn man — was hier ganz unberührt bleiben soll — etwa jene Skala sittlicher Abschätzung für richtig halten sollte. An sich ist natürlich nicht daran zu denken, daß diese gleichmüthige Betrachtungweise je eine Moral bestimmen könnte. Der soziale Grundcharakter aller Sittlichkeit — ein Einsiedler auf einer wüsten Insel brauchte nur einen Sittenkodex von sehr wenigen Paragraphen — bringt es mit sich, daß jede Gemeinschaft sich durchaus nicht durch diese theoretischen Erwägungen, sondern nur durch die praktischen Folgen des sittlichen und sozialen Verhaltens bestimmen lassen kann. Sonst wäre jeder Säufer und Faulpelz dem eifrigsten Arbeiter, jeder Nichtsnutz dem größten Schaffenden gleich zu stellen. Aber eben so wenig darf sich die Analyse durch diese Moralpraxis bestimmen lassen. Sie wird feststellen müssen, daß für alles Handeln, das weiseste wie das thörichste, das stärkste wie das nichtigste, das Motiv das selbe ist: die Absicht, dem eigenen Ich wohlzuthun. Ja, es ließe sich vielleicht der Satz verfechten, daß gerade der Egoismus der Starken, Klugen und Maßvollen im Grunde ein intensiverer ist als der Egoismus der Thoren und Lüstlinge. In aller maßlosen Genußsucht liegt ein starker Zusatz von Unklugheit, einer Unklugheit, die sich nicht am Wenigsten, sondern am Meisten gegen das eigene Ich selbst kehrt. Und so weit dürfen wir Alle Sokratiker sein, daß wir annehmen, alle Laster seien Kinder nicht nur der Leidenschaft, sondern auch der Thorheit.

Gegen alle diese Erörterungen könnte eingewendet werden: nun wohl, die Handelnden, Wirkenden, Schaffenden mögen von ihrer Liebe zum eigenen Ich zuletzt allein bestimmt werden, wie aber, — sollte man das Selbe von den Leidenden, Duldenden sagen dürfen, von Denen, die freiwillig für

Andere Arbeit, Schmerzen, Schmach und selbst den Tod auf sich nehmen? Ich meine, man wird auch diese Frage unumwunden und ohne weiteren Vorbehalt bejahen dürfen. Man muß nur recht rücksichtlos in alle Tiefen und Untiefen des menschlichen Herzens hineinleuchten. Mutter-, Gatten- und alle Liebe, die durch Familienbande die Menschen an einander knüpft, wird zunächst sehr leicht als mit Eigenliebe durchsetzt und vermischt nachzuweisen sein. Selbst der opferfreudigsten Mutterliebe haftet ein Rest ganz offenbarer Eigenliebe an, der mit Händen zu greifen und so leicht nachzuweisen ist, daß es unrichtig wäre, wollte man von ihr ausgehen. Die Mutter liebt sich mit in den Kindern, sie sieht in ihnen ihr Werk, ihr Abbild, einen Theil ihres eigenen Wesens. Das wunderbare alte Volkslied singt von dem ruchlosen Sohne, der seiner Mutter das Herz ausschneidet, um es der Braut zu bringen, und läßt nun dies blutende Mutterherz, als der Sohn auf dem Wege zur Braut strauchelt, die Worte sagen: „Mein Sohn, ach, hast Du Dir weh gethan?“ Höher könnte die Opferfreudigkeit der Mutterliebe nicht gepriesen werden und doch wird Niemand leugnen dürfen, daß selbst in den höchsten Exzessen solcher Aufopferung die Gemeinsamkeit von Fleisch und Blut ein Moment einfließen läßt, dessen egoistischer Ursprung nicht zu verkennen ist. Daß damit am Allerwenigsten der Werth gerade solchen Opfers herabgesetzt werden soll, braucht in diesem Zusammenhange nicht erst gesagt zu werden. Im Gegentheil: alle erdfrohe Ethik wird vielleicht zu dem umgekehrten Schluß kommen, wird um dieses echt menschlichen Charakters willen alle solche Liebe eher mehr als weniger schätzen. Aber man suche weiter: der Krieger, der den Tod für sein Vaterland stirbt, glaubt man wirklich, daß er, so weit er nicht überhaupt nur blindlings der hergebrachten sittlichen Auffassung seines Standes oder Volkes folgt, so weit er wirklich aus freiem Entschluß in den Tod geht, glaubt man, daß er es über sich gewönne, wenn er nicht in der eigenen Brust den Lohn für seine That fände? Und wenn es sich nur um einen Moment und die rapiden Gedankenfolgen einer Sekunde handelt, so gilt sicherlich auch für ihn das Wort des Dichters:

Und seiner Tugend letzter Augenblick
Ist seiner Tugend einziger Lohn.

Es giebt Exaltationen der Seele, die den Menschen selbst bis zum Aufgeben des Lebens treiben und noch darin ihn eine unerhörte Wonne kosten lassen und die, um sehr viel geringerer Ursachen willen, entstehen. Man denke nur an die Asiaten, die sich unter die Räder des Götterwagens werfen; sie thun es, weil ihnen die höchste Erregung religiöser Devotion vorspiegelt, daß sie kein größeres Glück sich bereiten können, als indem sie zwecklos ihr Leben zur größeren Ehre einer Gottheit hinwerfen. Und diese ihre natürliche und instinktive,

keineswegs überlegte Entschließung mag sie auch nicht betrügen, denn die psychische Wollust dieses Opfertodes, dieser Begeisterung ist vielleicht so ungeheuer, daß sie, falls ihnen ein Zufall das Leben schenkte, vor einer Wiederholung nicht zurückschrecken würden. Aber selbstlos waren gewiß auch sie nicht.

Ueberhaupt muß hier nicht immer an verstandesmäßige Ueberlegung und Berechnung gedacht werden; unsere Instinkte und unsere elementarsten Empfindungen tragen einen so feinen Werthmesser, einen so untrüglichen Maßstab in sich, daß sie so plumper Mittel wie bewußter Abwägung durchaus nicht immer bedürfen. Prüft man die christliche Ethik auf ihren innersten Gehalt, so stößt man da doch eben so auf Faktoren, die sich unter jenem Vorbehalt nur als Argumente für die Allgewalt des Egoismus deuten lassen. Von den — ach, nur allzu wenigen — Worten Christi, die auf uns gekommen sind, muß jedes hundertmal geprüft und beleuchtet werden. Aber die Bergpredigt, die umfangreichste Sittenvorschrift, die Christus je ertheilt hat, spricht doch sehr deutlich. Jede dieser Tugendlehren ist mit einer Seligpreisung verbunden, und so sublimirt man sich auch die Bedeutung dieses Wortes denken mag, der Zusammenhang zwischen Tugendübung und innerem Lohn bleibt bestehen. Das Wort an den Schächer am Kreuz ist in einem speziellen Fall noch viel weniger mißverständlich. Die Ethik der heutigen Kirche drückt Das auch oft mit recht naiver Unbefangenheit aus: Sei nur gottesfürchtig und fromm in Worten und Werken, so wird der Lohn nicht fehlen, sei es im Diesseits oder im Jenseits; ganz von den irdischen oder ewigen Strafen zu geschweigen. Man mag sich krümmen und winden, wie man will, man wird diese trotz Allem utilitarische Motivirung der christlichen Sittlichkeit nimmermehr aus der Welt schaffen. Sie appellirt durchaus an das Glücksbedürfniß des Menschen und sie schließt auch einen rechnenden Vergleich in sich zwischen den vergänglichen Gütern, die sie aufzugeben räth, und den höheren, reineren, die sie durch Tugend und Gottergebenheit zu erwerben empfiehlt. Gewiß thäte Der dem Christenthum bitteres Unrecht, der seinem Utilitarismus grobe Ziele imputiren wollte; es fehlt an solchen Zerrbildern nicht, aber sie dürfen nicht als typisch angesehen werden. Es handelt sich um die zartesten und anspruchslosesten Glücksempfindungen, die sich ersinnen lassen. Allein man wird doch sagen müssen: das Christenthum fordert von Jedem, daß er Anderen Glück bereite, aber es verspricht ihm dafür selbst noch höheres Glück. Und indem es diese Befriedigung über das eigene Wohlthun als das köstlichste Glück preist, das Menschen beschieden sei, predigt es zuletzt nur den wirksamsten Egoismus. Das selbstloseste, sozialste Verhalten ist hier ganz in den Dienst der egoistischen und individuellen Glückesehnsucht gestellt.

Und die christliche Ethik steht damit durchaus nicht isolirt da, sie theilt diese Berufung auf den Drang nach Glück auch mit Sittenlehren, die

ähnlich streng, ähnlich altruistisch gerichtet wie sie, doch auf jede religiöse Stütze verzichten. Spinoza sieht in der Erkenntniß Gottes, d. h. der Natur, die höchste Seligkeit und räth, auf alle Leidenschaften zu verzichten, um dieses einen höchsten Gutes theilhaftig zu werden. Und so fällt ihm Tugend und Tugendlohn in Eins zusammen: es ist die Ethik und die Religion eines Gelehrten, der nichts Höheres kennt als das Glück des Forschens und Erkennens. Dagegen ist Kants kategorischer Imperativ, der allerdings auf jede egoistische Begründung verzichten zu können meinte, auch sicherlich einem der schlimmsten Irrthümer des großen Philosophen entsprungen. Seine Moral, recht eigentlich die charakteristischste Frucht seines rationalistischen Jahrhunderts, ist viel strenger als die, die der reinste Mensch, der je auf Erden gewandelt ist, seinen Jüngern auferlegte. Christus forderte wohl Nächsten- und Gottesliebe, aber in dem selben Athemzug pries er sie als das reichste, das einzig erstrebenswerthe Glück, das den Sterblichen widerfahren könne. Kant, der das Verstandesleben bis in seine tiefsten Gründe erforscht hatte, aber vom Fühlen des Herzens zu wenig wußte, wollte in unmenschlichem Rigorismus alle Tugend als entwerthet hinstellen, die nicht auf jeden auch noch so innerlichen Lohn verzichte. Man wird diesem Fehlgriff immer die Argumentation entgegenstellen können, die Schiller, der so ganz von kantischem Geiste Erfüllte, in seiner Persiflage andeutet:

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung.
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Da ist kein anderer Rath, Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, was die Pflicht Dir gebeut.

Auch Kant giebt ein Motiv an für das tugendhafte Verhalten, aber es ist ein rein rationales, zugleich metaphysisches: handle so, als ob die Maxime Deines Handelns durch Deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte. Beschränkt man diesen Satz auf die Menschheit, so ist damit das Gedeihen der Gattung als einzige Richtschnur für die Handlungen des Einzelnen gesetzt, d. h. in der That die sozialste Ethik gegeben, die sich erdenken läßt. Wobei denn freilich wieder leicht eben so strittig werden möchte, was als Naturgesetz der Menschheit wünschenswerth sei, wie der Begriff der „Tugend" selbst, der in dieser seiner Absolutheit doch wieder nur eine Ausgeburt der ganz unhistorischen Denkweise jener Zeit ist.

Doch um zur moralischen Praxis zurückzukehren: man erwäge die psychologischen Motive alles selbstlosen Handelns. Sei es bewußt, sei es instinktiv, sei es in halbheller Erinnerung an frühere Erfahrungen: Jedem, der gewisse augenblickliche Vortheile opfert, schwebt doch die Vorstellung einer darauf folgenden inneren Befriedigung als Lohn der guten That vor. Der christliche Glaube an einen himmlischen, jenseitigen Entgelt bringt diese

Auffassung nur besonders drastisch zum Ausdruck; oft redet er auch von der irdischen Seligkeit gottgefälligen Wandels und hingebender Nächstenliebe und thut in seinem Sinne wohl daran. Viele rechtschaffene, treffliche Leute setzen sich aber auch ihr eigenes Wohlgefallen an sich, ihr „gutes Gewissen", aufs Naivste in Rechnung. Sie schwelgen förmlich in ihrer Tugend, sie sagen sich und Anderen täglich — in besonders drolligen Fällen möchte man sagen: stündlich — vor, wie aufopfernde Menschen sie seien, und was das Erstaunlichste ist, sie sind es auch wirklich. Jene herrlichen Naturen aber, die rings in ihrer Umgebung Güte und Liebe spenden, ohne davon zu wissen, wie köstliche Blumen, die uns Duft und Farbe schenken, nur weil es ihr Leben und Sein so fordert, — sie freuen sich unbewußt ihrer eigenen Liebefähigkeit; denn uneigennützig zu leben, macht vielleicht noch glücklicher, als geliebt zu werden. Aber wer wollte wagen, zu behaupten, daß sie auch ohne dieses stille, starke Wohlgefühl so wären, so handelten, wie sie sind, wie sie handeln?

Und selbst von den höchsten Opfern, die menschliche Hingebung für Andere zu bringen vermag, wird man das Selbe sagen dürfen. Man denke sich den äußersten Fall aus: daß ein junges Weib — denn eine Frau wird ja zu diesen Extremen der Aufopferung am Oftesten fähig sein — einen Pestkranken aus äußerster Noth hervorzöge und ohne jede Acht auf ihr eigenes Leben pflegte, einen Pestkranken, zu dem sie keinerlei persönliche Liebe zöge, an dem sie nur ein Opfer verrichten wollte. Und man nehme auch an, daß ihr keine religiöse Vorstellungen den Gedanken an künftigen Lohn eingäben: wird man wirklich zu behaupten wagen, die höchste Wonne des Herzens, die solch ein Handeln vielleicht allein zu bereiten vermag, wäre nicht — bewußt oder unbewußt — die letzte psychische Ursache ihres Handelns? Ich glaube kaum. Vielleicht ist es erlaubt, in diesem Zusammenhang auch des historisch bedeutsamsten Opfertodes zu gedenken, von dem wir wissen, und in sein Mysterium hinein zu leuchten, — und warum dürfte man nicht: wer alles Menschliche mit Achtung und einem leisen Schauder der Ehrfurcht betrachtet, Der wird auch, was Vielen heilig und göttlicher Verehrung würdig ist, nicht roh verletzen können. Wenn also auch von Christus gesprochen werden darf, so ist zunächst freilich festzustellen, daß dem Historiker sein Tod unmöglich in dem Sinne einen Opfertod bedeuten kann wie dem Gläubigen. Das älteste Christenthum schon — Das geben auch die von wissenschaftlichem Geist erfüllten Theologen, wie namentlich ihr Führer Holzmann, schon längst zu — hat völlig willkürlich in dieses bedeutsamste Ereigniß die Idee des Sühnopfers hineingetragen, die doch einer viel primitiveren Kultur angehört. Aber ein anderes Opfer im eigentlichsten, prägnantesten Sinne des Wortes war dieser freiwillig erduldete Tod, dem Jesus doch aller Vermuthung nach sehr leicht hätte entgehen können, sicherlich: er wollte damit die Kunst, sich zu opfern, die all sein Leben noch mehr als

seine Reden die Menschen lehren sollte, in ihrer letzten, furchtbarsten Konsequenz darlegen und mit dem eigenen Blute besiegeln. Aber wenn man eindringen darf in die Geheimnisse dieses stärksten Herzens, das je für Andere geschlagen hat, so ist gar nicht anders zu denken, als daß es sich in den Stunden dieser letzten und schrecklichsten Prüfung zum höchsten Höhepunkt seiner Kraft emporgerungen hat. Und wieder solche Kraft war nur zu schöpfen aus der unsäglichen, mit menschlicher Phantasie kaum auszudenkenden, reinsten und höchsten Befriedigung über dieses Bestehen auch der härtesten Probe, aus der Vorahnung all der nie erlöschenden Wirkung, die diese Stunde auf das von ihm so unaussprechlich geliebte Menschengeschlecht ausüben würde, aus den wahrhaft seligen Wonnen, die nur die Vollendung dieses ungeheuren, folgen- und segensreichsten Lebenswerkes spenden konnte!

So scheint denn alles, auch das höchste irdische Thun und Leiden an diese eine Wurzel, an die Sehnsucht nach Glück, welche Form sie auch immer annehmen möge, geknüpft zu sein. Was der begehrte Gegenstand oder Seelenzustand ist, ob sinnliche Lust oder die Befriedigung über redliches Streben, die Freude am Kampf oder am geistigen Schaffen, an äußeren Ehren oder innerer Befriedigung, an stärkstem Genießen oder hingebendster Opferung, an dem Gedeihen einer Gemeinschaft, eines Vaterlandes, einer Klasse, einer Familie, oder an der rücksichtlosen Niederwerfung aller Anderen ringsum, — immer ist das letzte Motiv das selbe: die Stillung des stärksten Bedürfnisses, das die Menschheit kennt, nach eigenem Glück. Man hat neuerdings Adam Smith, den ersten und zugleich größten Systematiker unter allen Nationalökonomen, so oft getadelt, weil er den von ihm als im Wirthschaftleben einzig bestimmend angesehenen Egoismus nicht zerlegt habe, in Erwerbstrieb, Liebe zur Macht, zur Auszeichnung und so fort. Mir scheint, man hätte ihm eher vorwerfen sollen, daß er nicht auch die scheinbar selbstlosen Handlungen auf den einen einzigen Grundtrieb zurückgeführt habe.

Man sieht: diese Weltanschauung ist Das, was man gewöhnlich als flachen Eudämonismus abzufertigen liebt, aber ich kann nicht finden, daß eine Auffassung wie die Kants irgend tiefer gräbt; mich dünkt im Gegentheil, sie ist die minder eindringende. Und um auch davon mit einem Worte zu reden, mir scheint nicht, als ob irgend einer, auch der hingebendsten menschlichen Tugend dadurch Etwas von ihrem Werthe genommen sei, daß man sie auf dieses eine, letzte Motiv zurückführt, das freilich auch für jede Willkür, jedes Laster, ja, jedes Verbrechen die Wurzel ist. Für unsere praktische sittliche Auffassung, für unser Sitten- und Rechtsleben kommt es auf diese theoretischen Herleitungen ja gar nicht an; die Gesellschaft hat vielmehr ein volles Recht, nur auf die freilich sehr verschiedenen Folgen zu sehen, die diese eine psychische Grundkraft in dem Einzelnen je nach Anlage, Umgebung und Lebensgestaltung entstehen läßt.

Professor Dr. Kurt Breysig.

Das Mysterium.

Sobald der Onkel Giovanni auf folgende Geschichte zu sprechen kam, rannen ihm stets ein paar dicke Thränen die Wangen herab, was bei diesem Scharfrichtergesicht fast unglaublich schien.

Das Theater hatten sie in der Mitte des Platzes vor der Kirche aufgebaut: ausgeschmückt war es mit Myrthe, jungem Eichenbruch und sogar mit großen Olivenzweigen, an denen noch alles Laub hing, denn Keiner hatte sich geweigert, sein Eigenthum zu Gunsten des Mysteriums ausplündern zu lassen.

Als der Onkel Memmu sah, wie der Küster in seinem Besitzthum ganze Zweige abhackte und ausrodete, fühlte er die Axthiebe, als ob sie ihm auf den Magen niederfielen, und er schrie ihm von Weitem zu: „Seid Ihr denn überhaupt ein Christenmensch, Gevatter Calogero, oder hat Euch der Priester etwa nicht mit dem heiligen Oele gesalbt, daß Ihr so erbarmunglos in meinem Olivenhain wüthet?“ Aber seine Frau versuchte ihn zu beruhigen, trotzdem auch ihr die Thränen in den Augen standen.

„Es ist für das Mysterium; laß ihn. Der Herr wird uns ein gesegnetes Jahr schicken. Siehst Du nicht, wie die Saat vor Durst stirbt?“

Gelb, so grüngelb wie die kranken Kinder, stand sie auf dem weißen, staubtrockenen Boden, der ganz hart war wie eine Kruste und sie auszehrte, die arme Saat. Schon der bloße Anblick schnürte Einem die Kehle zusammen.

„Das hat natürlich alles Don Angelino angestiftet,“ murrte ihr Mann, „um sich dann das Holz zu Gemüthe zu ziehen und ein paar Soldi aus dem Almosengeld für sich auf die Seite zu bringen.“

Don Angelino, der Landpfarrer, hatte eine Woche lang wie ein Tagelöhner mit dem Küster gearbeitet, um Löcher auszugraben, Pfähle einzurammen, bunte Laternen aufzuhängen und den neuen Bettvorhang Massaro Nunzios, der sich erst kürzlich verheirathet hatte, aufzuhängen; er nahm sich in all dem Grün hinter den bunten Papierlaternen ganz großartig aus.

Das Mysterium stellte die Flucht nach Egyptenland dar und die Rolle der Heiligen Jungfrau war Gevatter Nanni zuertheilt worden, der klein war und sich eigens zu diesem Zweck den Bart rasiren ließ. Kaum erschien er mit dem Jesuskind, das Gevatterin Menicas Sohn war, an der Brust, kaum hatte er zu den Räubern gesagt: „Das ist mein Fleisch und Blut!“ als die Zuschauer sich mit Steinen, die sie vom Boden aufhoben, an die Brust schlugen und Alle auf einmal in den Ruf ausbrachen: „Ach erbarme Dich unser, o Heilige Jungfrau!“

Aber Janu und Meister Cola, die mit den falschen Bärten aus Schafwolle die Räuber darstellten, kannten kein Mitleid und wollten der Mutter Gottes den Sohn rauben, um ihn zu Herodes zu bringen. Die Beiden hatte der Pfarrer mit Geschick zu wählen verstanden, um die Räuber zu spielen. Geradezu Herzen von Stein hatten sie. Seitdem warf auch Pinto dem Gevatter Janu, mit dem er einen Rechtsstreit wegen des Feigenbaumes im Gemüsegarten hatte, jedesmal vor: „Natürlich, Ihr seid ja der Räuber aus der ‚Flucht nach Egypten‘.“

Mit dem Textbuch in der Hand bemühte sich Don Angelino hinter dem Vorhang, dem Massaro Nunzio zu wiederholen:

„Eitel, o Weib, ist Dein Flehen, ich kenne kein Erbarmen. Erbarmen kenne ich nicht. Ihr kommt dran, Gevatter Janu!“ . . . Die beiden Schurken trieben es nämlich so weit, daß sie sogar ihre Rolle vergaßen; eine solche Menschensorte war Das.

Die Mutter Maria hatte gut flehen und sie beschwören, in der Zuschauermenge murmelte man dennoch: „Gevatter Nunzio spielt den Dummkopf, weil er als Heilige Jungfrau verkleidet ist. Sonst würde er mit dem Messer, das er in der Tasche trägt, die Beiden ja mit Leichtigkeit ins Bockshorn jagen.“

Als aber schließlich der Heilige Joseph mit seinem schönen weißen Baumwollbart die Bühne betrat und seine Frau inmitten eines Waldes suchte, der ihm bis an die Brust reichte, war kein Halten mehr unter der Menge, denn Räuber, Madonna und Heiliger Joseph waren einander so nah, daß sie sich mit den Händen hätten greifen können, wenn das Mysterium eben nicht gewollt hätte, daß sie hinter einander herlaufen mußten, ohne sich zu erreichen. Darin bestand aber gerade das Wunder. Wenn es den Straßenräubern gelang, die Madonna und den Heiligen Joseph einzufangen, dann würden die Beiden und das Christuskind obendrein zu Brei zerschlagen werden... Himmel! Das war ja gar nicht auszudenken!

Der Gevatterin Filippa, deren Mann auf die Galeere geschickt war, weil er seinen Nachbarn, der ihm die indischen Feigen stahl, mit der Hacke totgeschlagen hatte, rannen die Thränen wie ein Bächlein herab, als sie sah, daß der Heilige Joseph ärger als ein Kaninchen verfolgt wurde. Sie dachte, wie ihr Mann athemlos, die Gendarmen an den Fersen, in die Hütte auf dem Weinberge mit den Worten zu ihr hereingestürzt war: „Gieb mir einen Schluck Wasser, ich kann nicht mehr.“ Dann hatten sie ihn gefesselt, wie Jesus im Garten, und ihn in den vergitterten Kerker gesperrt, um ihm den Prozeß zu machen; da waren die Haare ihm nach so vielen Monaten der Gefangenschaft wie ein grauer Wald gewachsen; sie sah ihn noch vor sich, wie er, die Mütze in der Hand, den Richtern und Zeugen zuhörte, sah noch sein von der Kerkerluft gelbes, verzehrtes Gesicht. Und als er über das Meer fort sollte, der Aermste, so weit weg, wie er nie gewesen war, als er, den Stempel auf der Schulter, mit seinen Leidensgefährten auf der Galeere angekettet war, auf der sie so dicht wie die Zwiebeln neben einander schlafen, da hatte er sich mit dem aschfahlen Antlitz noch ein letztes Mal nach ihr umgewandt, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Denn vom Meere kommt Keiner wieder und sie hat auch nie mehr von ihm gehört. „Du, Du allein weißt es, wo er jetzt weilt, schmerzensreiche Mutter!“ murmelte die Wittwe des Lebenden auf den Knien liegend und für den Aermsten betend, den sie in weiter Ferne im Nebel vor sich zu sehen glaubte. Sie allein konnte mitfühlen, welche Angst der Madonna in dem Augenblick das Herz zusammenschnüen mochte, da die Räuber nah daran waren, den Heiligen Joseph an seinem Mantel zu ergreifen.

„Jetzt achtet auf Josephs Begegnung mit den Räubern!“ sagte Don Angelino, während er sich den Schweiß mit dem Taschentuch abwischte. Und Trippa, der Schlächter, schlug auf die große Kesselpauke — Bum! Bum! Bum! —, um anzudeuten, daß die Räuber mit dem Heiligen Joseph ins Handgemenge gerathen seien. Die Gevatterinnen begannen zu kreischen und die Andern hoben

Steine auf, um sie den beiden Schurken Janu und Gevatter Cola ins Gesicht zu schleudern; dabei schrieen sie: „Laßt den Patriarchen Joseph in Ruhe! Henkersknechte, die Ihr seid!“ Und Massaro Nunzio brüllte auch mit, aus Angst, sein Bettvorhang möchte durchlöchert werden. Da steckte Don Angelino den Kopf aus seiner Höhle — seinen Bart hatte er acht Tage lang nicht rasirt — und mühte sich ab, sie mit Handbewegungen und Worten zu beruhigen: „Laßt sie! laßt sie! So steht es ja doch im Stück.“

Ein schönes Stück, das er da geschrieben hatte! Und er rühmte sich obendrein, das Alles selbst erfunden zu haben. Freilich, er hätte Christus mit seinen eigenen Händen ans Kreuz geschlagen, um sich an ihm die drei Tarì für die Messe zu verdienen. Oder hatte er Gevatter Rocco, einen Vater von fünf Kindern, etwa nicht ohne das geringste Leichenbegängniß einscharren lassen, weil er nichts aus ihm herausziehen konnte? Dort, unter dem Gemäuer der Kirche, am Abend; und so finster war es gewesen, daß man beim Hinabsenken der Bahre in die Gruft nicht einmal sehen konnte, wie er drunten für die Ewigkeit gebettet lag. Und hatte er dem Onkel Menico sein Häuschen nicht nehmen lassen, weil es auf Grund und Boden der Kirche stand und eine Abgabe von zwei Tarì jährlich darauf lastete, die der Onkel Menico nie zu bezahlen vermocht hatte? Als der Arme froh sein Häuschen baute, zu dem er die Steine mit seinen eigenen Händen herbeischleppte, kam es ihm nicht in den Sinn, daß der Pfarrer es ihm eines Tages wegen dieser Abgabe von zwei Tarì zwangsweise abkaufen lassen werde. Zwei Tarì jährlich: Das ist ja am Ende nicht so schlimm! Die Schwierigkeit besteht nur darin, sie am Tage, wo sie fällig sind, beisammen zu haben, und Angelino antwortete ihm achselzuckend: „Was kann ich dafür, lieber Bruder im Herrn? Es ist nicht mein Eigenthum; es ist Kirchengut.“

„Gerade wie Meister Calogero, der Küster, der stets wiederholte: ‚Diene dem Altar, denn der Altar ernährt Dich, —‘“ meinte er. In diesem Augenblick hing er am Glockenstrang und läutete, was er konnte, während Trippa auf die Kesselpauke schlug und die Frauen aus Leibeskräften brüllten: „Ein Wunder! Ein Wunder!“

Vor diesem Anblick tauchte dem Onkel Giovanni jedesmal in späteren Jahren eine Erinnerung auf, bei der sich ihm die grauen Haare sträubten. Genau ein Jahr nachher, Tag um Tag, am Abend vor dem Charfreitag, hatten Nanni und Meister Cola sich nachts auf dem selben Fleck getroffen; es war heller Ostermondschein und man konnte auf dem Platze sehen wie am Tage. Nanni hatte sich hinter dem Glockenthurm an die Mauer gedrückt, um herauszubekommen, wer zu Gevatterin Venera gehe. Er hatte gegen sie Verdacht geschöpft, weil er schon öfter Jemand durch das Gitter des Gemüsegartens hatte schlüpfen sehen.

„Wer war bei Dir? Besser, Du sagst mirs! Wenn Du einen Anderen liebst, dann gehe ich meiner Wege und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Aber weißt Du, diese Dinger auf dem Kopfe, die will ich nicht tragen!“

Sie schwor bei der Seele ihres Mannes, es sei nicht wahr, rief den Herrgott und die Madonna, die über dem Bette hingen, zu Zeugen an und küßte mit gefalteten Händen den Rock aus himmelblauem Kattun, den sie Gevatter Nanni geborgt hatte, um die Maria zu spielen.

„Ueberlege Dirs wohl! denke daran, was Du mir sagst!“ Er wußte ja

nicht, daß die Venera sich in Meister Cola verliebt hatte, nachdem er als Räuber im Mysterium mit dem Schafwollbart aufgetreten war. „Gut," dachte er dann, „jetzt muß ich dem Karnickel wie ein Jäger auflauern, um mich selbst von der Sache zu überzeugen."

Die Frau hatte zu dem Anderen gesagt: „Hütet Euch vor Gevatter Nanni. Der sieht mich jetzt so sonderbar an und schaut so lauernd in jeden Winkel wie Jemand, der nichts Gutes sinnt!"

Dem Cola lag seine Mutter zur Last, die von seiner Hände Arbeit lebte, und er wagte deshalb nicht mehr, zu Gevatterin Venera zu gehen. Das ging einen, zwei, auch drei Tage so hin, bis der Teufel ihn in Gestalt des Mondenlichtes verlockte; das schien durch das Fenster ihm hell aufs Bett und ließ ihn die leere Straße und die Thür der Wittwe erkennen, die sich am anderen Ende des Platzes gegenüber dem Glockenthum befand, in dessen Schatten Nanni wartete; sonst aber erglitzerte rings umher Alles in silbernem Lichte und in der großen Stille der Nacht hörte man alle Viertelstunden die Thurmuhr von Viagrande und das Trappeln der Hunde, die schnüffelnd in allen Ecken umherliefen und mit der Schnauze den Kehricht durchstöberten. Endlich hörte man einen Schritt sacht an der Mauer einherschleichen und an Veneras Thür halten, dann ein leises Klopfen, erst einmal, dann noch einmal, endlich ein Bischen lauter und heftiger, wie Einer klopft, dessen Herz vor Begierde und Angst schlägt, — und auch Nanni fühlte dies Klopfen in seiner Brust. Jetzt öffnete sich ganz behutsam die Thür, eine Spalte, die noch dunkler war als der Schatten, entstand und man vernahm einen Flintenschuß.

Meister Cola stürzte mit dem Ruf zu Boden: „Mutter! Sie töten mich!"

Niemand sah und hörte Etwas davon, — aus Furcht vor der „Gerechtigkeit"; sogar Gevatterin Venera behauptete, sie habe geschlafen. Nur der Mutter stand das Herz still, als sie den Schuß hörte, und sie stürzte so, wie sie war, hinaus, um Cola vor der Thür der Wittwe aufzuheben.

Jammernd rief sie: „Mein Sohn! mein Sohn!" Die Nachbarn kamen mit Lichtern herbei, nur gerade die eine Thür, vor der er lag, blieb verschlossen und die verzweifelte Mutter stieß Verwünschungen aus:

„Schändliche! Du hast mir den Sohn hingemordet."

Auf den Knieen vor dem Bett des Verwundeten flehte die arme Mutter mit gerungenen Händen, mit trockenen Augen, einer Verrückten gleich: „Herr Herr! Mein Sohn ... Herr!" ... Ach! welch trauriges Ostern hatte der Herr ihr bereitet! Gerade am heiligen Charfreitag, während die Prozession mit Trommelwirbel, Don Angelino mit der Dornenkrone an der Spitze, vorüberkam! Wie dunkel war es in jenem Hause! Und von der offenen Thür aus erblickte man die Sonne und die herrlichen Saaten, denn in diesem Frühling hatten die Leute nicht nöthig, Gott um ein fruchtbares Jahr zu bitten, und überließen es Don Angelino allein, sich die Schultern mit der Geißel wund zu schlagen. Sie hatten deshalb auch dem Küster gedroht, als er wieder angeblich für das Mysterium Holz holen wollte, ihm Arme und Beine mit Steinwürfen zu zerschlagen, wenn er sich nicht schleunigst aus dem Staube mache. Nur in ihrem Hause weinte man: gerade jetzt, wo alle Anderen fröhlich waren! Nur in ihrem Hause! Regunglos wie ein Stein, mit einem Schlage elend, verfallen, abgemagert: so lag

sie vor dem armsäligen Bett. Die grauen Haare hingen ihr in Strähnen wirr über das Antlitz. Und sie hörte und sah nichts von all den Leuten, die sich aus Neugier in Schaaren in das Zimmer drängten. Sie sah nur die eingesunkenen Augen, die weiße, spitze Nase ihres Sohnes. Man hatte ihr auch den Arzt gerufen, hatte Gevatterin Barbara kommen lassen, damit sie den Kranken bespreche, und die arme Mutter hatte sich drei Tarì von der Seele gerissen, um von Don Angelino eine Messe für ihn lesen zu lassen. Der Arzt schüttelte den Kopf. „Hier muß etwas Besseres helfen als Don Angelinos Messe," sagten die Gevatterinnen, „hier bedarf es der geweihten Watte Bruder Lanzios, des Eremiten, oder der Kerze der Madonna von Valverde, die überall Wunder thut."

Mit der geweihten Watte auf der Brust und der Kerze vor dem fiebergelben Antlitz, lag der arme Kranke; er riß die eingesunkenen Augen weit auf, schaute von einem der Nachbarn zum anderen und versuchte mit bleichen Lippen, seiner Mutter zuzulächeln, um ihr begreiflich zu machen, daß ihm jetzt, mit der wunderthätigen Watte auf der Brust, wohler sei. Er nickte leise bejahend mit dem Kopfe, mit dem traurigen Lächeln der Sterbenden, die behaupten, sich wohler zu fühlen. Der Arzt sagte, er werde die Nacht nicht überleben. Und Don Angelino, der sein Geschäft nicht in Verruf bringen wollte, wiederholte: „Um Wunder zu erleben, dazu muß man Glauben haben. Wo kein Glaube ist, da ists gerade so, wie wenn man einem Esel den Kopf wüsche. Die Heiligen, die Reliquien, die geweihte Watte: solche Dinge helfen nur Dem, der da glaubt."

Die arme Mutter hatte so viel Glauben, daß sie die Heiligen und die Madonna mit „Du" anredete und zu der geweihten Kerze mit fest zusammengepreßten Zähnen sagte: „Herr! Herr! Nicht wahr, Du wirst mir gnädig sein? Du wirst ihn mir lassen, meinen Sohn, o Herr!"

Und der Sohn hörte aufmerksam zu, die Augen starr auf die Kerze gerichtet, und versuchte zu lächeln und zustimmend mit dem Kopfe zu nicken.

Das ganze Dorf war wie toll darauf, die Nummern herauszufinden, die ein solcher Unglücksfall im Lottospiel zu bedeuten habe. Aber nur Frau Venera gewann auf eine solche Doppelnummer. Trotzdem mußte sie das Dorf verlassen, denn Niemand wollte ihr mehr Brot oder Oel verkaufen und man nannte sie allgemein: „Die Exkommunizirte."

Auch Gevatter Janu mußte lange zwischen den Feldern und Zäunen umherirren. Als aber mit dem Winter die Hungerszeit herannahte, hatten sie ihn in einer Nacht bei den ersten Häusern des Dorfes gepackt, wo er den Knaben erwartete, der ihm heimlich Brot brachte. Sie machten ihm den Prozeß und schickten ihn zusammen mit dem Mann der Gevatterin Filippa über das Meer . . .

Hätte er nur nie daran gedacht, den Rock der „Exkomunizirten" anzuziehen, um die Heilige Jungfrau darzustellen!

Catania. Giovanni Verga.

Lassalle.

Für uns Deutsche sind die Namen Marx und Lassalle noch heute eng verbunden. Das ist für Lassalle sehr ungünstig, denn seine energische, weitblickende und staatsmännisch sehr begabte Persönlichkeit verliert natürlich ungemein neben einem so genialen Manne wie Marx. Er hat ein großes Können und ein noch größeres Wollen gehabt; aber sein Können verblaßt neben der merkwürdigen Synthese von Philosophen, Gelehrten und Staatsmann in Marx und sein doch sehr oft durch allzu persönliche Ziele getrübtes Wollen neben der kalten, unpersönlichen Sachlichkeit eines Mannes, der Ursache genug zu einem Selbstbewußtsein hatte, das ihn über persönliche Eitelkeit erheben konnte. Lassalle ist ganz Revolutionär des alten Stils: ein glühendes Temperament, Poseur, Mann der Aktion à tout prix, Volksredner, Pathetiker, Intriguant und voll naiven Glaubens an die unmittelbaren Resultate politischer Thätigkeit. Diesen Eigenschaften hat er seine Erfolge und seine historische Stellung zu danken. Wir Modernen denken kälter und skeptischer als die heißblütigen Leute von damals, weil wir durch die gute Schule einer vertieften Geschichtbetrachtung gegangen und deshalb geneigt sind, solche Personen wie Lassalle recht gering einzuschätzen. Sie erscheinen uns als die Subalternen der Weltgeschichte, die nur gegebene Kommandos mit großem Muth und Selbstbewußtsein ausführen, aber nicht mit ruhigem Feldherrnblick die Entwickelung verfolgen, die den ihr vorgezeichneten Lauf geht. Zeiten mit mehr Wollen und weniger Denken und Wissen werden vielleicht wieder anders urtheilen; die Veränderungen im Werthen gehen ja bei uns recht schnell vor sich.

Die Grundlage des marxischen Denkens und Handelns ist die Oekonomie. Lassalle hat von Marx durch persönlichen Verkehr und durch Schriften, namentlich durch das „Kommunistische Manifest", diesen Grundgedanken erhalten, aber er hat ihn sich nicht völlig angeeignet. Wenn man genauer zusieht, so findet man, daß Lassalle Alles auf politische und rechtliche Kategorien zurückführt, auf die ideologischen Konsequenzen der materiellen Verhältnisse. Und hier ist der Punkt, der seine Stellung zu allen Fragen bestimmt. Bei Marx finden wir die Stellung der Bourgeoisie in den realen Verhältnissen begründet und den modernen Staat lediglich als selbstverständlichen Ausdruck dieser Stellung aufgefaßt. Der Kapitalist ist Besitzer der Produktionmittel, der Arbeiter Besitzer der Arbeitkraft. Beide können, ohne mit einander zu kontrahiren, nichts mit ihrem Besitz anfangen. Nur ist der Arbeiter, der leben muß, genöthigt, seine Waare um jeden Preis loszuschlagen, während der Kapitalist abwarten und sie kaufen kann. Dieser Umstand giebt ihm seine Ueberlegenheit und bestimmt alles Weitere. Bei Lassalle finden wir als letzten Grund juristische und politische Privilegien. Deshalb hat er auch den Unterschied zwischen feudaler und moderner Gesellschaft nicht verstanden. Das hauptsächlichste dieser Privilegien ist für ihn das Censuswahlsystem, mit dessen Hilfe die Bourgeoisie die Herrschaft im Staat erlangt hat. Hier sieht man den Faden, der zur Eroberung des allgemeinen Wahlrechtes, zur Unterhandlung mit dem preußischen Staat, der mit der Bourgeoisie gerade im Konflikt lag, und zur Produktivassoziation mit Staatshilfe führt. Lassalle weiß nicht, daß es sich nicht darum handelt, den Arbeitern den vollen Arbeitertrag zu verschaffen, indem man den Empfänger des Unternehmerge-

winnes und den des Arbeitlohnes in einer Person vereinigt und eine neue Art der Distribution der Arbeitprodukte schafft, sondern daß die Art der Produktion geändert werden muß. Mit Proudhon und Rodbertus verkennt er die Bedeutung der Krisen, die er nicht aus der anarchischen Produktionweise, sondern aus dem Mißverhältniß der Produktivität der Arbeit zum Lohn herleitet.

Wenn der Staat das Geld für die Produktivgenossenschaften den Arbeitern überläßt, so ist ja die ganze Frage einfach beantwortet: die Arbeiter, die Besitzer der Arbeitkraft, haben jetzt auch die Produktionmittel zur Verfügung; sie brauchen nicht mehr für einen Lohn, der niedriger ist als der Werth ihres Arbeitertrages, bei dem Kapitalisten zu arbeiten, sondern sie sind ihre eigenen Kapitalisten. Natürlich wird der heutige Klassenstaat, der Staat des Censuswahlsystems, in dem die Bourgeoisie die Herrschaft hat, nie einen solchen Schritt thun, durch den ja die Bourgeoisie ihre eigene Existenz vernichten würde. Deshalb ist es nöthig, für die Arbeiter das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu erringen. Das geschieht dadurch, daß sich die Arbeiter eine politische Organisation geben, eine eigene, von der bürgerlichen Fortschrittspartei selbständige Partei bilden, die mit möglichst imposanten Mitgliederzahlen aufmarschiren kann; ein zweites Mittel sah er in einem politischen Intriguenspiel mit dem preußischen Ministerpräsidenten. Bismarck hat später selbst einmal erklärt, ernsthafte Transaktionen mit Lassalle seien ganz aussichtlos gewesen, weil er keine Macht hinter sich hatte, die zu gewinnen lohnte. Das war freilich richtig; Lassalle war nur ein General mit sehr wenigen Soldaten. Doch hatte die Partei eine große Zukunft vor sich, die Bismarck wohl voraussah, und mit einer werdenden Macht zu paktiren, ist für den Paktirenden, der sich bereits in sicherer Position befindet, immer vortheilhaft; außerdem machte es doch einen nicht zu unterschätzenden moralischen Eindruck, wenn plötzlich im Rücken der verängstigten Fortschrittspartei eine — wenn auch nur kleine — Partei entstand, die ihr den Nimbus bestritt, daß sie das Volk vertrete.

Politische Intriguen haben nur da Erfolg, wo die Entscheidung in den Händen Weniger liegt. Bei einer Partei, die ihrer Natur nach ganz streng demokratisch sein mußte, war mit der politischen Intrigue auf die Dauer nicht zu arbeiten. Der erbitterte Kampf Lassalles gegen die Fortschrittspartei war zu einem Theil ein Ausfluß seiner Intrigue. Er wußte ganz genau, daß, wenn die Fortschrittspartei erst unterlegen war, sein „sittlicher Staatszweck" eben so wenig erfüllt wurde wie vorher. Sein naiver Plan war wohl, den tertius gaudens zu spielen, Bismarck zu überzeugen, daß die Arbeiter ihm gegen die Bourgeoisie folgen würden, um ihn dahin zu bringen, das allgemeine und gleiche Wahlrecht zu octroyiren. Hätte er das, so würde er die Maske abwerfen. Wenn Lassalle länger gelebt hätte, so würde als das Resultat dieses Planes Das erfolgt sein, was sein Nachfolger Schweitzer erfahren mußte. Die Arbeiter, die ganz instinktiv in allen Dingen vorwärts streben und deshalb auch die Fortschrittspartei in ihren liberalen Forderungen unterstützen mußten, würden schließlich mißtrauisch geworden sein, Verrath gewittert und ihn verlassen haben. Und wie Alles die Sozialdemokratie, nachdem sie einmal als Partei konstituirt war, zwang, mit offenen Karten zu spielen, also ganz offen politisch noch weiter nach links zu rücken als die Fortschrittler, diesen nicht in den Rücken zu fallen, sondern sie

zu schieben, so verblaßte auch die ökonomische Forderung der Staatshilfe für Produktivgenossenschaften allmählich.

Nur allmählich. Die Einfalt der Bourgeoisie, die hinter dieser Forderung die soziale Revolution fürchtete, während in Wirklichkeit ihre Erfüllung die Arbeiter in die Irre geführt hätte, gab ihr ein unverdientes Relief. Wenn man den Arbeitern die geforderten paar tausend Thaler gegeben hätte, so hätten sie eine Anzahl Genossenschaften gegründet, von denen der größte Theil nach kurzem Bestehen Bankerott gemacht hätte und einige sich zu einer Art kleiner Aktiengesellschaften herausgebildet hätten. Die Arbeiter wären sehr enttäuscht gewesen und erst viel langsamer zu ihrem heutigen Radikalismus gekommen. Aber da ihnen die Produktivgenossenschaften verweigert wurden, so blieben sie das Feldgeschrei, selbst als die Partei immer entschiedener revolutionär geworden war.

Man ist bei Lassalle immer in der eigenthümlichen Lage, daß man sich fragen muß, ob man auch seine wahre Meinung gefaßt hat oder nur eine diplomatisch vorgeschobene. So sehr das bis jetzt dargestellte Gedankensystem logisch zusammenhängt und seine letzten Wurzeln in seinen unbestrittenen Ueberzeugungen hat, ist man doch zu dem Zweifel berechtigt, ob er wirklich an die Utopie der Produktivgenossenschaft geglaubt hat oder ob er im Stillen das Programm von Marx: Vergesellschaftung der Produktionmittel, gesellschaftliche Produktion und Konsumtion, hatte. Vielleicht nahm Lassalle an, daß der Kommunismus zu weit gehe, auf der einen Seite zu viele Vorurtheile verletze, auf der anderen Seite erst in einer so späten Zeit praktisch realisirbar sei, daß er als Ziel keinerlei politische Begeisterung erwecken könne; die Produktivgenossenschaften wären ihm dann nur Agitationsstoff gewesen. Manches, namentlich in seinen Briefen, deutet darauf hin und eine solche Diplomatie würde auch ganz mit seinem sonstigen Wesen übereinstimmen. Aber am Besten thut man wohl, wenn man annimmt, er sei sich über diesen Punkt selbst nicht klar gewesen. Er hatte sehr viel die französischen Sozialisten studirt, die nur den vollen Arbeitertrag verlangten und die auf das Kapital entfallende Quote des Produktenwerthes als Diebstahl am Arbeiter brandmarkten. Diese Idee war ausgegangen von der Lehre der klassischen Oekonomie, zuletzt geprägt von Ricardo, daß nur die menschliche Arbeit werthbildend sei, daß aller Werth sich schließlich in Arbeit auflöse, daß das vom Arbeiter geschaffene Werthquantum sich spalte in Arbeitlohn und „Profit" und daß die auf den Arbeiter in Form des Arbeitlohnes entfallende Quote bestimmt werde durch die Unterhaltskosten des Arbeiters, — das von Lassalle so getaufte „eherne Lohngesetz". Außer den Sozialisten hatte er auch diese klassischen Oekonomen studirt. Dazu kam seine Meinung, daß die Macht der Bourgeoisie auf einem politischen Privilegium beruhe. Da mußte sich ihm der so naheliegende Gedanke wohl aufdrängen, das ganze Uebel rühre nur daher, daß der Arbeiter um einen Theil eines Arbeitertrages vom Kapitalisten betrogen werde, und man könne es aufheben, wenn man dem Arbeiter den wahren Werth seiner Arbeit, seinen vollen Arbeitertag, verschaffe.

Nun hatte er die persönliche wie literarische Einwirkung von Marx durchgemacht. Er hatte Marxens Schrift gegen Proudhon gelesen, wo zum ersten Mal die Verkehrtheit dieser Anschauung nachgewiesen wurde. Aber er hatte auch das „Kommunistische Manifest" von Marx gelesen, worin seine Auffassung von

den Grundlagen der bestehenden Gesellschaftordnung widerlegt wurde. Und trotzdem er Manches aus ihm herausgenommen hatte, was in seinen Gedankenkreis paßte, wie die selbständige politische Rolle der Arbeiterpartei, blieb er doch im Grunde stets auf seiner eigenen Meinung. So wird man auch seine ökonomische Anschauung auffassen müssen: trotzdem er Manches von Marx herübergenommen hat, ist die Grundlage doch nicht marxistisch.

Wie soll man sich Das bei einem so klaren Kopf wie Lassalle erklären? Es ist begreiflich, daß ein Dilettant in diesen Dingen nicht von selbst auf die Kritik dieser moralisirenden französischen Sozialreform kommen konnte; aber nachdem Marx ihm die wunde Stelle gezeigt hatte, mußte er sie doch wohl sehen. Wenn man annimmt, daß nicht bloße Diplomatie vorliegt, so muß man diese auffallende Erscheinung durch ein psychisches Bedürfniß erklären. Lassalle war ein Mann der Handlung und des Pathos. Ihm war nicht mit einer unpersönlichen Entwickelung gedient; er mußte einen persönlichen Feind haben, den Bourgeois, der den armen, auf Grund des ehernen Lohngesetzes zu ständigem Hunger verurtheilten Arbeiter um den größten Theil seiner Arbeit betrog. Er hatte hier ein Bedürfniß nach Unklarheit.

In seiner Grundauffassung stimmt er durchaus mit Rodbertus überein. Auch für Rodbertus liegt das Problem lediglich in der Theilung des Arbeitproduktes zwischen Arbeiter und Kapitalisten; aber da er nicht Radikaler ist, klagt er die Theilung nicht als eine Ungerechtigkeit und als einen Diebstahl an, sondern er verlangt nur, daß der Arbeitlohn mit der steigenden nationalen Produktivität der Arbeit mitsteigt; heute, bei dem sich selbst überlassenen Verkehr, bleibe er immer nur auf dem Niveau des nothwendigen Unterhaltes und steige allein die auf das Kapital entfallende Quote des Arbeitertrages, wodurch dann die Krisen hervorgerufen würden. Die bessere Theilung will er durch seinen Normalwerkarbeitstag erreichen, für den unter der Autorität des Staates in jedem Gewerk der Lohnsatz festgesetzt, periodisch revidirt und je nach der inzwischen erfolgten Produktivitätsteigerung erhöht werden müsse. Der einzige Unterschied zwischen Rodbertus und Lassalle ist zunächst also nur der, daß Lassalle den ganzen Arbeitertrag für den Arbeiter verlangt und daß Rodbertus die heute bestehende Theilung in eine Quote für den Unternehmer und eine für den Arbeiter beibehalten will, aber so, daß die Quote des Arbeiters steigt. Praktisch würde der Unterschied nicht groß sein, da bei Rodbertus die auf die Unternehmer entfallende Quote die von diesen zu leistende Arbeit bezahlt, die ja bei Lassalle ebenfalls nöthig ist und auf andere Weise, wahrscheinlich von den Arbeitern direkt, entlohnt werden muß.

Der wichtige Unterschied kommt erst bei den praktischen Vorschlägen, welche die beiden Utopisten zur Durchführung ihres Planes machen. Rodbertus hat seinen Werkarbeitstag, Lassalle seine Produktivgenossenschaft. Hinter dem Vorschlag von Rodbertus steckt die Bureaukratie, hinter dem von Lassalle die Demokratie. Rodbertus, der in wirthschaftlichen Dingen viel erfahrener war und viel schärfer sah als Lassalle, hielt jedes Kollektiveigenthum für bedenklich. Es kam hinzu, daß seine Lebensumstände ihn besonders mit einer bestimmten Kategorie von Arbeitern bekannt gemacht hatten, den preußischen Landarbeitern, für die eine bureaukratische Regelung ihrer Verhältnisse offenbar geeigneter war als eine demokratische und freiheitliche. Die Vorstellung vom Staat, als etwas Unper-

sönlichem, ohne Haß und Liebe nach objektiven Normen Verfahrendem, hatte er mit Lassalle gemein. So lag ihm der Gedanke sehr nah, daß ein verständiges Bureaukratenthum nach sorgfältiger statistischer Prüfung periodisch die auf die beiden Klassen entfallenden Portionen bestimmen könne und daß sich die Gesellschaft mit diesem patriarchalisch-orientalischen Walten der Beamten zufrieden erklären werde. Deshalb hielt er auch die Agitation für das allgemeine und gleiche Stimmrecht für verfehlt. Er war weitherzig genug, das Streben der Arbeiter nach ihm zu verstehen und sogar zuzugeben, daß es „über sehr kurz das gemeinpolitische Recht Europas werden würde," hielt ihnen aber entgegen, daß sie in Frankreich schlechte Erfahrungen damit gemacht hatten. Es gebe ferner unter den Freunden des allgemeinen Stimmrechtes Gegner und unter seinen Gegnern Freunde ihrer sozialen Absichten. Die Freunde würden sie durch die Stimmrechtsagitation abschrecken, dafür aber ihre gefährlichsten Feinde ins eigene Lager ziehen.

In diesem Punkt entscheidet es sich, daß Lassalle eine welthistorische Persönlichkeit geworden ist und Rodbertus, der tiefere Geist und konsequentere Denker, keinerlei Bedeutung gewinnen konnte. Die geschichtliche Rolle Lassalles wird durch den Vergleich mit Rodbertus klar. Die gesellschaftliche Umwälzung, vor deren erstem Stadium man damals stand, erforderte die selbständige politische Aktion der Arbeiterklasse. Lassalle konstituirte die Arbeiter als selbständige politische Partei mit eigenen Zielen. Zwar war das ökonomische Ziel eine reine Utopie, zwar bewegte sich die politische Taktik, naiv oder aus übel angebrachter Diplomatie, in durchaus falschen Bahnen; aber das Eine wenigstens war damals geschichtliche Nothwendigkeit: die Formirung einer selbstbewußten Arbeiterpartei.

Eine so glänzende Persönlichkeit Lassalle gewesen sein mag: Das, was er geistig geleistet hat, würde ihm durchaus nur eine Stelle unter den Vielen sichern, und zwar, da es sich im Wesentlichen um Reproduktion schon vorhandener, ja, in den Hauptstücken schon überholter Ideengänge handelt, durchaus nicht eine der besseren Stellen. Was ihn hebt, ist lediglich der Umstand, daß sein Wirken mit geeigneten historischen Bedingungen zusammenfiel. Ein Geist wie Marx würde unter allen Umständen die selbe Bedeutung haben, die er jetzt hat, denn seine Bedeutung liegt in ihm; die Bedeutung Lassalles liegt wesentlich in seiner Zeit. Hätte er länger gelebt, so würde er das Bild von der großen Persönlichkeit, das sich in der Schaar seiner Anhänger von ihm gebildet hat, selbst vernichtet haben. Schweitzer, kein geringer Mann und in Vielem Lassalle ebenbürtig, in Vielem ihm vielleicht sogar überlegen, hat sehr schlecht abgeschnitten, — und er hat doch nur lassallische Politik getrieben.

Auch darin, wie in Allem, war Lassalle das Kind einer jetzt versunkenen Zeit, daß er so heiß nach Ruhm rang. Unser größeres soziologisches Wissen und Verstehen hat eben so sehr die Höhen der Menschheit erniedrigt wie die Tiefen erhöht. Die naive Heldenverehrung früherer Zeiten ist heute nicht mehr möglich; nur noch die große Masse braucht Halbgötter und etwa jene wenigen fein Organisirten, denen das verständige Erwägen zu leer erscheint und die eine seelische Nothwendigkeit fühlen, gemüthlich zu werthen. Und selbst hier ist Lassalle das Geschick gütig gewesen. Sein Name wurde noch zu heroischer Bedeutung hinaufgeschraubt, von seinen Feinden sowohl wie von den Arbeitern, unter denen sogar eine Art Barbarossasage über ihn aufkam. Dr. Paul Ernst.

Selbstanzeigen.

Das Buch Jesus (Die Urevangelien, neu nachgewiesen, neu übersetzt, geordnet und aus den Ursprachen erklärt von Wolfgang Kirchbach.

Sehr verehrter Herr Harden,

Als Sie im Juni dieses Jahres die Selbstanzeige meines Werkes „Was lehrte Jesus" wünschten und veröffentlichten, war kaum vorauszusehen, daß ein so großes Interesse der weitesten Kreise im Publikum und in der Tagespresse sich für diese Forschungen einstellen würde. Am Wenigsten hatte ich auf die Beachtung der Theologen gerechnet. Aber auch sie sehen sich genöthigt, Stellung zu nehmen, und man darf wohl bereits von zwei Lagern innerhalb unserer Theologenschaft reden, von denen das eine mit Brand und Schwert gegen meine Jesusforschungen wüthet, während das andere mit einer Zustimmung und einem Feuer für die Sache eintritt, die mich sehr überraschen und für die Zukunft begründete Hoffnung erwecken, daß man in unseren Kirchen einst nicht mehr die Lehren des Paulus, sondern die unendlich höheren, für unsere Zeit erst verständlichen Lehren Jesu selbst vernehmen wird. Schon kurz nach dem Erscheinen meines grundlegenden Werkes mehrten sich die Zuschriften an mich, die das Lehrsystem Jesu, wie es in dem Werke „Was lehrte Jesus" sich zuletzt mit mehr hypothetischer Wahrscheinlichkeit darstellte, auch in Wirklichkeit und sozusagen in dem beschriebenen, künstlerischen Aufbau selbst zu sehen verlangten. Von mehreren Seiten wurde hierzu direkt der Vorschlag eines modernen Jesus-Katechismus gemacht, der nach der Weise des Großen Katechismus Luthers die Konsequenzen meiner Uebersetzungen und vor Allem meiner Nachweise der Echtheit aller Jesusworte im Johannes-Evangelium ziehen sollte. Allgemein war die Ansicht, daß ein solches Werk möglichst volksthümlich und möglichst wohlfeil sein müsse. Da diese Wünsche meinen Absichten nur entgegenkamen und bereits große Vorarbeiten vorlagen, so konnte im Laufe dieses Sommers „Das Buch Jesus" entstehen, in dem die Leser mehr als 160 Lehrdichtungen Jesu in einer neuen Uebersetzung auf Grund eines genauen Studiums des Sprachgebrauches der Evangelien finden. Die Tiefe und Herrlichkeit dieser Lehrgedichte, ihre poetische Schönheit zu preisen, überlasse ich Denen, die das Bedürfniß haben, sich in die Lehre des großen Nazareners hineinzuarbeiten an der Hand des philologischen und philosophischen Leitfadens, den das neue „Buch Jesus" bietet. Auch dem Wunsche nach einem „Leben Jesu" bin ich nachgekommen, so weit die Ergebnisse meiner Forschungen eine solche Biographie überhaupt noch zulassen. Denn nicht das „Leben", sondern die Lehre Jesu ist uns erhalten geblieben in den Schriften der Synoptiker und in den 56 tiefsinnigen Lehrdichtungen, die durch das Johannes-Evangelium als ursprünglich dritter Theil der Lehre Jesu uns überliefert sind. Mit diesem „Buche Jesus" ist gleichzeitig der faktische Beweis für m eine Anschauungen über das Johannes-Evangelium geliefert. Ich habe es vorgezogen, statt mich polemisch mit der Partei Derer auseinanderzusetzen, die den johanneischen Jesus für unecht halten, einfach jene 56 Lehrdichtungen selbst zu geben, aus denen sich die Reden des johanneischen Jesus zusammensetzen. Den Schlüssel aber zum richtigen Verständniß hat der Nazarener uns selbst hinterlassen an einer Stelle Evang. Joh. 8, 25, wo auf die Frage, wer denn nun eigentlich

dieser Sprecher sei, erklärt wird: „Das an sich (überhaupt), was auch immer ich Euch sage.“ Diese Stelle ist bisher ausnahmelos falsch übersetzt worden. Das Wörtchen (την ἀρχην) heißt nicht „von Anfang her“, nach dem Sprachgebrauch des Johannes sowohl wie der griechischen Sprache. Es bedeutet vielmehr unser „überhaupt“, „an sich“. Hierin, wie in meinen anderen Uebersetzungen, überlasse ich es den Philologen und Theologen, mir die Nüsse nachzuknacken, die ich zum Unterschiede von Luther, dem trefflichen Weizsäcker und Anderen bei meiner Uebersetzung geknackt habe. Die Philosophen werden ja in der Hauptsache mir zustimmen. Wer so fleißig ist, wie ich fleißig gewesen bin, wird am Ende seiner Nachforschungen mindestens gestehen müssen, daß keine meiner Uebersetzungen „unbelegt“ geblieben ist. Daß ich mein wissenschaftliches Material hierzu nicht in seinem ganzen Umfange für ein volksthümliches Buch herauszugeben hatte, liegt ja wohl in der Natur der Sache.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

Keine Sühne. — Der Frauenkongreß. Zwei Schauspiele in je fünf Akten von Josef Hafner und Oskar Weilhart. E. Pierson, Dresden 1897.

Ein neuer Lebenswandel sühnt die Verbrechen eines alten. Dieses Dogma beruhigt so vorzüglich die Gewissen. Wer von uns hat noch nie im Leben an dieses Dogma geglaubt? Wer hat je daran gedacht, diesen Satz umzustürzen? Alle haben darauf gebaut. Der Philosoph kann finden, dieser Satz sei eigentlich das Aspirationgesetz der Moral, also etwas Physiologisches, über das wir nicht hinauskönnen. Wir verlangen immer wieder nach guter Luft, nach Reinigung der Lungen. So ists auch in Sachen der Moral. Das Dogma hat man aber immer der Verherrlichung werth gefunden, man hat den Muth gepriesen, es zu bekennen. Das fällt mir auf. Ein neuer Lebenswandel sühnt die Verbrechen eines alten: ist diese That nicht immer eine Urtheilsentziehung, ein feiges Davonlaufen? Man hat ein Unheil angerichtet und geht nun — demüthig oder stolz —, weil man sich auf einmal sagt: „Ich bin zu Besserem geboren!“ Der „Herr“ wirft rasch die Last ab, er wirft den „Sklaven“ weg.

Die Kritik dieses Dogmas in einem Drama anschaulich zu machen, haben wir uns in dem Schauspiel „Keine Sühne“ zur Aufgabe gestellt. Ob und wie es uns gelungen ist, darüber werden Verschiedene eine verschiedene Meinung hegen. Immerhin, glaube ich, wird dieses Stück, wenn es auch vorläufig keinen Theaterdirektor zur Aufführung veranlassen wird, bei ernsten Lesern Interesse finden. Unser zweites Stück hat das „Problem der Frau“ zum Gegenstand. Ueber dieses Problem meine philosophische Ansicht zu sagen, habe ich kein Verlangen, denn ich glaube, das Stück spricht für sich. Herr M. G. Conrad hat ihm in der „Gesellschaft“ u. A. nachgesagt: es könne „vom Blatt gespielt werden“; er hat uns aber prophezeit, daß es noch lange dauern werde, bis wir Theaterdirektoren finden werden, die unsere „guten und brauchbaren neuen Stücke“ aufführen. Leider! Aber wenn wir auf dem literarischen Jahrmarkt einmal unseren Ausrufer gefunden haben werden, wird man auch in unsere Bude kommen.

Wien. Josef Hafner.

Aus unserer Ostmark. Realpolitische Betrachtungen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Die Polenfrage ist für das Deutsche Reich zu einer nationalen Gefahr geworden; sie ist eine schwärende Wunde an unserem Staatskörper. Dies den weitesten Kreisen unseres Volkes zum Bewußtsein zu bringen, war das Ziel, das ich mir setzte, als ich ein ungeschminktes Bild der augenblicklichen Zustände in unseren Ostmarken zu entwerfen unternahm. Sine ira et studio, ohne Animosität gegen die Polen, ohne Schonung der Schwächen meiner Volksgenossen und ohne das Streben, zu beschönigen und zu vertuschen, habe ich mich bemüht, unsere Polen und unsere Deutschen zu zeichnen, wie sie sind. Eine Fülle von Zahlen und Thatsachen und urkundliche Aeußerungen von polnischer Seite sind dabei das — schwerlich zu erschütternde — Fundament, auf dem sich meine Ausführungen aufbauen; die auf beiden Seiten üblichen Exklamationen und Deklamationen, die Exzesse des Chauvinismus wie des Rassenhasses, die thörichten Beschuldigungen, als ob die Polen dem preußischen Staat zu Dank verpflichtet seien und mit Undank lohnen und was sich sonst Unerquickliches in den meisten Streitschriften aus beiden nationalen Lagern findet, habe ich grundsätzlich vermieden. Den rapiden Rückgang des Deutschthumes in unseren Ostmarken und im Zusammenhange damit des Protestantismus, der mit dem Deutschthum nicht ganz identisch ist, von den Polen aber häufig mit ihm identifizirt wird, lege ich ziffernmäßig dar und erörtere die Ursachen dieser beunruhigenden Erscheinung, die überwiegend auf wirthschaftlichem Gebiet zu suchen sind, schildere auch eingehend den Verlauf dieses Prozesses in Stadt und Land. Bei den Polen ist der grundbesitzende Adel so ziemlich depossedirt und untüchtig geworden zur Führung seiner Volksgenossen, die er an den staat- und deutschfeindlichen Klerus abgegeben hat; die durch den marcinkowskischen Verein geschaffene — streng ultramontane — Intelligenz ist rührig, Bürger- und Bauernstand, durch zahlreiche Kreditvereine gefördert, in ersichtlichem Aufschwung begriffen. Auf deutscher Seite ist der Großgrundbesitz in den letzten zwei Menschenaltern zwar schnell angewachsen, aber auch er leidet heute schwer; der Uebergang polnischer Güter und Bauernhöfe in deutsche Hände ist ins Stocken gekommen; schon wird der deutsche Bauer ausgekauft. Aus den Städten ziehen in Schaaren Kaufleute und Handwerker, von den Polen boykottirt, in deutsche Gegenden ab, wohin die deutschen Lohnarbeiter schon vorher abgezogen waren. So weit auch polnische Arbeiter nach dem Westen gehen, treten an ihre Stelle als ein neues und größeres Uebel russisch-polnische Wanderarbeiter. Es wird dann gezeigt, daß das Polenthum, einig in dem Haß gegen den protestantischen und deutschen Staat, auf allen Gebieten geschlossen vorgeht, trotz dem leicht den Anschein der Uneinigkeit erweckenden Gezänk der polnischen Blätter, deren Einfluß auf weitere Kreise des polnischen Volkes nicht sonderlich hoch zu veranschlagen ist. In dem folgenden Kapitel wird nachgewiesen, daß die Staatsregirung die „Gefahr im Osten" erkannt hat und heute ihre Pflicht thut; es werden speziell die Maßregeln, die sie ergriffen hat, aufgezählt und besprochen. Von den in der Provinz Posen lebenden Deutschen dagegen wird gezeigt, daß sie, uneinig, indifferent, ohne das Bewußtsein der Gefahr, in der sie sich befinden, und ihrer Pflicht, oft würdelos in ihrem Verhalten den Polen gegenüber sind und für ihre Sünden in der Sprachenfrage und dem Verein zur Förderung des Deutschthumes gegenüber Tadel verdienen. Den nächstjährigen Wahlen für den Reichstag wie für den Land-

tag wird ein sehr ungünstiges Prognostikon gestellt. In einem umfangreichen Kapitel endlich wird entwickelt, was die Staatsregirung und die Deutschen zur Hebung des Deutschthumes und damit zur Beseitigung der drohenden Gefahr des schließlichen Verlustes der Ostmarken ungesäumt zu thun haben; unter Anderem wird eine innere Kolonisation in großem Maßstabe empfohlen. C. C.

Sant' Ilario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann.

Mein Buch, das sich äußerlich als Aphorismensammlung giebt und gern aus dieser stilistischen Noth eine Tugend machen möchte, ist aus einem andauernden Ueberschuß guter Laune, guter Luft, hellen Himmels entstanden: seine unmittelbare Heimath, von der es den Namen führt, wäre am ligurischen Meer zu suchen, halbwegs zwischen dem prangenden Genua und dem edelgeformten Vorgebirge von Portofino. An diesem seligen Gestade, das vor der eigentlichen Italia diis sacra den milden Winter und die berühmten Palmen voraus hat, bin ich dem Schöpfer Zarathustras seine einsamen Wege nachgegangen, — wunderliche, schmale Küsten- und Klippenpfade, die sich nicht zur Heerstraße breittreten lassen. Wer mich deshalb einfach zum Gefolge Nietzsches zählen will, mag sich hier auf mein eigenes Geständniß berufen. Anderen wieder, den Verehrern Nietzsches, werde ich zu wenig ausdrückliche Huldigung in mein Buch gelegt haben; vielleicht tröstet sie, daß diese Schrift im Ganzen nicht auf den anbetenden Ton gestimmt ist und auf keinen Ruhm lieber verzichtet als auf den weihevoll beschränkter Gesinnungtüchtigkeit. Ich muß darauf rechnen, Fanatiker und Parteiseelen aller Art zu verletzen; wer irgend zur biederen Emphase, zum weltverbessernden Pathos, zum „moralischen Großmaul" neigt, Dem mag mein heiliger Hilarius als Sendling der Hölle gelten. Man wird ihm das Schlimmste nachsagen: für die Wissenschaft wird er nicht langweilig genug, für die Literatur nicht Bohème genug sein, vorn wird es an System und hinten an Idealismus fehlen. Vielleicht aber darf ich hoffen, einigen sensiblen Genußmenschen mit der kühlen, säuerlichen Skepsis meines Buches und seiner muthwilligen, respektlosen, halb einsiedlerischen, halb mondänen Philosophie einen Wohlgeschmack zu bereiten, wobei es gar nicht in Betracht kommt, ob meine „Ansichten" über Kultur, Religion, Bildung, Weib, Liebe, Methaphysik geglaubt werden oder nicht. C'est le ton qui fait la musique; und wenn meine Themen keinen Anklang finden, so weiß vielleicht das Tempo, der Vortrag verwöhnten Ohren zu gefallen. Mit dieser Selbsteinschätzung, die weder von Bescheidenheit noch von Anmaßung ganz frei ist, halte ich den Lesern der „Zukunft" gegenüber um so weniger zurück, als ich gerade unter ihnen jene Spezies Menschen, an deren Beifall allein mir liegt, am Ehesten vertreten glaube, — die Spezies freier, genußfähiger, wohlgelaunter Menschen, die aller feierlichen Bornirtheit und polternden Rechthaberei niederer Kulturstufen entwachsen sind.

Paul Mongré.

Goldminen-Industrie.

In den Berichten von der berliner und frankfurter Börse spielt seit Wochen die londoner Tendenz für Minenaktien eine nicht unbedeutende Rolle. Selbst früher, in der Zeit der hitzigsten Spekulation, beachtete man dieses Gebiet nicht so aufmerksam wie in unseren ruhigen Tagen. Die innere Politik, die Herr Krüger und der Volksraad jetzt in Praetoria planen, ist für die Erfolge der südafrikanischen Mineninduſtrie so wichtig, daß man auf den Ausgang der von den Reformern geführten Campagne wohl gespannt sein darf. Auf dem Kurszettel sieht man freilich keine Spur der Bewegung; seit vier Monaten wird aber an der Konsolidirung der Minenbetriebe mit emsigem Eifer gearbeitet. Wenn z. B. Geldenhuis oder Meyer & Charlton ihre Kosten schon jetzt von 22 auf 19 Shilling per Tonne reduziren konnten, so wird man diesen ersten Erfolg bald vielleicht verallgemeinert sehen. Die Ergebnisse der Goldproduktion sind übrigens gut und die Besitzer der günstig gelegenen Minen können mit den Profiten zufrieden sein.

Die Volksstimmung scheint sich im Transvaal verändert zu haben; und der Präsident, der ihr einstweilen noch eigensinnig Widerstand leistet, wird, weil er gern wiedergewählt werden möchte, schließlich wohl nachgeben müssen. Früher zeterten die Buren gegen die neue Entwickelung; sie wollten ihrem Lande den alten Charakter bewahren und dabei doch aus den Goldfunden möglichst großen Vortheil ziehen. Diese Sucht, Unvereinbares zu vereinen, hatte zu den Konflikten geführt, die durch den Einfall Jamesons verschärft wurden. Das Unglücksjahr 1896 änderte die Lage. Bisher waren die Buren, da der Getreidebau durch die Heuschreckenschwärme stets gefährdet war, hauptsächlich Viehzüchter. Wenn Minenleute auf ihren Wiesen nach Gold graben wollten, so kostete die Erlaubniß dazu schon 500 Pfund Sterling; fielen die Versuche günstig aus, dann kaufte man den Wiesenbesitzern ihr Eigenthum für 20 000 oder 30 000 Pfund ab und sie zogen mit ihren Büffeln weiter. Nun hat aber die Rinderpest dort unten so schrecklich gewüthet, daß man behauptet, ein großer Theil der Buren sei bereits völlig verarmt. In solcher Noth müssen sie natürlich erst recht daran denken, ihren Grund und Boden anders zu verwerthen. Bei jeder Verkaufsofferte weisen aber die Europäer darauf hin, daß viele Minen geschlossen werden mußten, weil sie bei den hohen Preisen für Dynamit, Arbeitlöhne, Lebensmittel u. s. w. nicht bestehen konnten. Dadurch wurde den Leuten das Erlahmen der Geschäftsluft fühlbar und selbst die früher Konservativsten möchten jetzt den alten Unternehmergeist der Fremden wieder beleben.

Bei dem Kampf um das Dynamitmonopol handelt es sich mehr um politische als um finanzielle Erwägungen. Der Präsident Krüger war verpflichtet, für die Selbstständigkeit seines Landes zu sorgen und ihm vor Allem ausreichende Vertheidigungmittel zu sichern. Das Schießpulver wurde über Kapstadt, Natal oder die Delagoa-Bai eingeführt und es blieb zu befürchten, daß diese Zufuhr eines Tages abgeschnitten werden könne. Damals, im Jahre 1891, erschien Herr Lippert aus Hamburg mit dem folgenden Angebot: Wenn Ihr mir auf alles Sprengmaterial im Transvaal ein Monopol gebt, so garantire ich Euch die jährliche Herstellung und Lieferung von so und so viel Schießpulver. Die Regirung war von diesem Vorschlag so entzückt, daß sie den Vertrag gar nicht erst dem Volksraad vorlegte

und ganz vergaß, sich die Verleihung des Monopols mit einer bestimmten Summe bezahlen zu lassen; der Staat erhielt einfach 10 Shilling von jeder Kiste Dynamit. Natürlich konnte Herr Lippert seinen Vortheil nicht in den Lieferungen an das Arsenal von Praetoria finden, sondern in dem Verkauf des Dynamits, dessen wachsende Wichtigkeit für die damals noch in der Entwickelung begriffenen Minen er richtig vorausgesehen hatte. Der Bedarf überstieg allmählich aber die Leistungfähigkeit der französischen Compagnie, der Herr Lippert die Ausbeutung übertragen hatte; es war ein mangelhaft organisirtes Unternehmen, das schon deshalb schlechte Geschäfte machte, weil es von dem Preise von 90 Shilling für die Kiste Herrn Lippert jedesmal 30 und dem Staat, wie erwähnt, 10 Shilling abzugeben hatte. Herr Lippert, auf dessen Namen das Monopol lautete und dessen Lizenz stets voranging, hat dabei jährlich vielleicht gegen 60 000 Pfund empfangen. Im Jahre 1895 trat an seine Stelle Nobel, der vorher den einseitig abgeschlossenen Vertrag besonders heftig angegriffen hatte. Diese neue Nobel-Gesellschaft forderte die Genehmigung des Vertrages durch den Volksraad, die sie auch erhielt. Leicht ist also das Monopol nicht zu brechen. Die Nobel-Compagnie in Johannesburg, die etwa 6 Prozent Dividende giebt, erklärt, dieses Resultat erlaube ihr, die für ihre Aktionäre sorgen müsse, nicht, Dynamit billiger abzugeben. Außerdem habe sie eine Fabrik für 600 000 Pfund Sterling errichtet — eine Summe, die freilich nicht recht kontrolirbar erscheint —, und da der Staat nach zwölf Jahren in Nobels Eigenthumsrechte trete, müsse sie an ihrer Fabrik 50 000 Pfund jährlich abschreiben. Anders läge für sie die Sache, wenn der Staat ihr schon jetzt die Fabrik abkaufe. Das scheint also der Preis zu sein, den man zu erlisten hofft. Die Gegner behaupten nun aber, der Vertrag sei gebrochen worden, denn die Gesellschaft habe nicht im Lande selbst fabrizirt. Diese Behauptung ist freilich schwer zu beweisen, da Dynamit auch „cachirt" hergestellt werden kann und das dazu nöthige Kieselgur im Transvaal nicht in hinreichenden Mengen gefunden wird. Die Rede, die der Präsident über diesen Gegenstand neulich in der Kommission hielt, klang nur scheinbar dem Nobel-Monopol günstig; Herrn Krüger liegt nur daran, daß im Inlande das Schießpulver fabrizirt wird, zu dem man bekanntlich Kieselgur nicht braucht. Wird aber Dynamit frei eingeführt, so braucht auch die Fabrik kein Schießpulver mehr zu liefern.

Einzelne kühle Rechner meinen nun aber, die heftig umstrittene Frage sei für das Wohl und Weh der Mineninduſtrie gar nicht so wichtig. Im Transvaal sagen sie, werden jetzt 200 000 Kisten Dynamit gebraucht. Nimmt man nun gleich die Weiterentwickelung bis zu 300 000 Kisten voraus und rechnet eine Preisreduktion von 90 oder 85 auf 45 Shilling, so ergäbe Das im Jahr eine Ersparniß von 600 000 Pfund bei Minen, die heute schon Monatsprofite von 400 000 Pfund haben. Wichtiger scheint ihnen die Erniedrigung der Lebensmittelpreise, in die der Staat jetzt gewilligt hat und die für die Lohnfrage natürlich eine ungemein große Bedeutung gewinnen kann. Im Transvaal leben ungefähr 30 000 weiße Arbeiter — aus dem englischen Wales, aus Rheinland-Westfalen, Sachsen, Siebenbürgen u. s. w. — und 80 000 Schwarze, die aus den portugiesischen Gebieten eingewandert sind. Die Weißen erhielten bisher ungefähr 21 Pfund für den Monat und konnten dabei 7 Pfund zurücklegen. Verbilligt sich nun die allgemeine Lebenshaltung, so genügt, um 7 oder sogar 8 Pfund zu sparen, auch ein Monatslohn von 15 Pfund. Die Summe, die dadurch von den Minen erspart würde, wird auf ungefähr 200 000

Pfund im Monat geschätzt. Natürlich würden dann aber auch die Löhne der Schwarzen, denen man schon jetzt eine Reduktion auferlegt hat, noch mehr ermäßigt werden. Ihr hoher Lohn stammt aus den Zeiten des Arbeitermangels. Früher betrug ihr Wochenlohn 15, jetzt beträgt er 12 Shilling; dabei wird ihnen alles Nöthige geliefert. Diese Schwarzen werden von den Häuptlingen den sogenannten Chiefs vermiethet, denen früher eine Extravergütung von $27\frac{1}{2}$ Shilling pro Kopf gewährt wurde. Inzwischen hat aber der Staatssekretär Dr. Leyds mit Goerz von der Deutschen Bank und den portugiesischen Behörden verhandelt und einen Vertrag abgeschlossen, wonach die Chiefs künftig nur noch $7\frac{1}{2}$ Shilling Courtage erhalten. Das ergiebt, da solche Vermiethungen gewöhnlich für sechs Monate lauten, im Jahr eine Ersparniß von 2 Pfund, auf 80000 Schwarze also 160000 Pfund. Den Eingeborenen wird der Lohn gutgeschrieben; sie bekommen nur wöchentlich, was sie zum Lebensunterhalt, nicht aber zum Schnapstrinken brauchen. Am Ende des Halbjahres wird der Rest ausgezahlt: dann können die Leute wieder nach Hause gehen und sich für ihr Geld eine Frau kaufen. Auch die vermittelnden Häuptlinge erhalten dann ihren Theil; eine beträchtliche Anzahlung fordern und bekommen sie natürlich schon beim Abschluß des Handels.

Diese Ersparnisse werden die Kosten der Goldproduktion — wie Viele meinen, sogar sehr bald — von 22 auf 15 Shilling per Tonne ermäßigen und dann könnten große Strecken bisher unbezahlbarer Minen sich gut bezahlt machen. Mir liegt darüber eine verwickelte Berechnung vor, mit deren Ziffern ich die Leser lieber nicht quälen will. Sicher scheint aber, daß alle Minen von Langlaagte nach Westen und vom Eastrand nach Osten, die ihres geringen Goldgehaltes wegen bisher die großen Kosten nicht tragen konnten, dividendenfähig werden können, da die Besitzer nach der Verbilligung der Löhne und vielleicht auch des Dynamits an jeder Tonne Nutzen haben werden. Deshalb braucht noch kein boom zu entstehen; allmählich aber werden die Hindernisse hinweggeräumt werden, die bisher große Gebiete lohnender Arbeit sperrten. Auch auf die Eisenbahnen wird ein Druck zur Herabsetzung ihrer Tarife geübt; die Drohung mit der Verstaatlichung wird freilich kaum wirksam sein. Die Aktien stehen jetzt etwa 230 und eine Ablösung, der nach dem Kontrakt der Durchschnittsertrag der letzten Jahre zu Grunde zu legen wäre, würde mindestens dem jetzigen Kurs entsprechen.

Die südafrikanische Republik muß ernstlich an die Modernisirung ihrer Zustände denken, wenn sie nicht ins Hintertreffen gerathen will. Keine Weltindustrie wird auf das Transvaal völlig verzichten, aber eine längere Ablenkung der Thätigkeit ist immerhin möglich. Als die Elektrochemie sich vor einigen Jahren zu entwickeln begann, wurde daran gedacht, das neue Verfahren für die Transvaalerze nutzbar zu machen; jetzt sind ganz andere Aufgaben in Angriff genommen worden, die in Gegenden führen, wo billige Wasserkräfte auszunützen sind. Auch unsere Elektrotechnik und unser Maschinenbau leiden nicht unter dem Fehlen des Absatzes nach Johannesburg. Herr Krüger aber muß doch nachgerade merken, daß das Defizit des Budgets durch das Stocken der Mineninduſtrie bewirkt worden ist. Die Durchführung der seit Jahren verlangten Reformen würde zwar etliche hunderttausend Pfund kosten; aber die Republik brauchte, um dieses Loch zu stopfen, nur eine Einkommensteuer nach deutschem Muster einzuführen.

Pluto.

Notizbuch.

Am sechzehnten November ist in der Presse vielfach von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm dem Zweiten gesprochen worden, der vor hundert Jahren an diesem Tage aus dem Leben schied. Zu einer geräuschvollen Centennarfeier fanden diesmal selbst die eifrigsten Byzantiner nicht den Muth und im potsdamer Marmorpalais, wo die schöne Madame Rietz, die Maitresse des Königs, als Gräfin Lichtenau am Heiligen See thronte, wurde kein feierlicher Trauergottesdienst abgehalten. Man spricht offiziell nicht gern von diesem ruhmlosen Preußenkönig, dessen Verschwendungsucht und unstillbare Brunst der Klatsch mit immer neuen Legenden umsponnen hat, und man braucht heute auch nicht mehr zu prüfen, ob sein Treiben wirklich der orgiastischen Schwelgerei eines asiatischen Despoten so ähnlich war, wie die ungesalzene Schmähschrift über Saul den Zweiten, den König von Kanonenland, glauben machen wollte. Wichtig und der Erinnerung werth ist nur, daß der fette Neffe des großen Fritzen eine kraftlose Epigonenpolitik trieb und daß ihm für den Wandel der Zeit Sinn und Verständniß fehlte. Er war kein schlechter, kein bösartiger Mensch; doch selbst Treitschke, der ihn, getreu seiner pädagogischen Auffassung des Geschichtschreiberberufes, mit wohlwollender Nachsicht beurtheilt, muß seufzend bekennen, daß er wohl ein lebendiges Gefühl für seine königliche Würde und für die Großmachtstellung des Preußenstaates besaß, aber nicht die Sachkenntniß und den ausdauernden, stetigen Fleiß, die Sicherheit des Urtheils und die feste Willenskraft, die sein schweres Amt erheischte. Ihn umfing, wie so oft reiche Erben, schmeichelnd der Wahn, er dürfe sichs wohl sein lassen und brauche, da Alles schon hübsch von selbst weitergehen werde, nicht für eine ferne, dunkle Zukunft zu sorgen. Der Leichtsinnige versagte sich keinen Wunsch, ließ sich von sprunghaft wechselnden Launen lenken und brachte es, als ein schlechter Haushalter und Staatsverwalter, bald genug dahin, daß man die Zeit seiner Regirung die Epoche der verpaßten Gelegenheiten nennen mußte. Der Fürstenbund, der im nahenden Kampf gegen Oesterreichs Vormacht ein werthvolles Werkzeug werden konnte, zerbröckelte, der Sieg, den die preußischen Waffen in Holland erfochten, wurde nicht ausgenützt, der Versuch, den Krieg Rußlands und Oesterreichs gegen die Türken zu einer Erweiterung des preußischen Besitzes zu benutzen, blieb fruchtlos; eine diplomatische Niederlage folgte der anderen, in Polen triumphirte die Schlauheit Katharinas, die östlichen Kaisermächte schlossen gegen Preußen in der Stille ein Bündniß und die Feldzüge gegen das revolutionäre Frankreich gaben dem morschen Staat schließlich den letzten Stoß. Die Finanzwirthschaft war, wie der greise Oheim es in Todesahnung vorausgesehen hatte, verwirrt, der von Friedrichs Sparsinn gehäufte Schatz erschöpft, die Landesverwaltung verwahrlost, der Geist des besten Theiles der Gesellschaft durch den dumpfen Druck frömmelnder Zwangsvorschriften gelähmt. Und während der Monarch, der doch der Vertrauensmann der Nation sein sollte, an nichtige Spielereien kostbare Stunden verzettelte, im Zauberspiegel des Obersten Bischoffwerder andächtig die wundersamen Geisterscheinungen bestaunte und jede Verbindung mit den vorwärts führenden Gedanken der Zeit verlor, begeisterte die wache Jugend des Landes sich mit jedem Tage leidenschaftlicher für Rousseau und Robespierre, für Freiheit und Menschenrechte. In der preußischen Hauptstadt aber wurden Feste veranstaltet, die heute der Weihe des Brandenburger Thores, morgen dem Einzug des Kronprinzen und seiner lieblichen Braut Luise und übermorgen einer mili-

tärischen Erinnerung galten, — und die vom Glanz geblendete Masse ahnte nicht, wie weit die Zerrüttung des Vaterlandes schon gediehen war und wie schnell mitunter die Schicksalsstraße ein Volk von Roßbach nach Jena führen kann. Friedrich Wilhelm der Zweite, den die treuen Unterthanen respektlos den dicken Wilhelm nannten, gehörte zu den Monarchen, von denen Bismarck zu sagen pflegt, sie möchten alle Tage Geburtstag haben, und die ihrer Pflicht genügt zu haben glauben, wenn sie dem Volk bunte Abwechselung und pomphafte Ausstattungstücke bieten. Er hauste in seinem Reich wie auf einem Pachthof, den morgen vielleicht schon ein Anderer bewirthschaften würde, umgab sich mit Speichelleckern und hohltöpfigen Strebern und konnte das Genie, konnte die starke Persönlichkeit eines überlegenen Mannes in seiner Nähe nicht dulden, weil er immer der Bedeutendste, Sachverständigste sein oder mindestens scheinen wollte. Die Sätze, die Mirabeau über die Zustände im Preußenland dieses Königs schrieb, sind vom Strafgericht der Geschichte schrecklich bestätigt worden; und es ist nicht überflüssig, in unseren Tagen ekler Schweifwedelei und hündischer Knechtseligkeit daran zu erinnern, daß auch ein solcher Regent dem Hohenzollernhause entstammen konnte.

* * *

Daß solche Erinnerung nicht mehr unnöthig ist, haben die besten Männer unseres Volkes längst erkannt. Der deutsche Norden, dessen Nüchternheit man sonst rühmen durfte, ist seit fast zehn Jahren in einen Taumelrausch hineingerathen, dem, früher vielleicht, als Mancher heute noch ahnt, ein übles Erwachen folgen wird. Da kann es nützlich sein, zu hören, wie Paul de Lagarde, der aufrechte Patriot und Royalist, der für Deutschland eine Erneuerung der griechischen Basileia träumte, über die Ausartung des monarchischen und patriotischen Wesens dachte. Frau Anna de Lagarde hat den Kreis der Freunde ihres verstorbenen Gatten eben mit der Sendung eines kleinen Buches erfreut, in dem zwei fast völlig unbekannte Aufsätze des Verfassers der nie genug zu rühmenden Deutschen Schriften abgedruckt sind. Von dem Buch wird noch ausführlicher zu sprechen sein; da es leider nicht für den Buchhandel bestimmt ist, sollen hier daraus einstweilen wenigstens ein paar Sätze mitgetheilt werden, die Lagarde im Februar 1890 niederschrieb: „Ich spreche die Bitte aus, die lauten Freudenäußerungen des sogenannten Patriotismus bis auf Weiteres zu unterlassen. Es ist kein Grund für sie da als die Verdienstbedürftigkeit der Bierverleger, Weinhändler und Speisewirthe, die bei den Festen dieses sogenannten Patriotismus gewinnen. Was zuerst die Sedanfeier anbelangt, so ist es eine kanibalische Roheit, der von uns besiegten Nachbarnation immer von Neuem zu verstehen zu geben, daß sie besiegt worden ist. Im Privatleben würde ein Mensch, der gegen seinen Mitmenschen sich so benähme, wie Deutschland sich alljährlich am zweiten September gegen Frankreich beträgt, das Gegentheil von Achtung und Zuneigung für sein Benehmen erfahren. Der miles gloriosus ist, Gott sei Dank, bei uns nicht vorhanden, wohl aber der civis gloriosus, an dem wir sogar Ueberfluß haben, und dieser sieht noch weit lächerlicher als ein miles gloriosus aus. Solche Burschen zeigt man nicht gern; und wir zeigen sie alle Jahre aller Welt. Dann die Feiern der Geburtstage höchster Personen. Es muß ausgesprochen werden, daß diese Feiern sich mit jedem Jahr mehr überleben, weil immer mehr erkannt wird, daß die einfachsten Wahrheiten so selbstverständlich sind, daß sie alljährlich — noch dazu unter Trompetenschall — zu wiederholen nicht angeht. Das Läuten der

Glocken ist eine bessere Feier als die jetzt üblichen Reden und Festessen. Es war unerhört, aber ganz im Charakter einer Epoche der Presse, daß der Erzieher des jungen Kaisers ihm in einer eigenen Schrift öffentlich eine Censur ausstellte und daß der Besitzer eines großen Kaliwerkes diese Censur öffentlich bestätigte. Wenn der König Lobcensuren und Prämien vom Volk annimmt, wird er Tadelsvota und schweigendes Vorübergehen nicht ablehnen dürfen. Der König ist nicht der erste Diener des Staates, sondern der Herzog freier Männer. Die Ehre des Vertrauensmannes ist das Vertrauen. Es brennt nichts so heiß als heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß." Was würde der einsame Mann in Göttingen gesagt haben, wenn er erlebt hätte, was wir seit 1890 schaudernd erleben mußten?

* * *

Die froh zu begrüßende Folge dieser Erlebnisse soll, so wird uns jetzt täglich erzählt, ein „Zug nach links" sein, der sich bei den kommenden Wahlen herrlich offenbaren werde. Dieser in allen Zeitungen erörterte Zug nach links soll nicht etwa der Sozialdemokratie, sondern den zerstreuten Trümmern der alten Fortschrittspartei Vortheile verheißen. Es ist nun zwar möglich, daß die derb zupackende Beredsamkeit des Herrn Eugen Richter, der im Aerger und im Applausbedürfniß einmal sogar die zärtliche Sorge für die verhätschelten Herren Boetticher und Marschall vergaß, die Aussichten der norddeutschen Demokratie etwas gebessert hat; sehr unwahrscheinlich aber klingt die Kunde, daß den noch immer sogenannten liberalen Ideen, deren lebensfähiger Inhalt längst verdampft ist, in der Volksgunst neuer Boden gewonnen sein soll. Die lieben Liberalen, namentlich die vom Rickertfähnlein, haben sich zu jeder Nichtsnutzigkeit bereit gezeigt und im gefälligen Byzantinerthum die schlimmsten Schranzen weit übertroffen. Der beschränkte Unterthanenverstand wird schwer begreifen, durch welche Verdienste gerade diese Herren mit ihrem rückständigen Denken sich den Anspruch auf Wahlsiege erworben haben sollten. Die Beweise, die bisher für den berühmten Zug nach links vorgebracht worden sind, können denn auch kaum Vertrauen erwecken. In der Westpriegnitz hat die Freisinnige Volkspartei neulich ein Mandat erstritten, — nicht etwa aus eigener Kraft, sondern mit der Hilfe der Sozialdemokraten und Antisemiten, denen der tolle Einfall kam, ihre gefährlichsten Gegner bei der Stichwahl aus der Klemme zu retten. Es wäre nicht einmal wunderbar gewesen, wenn die Freisinnigen allein den Wahlkreis erobert hätten, den früher der bei der Presse merkwürdig beliebte Herr von Podbielski, der jetzige Generalpostmeister, im Reichstag vertrat, denn das Schauspiel, daß ein konservativer Abgeordneter als Frucht seiner parlamentarischen Thätigkeit ein Amt erhält, für das er nicht die geringste Vorbildung oder gar Erfahrung mitbringt, ist nicht geeignet, das Vertrauen der Bevölkerung und besonders der gegen große Herren stets mißtrauischen Bauern und Kleinbürger in die Standhaftigkeit der konservativen Partei zu stärken. Dennoch hat beim ersten Wahlgange der konservative Kandidat die weitaus größte Stimmenzahl auf seinen Namen vereinigt und nur die von boshafter Laune kommandirte Hilfe der erbittertsten Feinde hat die Freisinnigen in der Stichwahl zu einem kümmerlichen Siege geführt. So lange solche Triumphe Wochen lang unter Jubelgeschrei verkündet werden, kann der Glaube an den belebenden und befreienden Zug nach links in den Herzen noch nicht allzu feste Wurzeln geschlagen haben.

* * *

Auch in diesem Jahr hat man sich leider in Berlin nicht entschlossen, Volksthümliche Hochschulkurse einzuführen, mit denen man in anderen Universitätstädten doch die besten Erfahrungen gemacht hat. Die Einrichtung gilt in der preußischen Hauptstadt noch immer als revolutionär und wird von den guten Leuten hitzig bekämpft, die im Ideenkreis des Putschismus leben und auf allen Kathedern und Kanzeln blutrothe Sozialdemokraten wimmeln sahen. Hier sind zahlreiche Gutachten von Männern veröffentlicht worden, die nicht in den Verdacht kommen können, des Umsturzes wüste Förderer zu sein, und die trotzdem einstimmig für die Volksthümlichen Hochschulkurse ihre Stimme abgaben. Schon früher aber hatte ein höchst konservativer Mann, Stölzel, Präsident der Justizprüfungskommission und Mitglied des Herrenhauses, in seinem Buch über die „Schulung für die civilistische Praxis" gesagt: „Es ist vielleicht nicht Allen unter ihnen bekannt, wie in England eine sehr beachtenswerthe Bewegung seit nunmehr beinahe zwanzig Jahren sich entwickelt hat, um unter Aufwendung großer Kapitalien namhafte Universitätlehrer zu werben, damit sie auf Reisen gehen und Denen, die nicht auf der Hochschule sind, Vorträge halten. . . Wahrhaft ergreifende Szenen treten aus diesen Vorlesungen uns entgegen. So wird berichtet, daß ein Arbeiter sich an den Lehrer wandte, er möge ihm zu der Arbeit, die er zu machen habe, noch eine Frist von acht Tagen bewilligen: seine Hände, steif von der Arbeit, seien beim Niederschreiben krampfhaft geworden. Arbeiter, die sich die Zeit der Vorlesungen von ihrem Lohn kürzen lassen, füllen die Hörsäle, in denen politische Oekonomie behandelt wird. Bergleute lassen sich über Nationalökonomie belehren, ein Kohlenarbeiter erringt einen ersten Preis, ein Arbeiterführer zeigt sich vertraut mit den Schriften juristischen Inhalts." Was Stölzel empfiehlt, kann für den Staat doch wohl nicht gefährlich sein. Wir wollen hoffen, daß Schmollers Rektoratszeit nicht vorübergeht, ohne Berlin die Einrichtung zu schaffen, die geeignet ist, zwischen den einander fremden und feindlichen Klassen die Kluft zu verkleinern.

* * *

Ein anmuthiges Fest wurde neulich in der Redaktion der Vossischen Zeitung gefeiert. Seit das Börsengesetz auf der Tagesordnung steht, waren in diesem wahrhaft vornehmen Blatte neunhundertneunundneunzig Artikel erschienen, in denen das furchtbare Schicksal der armen Fondsspekulanten und Terminhändler bejammert und der vaterländischen Volkswirthschaft der Untergang prophezeit wurde. Nun sollte über das nie zu erschöpfende Thema der tausendste, aber auch der schwungvollste Artikel geschrieben werden und bei Wein und Braten, bei schönen Reden und heftigen Toasten wurde berathschlagt, wie dem Ehrentag der Tante besondere Weihe verliehen werden könne. Da erbot sich ein wackerer Mann zu der Wette, er wolle schreiben, was nie noch, in keinem Land, über das Börsengesetz geschrieben worden sei, und so den großen Tag ins Gedächtniß der Lebenden ätzen. Die Wette wurde von ehrgeizigen Kollegen gehalten, die nicht glauben konnten, das früher Geleistete sei noch zu überbieten. Am vierzehnten November 1897 aber lasen die Abonnenten der Vossin am Schluß eines auch sonst schönen Leitartikels die folgenden Sätze: „Trotz allen glänzenden Schilderungen Nansens denken wir uns die Lage des Fram in Nacht und Eis nicht verlockend; aber von der Bemannung ist nicht Einer gestorben, obwohl ihrer Dreizehn waren. Auch der Getreidehandel, der jetzt in Nacht und Eis steckt, wird diese Lage überdauern." Der wackere Mann hat seine Wette gewonnen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. November 1897.

Vivisektion.*)

Das spöttisch zürnende Wort des Jesaias: „Sie haben Augen und sehen nicht, haben Ohren und hören nicht", das hier kürzlich so jammervoll gegen die fleischessende, leckermäulige Menschheit, gegen wildtötende Jäger und zappelnde Fischlein fangende Angler, gegen federntragende Damen und zuletzt natürlich gegen die unverantwortlich grausamen Naturforscher und Aerzte citirt wurde, läßt sich mit gutem Recht auch gegen die wohlgemeinten, aber nicht sehr männlichen Klagen solcher übertreibenden Thierschützer anwenden. Denn wiewohl nicht anzunehmen ist, daß sie Alle, gleich der armen Laura Bridgeman — die es zwar auch dazu brachte, Aufsätze zu verfassen —, taub und blind

*) Frau Vilma Parlaghy, die nicht gerade ärgerlich zu sein scheint, wenn von ihr recht viel gesprochen wird, hat, so melden die Zeitungen, in rührenden Worten den Kultusminister Bosse beschworen, schnell die Vivisektion zu verbieten. Die betriebsame Dame folgt damit einem Beispiel, das Richard Wagner ihr gab, als er im Oktober 1879 an den Herrn Ernst von Weber über „die Folterkammern der Wissenschaft" den nicht allzu rühmlich bekannten Brief schrieb, der den klingenden Satz enthielt: „Unser Schluß im Betreff der Menschenwürde sei dahin gefaßt, daß diese genau erst auf dem Punkt sich dokumentire, wo der Mensch vom Thier sich durch das Mitleid auch mit dem Thier zu unterscheiden vermag, da wir vom Thier andererseits selbst das Mitleiden mit dem Menschen erlernen können, sobald dieses vernünftig und menschenwürdig behandelt wird." An diesen heute nicht mehr gern erwähnten Brief dachte Nietzsche vielleicht, als er spottend sagte, die Wagnerianer dünkten sich über die Wissenschaft erhaben, seien also schon auf der Höhe des Meisters angelangt. Wagner hoffte, die große Zahl seiner Freunde in den Heiligen Krieg gegen die Vivisektion mitreißen zu können; Frau Parlaghy ist eine recht unbeträchtliche, aber für die Verbreitung des eigenen Ruhmes rastlos thätige Künstlerin und erfreut sich mächtiger Gönnerschaften. Ein Handbuch der Gewerbehygiene hat sie wohl nie gelesen, die Liste der im Dienst der Industrie fallenden Menschen-

sind, so haben sie doch oft ihre mehr von naivem Zartgefühl als von profunder Sachkenntniß zeugenden, viel zu einfachen Urtheile eher einsam am Schreibtisch im stillen Kämmerlein als mitten im Leben wirkend und aus eigenen Erfahrungen sich gebildet, haben von vielen sachlichen Aeußerungen betheiligter Männer nichts gehört, von Schlachthäusern, Laboratorien und Kliniken, von Jagden und physiologischen Experimenten vermuthlich wenig gesehen. Will man die Frage nicht sentimental, sondern sachlich, ernst und geordnet behandeln, so muß man sich zunächst darüber klar werden, was wir über das Problem erfahren können, wo in der Thierreihe die Schmerzempfindsamkeit beginnt und in welchem Grade Schmerzen empfunden werden. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß der selbe Eingriff auf verschiedene Nervensysteme verschieden wirkt. Die selbe Drehorgel im Hofe, die den musikalischen Mann zur Verzweiflung bringt, kann seine Köchin entzücken; die durch das den Bauch hervorpressende Mieder der schönen weiblichen Gestalt aufgezwängte Sanduhrform wirkt auf die meisten Männer erfreulich, den wenigen ästhetisch empfindenden thut der Anblick weh. Aber bleiben wir im Gebiete des Tastsinnes. Da ist sogar schon das selbe Individuum nicht an allen Stellen der Körperoberfläche gleich empfindlich. Der selbe Schnitt, der selbe Stich, die selbe Verbrennung wirkt auf der Lippe, der Zunge oder der Fingerbeere viel schmerzhafter als auf dem Vorderarm oder auf dem Rücken; ja, die rechte und die linke Hand pflegen verschieden empfindlich zu sein. Innerhalb der selben Rasse ist — von den großen individuellen Unterschieden gar nicht zu reden — die Frau weniger für Schmerz

---

opfer niemals kennen gelernt und so spendet sie ihr überschüssiges Mitleid einstweilen nur den Thieren. Immerhin wird es nützlich sein, zunächst einmal zu hören, wie die Naturforscher, die sozusagen doch auch Menschen sind und am Ende von den Angelegenheiten ihres Berufes mehr verstehen als eine Modemalerin, über die Frage denken. Zwar sollen die Ministertage des Herrn Bosse gezählt sein; dabei uns aber schon lange kein Ding mehr unmöglich ist, muß man auch auf einen Schlag gefaßt sein, der die verhaßte Naturwissenschaft im Lebensnerv treffen soll. Es giebt in Deutschland sehr einflußreiche Leute, auf die Tollins Wort paßt: „Mag die Wissenschaft zu Grunde gehen, wenn nur Hunde, Katzen, Ziegen, Kaninchen, Frösche, Pferde und Schweine sich nach Wunsch vermehren, sättigen und lebenssatt ihr edles Haupt zur Ruhe legen können.“ Ihnen hat Kronecker zugerufen: „Welcher Einsichtige wird glauben, daß es dem Experimentator an und für sich ein Vergnügen gewährt, mit übelriechenden, schmutzigen, mit Flöhen und Läusen behafteten, oft bissigen, zuweilen in ekelerregender Weise kranken, ja selbst tollen Hunden, mit Katzen und Kaninchen, widerwärtigen Kröten und Schlangen zu hantiren! Nur Begeisterung für die wundervollen Geheimnisse des Lebens, für die unendliche Mannichfaltigkeit des thierischen Organismus läßt den Forscher alle Widrigkeiten vergessen. Wie wäre es ihm möglich, mit rohen Metzgerhänden die mit Bewunderung von ihm erkannten Kunstwerke der Schöpfung zu zerstören!“

empfindlich als der Mann und darauf, nicht auf der geringeren „Wehleidigkeit" beruht es wahrscheinlich, daß Frauen — die Thatsache ist Tätowirern und Aerzten längst bekannt — schmerzhafte Eingriffe leichter ertragen. Vielleicht hängt Das damit zusammen, daß die Frau die Schmerzen der Geburt auf sich zu nehmen hat; es ist jedenfalls beachtenswerth, daß nur bei der Frau physiologische Vorgänge — der erste Koitus und die Geburtwehen — mit Schmerzen verbunden sind, daß nur die Frau Unannehmlichkeiten, ja Qualen, die vermeintlicher Verschönerung dienen, sich auferlegt oder — was auf das Selbe hinausläuft — auferlegen läßt, wie die Rockbehinderung, den Ohrläppchenstich, die Fußverkrüppelung, die Magen und Leber, oft den ganzen Organismus schwer schädigende Leibschnürung. Auch die größere Disvulnerabilität der Frau, ihre Fähigkeit, Wunden und Verletzungen leicht zu überwinden — Billroth war der Ansicht, daß Frauen für alle Operationen am Bauch größere Widerstandskraft besitzen als Männer —, mag mit der geringeren Schmerzempfindlichkeit zusammenhängen. Tiefstehende Menschenrassen sind weniger empfindlich als hochcivilisirte und man braucht, um erstaunliche Unterschiede zu finden, gar nicht bis zu Naturvölkern, etwa indianischen Jägern, hinabzusteigen, deren Kaltblütigkeit im Ertragen von Schmerzen gewiß mit auf geringer Sensibilität beruht. Ich war erstaunt, in Algier an nicht zuckenden Arabern von einheimischen und von französischen Aerzten Operationen vornehmen zu sehen, die man in Europa nicht ohne Narkose wagen würde. Die von gewiegten Afrikakennern für unumgänglich gehaltene Prügelstrafe verliert viel von ihrem Schrecken, wenn man bedenkt, daß es eben nicht Weiße, sondern Neger sind, die mit der Peitsche gestraft werden, Menschen, denen man gewiß irrthümlich unsere physische und moralische Empfindlichkeit zuschreibt. Der Reisende Meyer, der in Kanton einer gerichtlich verfügten Prügelung beiwohnte, erzählt, daß sich die gelbe Haut der Verurtheilten unter den Hieben mit dem gespaltenen Bambus zu blaurothen Striemen aufblähte. Trotzdem schrie Keiner der Mißhandelten; sie zogen sich nach der Prozedur wieder an, rieben sich die „empfindsame Stelle" und drückten sich scheu zur Thür hinaus. Meyers Dragoman behauptete aus eigener Erfahrung, daß nur die ersten Schläge wehthäten, die übrigen fühle man kaum mehr. Meyer sagt, er hätte nach seinen Jugenderfahrungen eher das Gegentheil vermuthet. Wer weiß, ob nicht zur Abschaffung der Prügelstrafe in den Kulturländern die gesteigerte Schmerzempfindlichkeit mit beigetragen hat.

Bestehen so zwischen Mensch und Mensch schon erstaunliche Unterschiede, so werden sie zwischen Mensch und Thier noch beträchtlicher. Man bedenke, wie übel einander um Minne kämpfende Thiere zurichten, ohne sich anscheinend viel daraus zu machen. Nansen erzählt, daß angeschossene Eisbären sich wüthend in die eigenen Pranken bissen. Ein Schlag mit der flachen Hand, der einem Kinde eine Gehirnerschütterung verursachen könnte, kann einer Dogge

oder einem Pferd als Liebkosung gelten. Die Unterschiede werden um so größer, je tiefer wir in der Reihe hinabsteigen; zugleich wächst die Schwierigkeit der Beurtheilung, ob ein Wesen und in welchem Grade es Schmerzen empfindet. Wir können hier nur mit Wahrscheinlichkeiten rechnen; es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, streng genommen, nur seine eigenen Empfindungen kennen kann; kein mit mathematischer Kraft zwingender Beweis kann dafür erbracht werden, daß ein Wesen, wenn es auch dem Untersucher äußerst ähnlich ist, den selben Eindruck in genau der selben Weise empfinde wie jener und es wäre offenbar ganz willkürlich und ungerechtfertigt, Das vorauszusetzen, wo die Organisationen sehr verschieden sind. Es kennzeichnet den Wissenden, sich klar zu machen, was er nicht weiß, und dort, wo er nicht weiter wissen kann, zu resigniren. Jede Annahme kann, wenn wir vom Schmerz der niederen Thiere reden, irrig sein, — und auch ihr Gegentheil. Wir sind hier vorläufig an einer der vielen Grenzen unseres Wissens. Wer sie, mit Wahrscheinlichkeiten nicht zufrieden, überschreitet, begiebt sich in die nebligen Gefilde des Thoren beseligenden Glaubens.

* * *

Der Naturforscher von heute ist kein Materialist, aber seine Methode muß eine materialistische sein. Er hat keine Berechtigung, einem fremden Organismus, dessen Bau und Leistung er beschreiben will, anders gegenüberzustehen als irgend einer Maschine, irgend einem komplizirten Mechanismus oder Chemismus. Wie aber die dummen Bauern anfangs glaubten, daß in der Lokomotive ein mächtiges Pferd verborgen sei, so begehen naive Gemüther — die sich ja auch nach ihrem Ebenbilde einen Gott konstruiren — leicht den Fehler, zu glauben, daß in jedem Thier, und sei es eine mikroskopische Amöbe, ein kleiner Mensch stecke. Es erfordert eine lange wissenschaftliche Erziehung, über solche Probleme nicht anthropisch-sophistisch zu denken. Ein kluges Wort Scheitlins lautet: „Alles Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere." Nur im spielenden Märchen, nicht aber in der strengen Wissenschaft ist der kindliche Standpunkt annehmbar, daß der an der Angel zappelnde Fisch das Selbe empfinde wie in analoger Situation ein warmblütiger Mensch. So müssen wir uns zunächst die Frage vorlegen: Woraus schließen wir auf die Empfindungen anderer Wesen? Die Anwort lautet: Aus Bewegungen dieser Wesen, bewußten und unbewußten. Sie können die ganze Skala des Ausdruckes von den komplexen Leistungen der menschlichen Sprachorgane bis zur einfachen Geberde, von Lears explosivem, erschütterndem Fluche bis zu Tristans letztem stummen Blick, vom Schweifwedeln des sterbenden Hundes bis zum Toben eines brünstigen Elephanten durchlaufen, sie geben uns aber

immer nur mittelbare Kunde der inneren Vorgänge und die Signale können täuschen. Man kann Schmerzen empfinden, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne eine Miene zu verziehen, und man kann klagen, Schmerzen äußern, ohne daß man sie empfindet. Ich habe meinen Hunden, wenn sie sich verletzt hatten oder gebissen oder von einer Katze zerrissen waren, mit gleicher Sorgfalt ähnliche Wunden gereinigt, genäht, verbunden und die größten Unterschiede in Bezug auf Schmerzäußerung gefunden; es giebt auch unter ihnen Wehleidige und Helden. Jeder Thierfreund, jeder Thierarzt oder Vivisektor macht ähnliche Erfahrungen. Manches Hundebaby giebt keinen Laut von sich, wenn man ihm die Ohren stutzt, andere heulen, wenn man sie zu diesem Zweck nur anbindet, als ob ihnen alle Nerven im Leib gezwickt würden. Hier liegt natürlich eine Quelle des Irrthumes verborgen.

Blutdrucksteigerung und Pupillenerweiterung, die beim Menschen und anderen Warmblütern als Reaktionen auf Schmerz beobachtet werden, sind oft schwer festzustellen und lassen uns bei niederen Thieren ganz im Stich. Verläßlicher erscheinen Manchem vielleicht die — dem Willen auch nicht unterworfenen — reflektorischen Bewegungen sonst willkürlicher Muskeln. Wir fahren zurück, wenn wir uns in den Finger stechen, wenn wir uns unversehens an etwas Hartem stoßen, an etwas Heißem brennen; wir blinzeln, wenn uns ein Fremdkörper in den Bindehautsack des Auges, husten, wenn uns stechende Dämpfe in den Kehlkopf gerathen. Aber hier erhebt sich ein anderer Einwand: die Reflexbewegungen können stattfinden, bevor oder ohne daß überhaupt eine bewußte Schmerzempfindung zu Stande kommt. Wie ohne unser Zuthun — ja, so lange wir naiv sind, ohne unser Wissen — das Herz pumpt, das Zwerchfell athmet, der Magen verdaut, unter Umständen Unverdauliches erbricht, die Pupille den Lichteinfall ins Auge regulirt — lauter höchst zweckmäßige Bewegungen, die von Reizen ausgelöst werden —, so war es sehr zweckmäßig für die Organismen, daß auch Schutz- und Abwehrbewegungen in einem gewissen Umfange und Grade, ohne daß sie sich erst darum zu kümmern brauchten, ja, ohne daß sie Etwas davon „wußten", eintraten. Diese immer wieder ausgeführten, durch Vererbung fixirten, in ausgefahrenen Gleisen ablaufenden Innervationen zu „Reflexbewegungen" werden schließlich in niedrigen Stationen des Centralnervensystemes — viele Thiere bringen es aber gar nicht zu höheren — in Centren, die keine bewußte Empfindung vermitteln, bei den Wirbelthieren z. B. im Rückenmark, ausgelöst und können unter Umständen funktioniren, ohne daß der von dem äußeren Reiz bewirkte centripetale Nervenvorgang überhaupt die höchsten, bewußter Empfindung dienenden Hirnrindencentren erreicht. So macht z. B. ein tief Schlafender auf lästige Reize Abwehrbewegungen, oft recht zweckmäßige, ohne daß er ein Bewußtsein, oder mindestens, ohne daß er das selbe Bewußtsein wie im wachen Zustande hat. Ich sah in einer chirurgischen Klinik einen

Dachdecker, dem durch einen Sturz vom Gerüst das Rückenmark in der Gegend der unteren Halswirbel durchquetscht war. Der Mann lebte einige Stunden und war bei Bewußtsein. Alle Empfindungen im Körper vom Halse abwärts waren ihm verloren gegangen, aber wenn man ihn in die Zehen stach, sah er zu seiner eigenen Verwunderung seinen Fuß zucken, dessen Berührung oder Insultirung er doch gar nicht spürte.

Niemand wird der Mimose, die auf Berührung ihre Blättchen zusammenklappt, bewußte Empfindung zuschreiben. Aus Reflexbewegungen darf nicht immer auf Empfindung geschlossen werden. In einem erblindeten Auge zieht sich die Pupille auf Lichteinfall nicht zusammen wie im normalen. Aber ein Mensch kann, wenn seine Sehcentren in den Hinterhauptlappen der Hirnrinde zerstört sind, vollständig blind — „rindenblind" — sein und doch verengen sich die Pupillen seiner Augen, wenn Licht auf sie fällt. Eben so verhielten sich die Pupillen bei dem berühmten, von Goltz operirten „Hund ohne Großhirn", der vollständig blind und verblödet war. Ein Frosch, dem man das Vorderhirn entfernt oder den ganzen Kopf abgeschnitten hat, zuckt noch lange nachher mit dem Fuß, wenn man ihn in die Schwimmhaut sticht, ja, er wischt sich einen Tropfen Säure, mit dem man ihn betupft, sorgfältig ab. Eine enthauptete Eidechse wendet sehr zweckmäßig den Schwanz aus der Flamme. Wer hier aber eine „Rückenmarkseele" — die abgebrauchte Hypothese der gewöhnlichen „Seele" hat sich schon sehr unfruchtbar erwiesen — einführen wollte, etwa so, daß solche Thiere auch ohne Kopf und Gehirn Schmerz bewußt empfinden sollten, macht offenbar unbeweisbare Annahmen. Es ist sehr zweifelhaft, ob sie selbst mit Kopf und Gehirn solcher Empfindung, die man ihnen früher anthroposophistisch zuschrieb, fähig sind. Eine geköpfte Schlange windet sich noch um ein Kaninchen oder um einen Eisenstab wie eine normale, aber sie windet sich auch um einen glühenden Eisenstab; wir können nur sagen: Reflexe und ihre Hemmungen unter komplizirten Verhältnissen sind dem Gehirn vorbehalten. Die niederen Thiere scheinen vielfach dem Menschen mit durchtrenntem Rückenmark oder gar einem Stück Darm zu gleichen; zweckmäßige Abwehrbewegungen sind kein zwingendes Argument für bewußte Schmerzempfindung.

Der Laie hält es für ausgemacht, daß der getretene Wurm sich „vor Schmerz" krümme; in Wirklichkeit ist Das eine ganz unbewiesene Annahme. Auch ein aus dem Körper herausgeschnittener Muskel, ein Stück Aal z. B., zuckt, wenn man ihn in eine Salzlösung wirft, ein Darmstück zieht sich peristaltisch zusammen, wenn man es kneift, doch wird Niemand behaupten, daß der Muskel Schmerz empfinde. Wer daraus, daß sich der getretene Wurm krümmt und windet, folgert, daß er Schmerz „empfinde", nimmt Das, was bewiesen werden soll, nämlich die Existenz bewußter Schmerzempfindung bei einem solchen Thier, bereits als sicher an, betrügt sich also

selbst. Zu welchen paradoxen Schlüssen man so gelangen kann, haben kürzlich Experimente eines amerikanischen Physiologen gelehrt. Schneidet man einen Regenwurm in der Mitte durch, so zeigt nur die hintere Hälfte die von dem Laien auf „Schmerz" gedeuteten Bewegungen, die vordere Hälfte kriecht ruhig weiter; nun ist aber gerade die hintere Hälfte die hirnlose. Halbirt man ferner jede Hälfte, so zeigen wieder nur die hinteren Stücke windende Bewegungen u. s. w. Vom anthropomorphen Standpunkt müßte man die Unsinnigkeit annehmen, daß immer nur die hintere Hälfte eines beliebig aus einem Wurm geschnittenen Stückes bewußter Schmerzempfindung fähig sei. Der Naturforscher kann nur sagen, daß die durch den Schnittreiz bei dem Wurm ausgelöste Erregung sich rückwärts in anderer Form als vorwärts ausbreitet; ob er Schmerz empfindet, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist es nicht.

Die moderne Hirnanatomie hat uns gelehrt, daß die Entwickelung der für die bewußten Hirnvorgänge anzusprechenden Gebilde bei den niederen Wirbelthieren ähnlich wie beim menschlichen Embryo in sehr frühen Stadien noch sehr mangelhaft ist. Der Zusammenhang zwischen geistiger Stumpfheit, Lebenszähigkeit — eine Schildkröte ist gewissermaßen nicht umzubringen, von niederen Thieren, die man in Stücke zerschneiden kann, ohne daß sie zu Grunde gehen, gar nicht zu reden — und Kaltblütigkeit muß auch dem Laien auffallen. Man bedenke den Temperaturunterschied zwischen dem riesigen, komplizirten menschlichen und einem winzigen, primitiven, unter Umständen um 30 Grad niedriger temperirten Fischhirn. Man bedenke, daß die im Winter schlafenden Thiere — Säuger sogar — bei sehr gesunkener Körpertemperatur Monate lang hungern können, daß sie in solchem Zustande gegen schmerzhafte Eingriffe vollständig reaktionlos sind; man erwäge, daß das menschliche Gehirn Temperaturschwankungen um wenige Grade nicht verträgt, ohne seine Funktion dauernd einzustellen, daß die Temperatur des Eidechsenhirns um 30 Grad schwanken kann, ohne Anderes als eine größere oder geringere Munterkeit des Thieres zur Folge zu haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß gerade der Schmerzsinn bei niederen Thieren hoch entwickelt sein soll, während doch auch die meisten anderen Sinne hier — Fische und die meisten Wesen abwärts von ihnen z. B. sind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur stumm, sondern auch taub — hinter denen der Warmblüter an bewußten Leistungen zurückstehen. Edinger hat gezeigt, daß den Fischen die Hirnrinde fehlt. Erst bei den Amphibien und Reptilien baut sich über den niederen Endstationen der Sinnesapparate dieser neue Hirntheil auf. Er hängt zunächst mit dem Riechapparat zusammen und die ersten bewußten Regungen gehören vermuthlich der Riechsphäre an. Reptilien und Amphibien sind nicht blind, aber sie sehen gewissermaßen nur instinktiv. Fische beißen Angelköder jeglicher Art, manche Haie sogar die leere Angel an und die Schlange verfolgt nur den

hüpfenden Frosch, während sie den ruhig sitzenden anscheinend nicht als Beutethier erkennt. Erst die Vögel verknüpfen das Gesehene assoziativ mit anderen Wahrnehmungen, verwerthen es denkend.

Ein ausgezeichneter Beobachter wie Forel sagt von den Insekten: „Ihr Empfindungvermögen ist ungleichmäßig über die — oft hart gepanzerte — Haut vertheilt. Flügel und Flügeldecken haben ansehnliche empfindungslose Stellen. Man kann die Flügel einer Wespe in der Mitte abschneiden, ohne daß sie es bemerkt. . . Alles in Allem kann man sagen, daß die Empfindlichkeit gegen Schmerz bei den Insekten geringer als bei den warmblütigen Wirbelthieren entwickelt ist. Wenn Das nicht wäre, so wäre es ein unmögliches Schauspiel, eine Ameise, der man den Hinterleib oder die Fühler abgeschnitten hat, sich voll Honig pfropfen zu sehen oder zu sehen, wie eine Hummel, der man mit den Antennen zugleich den ganzen vorderen Theil des Kopfes abgetragen hat, auf den Blumen ihrer Beute nachfliegt oder wie eine Kreuzspinne, der man ein Bein abschnitt, unmittelbar darauf dieses Bein frißt oder wie eine am After verwundete Raupe anfängt, sich von hinten nach vorn selbst zu verschlingen." Bethe sagt: „Ich habe Bienen den ganzen Hinterleib abgeschnitten und sie noch über eine Stunde leben sehen, während welcher Zeit sie vom Augenblick der Operation an unabläßig Honig sogen. Ja, ich habe einer Biene, die auf meiner Hand saß und Honig sog, plötzlich mit einer Scheere das Abdomen abgeschnitten. Sie richtete sich einen Augenblick hoch, sog dann aber ruhig weiter. Ob man da von Schmerzgefühlen oder überhaupt von Empfindungen sprechen kann, scheint mir doch zweifelhaft." Eine unter niederen Thieren weit verbreitete Fähigkeit ist die Autotomie, die Selbstverstümmelung. Eidechsen lassen ihren Schwanz, Krabben und Insekten ihre Beine, Seesterne und manche Kephalopoden ihre Arme fahren, Seewalzen speien ihre eigenen Eingeweide, Magen, Darm, Geschlechtsorgane, Lungen aus. Besser gesagt: jene Thiere werfen selbst ihre Organe ab. Man muß an einen Krabbenfuß einige Kilogramme anhängen, um das Glied auszureißen, das lebende Thier hingegen bricht selbst sein Bein — und zwar an einer ganz bestimmten präformirten Stelle —, als wäre es glasspröde, ab, wenn z. B. eine stärkere Krabbe es mit der Scheere packt. Die Autotomien sind für die Erhaltung des Individuums sehr zweckmäßig und tragen doch ganz den Charakter von unbewußten Reflexbewegungen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Verstümmelungen, die sie sich selbst beibringen, den Thieren wehthun.

Demnach müssen wir sagen: Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Fähigkeit, bewußten Schmerz in unserem Sinne zu empfinden, erst bei den warmblütigen Thieren — und auch da vielfach nicht in solcher Intensität — entwickelt ist wie beim Menschen und anderen hochstehenden Säugethieren. Wäre es anders, so könnte Einem grauen vor der ungeheuren Summe von

fürchterlichen Schmerzen und Leiden, mit denen die Thierwelt geplagt wäre. Der größte Theil der bewohnten Erde wird vom Ozean gebildet. Milliarden und Milliarden von Thierarten, von denen sich der Binnenländer keinen Begriff macht, bevölkern das Wasser; und es sind fast durchaus gierige Raubthiere, die sich unter einander fressen. Nichts gilt hier als die Macht des Stärkeren, jedes Wesen von den durchsichtigen zarten Glasthieren bis zu den riesigen Haien und Walen lauert und jagt auf Beute, fast jedes ist selbst in steter Gefahr, Beute zu werden. Ich habe in der zoologischen Station in Neapel gesehen, wie Tintenfische sich reihenweise unter einander mit dem scharfen Schnabel anfraßen, wie parasitische Krebse Fischen die Augen ausfressen oder sich im Schlunde einhaken und hier heranwachsen, bis ihr Wirth verhungert. Pulpen umschlingen Krebse, Fische und Ihresgleichen mit den Fangarmen und fressen sie an; ihre Opfer waren, wenn ich sie nach einer Viertelstunde befreite, oft noch lebendig. Selbst der riesige Wal wird von den Schwertfischheerden angefallen und gespießt, bis er nach Stunden langer Marter verblutet. Kein Beutethier wird im Wasser „human" getötet, Alles wird bei lebendigem Leibe zerrissen, verspeist, verdaut. Wären die Thiere des Meeres mit Schmerz und der Fähigkeit, ihn zu äußern, begabt, eine schaurige Symphonie des Jammers würde über den Wassern aufklingen, die uns das Blut gerinnen machte; aber in lautloser Stille vollzieht sich der harte Kampf ums Dasein. „Zu gut ist halb närrisch": Das sollte man bedenken, wenn immer und immer wieder die Qualen verspeister Austern, lebendig gesottener Krebse, geangelter Fische, zerschnittener Aale aufgetischt werden. Wir wissen nicht, ob diese Thiere überhaupt Schmerz empfinden, und wäre es selbst der Fall, so finden sie sicherlich durch den Menschen ein humaneres Ende als in der Natur.

Aehnliches gilt für die niederen Landthiere. Kein Frosch endet im Laboratorium auf so entsetzliche Weise wie im Magen seines Erbfeindes, der Ringelnatter; das empfindlichste Organ ist die Haut und der Frosch wird bei lebendigem Leibe anverdaut. Kein Vernünftiger wird gegen den Naturforscher irgend eine Klage erheben, wenn er an solchen Thieren Versuche macht.

Aber wie steht es mit den Warmblütern? Wir wollen zunächst wieder betrachten, welches ihr Schicksal in der Natur ist. Die Antwort lautet: — mit wenigen Ausnahmen — von den Raubthieren gefressen zu werden, durch Hunger, Kälte, Bakterien zu Grunde zu gehen. Die Natur ist nicht gütig; eher satanisch. An Altersschwäche stirbt, von den großen Katzen, Robben und anderen reißenden Thieren, Dickhäutern und Raubvögeln vielleicht abgesehen, selten ein Thier in der Freiheit. In der Natur giebt es fast keinen „natürlichen Tod". Die Erde wäre sonst bald zu klein. Der Elephant ist das sich am Langsamsten vermehrende Thier, das Weibchen trägt fast zwei Jahre

aber stünde seiner Vermehrung nichts im Wege, so würde er allein in ein paar tausend Jahren die ganze Erde bevölkern. Eins der wichtigsten Gebote für den Menschen, wenn er jemals zu dominirender Stellung auf dem Planeten gelangen wollte, war: Du sollst töten. In Indien hatte die englische Regirung, obwohl nur zehn Rupien Schußgeld für einen Tigerkopf bezahlt werden, zu Anfang dieses Jahrhunderts schon dreißigtausend Pfund für diesen Zweck ausgegeben. Nach der Schätzung Fayrers sind in einem Jahre manchmal in Indien 20 000 Menschen durch Giftschlangen ums Leben gekommen. Brehm, dem gewiß Niemand die Thierfreundlichkeit abstreiten wird, sagt — da giftige und ungiftige Schlangen schwer zu unterscheiden sind —: Wer alle Schlangen tötet, deren er habhaft werden kann, richtet dadurch kein Unheil an. Auch die Thiere, die dem Menschen nicht direkt gefährlich sind, würden ihn, wenn er sie nicht töten wollte, bald von der Erde verdrängen. Rinder, Schweine, Schafe, Rehe, Hasen, Kaninchen würden bald alle pflanzliche Nahrung konsumiren. Ja, der Mensch muß sich mit Raubthieren, wie die Katze eins ist, verbinden, um der Mäuse und Ratten — in schrecklich grausamer Weise — Herr zu werden. Wer die moderne Jagd für grausam erklärt, kennt sie nicht. Niemals handelt es sich, wie bei einem Stiergefecht oder einem Hahnenkampf, um die Lust am Verwunden, Hetzen, Morden, sondern um den Genuß der Bewegung in freier Natur, um die Erhöhung des Persönlichkeitgefühles bei Aufbietung von Kraft und Gewandtheit, um die Erprobung der Schußsicherheit. Zwischen Treibjagden und anderen ist insofern kein wesentlicher Unterschied; hier wie dort wird das Wild rasch getötet und man bedenke, wie gut es ihm dafür, so lange es gehegt wurde, gegangen ist. Herzlose Jäger sind seltener als herzlose Eltern. Es wird kein Waidmann, wer nicht von Natur aus ein Thierfreund und unter allen Umständen bemüht ist, die Beute so human wie möglich zu erlegen. Wer anders handelte, fiele der Verachtung der Gefährten anheim und machte sich bald unmöglich. Wer da meint, es wäre thierfreundlicher, kein Wild zu schießen, betrügt sich nach Art des Vogels Strauß; er glaubt, es gäbe keinen Schmerz, weil er nichts davon erfährt. Viel weniger Thierleiden herrschen dort, wo das Wild vor seinen Feinden geschützt, verständig gepflegt und schließlich abgeschossen wird, als wo blind nie rastender Kampf ums Dasein wüthet. Grausam ist die das Individuum für nichts achtende Natur, nicht der mit raschem Schuß tötende Jäger. Ein guter Beobachter schildert, wie ein Fuchspaar Hasen jagt: Eine Stunde oder auch mehr entsetzlichster Angst hat der arme Lampe ausgestanden, dann ist es mit seiner Kraft zu Ende und er wird bei lebendigem Leibe langsam von den rothen Räubern gefressen, die sich nicht erst die Mühe geben, ihren Gefangenen zu töten. Trifft es der Hase besonders unglücklich, so schleppt ihn das Fuchsenpaar zu dem Bau,

wo die jungen Füchslein an dem beklagenswerthen Opfer ihre ersten Mörderstudien machen und es in einer Weise zu Tode martern, der gegenüber alle Torturen unserer Vorfahren wie Liebkosungen erscheinen. . .

* * *

Ganz ähnliche Erwägungen gelten für die Vivisektion. Immer und immer wieder wird der ohnehin freiheitscheue, in deutschen Landen ohne obrigkeitliche Aufsicht nicht zufriedene Philister gegen den Naturforscher mit dem Ruf aufgestachelt: „So wie die Vivisektion geübt werden darf und geübt wird, ohne jede Kontrole, ohne jede Einschränkung, ist sie etwas Fürchterliches!" Die so hetzen, haben wohl in den seltensten Fällen Laboratorien besucht, Thierversuche mit angesehen, sich aus eigener Anschauung darüber belehrt, wie es denn da eigentlich zugeht. Vivisektion im wahren Sinne des Wortes, Das heißt die Zergliederung eines Thieres bei lebendigem Leibe zu anatomischen Zwecken, wird heutzutage überhaupt nicht mehr geübt. In früheren Zeiten kam sie vor. Wir besitzen z. B. aus dem sechzehnten Jahrhundert einen dem Papst gewidmeten Traktat von Matteo Realdo Colombo, in dem der berühmte Kremonese, der einzige Vorläufer Harveys in der Entdeckung des Kreislaufes, die Sektionen lebender, nicht betäubter Hunde und Schweine schildert. In naiver Weise preist er da einen Hund, an dem wahrhaft schreckliche Eingriffe vorgenommen worden waren, glücklich: „qui ob rerum pulcherrimarum agnitionem spectaculum de se praebuit" (weil er zu der Erkenntniß so wundervoller Dinge beigetragen hat). Aus solcher Lecture kann man klar erkennen, um wie viel humaner wir auch auf diesem Gebiet geworden sind. Die Wissenschaft ist heute über jenes Stadium — das übrigens nicht unfruchtbar war — hinaus; wir haben den Namen beibehalten, aber wir verstehen heutzutage unter Vivisektion nicht mehr die anatomische Zergliederung lebender Thiere, sondern die Vornahme physiologischer, physikalischer oder chemischer Versuche oder rein chirurgischer Operationen, die zu Unterrichts- oder zu Forschungzwecken, in der Regel mit allen Kautelen der Narkose, oft auch mit denen der Asepsis angestellt werden. Erwägt man Das, dann verliert für den Eingeweihten das Wort „Vivisektion" den schrecklichen Beigeschmack von Grausamkeit und Folter, der für viele Laien noch immer damit verbunden ist. Besser als durch polizeiliche Kontrole wird unnütze Grausamkeit durch die Schwierigkeit und mannichfache Unannehmlichkeit physiologischer Versuche verhindert. Vivisektionen erfordern eine ganze Menge von kostspieligen Vorrichtungen zum Fesseln, zum Narkotisiren der Thiere, geschulte Assistenz, Einrichtungen zur künstlichen Athmung, zur graphischen Registrirung, zur Asepsis und Antisepsis, Instrumente zur Operation,

komplizirte Apparate für den eigentlichen Versuch. Das Alles steht dem Einzelnen nicht zur Verfügung. Die Zeiten sind vorbei, wo man in der Physiologie mit sehr einfachen Mitteln große Entdeckungen machen konnte. Vivisektionen werden heutzutage fast nur in wohleingerichteten Laboratorien von erfahrenen Experimentatoren oder unter ihrer Anleitung von Schülern vorgenommen. Zu „unnützer Grausamkeit", zu überflüssigen Wiederholungen solcher naiven Experimente wie des von Colombo ausgeführten, daß die Hündin, der man die Jungen aus dem Leib geschnitten hat, um sich beißt, die Hündchen aber leckt, ist jetzt keine Zeit. Auch die Naturforscher kämpfen den Kampf ums Dasein. Die Wissenschaft ist nach einem geistvollen Worte Machs auch ein Geschäft. „Sie stellt sich zur Aufgabe, mit möglichst wenig Arbeit, in möglichst kurzer Zeit, mit möglichst wenigen Gedanken sogar möglichst viel zu erwerben von der ewigen, unendlichen Wahrheit." Daher wird z. B., wenn es irgend angeht, schon im Interesse der Sache, nicht am lebenden Thier, sondern an den überlebenden Organen des rasch getöteten Thieres gearbeitet. Und Das gilt sogar vom Frosch, an dem die weitaus überwiegende Zahl der Demonstrationversuche vorgenommen wird. Warmblüter werden fast immer narkotisirt. Das liegt wiederum schon im Interesse des Versuches selbst, weil durch Schmerzen ausgelöstes Schreien den Experimentator irritiren könnte und weil Abwehrbewegungen die Beobachtung feiner Veränderungen stören, wenn nicht gar verhindern. Versuche an nicht narkotisirten Thieren, wie sie früher angestellt wurden, um zu erfahren, ob bestimmte Nerven, bestimmte Organe sensibler Natur seien, werden heutzutage kaum mehr vorgenommen, weil wir über diese Dinge gut unterrichtet sind. Ist es, was sehr selten vorkommt, doch nöthig, am nicht betäubten Thier — solche verfallen übrigens mitunter durch die Fesselung oder den Choc in einen Zustand von Kataplexie oder Hypnose — einen Versuch zu machen, so wird seine Dauer so viel wie irgend möglich abgekürzt. Zum Begriff des Leidens gehört aber eigentlich die Dauer des Schmerzes. Man bedenke, mit welcher Leichtigkeit muthige Menschen sich zu kurzen, schmerzhaften Eingriffen, wie Zahnreißen, Plombiren, entschließen. Das Thier leidet in solchen seltenen Fällen, selbst wenn wir ihm die menschliche Empfindsamkeit beilegen wollen, nicht mehr, als unzählige Menschen täglich in den Krankenhäusern erfahren.

Ich kann mich nicht erinnern, als Kind jemals ein Thier „zum Scherz" gequält zu haben; seit meiner Gymnasialzeit gehöre ich einem Thierschutzverein an und ich bedaure, daß diese Vereine nicht viel mehr Mitglieder zählen. Als ihre Hauptaufgabe sehe ich es an, daß sie die dauernden Leiden der Thiere herabsetzen oder beseitigen — die Förderer der Motorwagen sind vielleicht die erfolgreichsten Thierwohlthäter —, wie z. B. die Ueberbürdung der Zughunde, die traurige Gefangenschaft der Stubenvögel, der Kettenhunde, der Menagerie-

thiere, die schlechte Behandlung der Pferde oder den Mangel an Trinkwasser. Eben hierdurch wird dem Publikum der Anblick von Thierleiden erspart oder entzogen, somit die in vielen Menschen schlummernde Wollust an den Qualen anderer Wesen nicht geweckt oder im Keim erstickt. Daß wir humaner oder, besser gesagt, animaler geworden sind, geht schon daraus hervor, daß grausame Wollust bezweckende Thierhetzen heutzutage nur mehr im Orient und in Spanien geübt werden. Ich habe in der Schilderung einer Corrida einmal gesagt: Nicht wegen der Thierquälerei, die ja schließlich nicht lange dauert, müßte in erster Linie ein Fremder den Gedanken sofort zurückzuweisen, dieses Schauspiel einzuführen, sondern wegen der Verrohung, die wie ein fressendes Gift von jedem Stiergefecht ins Volk sickert. Aus dem selben Grunde, nicht aus schwächlichem Mitleid mit überflüssigen, uns oft recht lästigen Kreaturen, möchte ich dem Kinde selbst das Bild einer Quälerei auch an den niedersten Thieren, die vermuthlich gar keinen Schmerz empfinden, vorenthalten, es im äußersten Nothfalle rasche, energische Tötung lehren. Mehr als alle aufdringliche Propaganda, die Kluge immer stutzig macht, wirken hier die Vererbung und das Beispiel vornehmer Art, die Förderung allgemeiner und naturwissenschaftlicher Bildung in der Schule. Wir haben unsere Schmetterlinge und Käfer nie lebend aufgespießt, sondern wurden belehrt, sie rasch zu töten. Wer sich einmal mit Vivisektionen befaßt, ist gewöhnlich nicht mehr in Gefahr, verroht zu werden. Den Laien schaudert zwar, wenn er in jesuitisch tendenziös entstellten, oft von recht Unverständigen oder gar von Halbgebildeten erstatteten Berichten liest, wie Thieren zu schrecklicher Marter der Schädel geöffnet, ein Stück Gehirn abgetragen, die Schilddrüse entfernt, eine Magenfistel angelegt oder ein Stück Darm resezirt wird. Aber ganz abgesehen davon, daß solche Eingriffe — die übrigens täglich auch an Menschen zu Heilzwecken vorgenommen werden — nur an tief betäubten Thieren ausgeführt werden — die in der Rekonvaleszenz dann schon wegen ihrer Kostbarkeit sorgsame Pflege genießen —, ist zu bedenken, daß wesentlich die Haut Sitz der Schmerznervenendigungen ist, daß hingegen Blutgefäße, Hirnsubstanz, Muskeln, Sehnen, Knochen im gesunden Zustande fast oder ganz unempfindlich sind. Und selbst ein Schnitt durch die Haut, der ja nicht gerade durch die Pfoten oder die Lippen geführt wird, mit scharfem Messer, thut nicht besonders weh. Mancher Laie würde sich wundern, wie man komplizirte Blutdruckversuche an einem Pferde ausführen kann, das dabei ruhig aus der Krippe frißt. Vor Allem aber kennt das Thier die qualvolle Angst vor solchen Eingriffen und ihren Folgen nicht, kennt nicht das herzzerreißende Mitleid mit sich selbst oder mit Anderen, Gefühle, die dem Menschen oft peinlicher sind als die schmerzhaften Eingriffe selbst. Zur großen Mehrzahl der Versuche an Warmblütern dient das Kaninchen. Dieser Nager ist so stumpfsinnig, daß man ihn füglich den Frosch unter den

Säugethieren nennen könnte. Kaninchenböcke beißen sich manchmal die Hoden ab. Die Stallgenossen fressen einander die Ohren ab; manchmal reißen sie sich im Kampf den Bauch auf und es kommt vor, daß ein Kaninchen, der heraushängenden Gedärme nicht achtend, ruhig an einer Rübe knabbert. An solche Thiere übertriebenes Mitleid zu verschwenden, kann von ernsten Männern nur als thöricht und kindisch bezeichnet werden. Die Thierliebe des Buddhisten — die, nebenbei bemerkt, böse praktische Folgen hat, denn sie hindert den Gläubigen nur daran, Thiere zu töten, durchaus nicht, wie Leute, die in Indien waren, wissen, sie zu quälen, anzuketten, zu peitschen, zu überbürden — leitet, konsequent durchgeführt, zum Selbstmord. Ein Orientale, dem ein Naturforscher unter dem Mikroskop eine Welt lebender Wesen in einem Wassertropfen zeigte, erschrak und meinte, er dürfe von jetzt ab kein Wasser mehr trinken. Mit jedem Athemzug, mit jedem Bissen töten wir mittelbar oder unmittelbar. Wo will man die Grenze ziehen? Die berüchtigten indischen Thierasyle, wo das elendeste räudige, oft schwer verletzte Gethier mitsammt seinen Parasiten „mitleidig" bis zum natürlichen Tode gefüttert wird, erscheinen Unbefangenen als Stätten der schrecklichsten Thierleiden. Wer hingegen in den Laboratorien der Universitäten, Thierarzneischulen, Kliniken muthwillig, unnützer Weise oder gar grausam ohne entsprechende Vorbereitung, Kenntniß und Geschicklichkeit, die mühsam am Kadaver erworben werden, Vivisektionen vornähme oder ein Thier einen Moment länger, als unbedingt nöthig ist, leiden ließe, fiele sofort der Verachtung seiner Schüler, Fachgenossen oder Kollegen anheim. Man bedenke überdies, daß, wer sich mit wissenschaftlichen Problemen oder gar mit der Physiologie, die äußerst uneinträglich ist, als Beruf befaßt, in der Regel eine nicht geringe allgemeine Bildung, eine gewisse Kultur und Humanität mitbringt, die wirksamer als alle äußere „Kontrole" die Verübung unnützer Grausamkeit verhindert. Es ist ein Vorurtheil, zu glauben, daß man nicht Thierfreund und Vivisektor zugleich sein kann; ich möchte fast behaupten, daß nur ein verständiger Thierfreund ein guter Physiologe im vollen Sinn des Wortes sein wird. Wer die Vivisektoren nicht nur beschimpft, sondern sich bemüht, sie kennen zu lernen, wird erstaunt sein, mit welcher Liebe sie oft an ihren Hunden und ihre Hunde, auch die des Laboratoriums, an ihnen hängen, wie sie ihre Thiere verstehen. Der berner Physiologe Kronecker, der mir und wohl allen seinen Schülern als ein Muster an liebevoller Güte gilt, hat in einer trefflichen Rede gesagt: „Zu beklagen sind die herrenlosen Hunde, die, verwahrlost, schmutzig, mit eklem Ungeziefer bedeckt, von jeder Thür fortgejagt, ihre kärgliche, elende Nahrung auf den Straßen zusammenlesen müssen. Solche Geschöpfe werden ‚Opfer der Wissenschaft'. Was geschieht mit ihnen? Wenn sie nicht sogleich zu Experimenten dienen, so werden sie gereinigt, in luftige Ställe gebracht, die mit freien Vorplätzen versehen sind, werden reichlich gefüttert. In der Mehr-

zahl der Fälle werden die Thiere durch narkotische Mittel (Chloroform, Aether, Morphin) unempfindlich gemacht, bevor sie gefesselt werden. Kein Experiment ist für die Thiere ‚quälend', eben so wenig wie irgend ein Mensch, der sich einer chirurgischen Operation unterwirft, von den allertiefsten Eingriffen Etwas fühlt. Operirte Hunde findet man in gut gehaltenen physiologischen Instituten meist in trefflichem Zustande, oft im fröhlichen Besitze zahlreicher Familie."

* * *

Wer die entsetzlichen Leiden, die auf der Menschheit lasten — in jeder Sekunde stirbt ein Mensch und meist nicht leicht —, die bitteren Entbehrungen der an der Hungergrenze lebenden und oft frierenden Proletarier, die bösen Kränkungen und Enttäuschungen allein des sexuellen Lebens, die erdrückende Summe von Jammer, die auf Krankheit, Geistesstörung, Schmerzen, Verlust geliebter Personen beruht, wer die Qualen, die fast jedem Selbstmord vorausgehen, wer die Schrecken eines modernen Krieges, in dem die Blüthe der Nation geopfert wird, bedenkt, Dem wird es ganz seltsam vorkommen, daß gewisse Menschen gerade von Hunden, Katzen, Kaninchen und Fröschen alle Schmerzen so ängstlich fernhalten wollen. Warum sollen diese Thiere, die ja im Ueberfluß da sind, die wir ja schließlich töten müssen, damit sie uns nicht verdrängen, nicht einem so edlen Zweck, wie es die Förderung der Wissenschaft ist, dargebracht werden? Warum sollen sie gerade, die von uns gefüttert und gehegt werden, nicht auch ihren — wahrlich geringen — Antheil am Leiden haben? Ob sie — wie mit Worten Spielende müssig spekuliren — eine „Seele" haben oder nicht, ob wir selbst Thiere sind — woran heutzutage kein Verständiger zweifelt — oder nicht, ist hier ganz gleichgiltig; wenn es angeht, macht man auch Versuche am Menschen, ja an sich selbst. Vom Nutzen der Vivisektion für den Mediziner, der sich an den Anblick von Narkosen, Wunden, Verletzungen, an Blutstillung und operative Eingriffe gewöhnen muß, von ihrer Nothwendigkeit für den Ausbau der gesammten Menschen- und Thier-Heilkunde, von ihrer Fruchtbarkeit für so entfernte Gebiete wie z. B. die Landwirthschaft — ich erinnere nur an die moderne Bekämpfung der Feldmäuse durch Bacillen — will ich nicht ausführlich reden. Der Naturforscher als Solcher steht jenseits von Gut und Böse; und wie der Tiger oder der Tuberkelbacillus den Menschen frißt, weil er und wenn er stärker ist, so wird der Naturforscher, so lange es in seiner Macht steht, sich der Thiere bemächtigen, um durch Versuche an ihnen sein wissenschaftliches Bedürfniß zu befriedigen. Wer vermöchte zu sagen, ob, wenn die Vivisektion „verboten" würde, der Schmerz der Naturforscher über die Behinderung der Wissenschaft nicht größer wäre, als jetzt der Schmerz der

operirten Thiere ist? Nur Unintelligente und Ungebildete können apodiktisch behaupten, daß die Fortschritte der Physiologie und Medizin die Schmerzen der geopferten Thiere nicht aufwiegen. Diese Werthe sind nicht absolut meßbar. Der Naturforscher wird mit gutem Grund einwenden, daß die geringste Förderung der Wissenschaft die Opferung tausender stumpfsinniger Thiere zur Genüge rechtfertigt. Noch immer wird der Arzt citirt, der „sich ruhig an den Tisch setzt", während er ein „harmloses" Kaninchen hungern läßt, um zu sehen, wie lange es ohne Nahrung leben könne. „Und wenn ers weiß: was hat die Wissenschaft und die leidende Menschheit dabei gewonnen?" Auf diese triumphirende Frage ist zu antworten, daß das freilich mühsame Studium eines Lehrbuches der physiologischen Chemie lehren könnte, wie wichtig Versuche an lebenden Thieren zur Kenntniß des Stoffwechsels waren. Wer aber, ideales Streben verachtend, in banausischem, kurzsichtigem Utilitarismus befangen, Grenzen ziehen will zwischen Arbeiten, bei denen gleich etwas Praktisches und solchen, bei denen zunächst „nichts Praktisches herauskommt", möge bedenken, daß — um nur ein Beispiel zu nennen — aus den Versuchen Galvanis mit zuckenden Froschschenkeln die moderne Elektrotechnik erwachsen ist, möge die weisen Worte von Helmholtz einsehen: „Alles, was uns über die Naturkräfte Aufschluß giebt, ist werthvoll und kann zu seiner Zeit Nutzen bringen, gewöhnlich an einer Stelle, wo man es am Allerwenigsten vermuthet hätte."

Wien. Dr. Theodor Beer.

Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde hat die neue „Bewegung" in Berlin wenigstens schon weitergewirkt: Versammlungen werden abgehalten und in schönen Reden wird gegen die ruchlose Barbarei der Naturforscher gewettert. Wir werden immer humaner; die Hinrichtung eines diebischen Niggerburschen wird mit der Opferung unseres erfolgreichsten Kolonialpolitikers gesühnt und gegen Koch, Behring und das Heer ihrer der Menschheit nützenden Schüler wird die Empfindsamkeit holder Frauen ins Feld geführt. Gegen die in unserem Erdtheil lebenden und leidenden Menschen ist man weniger zärtlich. Daß über afrikanische Dinge Richter urtheilen, die außer Europens übertünchter Höflichkeit nichts auf der weiten Welt kennen, vermögen wir leider nicht zu ändern; gegen den wohlmeinenden Eifer der Dilettanten, die mit dem Mißbrauch zugleich den Brauch beseitigen möchten, sollten sich aber die Naturforscher wehren, ehe es zu spät wird und Nietzsches schlimmes Wort sich traurig verwirklicht, daß die Deutschen in der Weltgeschichte die großen Verzögerer sind.

Die Liebe zum Ich und die Liebe zum Anderen.*)

Aber wenn es nun so ganz auf die Früchte des Baumes ankommt, so drängt sich sogleich die weitere Frage auf: nach welchen Gesichtspunkten scheidet denn die heute geltende Ethik unsere Handlungen so streng in egoistische und altruistische? Da muß denn zuerst daran erinnert werden, daß fast alle sittliche Satzung sozialer Natur ist, d. h. von den Bedürfnissen der Gemeinschaft ausgeht. Was ihr frommt, was sie für sich in ihrer Gesammtheit wie für ihre einzelnen Mitglieder an Rücksicht fordert, Das nannte sie Sitte, Das machte sie zum Moralgesetz; Verzicht auf einen Theil der eigenen, an sich ja unbegrenzten Handlungfreiheit zu Gunsten Anderer, meist zuerst nur der Glieder einer bestimmten Genossenschaft, eines Geschlechtes Stammes, Volkes, und so fort, Das gilt als Sittlichkeit und wenn man die Uebertretungen der Vorschrift unter Strafe stellt, als Recht. Man ist aber seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden so sehr gewöhnt, als Moral nur solche soziale Moral anzuerkennen, daß man an gar keine andere Form denkt. Die Gemeinschaften, die auch die geborenen Hüterinnen der nach ihrem Wunsch und Bedürfniß geschaffenen Satzungen waren, haben abweichende — d. h. nur von dem Bedürfniß des Individuums ausgehende — ethische Auffassungen nur sehr selten aufkommen lassen, so wandelbar auch ihre eigenen Anschauungen waren, so Verschiedenes, ja Entgegengesetztes sie selbst als sittlich gesetzt haben.

Freilich sorgten das Leben und die menschliche Natur selbst schon dafür, daß alle diese Moralen nie ganz zur Herrschaft gelangten. Es giebt meines Erachtens kaum eine wichtigere Pflicht für den Sozialhistoriker als die, nachzuweisen, daß sich die sittliche Praxis fast immer sehr weit von der anerkannten sittlichen Theorie entfernt hat. Selbst eine Ethik von so ungeheuer persuasiver, fortreißender Kraft wie die des Christenthumes, hat niemals auch nur annähernd volle Herrschaft über die Gemüther zu gewinnen vermocht: ihr erster Satz, die unbedingte Friedfertigkeit, ist von allen christlichen Völkern zu allen Zeiten fort und fort mit Füßen getreten worden. Das hat die Regirungen der Völker niemals abgehalten, eben so oft, als sie Krieg begannen, zu betheuern, wie christlich sie seien, ja, sie riefen und rufen dann gewöhnlich die Hilfe Gottes um so inbrünstiger an, des selben Gottes, als dessen Verkünder Christus selbst einen Backenstreich zu erwidern verbot. Aber diese offizielle Lüge, die Tausende und Abertausende von historischen Dokumenten laut verkünden, ist uns schon so zur Gewohnheit geworden, daß man sehr nachdrücklich auf sie hinweisen muß, um nur die Ohren wieder für sie zu schärfen.

Und was sich die Völker herausgenommen haben, daran haben es die

*) S. „Zukunft" vom 20. November 1897, wo auf S. 341, dritte Zeile von oben, statt „Schillers" stehen muß: „Pylades'".

Einzelnen noch weniger mangeln lassen. Wobei ich aber nicht etwa an alle die hundert Arten privater „Sünden" denke, die nach christlicher Ethik sich fast Jeder zu Schulden kommen läßt — über sie zu reden, wäre hier höchst überflüssig —, sondern nur an die von der Gesellschaft selbst sanktionirten und theils offen, theils halb, theils ganz heimlich geduldeten Bräuche und Gewohnheiten, die gegen das Prinzip christlicher Sittlichkeit oft weniger, oft eben so sehr und oft noch stärker verstoßen als jene. Man denke nur an das landkundigste Beispiel, an das Duell; aber es ist nur eines von hunderten. Schon der Ehrenkodex der Schuljugend hält bestimmte Arten des Betruges oder der Lüge für nicht ehrenrührig; unsere gesellschaftliche Sitte läßt Dutzende verschiedener Arten von Täuschung als selbstverständlich zu; auf böse Nachrede wirklich zu verzichten, würde den Meisten als der Mord aller geselligen Konversation gelten. Unter den höchsten und niedrigsten Würdenträgern eines Staates pflegen doch nicht Wenige Kabalen und Intriguen gegen einander zu schmieden, ganz eben so wie die Staaten selbst unter sich. Und welcher Stand hätte Ursache, ihnen darüber gerechte Vorwürfe zu machen? Immer wieder finden sich animae candidae, die in Wahrheit von all solchem Treiben sich fern halten, und es giebt hundert Stufen und Nuancen der Theilnahme daran; aber die weite Verbreitung aller dieser Listen und Praktiken wird kein Ehrlicher leugnen dürfen.

Zuweilen sind doch auch rücksichtlose Theoretiker aufgestanden, die gänzlich unsoziale, unaltruistische Morallehren aufgestellt haben —: natürlich in den Jahrhunderten am Ehesten, in denen die sittliche Praxis am Rücksichtlosesten war. So haben zu den Zeiten einer noch physisch und willenskräftigen und doch schon geistig regsamen Uebergangskultur in Griechenland die Sophisten eine sehr radikal individualistische Ethik vertreten, gegen die dann Sokrates die altruistische Reaktion einleitete. Genau in dem selben Stadium der Entwickelung, in der Grenzperiode eines noch tumultuarisch kräftigen und doch schon geistig aufs Höchste erregten Zeitalters, das beide Eigenschaften vereinigte und also primitiv-brutalen und rational-geklärten Individualismus in sich verschmolz, hat Macchiavelli für die öffentliche Moral sehr unumwunden, Alberti für die private etwas zaghaft und verschleiert ähnlich rücksichtlos-egoistische Grundsätze aufgestellt. Und in unseren Tagen, die freilich von ganz anderer Art sind und zu deren herrschender — durchaus sozialer — Grundtendenz hier wohl eher eine einzelne Reaktion vorliegt, hat Nietzsche in ganz neuer Form eine von Grund aus unaltruistische Ethik aufgestellt. Seine Lehre ist in so hohem Maße individualistisch, daß sie zuweilen sich sogar selbst aufhebt, indem sie verkündet, daß Niemand sich nach irgend einer Satzung richten soll, auch nach ihrer eigenen nicht. Indessen setzt sie selbst auch unstreitig neue Gebote: und ihr vornehmstes ist, daß Jedem die Pflicht obliege, seine Persönlichkeit nach allen

Kräften seiner Seele, seines Leibes und Willens zu steigern. Diesem himmelstürmenden Idealisten der Weltfreudigkeit ist das heutige Geschlecht der Sterblichen viel zu schwach und heerdenmäßig, er fordert eine neue Art, eine neue Spezies von Erdenwesen, den Uebermenschen. Freilich läßt sich in diesem letzten Ziel seines Philosophirens ein soziales Element nicht verkennen: auch ihm ist an der Gattung, also an der Menschheit selbst, das Meiste gelegen, aber er sieht ihre vollgiltigen und einzig in Betracht kommenden Repräsentanten nur in den Spitzen; an der großen Menge liegt ihm, dem aristokratischsten aller Sozialtheoretiker, nicht das Mindeste. Und eben dieser Gegensatz ist es, der ihn wie eine tiefe Kluft trennt von allen altruistischen Sittenlehren, von der christlichen, von der Kants und der des Sozialismus.

Deren Macht aber überwiegt heute noch in einem außerordentlichen Maße in der Theorie und trotz allen Reaktionen der Praxis scheint sie eher im Fortschreiten als im Zurückweichen begriffen zu sein. Und so ist denn nicht wunderbar, daß der Maßstab, der aller dieser altruistischen Moral, trotz den mannichfachsten Unterschieden im Einzelnen, gemeinsam ist, uns immerdar fast unbewußt beherrscht: Tugend ist, was dem Anderen dient, Laster, was uns auf Kosten des Anderen dient. Dieses Kriterium beherrscht heute die Vertheilung der Begriffe Gut und Böse gänzlich; nur einige Punkte sind vorhanden, wo nicht nur unsere instinktive, sondern auch unsere bewußte Moral davon stark abweicht. Man hat uns z. B. noch immer nicht ganz überredet, physische Tapferkeit und Streitfertigkeit, so unchristlich und unaltruistisch sie ist, nicht als Tugend anzusehen. Aber Das sind Ausnahmen, — und auch diese letzten Rudimente individualistischer Ethik sind im Wanken. Das Fortschreiten der geistigen und materiellen Kultur, die beide auf die Beseitigung aller gewaltsamen Störungen hinarbeiten, ist ihnen nicht günstig. Und man wird auch sagen müssen, daß vom Standpunkt dieser sozialen Interessen, der gegenseitigen Schonung und Förderung aller Einzelnen unter einander, der heute in der Theorie geltende Moralkodex in der Scheidung von Gut und Böse, d. h. der Förderung des sozial Nützlichen und in der Hemmung des sozial Schädlichen, im Wesentlichen folgerichtig und zweckmäßig verfährt. Er hat keinerlei Ursache, sich um die gemeinsame psychische Wurzel alles Handels zu kümmern; er hat das Recht, sich nur an die Folgen zu halten, und unterscheidet nach ihrem Gesichtspunkt mit Recht egoistische und altruistische Handlungen.

Eben so wahrscheinlich ist freilich, daß im Laufe der Zeit diese rein soziale, rein altruistische Sittenlehre mancherlei individualistische und also egoistische Abänderung erfahren wird. Die heute am Vehementesten vordringende Welt- und Sittlichkeitauffassung, die des Sozialismus zum Beispiel, ist in bestimmten Punkten viel individualistischer, viel nachgiebiger gegen das Bedürfniß des Individuums als die des Christenthums oder als die Kants,

wenn sie auch in anderen Stücken dem Einzelnen durch die Gesammtheit sehr viel mehr Zwang anthun lassen will.

Eins ist freilich festzustellen: trotz dem allgemeinen Gegensatz von Altruismus und Egoismus in ihren äußeren, in ihren Erscheinungformen, fehlt es auch diesen nicht an Berührungpunkten und sehr bemerkenswerthen Vermischungen. Der Egoismus zunächst ist in sehr vielen seiner Bethätigungen — wenn nicht in allen — zwar als auf sein letztes Ziel auf die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses gerichtet, aber die Wege, die dahin führen, sind voll von Arbeit und Sorge für allgemeine, also für altruistische Zwecke. Dieser altruistische Zusatz mag sehr ehrlichen Selbstbeobachtern gar nicht immer bewußt werden, aber er ist außerordentlich häufig. Im November vorigen Jahres notirte ich mir als Belege für die allgemeine These, daß aller Egoismus mittelbar der Art, der Gattung dient: die instinktive Freude jeder Mutter an einem starken, schönen, klugen Kinde, die Freude jedes Schaffenden an seinem Werke, vom größten Künstler bis zum niedersten Handwerker; und als ich dieser Tage in dem neuesten Bande des Nietzsche-Nachlasses blätterte — welche Seite liest man unbeschenkt selbst noch unter diesen Papieren, die der Ueberreiche als Spreu aussonderte und unbeachtet bei Seite ließ? — war ich erfreut, die folgende Stelle ganz ähnlichen Sinnes zu finden: „Man spricht vom Egoismus des Eroberers, des Staatsmannes u. s. w. — sie denken nur an sich, also ‚sich', so weit das Ego durch den heerdenbildenden Affekt entwickelt ist." Und ferner: „Der Egoismus ist noch unendlich schwach" — die alte Klage des großen Individualisten — „man nennt so die Wirkungen der heerdenbildenden Affekte: sehr ungenau. Einer ist habgierig und häuft Vermögen (Trieb der Familie, des Stammes), ein Anderer ist ausschweifend in venere, ein Anderer eitel (Taxation seiner selbst, nach dem Maßstab der Heerde)." Nietzsche hätte hinzufügen können, daß selbst die furchtbarsten Egoisten immer nebenher sehr viel für Andere gethan haben, — Napoleon etwa, als er in einigen Mußestunden die heute noch im Wesentlichen unangetastete Organisation des französischen Staatswesens schuf. Andererseits werden sich, auch abgesehen von der inneren Befriedigung, wenige Thaten der Selbstlosigkeit nachweisen lassen, bei denen nicht der Beifall oder der Dank eines andern Menschen dem Wohlthäter durch Anerkennung wenigstens einen Theil seiner That vergelten.

Aber die völlige Wesensverschiedenheit der beiden äußeren Erscheinungformen des sittlichen Handelns und sozialen Verhaltens wird auch durch diese Verflechtungen Beider nicht aus der Welt geschafft: sie ist für alle soziologische Beobachtung die auffälligste und unumstößlichste Thatsache. Wie ist nun — und damit kehre ich zum Ausgangspunkt dieser Untersuchung zurück und gehe nunmehr auf mein Ziel los — dieser an der Oberfläche so weit auf-

klaffende Zwiespalt zwischen Egoismus und Altruismus einerseits und das Zusammentreffen dieser beiden Impulse in der Tiefe der Seele in der selben Wurzel andererseits zu erklären? Wie können so verschiedene Wirkungen die selbe Ursache haben?

Dies Räthsel lockt von den Hunderten, die uns rings umgeben, sicherlich nicht am Letzten zur Lösung. Es ist ein rein psychologisches Dilemma, aber um es zu schlichten, wird man vielleicht besser thun, von körperlichen Erscheinungen, als den stets und immerdar unserem Seelenleben parallelen und analogen, auszugehen. Auch der Körper flößt unserem Geiste theils egoistische, theils altruistische Triebe, Empfindungen, Erwägungen ein. Zunächst ist unser Leib, ganz wie unsere Seele, vom Grund aus egoistisch angelegt; ohne jedes Zuthun unseres Verstandes, unseres Bewußtseins wehren wir uns Schädliches ab — z. B. durch unwillkürliche Bewegungen — oder suchen uns Nützliches auf, z. B. indem wir willenlos einschlafen. Und dennoch sorgt unser Körper eben so auch für dies Andere, für die Gattung. Das Geschlechtsleben bietet dafür, wie billig, das schlagendste Beispiel dar. Die Fortpflanzung unserer Art ist, wie die aller Thiere, gesichert durch rein triebmäßige, von unserem Verstande, zuweilen selbst von unserem Willen unabhängige Empfindungen.

Hier findet sich also der selbe Gegensatz zwischen Ich- und Liebestrieben — die Konflikte zwischen Beiden sind auch hier häufig genug —, aber — und damit kommen wir weiter — die Natur selbst weist hier auf einen Punkt hin, wo beide scheinbar so weit divergirende Linien zusammenlaufen, wo Egoismus und Altruismus in Eines verschmolzen sind. Die Fortpflanzung nämlich knüpft sie nicht an neutrale oder gar schmerzliche Empfindungen, sondern im Gegentheil an die stärksten Lustgefühle, die sie überhaupt im Körperlichen zu spenden hat. Und so bindet sie denn die wirksamste Lockung des Egoismus an die äußerste Leistung des Altruismus, die Erhaltung und Vermehrung der Art, den sozialsten Akt des körperlichen Lebens, an die höchste Wollust, also an die stärkste Befriedigung unserer Ichsucht im Bereich des Physischen.

Bei der Untrennbarkeit des Leibes- und Seelenlebens, auf die wir immer von Neuem durch die Natur der Dinge selbst hingewiesen werden, würde es nun sehr verwunderlich sein, wenn man zu dieser innersten Verknüpfung der Liebe zum Ich mit der Liebe zum Anderen im Körperlichen nicht ebenfalls Analogien für unsere Psyche fände. Und ich meine, sie biete sich ungezwungen genug dar. Wie unser Leib, so ist auch unsere Seele von Grund aus eigensüchtig — Das kurz darzulegen, war die Aufgabe der ersten Hälfte dieser Untersuchung —, aber dieser Eigensucht entspringen doch zahllose Handlungen, die durchaus altruistische Wirkungen hervorbringen, die nicht uns

allein, sondern oft vielmehr Anderen dienen. Sollte sich nun nicht auch hier eine ähnliche Kategorie von Empfindungen aufdecken lassen, die ganz eben so wie den Leib, so auch unsere Seele durch egoistische Nebenwirkungen zu altruistischem Handeln überredet? Man setzt an die Stelle der körperlichen Lust die Lust des Herzens, — und die Frage ist beantwortet. Die wichtigste Leistung des Körpers für die Gattung, die Fortpflanzung der Art, ist an sich körperlicher Genuß des Ichs, die wichtigste Leistung der Seele für die Gattung aber ist die Erhaltung der Art, d. h. der Anderen, auf Kosten des Ichs und sie ist ebenfalls an einen Genuß des Ichs, an die Liebeserregung des Herzens, an die Freude geknüpft, die alle Liebesbezeigung, d. h. aller Dienst am Anderen, an der Gattung, unserem Herzen bereitet.

Ich meine also, es läßt sich folgender Stammbaum der sozial-ethischen Grundempfindungen und Grundtriebe aufstellen. Die Basis aller Willensbethätigung ist der Egoismus, das unbezähmte Streben jedes Menschen, sich Glück zu bereiten. In doppelter Filiation, um im Bilde zu bleiben, entspringen dieser Wurzel aber im körperlichen wie im Seelenleben Triebe, die zur Annäherung und Neigung zwischen Mensch und Mensch und damit zur Erhaltung der Art führen. Und jedesmal hat, wie Hegel sagen würde, die List der Natur ein sehr starkes Bindemittel gefunden, das diese nicht egoistische, also altruistische, also soziale Bethätigung auch sehr fest an den Egoismus des Individuums knüpft und ihr aus ihm immer neue Nahrung zuführt.

Im Physischen nämlich handelt es sich vornehmlich um die Fortpflanzung der Art, im Seelischen um ihre Erhaltung und Beide sind in den Egoismus des Einzelnen eingepflanzt durch ein Wohlgefühl, das dem Individuum Glücksempfindungen bereitet und in seinen Folgen trotzdem lediglich der Gattung und nicht dem Einzelnen dient. Es ist einmal die körperliche Wollust, die an alle Annäherung der Geschlechter und insbesondere an Zeugung und Empfängniß selbst geknüpft ist, und zweitens die — ich möchte sagen, ohne damit verletzen zu wollen — psychische Wollust aller inneren, rein gemüthlichen Liebe zum Anderen. Jene gewährleistet, ohne irgend den Einzelnen zu unegoistischem Verhalten zu nöthigen, die Vermehrung, diese, unter der selben Voraussetzung, die Bewahrung und gegenseitige Förderung des Menschengeschlechtes, an denen beiden ohne diese Lockmittel kein einziges Individuum auch nur das leiseste Interesse haben würde. Denn man denke sich diese beiden Faktoren aus dem Leben der Menschen fortgestrichen, so wäre mit Sicherheit auf die sofortige Entvölkerung unseres Planeten zu rechnen. Welche Ursache hätte das Thier in uns, Kinder zu zeugen, ohne die Wollust, und warum sollte der Mensch Kinder, Kranke oder Schwache pflegen, Freunden oder überhaupt seinen Mitmenschen helfen, ohne den köstlichen Lohn der Liebesempfindung? Schon die Thierwelt ist nicht ohne das Eine, vielleicht sogar nicht ohne Beides zu denken.

Und nun stelle man sich primitive Stufen der menschlichen Entwickelung vor: von ihnen wäre nicht anzunehmen, was man für die heutige Menschheit vielleicht einwenden könnte, daß irgend welche rationalen Erwägungen, also etwa die Zweckmäßigkeit des Zusammenhaltens oder die Rechnung auf die Hilfe etwa zu zeugender Kinder, je diese elementarsten Naturtriebe hätte ersetzen können.

Solche Konjektural-Soziologie erscheint auf den ersten Blick als ein phantastisches, recht unnützes Hirngespinnst. Aber man muß sich einmal klar machen, wie die Dinge beschaffen wären, wenn bestimmte heute vorhandene Voraussetzungen fehlten. Wie denn überhaupt meiner Vermuthung nach eine der wichtigsten Handhaben für alle historische wie philosophische Betrachtung die Fähigkeit ist, sich die Gestaltung des Vorhandenen oder Gewordenen ganz anders, als sie in der Wirklichkeit ist, vorzustellen. Dann erst macht man sich die Augen frisch für das längst Gewohnte, an dem sonst der stumpfe Blick nur allzu leicht abgleitet.

Macht man sich aber klar, daß die beiden großen Grundtriebe, die Menschen zu einander führen, im Egoismus wurzeln und doch durch die beiden Lockmittel der Natur, die körperliche Wollust und die Wonne aller Hingebung, in Altruismus, in Sorge für die Gattung, für ihre Vermehrung oder Erhaltung umgesetzt werden, so ist jener an sich unerklärliche Widerspruch zwischen egoistischer Ursache und altruistischer Wirkung völlig gehoben. Diese beiden Ueberredungwerkzeuge der Natur wandeln unmerkbar die Ichsucht in Menschenliebe um; der Einzelne glaubt noch immer, nur für sich und die eigene Lust zu sorgen, und ist doch schon für die Gattung bemüht.

Am Ehesten führt zu dieser Erkenntniß die Betrachtung des Physischen; erst aus ihm, aus dem Verhältniß von körperlicher Selbstliebe und Gattungliebe und dem Band, das sie zusammenhält, läßt sich ein Rückschluß auf die parallelen seelischen Vorgänge und Stimmungen machen. Aber Beides, Das erkennt man bei weiterer Ueberlegung sofort, ist durchaus nicht so weit von einander getrennt, wie unsere herkömmliche Begriffsspaltung annimmt. Wenn an irgend einer Stelle der Monismus, die Lehre von der Untrennbarkeit und Einheit von Körper und Geist, auch dem vorurtheilsvollsten Betrachter plausibel werden muß, so ist es hier. Freilich scheint ja heute schon die wissenschaftliche Bewegung, die uns Jahrzehnte lang von der Gedoppeltheit und dem Parallelismus unseres Seelen- und Leibeslebens unterhalten hat, wieder im Verschwinden begriffen zu sein, aber es ist sicher noch immer dienlich, nach neuen Beweisen für das Gegentheil zu suchen. Unsere Sprache selbst ist in diesem Falle weiser, als unsere Begriffsformulirungen es waren. Sie nennt die beiden Triebe, die Menschen zu einander führen, ohne alle weiteren Distinktionen Liebe und trifft damit sicher das Richtige. Liebe bindet die Geschlechter an einander und reizt sie unwiderstehlich zur Begattung, Liebe

aber erfüllt auch die Eltern, die Kinder, Geschwister, längst gealterte Gatten, Freunde mit Zuneigung zu einander wie die Stammes- und Volksgenossen; und Liebe hat zuletzt zu der darin wahrhaft frohen Botschaft von der Brüderschaft aller Menschen geführt. Mitleid ist nicht, wie Nietzsche, hier einmal überscharfsinnig, meint, das Produkt einer ganzen Fülle sehr komplizirter Vorgänge, sondern zuerst und zuletzt das Kind der Liebe, der erbarmungvollen, zu allen Schwachen und Bedrängten sich herablassenden Liebe. Und zwar mag dies inhaltreiche Wort auch in diesem Falle eine Verschmelzung seelischer und körperlicher Empfindungen bedeuten. Jene möchten bei Weitem überwiegen, aber auch ein leises Anklingen der offenbar mehr sinnlichen Gattungliebe, die uns den leidenden Genossen unserer geliebten eigenen Art bedauern läßt, wird schwerlich abzuleugnen sein. Daß daneben auch die mancherlei weit rationaleren Empfindung- und Denkprozesse, von denen Nietzsche redet, mitwirken, soll nicht im Mindesten verkannt werden. Aber sie kommen erst in zweiter Linie in Betracht.

Und unzweifelhaft greifen diese beiden Formen der Liebe sonst auch fort und fort in einander über. Rechte Gattenliebe kann durch alle Haarspalterei nicht in diese beiden Substanzen zerlegt werden, sie beruht auf ihrer Vermischung. In die reinste Freundschaft, selbst in die Eltern- und Kindesliebe, sind ganz leise sinnliche Elemente gemischt, denen man schon Unrecht thäte, wenn man sie mit grobem Finger greifen wollte, ja die man selbst schon, indem man sie nennt, verunglimpft und die doch unleugbar vorhanden sind. Zur Evidenz sind sie nachzuweisen in den Stammes-, Volks-, Rassengegensätzen. Naive Menschen empfinden noch jetzt eine schlechthin sinnliche Abscheu vor Volks- oder Rassefremden und diese Abneigung macht selbst heute keineswegs Halt bei sehr starken Gegensätzen, wie etwa dem zwischen Negern und Weißen, sondern trennt auch benachbarte Völker und Stämme und endet zuletzt in der Todfeindschaft zwischen Böblingern und Bopfingern, die einander irgend welche Körperfehler oder ihre abweichende Sprache vorwerfen. Ja, selbst in der Menschheitliebe, in der natürlichen Neigung, die jeder Mensch zu jedem Menschen empfindet und die sich etwa in gemeinsamer Noth übermächtigen Thieren gegenüber immer bewähren würde, also in der Gattungempfindung selbst, steckt sehr viel Sinnlichkeit, wenn sie nicht gar gänzlich in ihr überwiegt. Dem Menschen gefällt zuletzt der häßlichste Mensch mehr als das schönste Thier; daß Art nicht von Art läßt, ist wesentlich in unseren ästhetischen, auf Deutsch unseren sinnlichen Sympathien begründet. Diese alle können sich sehr weit von der stärksten Form sinnlicher Liebe, der Geschlechtsliebe, entfernen, aber sie sind zum Mindesten auch in unserem Körperlichen begründet.

Auf der anderen Seite ist die Liebe des Herzens fort und fort am Werke, unsere sinnlichen Triebe zu sublimiren, ja, sie ganz zu verdrängen.

Wer heute eine starke Empfindung für die Menschheit hat, hat sie viel mehr mit dem Herzen; die Liebe zum eigenen Volk oder zur eigenen Familie ist in Zeiten verfeinerten Seelenlebens viel mehr gemüthlicher als körperlicher Natur; die Hyperkultur will uns, ganz eben so wie die weltabgewandten Religionen, sogar die leibliche Liebe gänzlich verachten lehren. Es wäre vielleicht eine der reizvollsten Aufgaben tiefeindringender Geschichtbetrachtung, dieses Auf- und Abwallen der beiden verschiedenen und doch wieder einheitlichen Triebe zu verfolgen.

Nebenher aber — und damit kehre ich zu dem Stammbaum der Liebe zurück — zeugt der Ur-Egoismus, als der ursprüngliche, noch alle, auch die entgegengesetztesten Aeußerungen im Keim bergende Grundtrieb gedacht, im Körperlichen wie im Geistigen, auch andere, ihm selbst näher verwandte, ihm wesensgleiche Tochtertriebe: den körperlichen Trieb der Selbsterhaltung und den seelischen der Selbstliebe. Jener ist, wie sein Stiefbruder, der geschlechtliche Altruismus, ganz instinktiv, animalisch, man möchte sagen: vegetativ. Er erstrebt ohne irgend welche Ueberlegung die Abwehr von Gefahren — man denke an alle unsere unwillkürlichen Reflexbewegungen —, die Erhaltung und das Gedeihen des eigenen Selbst, und geräth deshalb in die allerstärksten Konflikte zu aller unegoistischen Bethätigung des Uregoismus, zur Gemüths- und selbst zur Geschlechtsliebe. Von zwei natürlichen Menschen, die sich in gleicher Gefahr befinden, wird Jeder zuerst an sich denken und käme selbst Mann und Weib, die sich körperlich liebten, in Betracht. Erst ein gefördertes Herzensleben kann dies Verhältniß ändern.

Ganz ähnlich werden sich Selbstliebe und die Liebe des Herzens zu Anderen in immerwährendem Streit befinden. Diese psychische echte Schwester des Selbsterhaltungtriebes und Stiefschwester der höchsten — der Menschenliebe — sublimirt, verfeinert, aber verstärkt auch jenen und ist deshalb dieser fast noch gefährlicher. Aber auch überzwerch gerathen diese feindlichen Geschwisterpaare immerfort in Konflikte; und deren Ergebniß nennt man die Geschichte der Menschheit und ihre systematische Betrachtung Ethik und Soziologie. Denn Das ist kein Zweifel: alle und jede Beziehungen der Menschen unter einander werden von ihnen beherrscht und bestimmt, das politisch-soziale eben so wohl wie das ethische Leben der Menschheit, ja auch das geistige fast ganz. Alle Staaten sind Produkte des Aneinanderrückens der Menschen; so viel auch Gewalt und List und rein rationale Motive zu ihrer Gründung und Bildung beigetragen haben mögen, auf dem elementaren Trieb der Annäherung, der aus Neigung entspringenden Sehnsucht nach Zusammenleben, beruhen sie doch zuletzt, wie Stände, Klassen und alle anderen sozialen Gebilde. Daß Nietzsche diese Basis alles sozialen Zusammenlebens und also auch aller Ethik so gänzlich ignorirt hat, ist vielleicht der schwerste Vorwurf, den man

ernsthaft seiner sonst außerordentlich hoch über dem Durchschnitt alltäglichen Wissenschaftbetriebes stehenden Psychologie machen kann. Unzweifelhaft haben sich ja die Individualinstinkte des Herrschenwollens, der Habsucht und ähnlicher Triebe sogleich dieser Verbände bemächtigt, sie oft auch vielleicht geschaffen, weil auch sie sozialer Mittel bedürfen, um sich geltend zu machen, aber ihre letzte Quelle sind sie nicht. Die Kunst aber und das religiöse Leben sind von Menschenliebe auf das stärkste beeinflußt, alle Nachbildung der Menschengestalt ist ohne Liebe undenkbar; die ältesten Lieder sind schon Liebeswerbungen gewesen und die älteste Musik ist zu ihnen gespielt worden. In aller Religion ferner liegt selbst, so weit ihre Metaphysik in Betracht kommt, zuletzt die größte Menschenliebe: alle Götter, zu denen die Menschheit je gebetet hat, sind ja doch nur über sich hinaus gesteigerte, zuletzt ins Unendliche potenzirte Sterbliche; große Verstorbene sind unendlich oft zu Göttern erhöht worden, die Religion scheint in ihren Ursprüngen auf Totenkultus, also Menschenverehrung, Menschenliebe zurückzugehen. Wo aber der ethische Gehalt der Religionen in Betracht kommt, ist der Zusammenhang mit der Menschenliebe so offenbar, daß kein Wort darüber zu verlieren ist. Alle Wissenschaft endlich beschäftigt sich mit dem Menschen oder mit seinem Verhältniß zur Natur, — sie will ihm nützen in jedem Falle, ist nur aus Menschendienst, Menschenliebe herausgeboren.

Darüber hinaus aber sind alle Verflechtungen und Kombinationen der Sozial- und Geistesgeschichte der Menschheit auf das Auf- und Ineinanderwirken dieser zwei oder vier großen Grundtriebe zurückzuführen. Und alle echte Sozialwissenschaft hat nur ihr Wesen zu ergründen und freilich auch — Das ist ihre zweite große Aufgabe — zu erwägen, wie sie zu richtiger Mischung zu bringen sind.

Was Alles noch in Frage kommt, kann hier nicht erörtert werden. Nur auf eine in diesen Zusammenhang gehörende Beobachtung mag noch aufmerksam gemacht werden. Jede verfeinerte Herzensliebe, wie sie insbesondere das Christenthum herangezogen hat, dringt darauf, alle Elenden, Niedrigen, Häßlichen eben so zu lieben wie die Starken und Schönen. Der natürliche, sinnliche Liebestrieb, der uns beherrscht, zieht uns zu Diesen und läßt uns Jene von uns stoßen. Wieder eine List der Natur: denn wo bliebe aller Fortschritt, alles Wachsthum, ja selbst nur die Erhaltung der Art, wollten wir jenem Herzensdrange wirklich folgen! Das Grundgeheimniß aller Entwickelung mag in dem Ueberwiegen des stärkeren, natürlichen Triebes liegen; er ist nichts Anderes, als was Darwin das Prinzip der Auslese nannte. Und nicht nur das Christenthum, sondern auch der Sozialismus und selbst gewisse sehr sozialistisch gesinnte Soziologen wollen diesen elementaren Trieb verkümmern lassen. Wie wichtig aber dieser Streit ist, wird

da erst klar, wo er sich aus dem Körperlichen ins Geistige fortsetzt. Auch die natürliche Hinneigung zum Klugen, die Abneigung gegen den geistig Schwachen wurzelt sicher in der körperlichen, instinktiven Liebe, nicht in der des Herzens. Denn der Kluge ist physisch stärker, die List giebt ihm Waffen, im einfachsten Urzustand, wie noch mehr im Bannkreis der höchsten Kultur. Will man nun aber die Autorität der geistig Starken, d. h. der einzigen natürlichen Aristokratie, die es bei dem heutigen Zustande der Kulturvölker noch giebt, herabdrücken zu Gunsten der Massen, wie bestimmte, wenn auch wohl vielleicht nur die unklaren Richtungen des Sozialismus es thun, so versündigt man sich an diesem stärksten, elementarsten und vor Allem förderlichsten Naturtriebe, der Liebe zum Schöneren und Stärkeren. Manche Soziologen von heute aber, die den großen Menschen am Liebsten ganz aus ihrer Massenpsychologie und Sozialgeschichte fortanalysiren möchten, begehen den großen Fehler, daß sie zwei grundverschiedene Wege mit einander verwechseln. Sie denken nämlich ganz richtig, wenn sie das Verdienst des Großen und Starken leugnen. Unzweifelhaft wird man allmählich davon zurückkommen, die Klugheit und die sittliche Stärke dem Einzelnen als Verdienst anzurechnen, wie man schon längst auch davon zurückgekommen ist, körperliche Stärke als persönlichen Ruhm und Schwäche als Schmach anzusehen. Wer irgend sich von der Determinirtheit alles unseres Handelns und der Unfreiheit unseres Willens überzeugt hat — und Das haben bisher doch nur die harten Köpfe unter den Gelehrten nicht vermocht —, Der wird an diesem alten Aberglauben nicht mehr festhalten mögen. Aber ein Anderes ist es, zu dekretiren, daß man aus dieser besseren Erkenntniß heraus fortan die geistig Starken nicht mehr ehren und auszeichnen soll. Das wäre die größte Thorheit, die man begehen könnte, denn erstens können diese höheren Menschen ihre Kraft nur an hoher Stelle für die Gesammtheit ausnutzen, deren Interesse durchaus ausschlaggebend bleibt, und zweitens giebt es keinen stärkeren Anreiz zum Vorwärtsstreben als diese Auszeichnung und Anerkennung, was wiederum Allen zu Gute kommt.

Dies und noch viel mehr aufs Gründlichste zu erörtern, ist nunmehr die Aufgabe. Denn mag auch der Sozialismus heute noch von den Regirungen proskribirt sein, mag auch Nietzsche von Vorurtheil und Mittelmäßigkeit gleichmäßig herabgezogen werden, dies Eine sehr Große können und müssen wir zu allererst von ihnen Beiden, den sonst einander so Feindlichen, hierin aber völlig Einigen, lernen: daß die Zeiten vorüber sind, in denen die Menschheit ziel- und wahllos ihren Weg dahin schlenderte, daß jetzt der Tag da ist, wo es Ziele ins Auge zu fassen gilt, wo über das Wohin der Geschichte entschieden werden muß, wo nicht mehr unbewußte organische, sondern bewußte organisirte Entwickelung des Menschengeschlechtes die Losung ist.

Kurt Breysig.

Konstantin Meunier.

Während der letzte Enkel der großen vlämischen Koloristen, Henri de Braekeleer, in seinen wunderbaren antwerpener Interieurs die alte niederländische Tradition zu Ende führte, bildete sich in und um Brüssel eine realistische Gemeinde, die theils von Millet, theils von Courbet ausging. Nur aus der Milletschule ist Etwas geworden. Ihr gehören Félicien Rops und Konstantin Meunier an. Während in Rops Millet nur ein Ton unter vielen war, die ihn bald in andere Richtung trieben, verwandte Meunier sein ganzes Leben darauf, den großen Meister Barbizons in sich aufgehen zu lassen. Er hat mehrfach umgesattelt: wenn es mit dem Thonkneten nicht ging, zum Pinsel gegriffen und umgekehrt. Es ging sehr lange nicht; Meunier ist, wie so Viele seiner Generation und wie fast Alle seiner Schule, ein alter Mann geworden, bevor er Anerkennung gefunden hat. Immer ist der Inhalt seiner Werke, ob Bilder oder Bronzen, der selbe: der Arbeiter, die Arbeit. Aber die eigene künstlerische Form fand er nur als Bildhauer.

In seinen Gemälden, die sich vergeblich bemühen, mehr als schlecht und recht kolorirte Zeichnungen zu sein, wiegt das erzählende Element vor, dem fast alle Nachfolger Millets zum Opfer fielen, — eine Schilderung, die interessant ist, weil dieser Mann in der That Dinge zu berichten hat, die in der Kunst bisher nicht gesehen waren, die aber nicht von einem Können beherrscht wird, hinter dem alles Stoffliche weit zurückbleibt. Anders wirkt der Bildhauer Meunier. Dieser Mensch mit dem weichen Kinderherzen, der seine Bergleute nicht als der zugereiste Künstler mit aufgekrempelten Hosen betrachtet, wie Etwas, das man sehr naturgetreu darstellen, aber nicht anfassen kann, der Mensch, dem diese Menschen nicht interessant, sondern vertraut waren —: diese vorsündfluthliche Gutmüthigkeit brauchte eine Kunst, die sie zwang, sich möglichst kurz zu fassen. Und so kam er dazu, von seinen Leuten ausdrucksvolle Büsten zu machen.

Eins half ihm dabei. Meunier hat den Respekt vor den Alten, den jeder vernünftige Bildhauer haben muß, der jemals in Italien war. Uebrigens war er selbst nie da; er kennt nur die Photographien.

Ich erlaubte mir eines Tages, als ich ihn an seiner Pieta beschäftigt fand, an Michelangelo erinnert zu werden; ich wollte ihm kein Kompliment machen, es war mir in der That der wundervolle Schoß der Mutter bei Michelangelos Pieta eingefallen. Er schüttelte sich, theils vor Ehrfurcht, theils vor Lachen.

„O je, Michelangelo! . .“ Es war so, wie wenn man einem preußischen Rekruten erzählt hätte, er habe Beziehungen zu seinem Oberst. Dieser gläubige, unerschütterliche Respekt hat Meunier Das, was den meisten modernen Bildhauern das Mark aus den Knochen zieht, die klassische Konvenienz, gegeben. Wenn es die Bildhauerei sein sollte, so durfte es nicht diese alten heiligen Herren vor den Kopf stoßen; es konnte anders sein, natürlich, aber um Gotteswillen nicht entgegengesetzt ihrem ewigen Kunstprinzip. Diese Fessel, die Meunier abhielt, seine Gestalten stark zu individualisiren, bewahrte ihn vor realistischen Spielereien, zu denen gerade sein Stoffgebiet verleiten könnte und die in jeder Kunst vom Uebel sind, in der Bildhauerei aber sofort verhängnißvoll werden. Man denke, was unser Maison, der sich das wachsechte, aufgespießte Negerköpfchen leistete, aus halb bratenden Puddelarbeitern machen könnte!

Meunier stammt nicht, wie der Dichter der Weber, von der Art der Menschen, deren Geschichte er schreibt. Er bleibt absolut Künstler, versteht nichts von sozialen Dingen und noch weniger von Pathologie. Er empfindet nur, weich wie der Thon, den er knetet. Und Alles, was er empfindet, wenn er die Leute morgens zur Arbeit ziehen oder abends halb gebrochen zurückkehren sieht, soll nun hinein in die paar Linien, hinein in die strenge Konvenienz, die er sich gestellt hat, soll mit klassischen Formen verwachsen. So kommt er dazu, einen Typus zu schaffen. Wie die Alten den ihren für die Schönheit, für die Kraft hatten, so macht er einen Idealtypus der Arbeit. Nur so konnte er die Menschen, die er liebt, ehren. Sie verdienen etwas Besseres als das sich ekelnde Mitleid, das dem Krüppel, der seine Wunden an der Straße prostituirt, die Münze in den Hut wirft. Nur keine Rührung! Er konnte sie nicht weihevoller ehren als dadurch, daß er so mit ihnen verfuhr wie die Alten mit ihrem Zeus, mit ihrem Hektor, ihrem David und den anderen verbrieften Helden. Er zeigt nicht den Schweiß ihrer Arbeit, sondern ihren Adel, nicht einen Menschen, sondern die Rasse, das Geschlecht der Arbeit, nicht eine Episode, sondern die Essenz dieser höchst ernsten Geschichte. Es ist die Art, wie Millet verfuhr; das Größte, was seine Kunst geben konnte, opferte er einem einzigen gewaltigen Ausdruck. Und für Das, was Meunier macht, ist es die einzige Art. Seine Leute sind keine Individualitäten; die selbe wüste Arbeit, die ihnen die Knochen nach einer Richtung biegt, die Organe nach einer Richtung schärft, macht sie einander ähnlich; die Anstrengung schwitzt das überflüssige Fleisch bis auf das letzte hinweg und läßt nur Haut, Muskeln und Knochen; das gemeinsame Leben unter dem Zwang der Noth tötet sogar den Unterschied des Geschlechtes. Was bei Millet zu seiner Zeit wie etwas Unerhörtes wirkte, der Typus schmerzvoller Arbeit, den er schuf: hier wirkt es wie psychologische Feinheit und ist doch nur Geist des selben Geistes.

Daß man in Meunier die Bahn erkennt, die von Millet ausgeht, nimmt nichts von seiner Bedeutung, sondern vergrößert nur die seines großen Vorgängers. Er steht zu ihm etwa in dem Verhältniß wie die Maler des Quattrocento zu Donatello. Damals war es der Bildhauer, der den Maler befruchtete, heute giebt der Maler dem Bildhauer. Die Situation entspricht der Entwickelung unserer Kunstgeschichte. Freilich: ein Glück, daß Millet mehr Zeichner war, daß er noch unberührt blieb von der großen koloristischen Entwickelung der Malerei unseres Jahrhunderts, die uns so viel gegeben hat — die Freude an der Farbe — und so viel genommen — die monumentale Linie. Ein so glänzend monumentaler Künstler wie Meunier hilft uns vielleicht das Verlorene wiederfinden.

Vor zwei Jahren begann der durchschlagende Erfolg Meuniers in Paris. Ich sehe ihn noch in einer dunklen Ecke in L'Art Nouveau in sich versunken sitzen, während in der Haupthalle die niedlichsten Frauen sich um seine schwarzen Kerle rissen. Eh bien, père Meunier, voilà le succès! Er kroch noch mehr in sich zusammen, suchte sich zu entschuldigen: Je n'y comprends rien! . . Diesen Sommer war er der clou in Dresden; jetzt lernen die Berliner seine Werke bei Keller & Reiner kennen, — die lieben Berliner, die so beträchtlich in Denkmälern zu machen beginnen. Eins könnten sie von ihm lernen: den Stil des Denkmals, denn davon steckt selbst in seinen kleinsten Bronzen mehr als in manchen Riesendenkmälern

Paris. Julius Meier-Graefe.

Die berliner Terminbörse.

Ueber den Getreideterminhandel erschien in der „Zukunft" vom sechzehnten Oktober ein Artikel, der die Behauptung aufstellt, daß die Aufwärtsbewegung der Weizenpreise in Deutschland gegen die anderer Länder in Folge der Unterdrückung des Terminhandels bedeutend zurückgeblieben sei. Hieraus glaubt der Verfasser folgern zu dürfen, daß die deutsche Getreideernte weit unter ihrem Werth verkauft worden sei und noch verkauft werde; daß bei einer allgemein guten Ernte durch Fehlen des Terminhandels die größten Absatzschwierigkeiten und ungeahnt schlechte Preise für die deutsche Landwirthschaft in Aussicht ständen; daß Deutschland, weil es einiges Getreide exportirte, während es doch Getreide zu importiren nöthig hat, bei schlechten Ernteaussichten im nächsten Frühjahr ohne Terminhandel in Gefahr kommen könne, nicht genügend versorgt zu sein.

Bevor ich diese Folgerungen bespreche, möchte ich einige Schreibfehler berichtigen, die in dem Artikel enthalten waren. Es stiegen vom vierten Januar 1896 bis zum zehnten September 1897 die Weizenpreise in Chicago nicht um 32 Mark, sondern um 52 Mark, in Paris um 54½ Mark, in Budapest um 63 Mark, in Berlin nicht um 4 Mark, sondern um 40 Mark per 1000 Kilo.

Diese auffallenden Differenzen haben aber mit der Unterdrückung des berliner Terminmarktes nicht das Mindeste zu thun, sondern sie sind eine Nothwendigkeit, die sich aus der gänzlich veränderten Lage des Weltmarktes ergiebt. Unter Weltmarkt versteht man alle Getreide-Export- und Getreide-Importländer, so lange die Preise zu einander Rechnung geben. Steigen in einem Exportlande die Preise so, daß der Export aufhören muß, dann scheidet dieses Land aus dem Weltmarkt aus, bis entweder die Preise den Export wieder erlauben oder bis sie so hoch gestiegen sind, daß das frühere Exportland Importland wird. Oesterreich-Ungarn hat im vorigen Jahre bei einer Weizenernte von 24 Millionen Quarters (zu 480 Pfund engl.) eine halbe Million Quarters exportirt; die diesjährige Ernte beträgt 17 Millionen Quarters; Oesterreich-Ungarn ist aus einem Exportland ein Importland geworden. In Frankreich wurden im vorigen Jahre bei einer Weizenernte von 41 Millionen Quarters nur 1½ Millionen Quarters importirt. Fast das ganze Jahr hindurch waren die Preise in diesem Lande so niedrig, daß sie keinen Import gestatteten. Die diesjährige Ernte beträgt 30 Millionen Quarters; das zum Import benöthigte Quantum wird auf mindestens 8 Millionen Quarters geschätzt. Deutschland importirte im letzten Jahr ungefähr 7 Millionen bei einer Weizenernte von 14 Millionen Quarters. In diesem Jahr ist die Ernte eben so groß und die Importziffern werden kaum eine Veränderung erfahren. Da nun im Januar 1896 die Weizenpreise in Deutschland für den Import Rechnung ließen, während sie in Oesterreich-Ungarn und Frankreich weit unter der Importbasis standen, so ist klar, daß die Weizenpreise in Oesterreich-Ungarn und Frankreich um diese ganze Differenz mehr in die Höhe gehen mußten als jene. Die 12 Mark, die Chicago am zehnten September 1897 höher notirte als Berlin, sind darin begründet, daß an diesem Tage die amerikanischen Preise für den Export keine Rechnung ließen und weder für Deutschland noch für ein anderes Land ein Grund vorlag, dieser „Börsenhausse" zu folgen.

Diese Thatsachen widerlegen auf die einfachste Weise die Schlußfolgerungen,

die aus den Differenzen der angeführten Preissteigerungen gezogen wurden. Eine andere Frage ist es, ob die Getreidepreise im Allgemeinen sich nicht anders gestaltet hätten, wenn die berliner Terminbörse ihre frühere Thätigkeit hätte entwickeln können. Diese Frage muß von jedem Kenner der Verhältnisse unbedingt bejaht werden. Herr Emil Wolff hat ganz Recht, wenn er zu verstehen giebt, daß die größere Preissteigerung in Wien und Budapest zu Arbitragen in Berlin Veranlassung gegeben hätte, da der „im Verhältniß zu billige" berliner Termin von Spekulanten gekauft worden wäre, theils um die Verluste auf die Terminverkäufe in Wien und Budapest wieder hereinzuholen, theils als einfache Spekulation à la hausse. Ich will gern glauben, daß die berliner Börsenmatadore mit Schmerzen die Kommissionen nachrechnen, die ihnen durch die Beseitigung des Terminhandels entgangen sind. Es wäre ja auch ein Hauptspaß für sie gewesen, diesen österreichisch-ungarischen und anderen Spielern so viel Termin, wie die Herren nur haben wollten, anzufixen und einige hunderttausend Tonnen wirklichen Weizens aus Amerika auf Basis des verkauften Termins nach Deutschland hinein zu arbitragiren. Unzweifelhaft hätten diese Käufe amerikanischen Weizens die Terminpreise in Amerika weit über die Kurse vom zehnten September 1897 in die Höhe getrieben, während die Terminkäufe in Berlin statt einer Steigerung von 40 Mark wohl eine solche von 50 Mark oder mehr verursacht hätten.

Und dann?

Dann wären hunderttausende Tonnen Weizen zu viel über den Ozean geschwommen und hätten weder in Deutschland noch auf dem Weltmarkt einen Käufer gefunden. Denn die österreichisch-ungarischen und anderen Spieler, deren Terminkäufe diese Weizenmassen in Bewegung setzten, wollen ja gar keinen Weizen, sondern nur Differenzen. Der fünfzigste Theil des herbeiarbitragirten Quantums hätte, auf den berliner Terminmarkt geworfen, genügt, die Haussespekulanten zu sättigen, die Kurse ins Wanken zu bringen und die professionellen Blankoverkäufer hervorzulocken. Statt einer Reaktion von 20 Mark, wie wir sie jetzt auf dem Weltmarkt seit dem höchsten Punkt zu verzeichnen haben, hätten wir einen Krach von 50 Mark oder noch mehr, die Vernichtung der Haussepartei, eine ungeheure Schädigung des Getreidehandels und der Landwirthschaft, — genau wie im Getreidejahre 1891/92. Die Ursachen des damaligen gewaltigen Preissturzes lassen sich nämlich ausschließlich auf die Thätigkeit der berliner Terminbörse zurückführen, weil an keiner anderen Terminbörse in gleich gewissenloser Weise arbitragirt, d. h. wirkliches Getreide in ungeheuren Massen zu den höchsten Preisen gekauft und auf dem Weltmarkt verschleudert wurde. Die Naivetät, mit der die Anhänger der Terminbörsen sich dieser Thätigkeit rühmen, ist erstaunlich. „Höchstens die waghalsigsten Spekulanten", so las man in der Frankfurter Zeitung, „konnten bei einem Preisstande, der damals etwa 270 Mark (für Roggen) war, sich im Lieferunghandel auf Ankäufe in sehr entfernten Ländern einlassen." Der solide Getreidehandel konnte also solche Geschäfte nicht machen, ohne sich der Gefahr des Ruins auszusetzen; der Terminhandel freilich durfte ungestraft diese Dummheit begehen, war er doch durch die Terminkäufe der Spieler gedeckt. Welch ein Glück, daß durch die Unthätigkeit dieses Pseudohandels in Deutschland die Welt in diesem Jahre vor einer ähnlichen Katastrophe bewahrt blieb!

Köstlich ist die in der Presse verbreitete Geschichte von dem Getreidehändler,

der sich darüber beklagte, daß ihm der Bauer aus „Unwissenheit" Weizen um 10 Mark unter dem „Weltmarktpreis" verkaufte. Die Wahrheit ist, daß dieser Weizen den Käufern schwer im Magen liegt, weil die Preise inzwischen um 20 Mark heruntergegangen sind. „Thatsachen und Zahlen beweisen", sagt Herr Wolff; ich sage, sie beweisen gar nichts, sonst wäre ja erwiesen, daß diese dummen deutschen Bauern, die den Terminpreisen mißtrauten, mehr Verstand gehabt haben als die Besucher sämmtlicher Terminbörsen der Welt.

Die Ansicht, daß Deutschland, weil es etwas Landweizen exportirte, im Frühjahr Mangel an Getreide haben könne, ist geradezu komisch. Der Getreide-Import vollzieht sich über Hamburg, Bremen, Rotterdam und Antwerpen so regelmäßig, als hätte eine Terminbörse in Deutschland niemals existirt. Wie könnte es denn auch anders sein? Wenn der Bäcker Mehl kauft, dann kauft der Müller Weizen und der Großhändler „deckt" sich im Auslande. Das auf diese Art importirte Getreide wird, selbst wenn es unverkauft ankommt, nicht auf dem Weltmarkt verschleudert, denn Jeder hat Interesse, die Preise zu halten, weil er sonst nicht verdienen kann. Das nennt man Getreidehandel und diese Geschäfte nennt man Getreidegeschäfte auf Lieferung. Der wirkliche Bedarf ist die solide Basis des Getreidehandels. Die Basis des Terminhandels wird durch das Angebot und die Nachfrage unverständiger oder gewissenloser Spieler gebildet, die das wirkliche Angebot und die wirkliche Nachfrage kontinuirlich fälschen. Die Behauptung, daß der Terminhandel stets ausgleichend gewirkt habe, ist eben so falsch wie die andere, daß die Terminkurse die richtige Tendenz des Weltmarktes wiederspiegeln. Niemals ist dem Fachmann die Unwahrheit dieser Theorien klarer geworden als in diesem Jahre. Denn die große Preissteigerung im Juli und August ging keineswegs von den Terminbörsen, sondern vom Getreidehandel aus. Die außerordentlich schlechte Weizenernte der Donauländer veranlaßte die Getreidehäuser in Braila zu großen spekulativen Käufen amerikanischen Weizens. Diese Kaufordres wurden von den antwerpener und mannheimer Schwesterhäusern ausgeführt und den Einkäufen dieser Häuser folgte dann der ganze antwerpener und mannheimer Getreidehandel. Die Terminbörsen betrachteten den Anfang der Bewegung mit der höchsten Indifferenz, sie fuhren mit ihren professionellen Blankoverkäufen fort, trotzdem ihnen die schlechten Erntenachrichten eben so gut wie dem Getreidehandel bekannt waren. Es ist notorisch, daß die schwankende und schwache Haltung der liverpooler Terminbörse ganz England von Käufen zu den billigen Preisen zurückhielt, und dieses Bild änderte sich erst dann, als die Weizenverschiffungen in den atlantischen Häfen ihren Anfang nahmen und den amerikanischen Terminverkäufern die Ziffern der abgeschlossenen Geschäfte bekannt wurden. Da fuhr ihnen der bleiche Schrecken in die Glieder, in wilder Hast suchten sie ihre Engagements zu decken oder noch dabei zu kaufen, zügellos und tölpelhaft die gesunde Bewegung überholend. Das sind die berühmten Terminbörsen.

Durch die Einführung des Terminhandels in London wird keineswegs bewiesen, daß die Terminbörsen gut sind. Wer führt denn diesen Terminhandel ein? Etwa das englische Volk oder ein Getreidehandel, der, durch die Terminbörsen zur Hälfte ruinirt, wenigstens die Kommissionen sich sichern möchte, die er die liverpooler Terminbörse verdienen sieht? Die Folgen wollen wir abwarten. Auch für England gilt das Sprichwort: „Wie die Saat, so die Ernte",

und wenn die Zeit der Reife kommt, werden zwei Terminbörsen, die einander gegenseitig schwächen, leichter noch als eine fallen.

Wenn wir gar keine Terminbörsen mehr in der Welt hätten, wäre die überstürzte Bewegung, die am zehnten September 1897 ihren Gipfelpunkt erreichte, niemals gekommen, eben so wenig wie die scharfe Reaktion, die ihr unmittelbar folgte, oder die heftigen Schwankungen nach oben und unten, die seitdem so Vielen verhängnißvoll wurden. Die Preise wären langsamer gestiegen, aber Jeder hätte verdient. Bäcker, Müller, Händler und Produzenten hätten allmählich sich an die durch die Weltlage gerechtfertigten höheren Preise gewöhnt und vertrauensvoll ihre Thätigkeit danach eingerichtet, während jetzt die fortwährenden Anstrengungen der Terminbörsen, die Preise zu drücken, den Handel mit Mißtrauen erfüllen.

Das Risiko der Preisschwankungen des in der Welt vorhandenen Getreides muß von der Zeit der Ernte bis zum Augenblick des Verbrauches von irgend Jemand getragen werden. Dieses ganze Risiko liegt zuerst auf den Schultern der Produzenten. Einen Theil des Risikos übernehmen, nennt man: in Getreide à la hausse spekuliren. Der Bäcker, der Mehl im Vorrath kauft, der Müller, der mehr Getreide kauft, als er Mehl schuldig ist, der Getreidehändler, der größere Quantitäten einkauft, als er zu liefern hat: sie Alle spekuliren à la hausse. Jedes neue Risiko, das der Getreidehändler übernimmt, entlastet den Produzenten, der Einkauf des Müllers entlastet den Getreidehändler und so verschwindet dieses Risiko allmählich in dem Konsum. Diese Spekulation in Getreide ist eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit; sie ist es, die die Preise hält und für höhere Preise kämpft. Selbst die Getreidespekulation à la baisse wirkt in der selben Richtung, denn der Käufer, der dem Verkäufer gegenübersteht, übernimmt durch den Kauf das Risiko gleichsam im Voraus, während der Verkäufer, weil er das Getreide liefern muß, den Produzenten im Augenblick der Deckung entlastet.

Die Terminspekulation à la hausse übernimmt das Risiko nur scheinbar, denn in den weitaus meisten, ja, in fast allen Fällen will der Terminkäufer keine Waare; die Terminspekulation à la baisse entlastet keinen Produzenten, denn in fast allen Fällen wird nicht geliefert.

Wenn Dies aber die Wahrheit ist, darf dann die Terminbörse überhaupt als Deckung benutzt werden? Muß nicht die Deckung dieses Risikos allein einen ungeheuren Druck auf die Terminpreise ausüben? Muß nicht der Verkauf der Getreidemassen, deren Risiko die Börse provisorisch bis zur Ankunft am Bestimmungort übernahm, einen neuen Preisdruck hervorrufen, wenn der Konsum zur Aufnahme dieser Massen nicht vorbereitet ist? Muß dieser Terminhandel nicht die sachverständige Getreidespekulation vernichten, wenn die Terminpreise abhängig sind von den Launen und der Hilflosigkeit unerfahrener Spieler und den gewissenlosen Manipulationen großer Spekulanten und wenn auf der anderen Seite das herbeiarbitragirte Getreide ohne Rücksicht auf den Einkaufspreis verschleudert werden muß? Ist es denn möglich, daß es Leute giebt, die glauben, die Getreidepreise könnten von selbst in die Höhe gehen, wenn Niemand in der ganzen weiten Welt ein Interesse daran hat, sie zu halten, noch die Kraft, für höhere Preise zu kämpfen!

Die Leute, die nicht einsehen, daß der Terminhandel unfehlbar preis-

drückend wirken muß, haben von diesem Handel gar keine Ahnung, und wenn sie auch Bände voll darüber geschrieben haben. Sie verwechseln den Getreidehandel auf Lieferung mit Terminhandel, Getreidespekulation mit Terminspekulation, Blankoverkäufe in Getreide mit Terminverkäufen, Getreidebörsen mit Terminbörsen. Das deutsche Börsengesetz begeht leider den selben Fehler. So dankbar die Gegner des Terminhandels diesem Gesetz sein müssen, weil es den berliner Terminhandel lahmlegte, so muß doch der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß diese Wirkung nur zufällig erzielt wurde. Wohl verbietet das Gesetz „den börsenmäßigen Terminhandel in Getreide", da aber kein Mensch beim Abschluß eines börsenmäßigen Getreidegeschäftes auf Lieferung wissen kann, ob dieses Geschäft ein Getreidegeschäft oder ein Termingeschäft werden wird, so kann man das Termingeschäft auch nicht verbieten. Und wenn die berliner Börsenmatadore sich dem Börsengesetz einfach unterworfen hätten, dann hätten sich die Spieler um so schneller von ihrem Schrecken erholt, als die Uebertretung des Gesetzes nicht einmal strafbar ist. Dann würde der saubere Terminhandel in Berlin heute eben so schön wie vorher blühen.

Es giebt nur einen Weg, den Terminhandel gründlich zu vernichten: man beseitige, wie ich schon am zweiundzwanzigsten Mai hier empfahl, die auswärtigen Spieler. Dann fehlt die sogenannte Kontrepartie, es bleiben nur noch Sachverständige übrig, die einander weder ausnutzen können noch sich ausnutzen lassen, und der ganze ungeheure Schwindel, der den Getreidehandel und die Landwirthschaft mit Vernichtung bedroht, bricht zusammen wie ein Kartenhaus.

Antwerpen. F. Hammesfahr.

Der Kampf um den Ausgleich.

Das Ausgleichsprovisorium zwischen Oesterreich und Ungarn wird vielleicht zu Stande kommen, nicht aber der definitive Ausgleich. Weder in Oesterreich noch in Ungarn wünschen die politischen Parteien ernstlich den Abschluß eines Ausgleiches, also die Befestigung der dualistischen Monarchie auf Grund der Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867. Die Lage der beiden Staaten der Monarchie kann man der zweier Mächte vergleichen, die mit einander Krieg führen möchten, von denen aber keine vor der Welt das Odium auf sich laden will, daß sie den Ausbruch des Krieges veranlaßt habe. Die Truppen marschiren schon, während die Mächte noch von ihrem sehnlichsten Wunsche sprechen, den Frieden zu erhalten.

In Oesterreich stellen alle Parteien Forderungen, die keine Regirung in Ungarn bewilligen kann, und in Ungarn heißt es, daß man den Ausgleich nur mit einem österreichischen Parlament vereinbaren darf, das aus direkten Wahlen hervorgegangen und nicht eine Delegation der siebenzehn Landtage ist. Die beiden Standpunkte sind durch eine so tiefe Kluft getrennt, daß ein definitiver Ausgleich nur durch einen Machtspruch des Kaisers und Königs denkbar ist. Dem Kaiser Franz Joseph zu Liebe werden die Ungarn, so lange er lebt, die Monarchie zusammenhalten, aber an dem Tage, wo er die Augen schließt, wird auch der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie besiegelt sein. Franz Joseph kann mit gutem Recht sagen: „Die Gesammt-Monarchie bin ich."

Die äußerste Linke Ungarns verlangt offen in ihrem Programm die Personalunion, während die sogenannten „regirungfähigen" Parteien, die auf dem Boden der Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867 stehen, die Personalunion insgeheim herbeiwünschen und sie auf Umwegen zu erreichen hoffen. In Oesterreich sind alle Parteiführer in dem Widerstande gegen die ungarischen Forderungen einig. Und der Aufruf Mommsens, die Ungarn sollen die Sache der Deutsch-Oesterreicher unterstützen, kann nur durch Unkenntniß der hiesigen Zustände entschuldigt werden. Unter den jetzigen Umständen klingt der Gedanke, die Ungarn sollen für die Deutschen in Oesterreich Partei ergreifen, geradezu komisch, — ganz abgesehen davon, daß Ungarn die Pflicht hat, dem Kampf der Parteien in Oesterreich neutral zuzusehen. Nur wenn die „Verfassungmäßigkeit" in Oesterreich aufhören würde, wäre es den Ungarn gestattet, aus der Passivität herauszutreten; aber selbst in diesem Falle müßte Ungarn seine Aktion darauf beschränken, daß es neue Formen für die Wahrung der Rechte und Erfüllung der Pflichten finden müßte, die durch die „pragmatische Sanktion" bedingt sind. Aber die moralische Intervention, die Mommsen von den Ungarn zu Gunsten der Deutsch-Oesterreicher verlangt, wäre ganz und gar unmöglich. Die deutschen Parteien in Oesterreich sind in ihren wirthschaftlichen Anfeindungen gegen Ungarn nicht minder maßlos als die anderen; sie suchen die Gunst der Massen dadurch zu gewinnen, daß sie die finanziellen Forderungen an Ungarn auf das Höchste spannen. Die gemäßigtesten Elemente berechnen die Quote nach der Kopfzahl. Warum sollte also Ungarn die Deutschen den anderen Gruppen des wiener Reichsrathes vorziehen? Alle Parteien in Ungarn fordern heute, daß Ungarn sich auf Grund des Paragraphen 68 des Ausgleichsgesetzes vom Jahre 1867 selbständig einrichte.

Noch vor einigen Monaten waren Banffy und seine Partei anderer Ansicht. „Falls das Provisorium nicht zu Stande käme", so hieß es damals, „wird Ungarn weiter seine Verpflichtungen erfüllen und dann eventuell mit einem absolutistisch regirten Oesterreich eine vorläufige Vereinbarung treffen." Diese Ansicht widerspricht dem Wesen des Ausgleichsgesetzes, das im § 24 als erste Grundbedingung des Ausgleiches „die Aufrechterhaltung der Verfassung in Ungarn" und im § 25 als zweite Grundbedingung die volle Verfassungmäßigkeit in den übrigen Ländern und Provinzen bezeichnet. Auch hat Baron Banffy auf die Aufforderung Apponyis erklärt, daß das Provisorium für Ungarn nur Giltigkeit habe, wenn es in Oesterreich auf parlamentarischem Wege zu Stande kommt. Die ungarische Regirung müßte sonst mit neuen Vorlagen vor das Parlament treten. Wenn nun die Deutschen im Reichsrath durch Obstruktion das Zustandekommen des Provisoriums verhindern können, so haben sie dadurch auch die Parlamentskrisis in Ungarn akut gemacht. Die äußerste Linke verlangt nicht nur ein selbständiges Zollgebiet und eine selbständige Bank, sondern auch eine ungarische Armee und einen ungarischen Minister des Aeußeren. Jede Vorlage, die nicht dem Programm der äußersten Linken entspricht, würde diese Partei mit allen Mitteln bekämpfen. Wie man sieht, ist die Lage auch für die ungarische Regirung kritisch geworden. Aber ich bin überzeugt, daß Baron Banffy alle Schwierigkeiten überwinden wird und daß er Alles, was der wiener Hof etwa von ihm verlangt, von seiner Partei votiren läßt. Der Mann hat das Sprichwort, man brauche wenig Verstand, um zu regiren, Lügen gestraft; er hat bewiesen, daß man dazu gar

keinen Verstand braucht, nur Glück, Muth und Skrupellosigkeit. Banffy und die Führer der liberalen Partei haben keine Ueberzeugung; sie haben nur Meinungen, die sie von heute auf morgen wechseln und den Ereignissen anpassen.

Der Führer der liberalen Partei, Koloman Tisza, der hinter den Coulissen die parlamentarische Komoedie leitet, ist der Prototypus der Ueberzeugungslosigkeit. Mit ganzer Kraft bekämpfte er sechs Jahre hindurch alle Institutionen des Ausgleiches, wie die Delegationen, die gemeinsame Armee, die gemeinsame Bank, das gemeinsame Zollgebiet, während er dann als Ministerpräsident vierzehn Jahre lang die selben Einrichtungen rühmte und sogar die Kräfte Ungarns dadurch beschränkte, daß er die Unabhängigkeit der Honvedarmee preisgab und sie in den Rahmen der gemeinsamen Armee einfügte. Die tiefe Verstimmung, die in der Nation hervorgerufen wurde, als sie sich in dem Volksmanne Tisza so bitter getäuscht hatte, fand einen Ausdruck in dem Kossuth Kultus, der einen Protest der Ungarn gegen die Servilität Tiszas und seiner liberalen Partei bedeutete. Das Streben nach Unabhängigkeit trat in Ungarn mit elementarer Kraft hervor, so daß man in Wien gegen den Kossuth-Kultus reagiren mußte. Der wiener Hof versuchte, den Liberalismus ins Feld zu führen, um den Kossuth-Kultus zurückzudrängen und den Ungarn Sand in die Augen zu streuen. Der liberale Wekerle sollte die kirchlichen Reformen, die Civilehe u. s. w. einführen. In der That wurde der Kossuth-Kultus dadurch für eine Weile zurückgedrängt, aber zugleich die Gefahr des Kulturkampfes heraufbeschworen. Die Gemüther wurden immer heftiger erregt, so daß der König den „genialen" Wekerle verabschiedete und den Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Baron Banffy, als Ministerpräsidenten mit der Mission betraute, die Kirchenreformen mit möglichster Schonung der Gefühle der Katholiken durchzuführen und die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen. Das Kabinet Banffy hielt man damals für ein Uebergangsministerium, das nach der Tausendjahrfeier verschwinden werde. Niemand wollte glauben, daß Banffy, der allgemein für einen unfähigen Mann galt, noch nach dem Millennium — bei dem er eine dekorative Aufgabe zu erfüllen hatte — sich als leitender Minister halten könne. Das war ein großer Irrthum. Es giebt keinen noch so unfähigen Politiker, der sich mit der heutigen Mehrheit im Parlament nicht halten könnte, sobald er keine politische Ueberzeugung hat und ungenirt immer bereit ist, seine Meinung zu wechseln. Als Banffy die Leitung der Geschäfte übernahm, erklärte er die Armeefrage für ein noli me tangere; er suchte den Beweis zu führen, daß die ungarische Militärakademie, die Apponyi fordert, eine Gefahr für die Einheit der österreichisch-ungarischen Armee wäre. Anderthalb Jahre später, als der König die Akademie bewilligte, rechnete Banffy sich diesen Erfolg als persönliches Verdienst an. Vor einem Jahre brachte Apponyi den Antrag ein, die Regirung solle Vorkehrungen für den Fall treffen, daß kein Ausgleich mit Oesterreich zu Stande käme. Banffy wies den Antrag als unnöthig zurück; heute erklärt er, die Regirung werde auf Grund des § 68 Vorkehrungen treffen. Mit solchen Grundsätzen der Grundsatzlosigkeit kann Banffy sich noch lange am Ruder erhalten; sein ganzes Programm besteht in den Worten: J'y suis, j'y reste. Unzweifelhaft scheint mir aber, daß, selbst wenn das Provisorium zu Stande kommt, an die Erneuerung des definitiven Ausgleiches nicht zu denken ist.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Voltaires Kindheit.*)

Voltaire gehört durch seine Geburt der französischen Bourgeoisie an; er kam als jüngster Sohn des Königlichen Rathes François Arouet zur Welt. François Arouet war Rath am Châtelet, dem pariser Amtsgericht, bei dem er vorher auch Notar gewesen war. Die königlichen Notare bildeten am Châtelet eine angesehene und privilegirte Körperschaft für sich und bezogen ein bedeutendes Einkommen. Die jährliche Einnahme eines Notars dürfte am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts etwa 80000 Francs betragen haben. Als Notar war Herr Arouet mit den ersten Adelsfamilien des Landes in Berührung gekommen.

Dieser häufige Verkehr mit dem Geburtadel, ferner ihre täglichen Beziehungen zu dem Beamtenadel, gewisse Privilegien, die sie genoß, vor Allem aber ihre auskömmliche Vermögenslage gaben der Familie Arouet eine eigenartige Stellung zwischen den bevorrechteten Klassen der Nation und dem mittleren Bürgerstand (roture). Der Königliche Rath Arouet, dessen Bildniß uns nicht erhalten ist, scheint ein von richterlichem Standesbewußtsein durchaus erfüllter Mann gewesen zu sein. Man darf sich ihn trotzdem nicht als einen trockenen Aktenmenschen vorstellen. Er hatte über seinen Beruf hinausgehende geistige Interessen und war ein Mann von Welt. Voltaires Mutter, mit ihrem Mädchennamen Marguerite d'Aumart oder Daumart, deren Züge uns auch in keinem Bildniß erhalten sind, scheint die selben intellektuellen Neigungen und die selbe Weltgewandtheit wie ihr Mann besessen zu haben.

Die Familie Arouet — der Name wurde damals Arouat gesprochen — benutzte ihren großen Wohlstand und ihre angesehene Stellung, um eine vornehme und angeregte Geselligkeit in ihrem Hause zu pflegen.

Mit herzoglichen Familien Frankreichs, wie die Caumartin, Sully, Praslin und Saint-Simon, stand der Rath in allerdings vorwiegend geschäftlicher Verbindung. Adelige Herren von minder hoher Abkunft waren tägliche Gäste in dem Hause. Der Geistvollste unter den Freunden der Familie Arouet war wohl François Castagnier de Châteauneuf, der Abkömmling einer adeligen Familie, die aus Savoyen stammte. Er führte den Titel Abbé. Er soll den Rath Arouet in dem Kreise Corneilles und Boileaus kennen gelernt haben. Diese geselligen Beziehungen sollen dann durch geschäftliche noch gefestigt und der Rath Arouet Vertrauensmann der Familie Châteauneuf geworden sein. An dem gealterten Corneille und dem alternden Boileau haben Herr und Frau Arouet, wie man erzählt, wenig Geschmack gefunden. Ihre Geistesrichtung war eine freie, geradezu oppositionelle. Sie wurden durch den Abbé de Châteauneuf in lebhafte und regelmäßige Beziehungen zu der Société du Temple und zu dem Kreise Ninons de l'Enclos gebracht.

Der streng kirchlichen Richtung gegenüber, die Ludwig der Vierzehnte seit etwa 1685 eingeschlagen hatte, machte sich auf religiösem Gebiet ein entschiedenes Freidenkerthum bemerkbar. Am Ende des Jahrhunderts wurde diese Geistesrichtung, ohne daß ein eigentlicher Philosoph sie in ein System zusammenfaßte,

*) Ein Fragment aus einem neuen Buch über Voltaire, das Fräulein Dr. Käthe Schirmacher vor Weihnachten bei Reisland in Leipzig veröffentlichen wird.

besonders in der Société du Temple und in dem Kreise Ninons de l'Enclos gepflegt. Diese Société du Temple war eine zwanglose Vereinigung geistlicher und weltlicher Herren von Adel, zu denen sich als gern gesehene und bei jenen Vereinigungen völlig gleichberechtigte Gäste die besten Dichter der Zeit gesellten. Sämmtliche Mitglieder waren ursprünglich Katholiken. Die Gesellschaft hieß Société du Temple, weil sie sich meist in dem sogenannten Temple versammelte. Der Temple, bis zum Jahre 1312 Sitz der französischen Tempelritter, hatte nach der Auflösung dieses Ordens an den Malteserrittern lachende Erben gefunden. Die Malteser besaßen damals in Frankreich sechs Großprioreien. Eine davon wurde, weil sie das Gebiet der Isle-de-France mit Paris umfaßte, Großpriorei von Frankreich genannt. Von 1693 bis 1728, also in der Zeit, die uns hier besonders interessirt, war ein Prinz Vendôme, ein Mitglied des königlichen Hauses und Urenkel Heinrichs des Vierten, Großprior von „Frankreich" in dem eben angeführten Sinn. Er gehörte der freigeistigen Richtung seiner Zeit an und versammelte in den fürstlich ausgestatteten Räumen der Tempelpriorei seine Gesinnungsgenossen um sich. Das Maßhalten im Genuß war nicht Sache der Mitglieder der Tempelrunde. Man hat deshalb mit Recht gesagt, daß Rabelais, der Mann der robusten Lebensfreude, und nicht der feine Grieche Anakreon ihr Vorbild gewesen sei.

Der Kreis der Ninon de l'Enclos war gewissermaßen die Ergänzung der Société du Temple. In beiden Gesellschaften wurde der selben heidnischen Lebensfreude gehuldigt. Doch was in der Société du Temple oft derb und roh war, wird uns nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen in Ninons Kreise als vollendet wohlanständig geschildert. Die Biographen Ninons berichten, sie sei die ungewöhnlich schöne und begabte Tochter eines Edelmannes aus der Touraine gewesen. Am Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts bewohnte der Herr de l'Enclos mit seiner Frau und der Tochter, deren eigentlicher Taufname Anne war, Paris, wo er in der guten Gesellschaft verkehrte. Die Mutter, eine fromme Frau, versuchte Ninon in den Grundsätzen der katholischen Kirche zu erziehen. Der Versuch schlug fehl; wenn wir den Biographen glauben dürfen, hätte Ninon gesagt: Jeder sei beklagenswerth, der, um recht zu handeln, der Kirchenlehren bedürfe.

Bei ihrem häufigen Verkehr in einer raffinirten Gesellschaft konnte sie viel beobachten und sie soll bereits als junges Mädchen die Bemerkung gemacht haben, daß alle wirklich werthvollen Vortheile im Leben auf der Seite des Mannes lägen. Deshalb, sagen ihre Biographen, hätte sie sich entschlossen, „de se faire homme". Es waren nicht kriegerische Ehren, nicht Staatsämter, nicht gelehrte Titel, die Ninon damit erstrebte, sondern das Recht, ohne von der Welt getadelt zu werden, ihre Neigung, so oft und an wen sie wollte, zu verschenken. Sie sah in ihrer Jugend die Hauptvertreter jenes Adels um sich, der, übermüthig und feurig, die Fronde unternahm. Doch auch die geistige Elite Frankreichs suchte ihren Salon auf, Saint-Evremond, La Rochefoucauld, Molière gingen bei ihr ein und aus. Seit 1658 bewohnte sie ein Haus in der Rue des Tournelles und dort besuchten sie gegen das Ende des Jahrhunderts auch Mitglieder der Tempelgesellschaft, wie Vendôme, Courtin, der Abbé Châteauneuf. Mit zunehmendem Alter sah Ninon nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen der großen pariser Gesellschaft bei sich. Unter den Damen der Bourgeoisie, die ihren Salon

aufsuchten, wird auch Madame Arouet, Voltaires Mutter, genannt. Sie folgte hierin einem Beispiel, das ihr die ersten Damen der Gesellschaft gaben, und that es um so leichter, als ihr Gatte der Notar Ninons war.

Von der geistvollen Konversation, dem sprühenden Witz der Société du Temple und der Gesellschaft Ninons kann die Nachwelt sich schwerlich einen Begriff machen. Die Philosophie jedoch, die dort vertreten wurde, läßt sich ungefähr schildern. Man war in diesen Kreisen durchaus nicht gleichgiltig gegen die Forderungen der Religion. Die Unsterblichkeit der Seele stand ihnen allerdings wenig fest; an der Existenz eines Gottes haben diese Freidenker aber nicht gezweifelt. Chaulieu sagt: D'un Dieu, maître de tout, j'adore la puissance. Saint-Evremond schreibt, daß sich in unserer Seele ein geheimes Etwas regt und von dem Dasein eines Gottes zeugt. Diese Freidenker beschieden sich aber mit einer Moraldefinition Gottes, den sie sich, wie es scheint, unpersönlich vorstellten. Sie waren überzeugt, daß es dem Menschen nicht gegeben sei, den Gott, den er fühlt, auch mit dem Verstande zu erkennen. Sie standen im Gegensatz zu allen kirchlichen Lehren, die sich mit den Forderungen des menschlichen Verstandes und den Pflichten der Güte und Nächstenliebe im Widerspruch befanden. Ihrer Ansicht nach durften sie sich Gott weder in einem feurigen Busch erscheinend denken, noch in ihm ein grausames, hartes, verfolgungsüchtiges Wesen sehen. So gipfelten ihre Anschauungen in der Anerkennung eines Gottes, der gütig ist, einer Religion, die aus dem einfachsten Moralgesetz besteht, und in religiöser Duldsamkeit, — drei Dingen, die als Deismus, als natürliche Religion und als religiöse Toleranz den Hauptinhalt der Aufklärungzeit bilden, das ganze achtzehnte Jahrhundert erfüllen und bald auch beherrschen sollten.

In Kreisen, die diese Geistesrichtung in einer Zeit des religiösen Fanatismus pflegten, verkehrten der Königliche Rath Arouet, Madame Arouet und der Abbé de Châteauneuf. So wurde Voltaire denn in einem reichen und angesehenen, in einem freidenkenden und toleranten Milieu, das sich zwischen dem Adel und dem Bürgerthum hielt, geboren. Er trat am einundzwanzigsten November 1694 ins Leben ein, als Ludwig XIV. den sogenannten dritten Raubkrieg gegen England, Holland und den Deutschen Kaiser führte. Er war ein sehr schwächliches Kind; wie ein Familienbrief aus jener Zeit uns lehrt, führte man den kränklichen Zustand des Kleinen darauf zurück, daß Madame Arouet kurz vor der Geburt des Knaben einen Fall gethan hatte. Trotzdem das Kind so zart war, daß man für sein Leben fürchten konnte, vielleicht sogar gerade deshalb, wurde es bereits am Tage nach seiner Geburt nach Saint André des Arcs, der Kirche des Sprengels, getragen und dort auf den Namen François Marie Arouet getauft. Es wird erzählt, daß Voltaires Pathe, der Abbé Châteauneuf, sich um das schwächliche Kind schon zu einer Zeit gekümmert habe, wo solche kleinen Menschenwesen jedem nicht direkt Betheiligten sonst sehr wenig interessant sind. Der Abbé soll den Knaben täglich in dem Zimmer seiner Wärterin besucht und mit ihr über die Mittel, den Gesundheitzustand ihres Pfleglings zu bessern, gesprochen haben. Hieran hat sich die Vermuthung geknüpft, daß Voltaire der Sohn des Abbé de Châteauneuf und nicht der des Rathes Arouet sei. Dieser Klatsch ist durch direkte Beweise niemals bestätigt worden. Die ungezwungene Geselligkeit und die freigeistige Richtung des Hauses Arouet dürften als nur indirekte

Beweise von ausschlaggebender Bedeutung nicht sein. Etwas schwerer möchte vielleicht der Umstand wiegen, daß Voltaire sich später so rasch des Namens Arouet entledigt hat. Ganz aufgeklärt ist die Sache noch nicht.

Voltaire wuchs als Jüngster der Familie mit einem Bruder Armand und einer Schwester Marguerite-Catherine auf. Man ließ die Kinder frühzeitig an dem regen geistigen Leben des Hauses theilnehmen und Voltaire, den wir uns als einen geweckten Knaben mit einem blassen Gesichtchen und dunklen Schelmenaugen zu denken haben, durfte zuhören, wenn die gebildeten Geistlichen, die feinen Weltmänner und die ansehnlichen Gerichtsherren in dem Salon des Hauses gesellschaftliche Neuigkeiten austauschten, galante Verse rezitirten, die Zeitereignisse besprachen oder das Dasein Gottes, die Offenbarungen der Religion und die den Verstand so wenig befriedigenden Dogmen der Kirche erörterten.

Voltaire führte als Kind den Rufnamen Zozo, einen Namen, mit dem heute manchmal ein wenig geweckes Kind, ein kleiner Dummkopf, bezeichnet wird. In diesem Sinne ist Voltaire jedenfalls nicht so genannt worden. Soll er doch frühzeitig die lafontainischen Fabeln, die der Abbé ihn lehrte, auswendig gewußt und sich an Witz und Schlagfertigkeit seinem Bruder Armand bald überlegen gezeigt haben. Zum Scherz hetzten die Erwachsenen öfters die beiden Brüder gegen einander und ermunterten sie, sich in Versen Bosheiten zu sagen. Da Armand dabei meistens den Kürzeren zog, scheint er seinen jüngeren Bruder nicht sehr geliebt zu haben; das Verhältniß der Beiden wurde auch später niemals herzlich.

Der Umstand, daß Voltaire, kaum sechsjährig, im Jahre 1701 seine Mutter verlor, hat wohl dazu beigetragen, daß bei seiner geistigen Entwickelung nicht immer das nöthige Maß beobachtet, die nöthige Sorgfalt und Behutsamkeit angewendet wurde. Wir wissen nichts Näheres über den Tod der Frau Arouet und sind auch ohne Nachricht darüber, wie das Familienleben sich seitdem im Hause entwickelte. Da Voltaire, wie gesagt, für seine Schwester Marguerite eine große Neigung bezeigt hat, so darf man vielleicht vermuthen, daß sie sich des jüngsten Bruders angenommen und ihn mit schwesterlicher Liebe und Sorgfalt umgeben hat. Das Jahr, das ihm die Gattin raubte, brachte dem Königlichen Rath Beförderung im Amt. Er verließ das Châtelet, um eine Stellung an der pariser Oberrechnungskammer (Chambre des Comptes) zu bekleiden. Die Oberrechnungskammer war einer der obersten Gerichtshöfe Frankreichs. Jeder Empfänger königlicher Gelder, bis zu den Ministern hinauf, hatte dort die Belege über die Verwendung der ihm anvertrauten Summen einzureichen. Die Kammer hatte ihren Sitz in dem alten pariser Justizpalast und dort bezog Herr Arouet als Sporteleinzieher 1701 eine Amtswohnung.

Allmählich begann der Abbé das Kind für die religiösen Fragen, die ihn selbst lebhaft fesselten, zu interessiren und in den regen Geist des noch jungen Knaben das erste Samenkorn religiöser Aufklärung zu streuen. Was die aufgeklärten Kreise jener Zeit bewegte, wurde damals von einem Freidenker, Lourdet mit Namen, in einem didaktischen Gedicht, „Die Moïsade", ausgesprochen und dieses Gedicht lernte der Kleine unter der Leitung des Pathen. Lourdet leugnete die Existenz eines Gottes nicht: J'en conçois l'excellence et la nécessité, sagte er. Er findet aber, daß die Beweise, die ihm die Kirche von der Existenz Gottes giebt, nicht ausreichend sind. Sie lassen seinen Verstand unbefriedigt. Der Ver-

stand darf, da er dem Menschen von Gott verliehen ist, durch einen Gottesbegriff oder Gottesbeweis nicht verletzt werden. Auch betrachtet er die Ueberlieferung von der Gesetzesverkündung auf dem Sinai als eine klug erfundene Erzählung, eine schlaue Lüge, mit der der menschliche Gesetzgeber, Moses, seine Autorität stützte.

Als der Abbé de Châteauneuf das Kind die Moïsade lehrte, konnte es die Bedeutung Dessen, was es geläufig nachsprach, sicherlich nicht voll begreifen. Sein Geist empfing jedoch dadurch eine allgemeine Richtung auf das Freidenkerthum; und die in der Jugend unverstandenen Einzelheiten, die mit der ganzen Frische erster Eindrücke haften blieben, sind ihm später gewiß völlig zum Bewußtsein gekommen und mögen manchem seiner scharfen Angriffe gegen die Kirche zum Vorbild gedient haben.

Neben religiösen Fragen wurden in Voltaires Elternhause wohl auch politische Gegenstände besprochen. Die Ereignisse des seit 1701 von Ludwig dem Vierzehnten geführten spanischen Erbfolgekrieges, die damit verbundenen Steuererhöhungen und steigenden Finanzschwierigkeiten des Landes gaben den natürlichen Anlaß zu solchen Diskussionen, bei denen auch die wirthschaftlich-politische Rolle des Parlamentes erörtert worden sein mag. Da Voltaire die Herren vom Parlament täglich im Justizpalast sehen konnte, da also die politischen Diskussionen der Erwachsenen sich für ihn mit lebendigen Anschauungen deckten, mag bereits damals jenes rege Interesse für Politik in ihm erwacht sein, das er dann sein ganzes Leben lang an den Tag gelegt hat.

Endlich darf nicht übergangen werden, daß Voltaire als Kind bereits literarisch gebildet und erzogen wurde. Die Dichtung, die ihm in seiner Kindheit nähertrat, war das klassische französische Theater, wie Corneille, Racine und Molière es geschaffen haben, die Episteln und Satiren Boileaus und die Oden Jean Baptiste Rousseaus, die sämmtlich das Schicksal der einen unter ihnen, der Ode à l'Immortalité, getheilt haben, von der Voltaire meinte, sie werde schwerlich an ihre Adresse gelangen. Als Poesie wurden dem Knaben auch die leichten anakreontischen Tändeleien des Herrn von Rochebrune, Chaulieus, La Fares, hingestellt. Diese Dichtung war Verstandesdichtung, Hofkunst, weltmännisch galantes Scherzen und Didaktik. Sie und keine andere erfüllte Voltaires Jugend, galt ihm als Vorbild. Die herrschende Kunsttheorie seiner Zeit, die Poesie nach Regeln schaffen zu können glaubte und die während Voltaires Jugendjahren im Streit der Alten und der Neuen lebhaft erörtert wurde, konnte ihn nur in dieser Anschauung bestärken.

So war Voltaire denn ein Kind, das, in sehr günstigen äußeren Verhältnissen geboren, frühzeitig angeregt und aufgeweckt, in seinem zehnten Jahre bereits die Grundlagen einer festen, ganz bestimmten religiösen und literarischen Entwickelung, vielseitige Interessen, reiche Anschauungen und gesellschaftliche Erziehung besaß. Von seinen geistigen Fähigkeiten war ohne Zweifel der Verstand am Meisten entwickelt. Vorwiegend an den Verstand wandte sich die religiöse, richtete sich die literarische und gesellschaftliche Erziehung des Knaben. Sicher sind in diesem Kinde die dunklen und dumpfen, die ahnungvollen und die unbewußt sehnenden Zustände der Seele weniger häufig geweckt geworden, als es bei Kindern der Fall ist, die, statt in dürrem Rationalismus und flacher Geselligkeit, mit Legenden, mit Volksliedern und in naivem Glauben auferzogen werden.

Paris. Dr. Käthe Schirmacher.

Selbstanzeigen.

Kritik des Bimetallismus. Berlin 1897. Puttkammer & Mühlbrecht.

Der Streit über die Währung leidet an einer gewissen Oberflächlichkeit. So viel auch über diese Frage bereits gesprochen und geschrieben ist, — man findet selten eine Darlegung, die tiefer in die Sache eindringt und das Problem wissenschaftlich, gründlich behandelt. Charakteristisch ist der Umstand, daß noch nicht einmal feststeht oder auch nur wissenschaftlich untersucht ist, ob es überhaupt möglich sein würde, den Bimetallismus so, wie die Bimetallisten wollen, Das heißt, auf der Basis eines Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber von 1 : $15^1/_2$ (im Gegensatz zu dem jetzigen von 1 : 34), herzustellen, wozu erforderlich wäre, den Preis des Silbers auf mehr als das Doppelte zu heben. Die Bimetallisten, die Das für möglich halten, berufen sich dafür einfach auf die Wirksamkeit des „Zwangskurses" und nehmen an, daß das mit Zwangskurs ausgestattete Silbergeld sich auch im freien Verkehr ohne Weiteres jenen hohen Werth verschaffen und diesen (bei herrschender Prägungfreiheit) auf das ungeprägte Silber übertragen werde. Das thun sie, ohne zu bedenken, daß der Zwangskurs schon so oft seine Machtlosigkeit gegenüber dem souverainen Willen des freien Verkehres bewiesen hat, wie die Geschichte der Papierwährungländer Jedem, der sehen will, zeigt. Die Anhänger der Goldwährung machen theils den selben Fehler, theils behaupten sie das Gegentheil, ohne diese Behauptung näher zu begründen oder zu beweisen. Statt zunächst diese Vorfrage gründlich zu untersuchen, geht man im Allgemeinen gleich zu der Behauptung über, daß es vortheilhaft oder, wie die Goldfreunde sagen, schädlich sein würde, den Bimetallismus einzuführen. Auch bei der Erörterung dieses Punktes läßt sich vielfach wissenschaftliche Gründlichkeit vermissen. So machen z. B. die Bimetallisten bei der Aufstellung ihrer wichtigsten Behauptungen logische Fehler und die Anhänger der Goldwährung sind bisher, wie es scheint, nicht im Stande gewesen, ihnen diese Fehler nachzuweisen. Den Währungstreit auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen und dadurch seine Lösung anzubahnen, ist der Zweck der hier angekündigten Schrift. Ich behandle darin zunächst die bisher vernachlässigte Vorfrage und untersuche dann, ob und inwieweit die Behauptungen der Bimetallisten über die angeblich segensreichen Folgen einer solchen Aenderung für die Goldwährungländer richtig sind. Dabei komme ich zu dem Resultat, daß die Bimetallisten sich täuschen, wenn sie erwarten, daß in Folge der dann allerdings eintretenden Vermehrung der Geldmenge die Preise aller oder doch der meisten Produkte unserer Produzenten, insbesondere unserer Landwirthe, steigen würden, und daß sie sich ferner täuschen, wenn sie annehmen, daß den Produzenten der Silberländer und der Länder mit unterwerthiger Valuta die Konkurrenz auf den Märkten der (jetzigen) Goldwährungländer erschwert werden würde. Ich versuche, nachzuweisen, daß es nur dann gelingen könnte, den Bimetallismus auf der Basis eines Werthverhältnisses von 1 : $15^1/_2$ herzustellen und zu erhalten, wenn die Einführung des Bimetallismus den Goldwährungländern so großen Vortheil bringen würde, daß um dieses Vortheiles willen der freie Verkehr sich

dazu herbeiließe, zur Herstellung des gewünschten Werthverhältnisses von 1 : $15^1/_2$ durch die freiwillige Annahme des Silbergeldes zum Doppelten seines bisherigen Metallwerthes im Tauschverkehr mitzuwirken. Da nun diese Bedingung sich niemals erfüllen kann, da vielmehr die Verhältnisse im günstigsten Falle nur wenig verbessert, vielleicht aber (durch die Entstehung von Kreditkrisen) sogar erheblich verschlimmert werden würden, so komme ich zu dem Schluß, daß die Herstellung des Bimetallismus auf der Basis eines Werthverhältnisses von 1 : $15^1/_2$ nicht nur nicht vortheilhaft, sondern auch nicht möglich ist.

Graz. Dr. Otto Heyn.

Gemischte Gesellschaft. Stuttgart 1898. K. Krabbes Verlag.

Der Verfasser des im Vorjahre erschienenen literaturgeschichtlichen Werkes „Schillers Frauengestalten" bietet in diesem neuen Buche nicht, wie in dem früheren, Früchte langer wissenschaftlicher Studien, sondern mit leichter Hand hingeworfene Federzeichnungen, die, wie sie ihn in Mußestunden unterhalten haben, so auch dem Leser zu gefälliger, Herz und Geist auffrischender Unterhaltung dienen wollen. Es sind feuilletonistische Betrachtungen, novellistische Charakterzeichnungen, zum Theil auch dramatische Bilder, — eine bunte Sammlung, die für Jeden Etwas enthalten dürfte: für Den, der in Stunden des Ausruhens von angestrengter Arbeit leichte Plaudereien und heiteren Scherz liebt, und für den Geschmack Derer, die von aller Lecture eine Anregung zu ernstem Nachdenken verlangen.

Bremen. Julius Burggraf.

Die Entwickelung der französischen Literatur seit 1830. Perthes, Gotha.

Nicht eine Literaturgeschichte habe ich geben wollen, sondern, wie der Titel anzudeuten wünscht, die Persönlichkeiten und die Werke herausheben, an denen und in denen der Entwickelungsgang der französischen Literatur klar zu Tage tritt. So wurde es möglich, Alles bei Seite zu lassen, was nicht in irgend einer Weise bestimmend in diese Entwickelung eingegriffen hat, ja sogar die einzelnen Bewegungen nur auf den Literaturgebieten zu verfolgen, auf denen ihre Eigenthümlichkeiten am Schärfsten ausgeprägt wurden. Durch diese Einschränkung hoffte ich, der Darstellung die Uebersichtlichkeit zu bewahren und die durch ihre Einfachheit und Klarheit überraschende Entwickelung auch in einfachen, des Nebenwerkes ledigen Bildern darstellen zu können. Ich will auch eingestehen, daß mich die Hoffnung gelockt hat, so ein Buch zu schreiben, in dem man nicht mit Hilfe des beigegebenen Registers nachschlägt, sondern das man wirklich liest. Meine Darstellung mit 1830 zu beginnen und der voranliegenden Zeit nur an passender Stelle Rückblicke zu widmen, hat mich die in der Einleitung ausgeführte Beobachtung bewogen, daß ungefähr in diesem Jahr in der literarischen Arena eine neue Generation auftritt, deren Wirken und Wesen ganz dem neunzehnten Jahrhundert angehört.

Weimar. Dr. Erich Meyer.

Mein Herrenrecht, kroatisch-slavonische Dorfgeschichten. Verlag der Romanwelt, Berlin.

Die kroatisch-slavonischen Dorfgeschichten möchte ich nicht gern nur als belletristisches Unterhaltungmaterial betrachtet sehen. Das sind sie in erster Linie ja allerdings, doch wird der aufmerksame Leser finden, daß die Fülle des erheiternd Wirkenden hauptsächlich in dem ethnographischen Rahmen der Erzählungen liegt, und darauf kam es mir vor Allem an. Kroatien-Slavonien ist für einen großen Theil des deutschen Lesepublikums ein beinahe vollkommen unbekanntes Stück Welt und die dortigen ländlichen Verhältnisse sind ihm erst recht fremd. „Ist Das denn möglich?" wird vielleicht Mancher bei der Lecture verwundert ausrufen und ich antworte ihm darauf: „Ja; der größte Theil des Erzählten beruht auf wirklichen Vorkommnissen, und was dabei erdichtet ist, hätte sich doch eben so gut zutragen können." Zwar habe ich mir durch mein Buch in meiner engeren Heimath eine Menge Feinde zugezogen, die es mir nicht verzeihen können, daß ich das Vaterland vor dem Auslande „disqualifizire"; diese kurzsichtige und durchaus ungerechtfertigte Beurtheilung kann und wird mich aber nicht abhalten, so zu schreiben, wie ich es sehe, und ich bin überzeugt, daß jeder deutsche Leser, trotz den tollen und schier unglaublichen Schilderungen, den guten Kern, der in dieser allerdings noch stark zurückgebliebenen Bauernschaft steckt, erkennen wird.

Victor von Reisner.

Das Neue Leben des Dante Alighieri; übersetzt und durch eine Studie über Beatrice eingeleitet. Verlag von Otto Hendel in Halle.

Dante hat in diesem kleinen Buch die Geschichte seiner Jugendliebe zu Beatricen erzählt. Es ist in einer wahren Feiertagsweise, schlicht und ergreifend, erzählt, vielleicht das lieblichste Werk, das das Mittelalter hervorgebracht hat, und, auf feinster Selbstbeobachtung beruhend, in gewissem Sinne das erste moderne Buch. Zum richtigen Verständniß der Göttlichen Komoedie ist die Kenntniß des Neuen Lebens unerläßlich, zugleich aber wirft es mehr als irgend eine andere Quelle Licht auf den Geistesgang des merkwürdigsten Menschen der mittelalterlichen Jahrhunderte. Alles darin ist Weichheit und Zartheit, stille, sehnsuchtvolle, fromme Empfindung, wir erkennen, welch eine Welt von Schicksalen an dem Verfasser des Neuen Lebens vorübergehen mußte, ehe er der Dichter der Hölle und des Paradieses wurde, bis die Fülle von Farben und Bildern sich in seinem Geiste sammelte und sein weiches, knabenhaftes Wesen zu jener granitenen Härte umgeprägt wurde, mit der er das Epos des Gerichtes schrieb. Ich habe versucht, die eigenthümliche Stimmung des Originales getreuer wiederzugeben, als es in den früheren Uebersetzungen geschehen ist, und auch versucht, das Wesen und die Bedeutung Beatricens, dieses räthselhaftesten Geschöpfes der Weltliteratur, so darzustellen, wie es dem unbefangenen Leser und Forscher wohl erscheinen muß.

Wien. Dr. Karl Federn.

Die elektrisirte Börse.

Der Handel in Elektrizitätwerthen beherrscht fast ausschließlich noch immer den Börsenverkehr. Denn daß das Publikum seine Pfandbriefe verkaufen möchte und die Besitzer von schweizer Papieren ihre Positionen aufgeben wollen, kann den Verkehr nur lähmen. Die neueste Kursbewegung entstand, als man zuerst von der großen Trustgesellschaft für Siemens & Halske hörte. Die Sache hatte ihre bedenkliche, aber auch ihre tröstliche Seite. Es klang nicht sehr erbaulich, daß Herr Siemens von der Deutschen Bank das einheimische Kapital als für weitere elektrische Unternehmungen so ziemlich erschöpft ansieht — sonst brauchte er ja nicht in der Fremde Umschau zu halten —, aber der Erfolg des Versuches, französische Finanzmächte heranzuziehen, eröffnet glänzende Aussichten. Die Banque de Paris et des Pays Bas, die zunächst den neuen Bund schloß, arbeitet mit 60 Millionen, würde also unter unseren Banken schon als verschämte Arme gelten. Mit Depositen hat sie kaum zu thun, dagegen hat sie, dank ihren Filialen in Amsterdam, Genf und Brüssel, eine ausgebreitete Kundschaft und gilt in Belgien als das rührigste Institut. Besonders wichtig ist aber der reiche Kranz ihrer Verwaltungräthe: da sind erste Firmen und sogar Welthäuser vertreten, von denen einige auch in Deutschland festen Boden haben. Die Banque de Paris war schon oft die Coulisse, hinter der große Finanzgeschäfte für Rechnung mächtiger Syndikate besorgt wurden. Anders wird es wohl auch diesmal nicht sein, da in Frankreich an eine wirkliche Emission deutscher Industriewerthe einstweilen kaum zu denken ist. Die französischen Bankiers sagen sich: „Seit Jahr und Tag verdienen unsere Nachbaren, Banken und Publikum, über hundert Prozent an ihren Elektrizitätpapieren; soll uns dieses Gebiet, dessen Ausdehnung noch unabsehbar ist, verschlossen bleiben, nur weil unsere Elektrotechnik so gut wie nichts leistet? Mindestens könnte doch unser Kapital daraus Nutzen ziehen." Solche Erwägungen lockten die Franzosen in das Gelobte Land der deutschen Elektrotechnik. Uebrigens spekuliren die pariser Herren durchaus nicht etwa nur auf fette Dividenden; sie haben Verbindungen in Südamerika und in Rußland und es ist nicht angenehm, die Finanzirung von Beleuchtungen, Energieübertragungen, Straßenbahnen u. s. w. stets ablehnen zu müssen, weil die Technik nicht ausreicht. Auf diesen Gebieten ist Deutschland heute die wichtigste Macht; namentlich die Franzosen sind zurückgeblieben und unsere klugen Elektrobankiers pflegen über diese Thatsache lieber gar nicht erst zu sprechen, um den Schlaf der Nachbarn ja nicht zu stören. Herr Waldeck-Rousseau, ein von der pariser Börse gesuchter Advokat, scheint aber die Sachlage zu kennen, denn er hat neulich in einer Wahlrede von dem Siege der nachbarlichen Industrie gesprochen und gesagt, es sei für die Franzosen die höchste Zeit, die erste Stelle im Wettbewerb der Weltindustrie zu erobern. Als ob Das so rasch ginge! Bei uns hat das Bewußtsein der Ueberlegenheit zum Glück nicht das gefährliche Selbstgefühl erregt, das den Sieger bald zum Besiegten zu machen pflegt. Wir schreiten rastloser als je vorwärts und ein kleines Beispiel dafür liefert jetzt die Forderung des chemischen Staatsexamens. Der Wunsch geht von den Technikern aus, die gern die anorganische Chemie noch besser als bisher gepflegt sehen möchten.

An der Börse führt jedes frohe Gefühl zu einer Hausse; und da Siemens & Halske-Aktien noch ein Jahr im Portefeuille bleiben müssen und auch dann

wohl kaum schon auf den Markt kommen werden, so warf sich die Spekulation auf die Werthe der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft. Ganz unbetheiligt war dabei wohl die Bank nicht, deren kluge Köpfe jetzt die Finanzgeschäfte der A. E.-G. besorgen. Schnell war auch von Erweiterungplänen dieser Gesellschaft die Rede, deren Trust, die Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich, doch schon seit mehreren Jahren besteht. Die, wie es scheint, längst geplante Vereinigung beider Institute hat eigentlich keinen erkennbaren Zweck; es ist die Vereinigung einer Bank und einer Fabrik, die einander auch bisher in die Hände gearbeitet haben. Das Publikum liest nur von den 12 Millionen Mark junger Elektrizität-Aktien, aber es achtet nicht auf das Garantiekonsortium, das die neue Emission um so viel billiger übernommen hat. Auch haben wohl inzwischen die Großaktionäre beider Firmen ihren Besitz zu hohen Kursen ausverkauft und sind nun bereit, die neuen Aktien zu den niedrigeren Kursen aufzunehmen.

Auch zum Zweck ernster Anlagen wandern jetzt Industriepapiere vielfach in die Hände unserer Kapitalisten, die, wenn sie ganz vorsichtig sein wollen, nicht die schwer zu kontrolirenden Industriepapiere selbst, sondern die Aktien der Banken kaufen, die unsere Elektrotechnik finanziren. In einem solchen Falle war ich zufällig Zeuge einer recht lehrreichen Erwägung. Ein ganz besonders Vorsichtiger nämlich kam zu dem Schluß: Meine Bankaktien sollen eine feste Anlage bieten, es ist also besser, sich für ein oder anderthalb Jahre dreiprozentige Konsols hinzulegen; bis dahin werden selbst die besten Bankaktien wohl um 25 bis 30 Prozent niedriger als jetzt stehen, — und dann wird es Zeit zum Kaufen sein. Solche Erwägungen lehren, wie kühl die Erfahreneren dem Niedergang des heutigen Kursaufschwunges entgegensehen. In mageren Jahren werden wir auch Industrieaktien nicht, wie jetzt, mit $4^1/_2$ Prozent kapitalisiren, obgleich Das die noch bescheideneren Franzosen schon mit $3^3/_4$ Prozent durchschnittlich thun. Oft werden solche Werthe bei uns nur in der Hoffnung gekauft, daß bald junge Aktien ausgegeben werden, die dann den alten Aktionären zu einem um 40 oder 50 Prozent billigeren Bezugsrecht eingeräumt werden. Das wäre dann reiner Gewinn, wenn man auch bis zu 10 Prozent unter dem jeweiligen Kurs verkaufen will.

Ein unheimlicher Gast ist die Geldknappheit, die bekanntlich noch etwas Anderes als nur theures Geld bedeutet. Thatsächlich ist man überall, sogar in New-York und in Basel, flüssiger als in Berlin und Frankfurt. Die Erscheinung ist nur durch die ungeheure Ausdehnung unserer Industrie zu erklären, die ja auch viel Rohmaterial, erheblich theurer als sonst, vom Auslande beziehen muß. Die Bankleute scheinen an eine schnelle Aenderung nicht zu glauben. Natürlich sind unter solchen Umständen unsere Staatspapiere gedrückt, um so mehr, als die Industrie gerade im ungünstigsten Augenblick ihre Ansprüche steigern mußte: als die Ablösung der Hessischen Ludwigsbahn eintrat und 112 Millionen Aktien und 96 Millionen Prioritäten gegen dreiprozentige preußische Konsols und dreiprozentige hessische Rente umzutauschen waren. Das hat den ganzen Anlagemarkt ungünstig beeinflußt und besonders die Besitzer von Pfandbriefen zu Kursvergleichen gestimmt, die nicht zu Gunsten ihrer bisherigen Papiere ausfielen.

Die Pfandbriefkrisis ist einstweilen noch latent. Die Ursache ist in dem plötzlichen Stillstand zu suchen, den die etwas künstliche Begebung unserer Pfandbriefe erfahren mußte, als Schlimmes über eine kleine Hypothekengenossenschaft

in Stettin gemunkelt wurde, deren Name allzu stolz klingt. Das hat die Leute kopfscheu gemacht und zu dem thörichten Schlagwort geführt, daß Pfandbriefe unanbringlich seien. Nun ist aber der ganze Apparat so eingerichtet, daß Pfandbriefe nur an die Hypothekenbanken, deren Bankiers oder Agenten abgesetzt werden können. Das kaufende Publikum geht nicht an die Börse; es kann seine Anschaffungen bis zu 1 und $1^1/_4$ Prozent unter Notiz machen, für den Fall, daß die Stücke ein Jahr lang nicht wieder auf den Markt zurückkommen. Nun ist aber das Sperrjahr um. Das giebt für den Zwischenhändler ein gutes Geschäft; da er 1 Prozent vergütet erhält, von dem er seinen Kunden die Hälfte abgiebt, so animirt er natürlich zum Verkauf des frei gewordenen Materials, um dann wieder neue Posten unter den selben Vergünstigungen anzuschaffen. Selbst wenn inzwischen der Preis niedriger geworden wäre, entstünde kein Verlust; denn zu der selben Tagesnotiz, die den Verkauf betrifft, vollzieht sich doch der Wiederankauf, mit Abzug von 1 Prozent Provision für den Käufer. Es ist begreiflich, daß in Zeiten der Unsicherheit oder eines niedrigen Konsolskurses die Kunden ihr frei gewordenes Material wieder auf den Markt bringen, das Kaufen neuer Posten aber Anderen überlassen, die freilich erst noch zu suchen sind. Einstweilen sollen die Beträge noch nicht allzu groß sein; aber wenn sie es werden, — was dann? Zum Glück giebt es auch rühmliche Ausnahmen, wie die Preußische Centralbodenkredit-Aktiengesellschaft, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die nur die üblichen minimalen Vergütungen gewähren. Die größten Provisionen bewilligen kleinere Hypothekenbanken in der Provinz und ein hamburger Institut.

Die tiefe Verstimmung des schweizer Marktes führte man zuerst auf den Geldmangel der dortigen Banken zurück, die große Posten Eisenbahnaktien, natürlich unter Hinzunahme der dort üblichen Solawechsel, beliehen haben. Da uns von der Schweiz jetzt aber große Beträge zu $4^1/_4$ Prozent angeboten werden, so glaubt man allmählich doch an die Möglichkeit einer Verstaatlichung. Der Lärm der deutschen Presse über das Unrecht, das der Bund den Aktionären zufügen wolle, hat, wie es scheint, den Schweizern gezeigt, ein wie gutes Geschäft sie beim Rückkauf der Bahnen machen könnten. Dieser Reiz ist vielleicht so unwiderstehlich, daß alle Besorgnisse vor einer Stärkung der Centralgewalt daneben verschwinden. In aller Stille hat sich übrigens die Deutsche Bank dort wieder Terrain gesichert, da sie in dem Augenblick, wo die schweizer Konversion gescheitert war, im Kanton Graubünden die Schmalspurbahnen finanzirte. Man darf nicht vergessen, daß die Deutsche Bank in der Schweiz sehr große Eisenbahninteressen hat, die im Falle der Verstaatlichung nicht gerade zu Gewinnen führen würden. Die Diplomatie fordert aber, bei Geschäften nicht allzu empfindlich zu sein.

Die Reorganisationen der amerikanischen Bahnen werden noch immer mit Spannung verfolgt. Die deutschen Bankiers, die — wegen der mit foreclosure bedrohten Central-Pacificbahn — nur acht Tage in New-York bleiben wollten, sind jetzt schon sechs Wochen dort, aber neue Hoffnungen sind durch ihr Wirken nicht geweckt worden. Der Vertragsbruch der Regirung in der Angelegenheit des Kaufpreises bei der Union-Pacificbahn kann für ähnliche Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten die Stimmung nicht verbessern; man muß aber die Sprache der amerikanischen Blätter in der Zeit der Entscheidung vernommen haben, um zu erkennen, welcher freche Terrorismus in Washington den Entschluß bestimmt hat.

Pluto.

Eine Bismarck-Legende.

Der Raum, den die rastlose Erörterung des Dreyfuskandals in der liberalen Presse frei läßt, wird zum erheblichen Theil mit Anklagen und Angriffen gefüllt, die sich gegen die konservative Partei richten. Der unerbittliche Kampf gegen diese Partei soll, so liest man jetzt aber nicht nur in freisinnigen und sozialdemokratischen, sondern auch in christlich-sozialen und antisemitischen Blättern, den Hauptinhalt des nahenden Wahlfeldzuges bilden. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn die Herren, die den Konservativen Fehde ansagen lassen, sich auf die Kraft ihrer sachlichen und persönlichen Klagegründe verließen. Leider aber berufen sie sich in ihrem Eifer beinahe täglich auf den Fürsten Bismarck, dessen im September hier veröffentlichte Glossen beweisen sollen, daß auch er in der Vernichtung der konservativen Macht ein aufs Innigste zu wünschendes Ziel sieht, — und dieser Versuch, eine neue Bismarck-Legende zu schaffen, muß endlich einmal zurückgewiesen werden. Nur Fürst Bismarck selbst hat das Recht, seine Aeußerungen, wenn er es für nöthig hält, zu interpretiren. Wer ihn aber je über politische Dinge sprechen gehört hat, Der weiß, daß der Mann im Sachsenwalde weder eine weitere Zersplitterung der von ihm national genannten Parteien noch eine Schwächung der Konservativen wünscht und daß jedes Bemühen, im Kampf für demokratische Forderungen sein Ansehen ins Feld zu führen, thöricht und gewissenlos ist. Er hat gesagt, daß es in den Jugendtagen des Reiches eine Zeit gab, wo er mit Herrn Richter eher noch als mit den Freunden der Nathusius-Ludom und Konsorten paktirt hätte, aber seit dieser Zeit sind Jahrzehnte vergangen. Er hat davon gesprochen, daß von der auch sonst leider landesüblichen Fraktionstreberei die konservative Partei ihrer Natur nach besonders leicht verseucht werden kann, aber er hat hinzugefügt, von den heutigen Führern kenne er nur einzelne, seinem Hause befreundete Herren näher und könne auch an der persönlichen Ehrenhaftigkeit der Anderen nicht zweifeln. In der Presse werden diese Aeußerungen in die Behauptung umgefälscht, nach Bismarcks sachverständigem Urtheil seien die konservativen Führer skrupellose Streber. Solcher Unsinn ist nie über die Lippen des Fürsten gekommen. Er weiß, daß Herr von Manteuffel und die Grafen Limburg und Mirbach durchaus nicht von dem Wunsch getrieben werden, für sich selbst ein Amt oder eine Pfründe zu erhaschen, und fürchtet höchstens, daß die unabhängigen und muthigen Elemente der Partei nicht immer stark genug sind, um die strenge Scheidung der Begriffe konservativ und gouvernemental zu erzwingen. Er möchte gern auf das kluge und tapfere Handeln der Konservativen hoffen, die ihm im Grunde doch die Nächsten sind und denen er deshalb das Rückgrat zu stählen versucht. Er läßt andere Parteien, deren Wirken seinem subjektiven Ermessen seit Jahren unheilvoll scheint, ihren Weg gehen und wendet sich an die Konservativen, um sie durch sein stärkendes Wort zu Stützen seines schon baufällig werdenden Werkes zu machen und ihnen den Muth einzuflößen, der sich freimüthig zu der sorgsam erwogenen Ueberzeugung bekennt und nicht ängstlich umherspäht, ob dieses Bekenntniß bei der herrschenden Windrichtung nicht vielleicht Erkältungen bewirken könnte. Es wird sich bald zeigen, ob sein mahnendes, warnendes Wort bei den alten Freunden Gehör gefunden hat; einstweilen sieht es nicht danach aus, als ob die Konservativen Lust hätten, sich als Regirungpartei zu etabliren. Sie haben sicher manchen Vorwurf verdient; Fürst Bismarck aber wünscht nicht eine geschwächte, sondern eine regenerirte konservative Partei, und wer diesen, wie es scheint auch von den Führern ersehnten Prozeß hindert, wird nicht behaupten dürfen, daß er im Sinn des alten Kanzlers handelt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Dezember 1897.

Kiau-Tschau.

Seiner Excellenz Lu-Hai-Huan in Berlin W., Chinesische Gesandtschaft.

Lieber Vetter Lu,

Ich hoffe, der Schein unserer Flammenkugel hat Dir gnädig aus der alten Tschunghwa bis ins kalte Land der rothborstigen Barbaren geleuchtet und kein Sturm hat den adeligen Leib auf dem weiten Weltmeer ungemächlich geschüttelt. Du weißt, wie sehr ich mich freute, als ich erfuhr, daß der erhabene Sohn des Himmels gerade Dich bestimmt habe, beim Kaiser der weißen Männer seiner geweihten Wünsche Künder zu sein, und Du darfst glauben, daß es mich beglücken würde, wenn unsere lange bewährte Freundschaft trotz der Trennung ungemindert erhalten bliebe. Das Land, in dem Du nun wohnen und wirken sollst, wird Dir auf Schritt und Tritt Ueberraschungen bereiten, denn Du hast bisher nur aus unserer still blühenden Blume der Erdmitte den süßen Duft eingesogen und ahnst nichts von den Händeln und Ränken der Leute, die das von ihnen bevölkerte Halbinselchen stolz Europa nennen und für den wichtigsten Theil aller Weltkörper halten. Mir ist dieses fremdartige Land nicht ganz unbekannt, ich habe Manches darin gesehen, mir Manches erzählen lassen und kann Dir deshalb vielleicht mit gutem Rath nützlich sein. Den Empfang, der mir dort vor siebenzehn Monden beschieden war, wirst Du nicht finden; mich nahm man, weil man den Titel Tsung-Tu mit dem Wort Vicekönig übersetzte, für ein gekröntes Haupt und erwies mir Monarchenehren und die Kaufleute, die glaubten, mit mir sei ein einträgliches Geschäft zu machen, schienen bereit, mit ihren gierigen Lippen anbetend meinen Jackensaum zu befeuchten. Du kommst in anderer Sendung, in veränderter Zeit und

wirst andere, weniger helle Mienen sehen. Ich zweifle auch, ob der liebenswürdige Kaiser Dich mit der schönen Rede begrüßen wird, die er mir damals hielt und in der er sagte, das Deutsche Reich sei durch gemeinsame Interessen des Friedens und der Kultur mit unserem China verbunden. Seitdem sind in Schan-Tung leider deutsche Missionare ermordet worden und nun heißt es, wie vor meiner Ankunft, dort gewiß wieder, Europa müsse im Kampf gegen die verhaßte gelbe Rasse seine heiligsten Güter schützen. Da drüben, mein lieber Vetter, wechseln die Ansichten nämlich recht oft, nicht nur über unsere ehrwürdige Taitsingkwa, sondern auch über viele andere Dinge, und ich kann in bekümmertem Herzen nur wünschen, Du mögest Dich von solchen Schwankungen nicht beirren lassen und stets, was auch geschehen mag, der kühle Händler hinter dem Ladentisch bleiben. Das wird Dir aber nur gelingen, wenn Du die gar nicht einfachen Verhältnisse so genau kennst, wie Dein alter Lehrer sie zu kennen glaubt.

Als ich in der Stadt des Kaisers weilte, sagte ein langer und dürrer Mann, der mich im Auftrag des gebrechlichen Kanzlers besuchte, das Deutsche Reich brauche in unseren Gewässern eine Kohlenstation; ich stellte mich dumm und er ging bald wieder, da er merkte, daß mit mir altem Fuchs nicht so leicht fertig zu werden sei. Der Mann mit dem wippenden Gang und dem flackernden Blick ist, wie ich höre, nicht mehr im Amt; aber das Streben nach der Kohlenstation ist noch nicht vergessen und jetzt scheint die Stunde der Erfüllung des Wunsches günstig. Wahrscheinlich wird man Dir Allerlei von den heiligsten Gütern und von der Nothwendigkeit erzählen, Christen gegen die Wuth des heidnischen Pöbels zu schützen. Das braucht Dir keine allzu ernste Sorge zu bereiten; auch die stärkste Regirung kann beim besten Willen in einem von vierhundert Millionen Menschen bewohnten Riesenreich den Predigern eines fremden Glaubens nicht immer das Leben sichern, — und die Türken, die doch dreimalhunderttausend Christen gemordet haben, sind, so sagt man, im Deutschen Reich trotzdem sehr beliebt. Dir, dem weltlich denkenden, nüchternen Schüler des Khung-Fu-Tse, ist nicht verborgen, daß man gern von idealen Pflichten spricht, wenn es gilt, greifbare Vortheile zu erringen oder zu erlisten. Die Germanen fordern — und darob darf man sie nicht schelten — ihren Theil von der Beute, nach der die Europäer schon die Hände ausstreckten, als die japanischen Wasserratten das Land des Himmelssohnes tückisch heimgesucht hatten; sie wollen im chinesischen Meer für ihre Flotte einen in jeder Jahreszeit eisfreien Hafen, ein Eisenbahnmonopol und nebenbei noch ein hübsches Häuflein

vollwichtiger Taels. Du, mein wackerer Lu, sollst dieses Begehren abweisen oder wenigstens seinen Umfang verringern. Die Aufgabe ist nicht leicht, denn wir sind ein friedliches, schlecht gerüstetes Volk, das die blonden Barbaren nicht fürchten, und wir können auch nicht mit der Hilfe mächtiger Freunde drohen. Die Europäer würden Dir ins Gesicht lachen, wenn Du sagtest, es sei Unrecht, Anderen ihr Eigenthum fortzunehmen: Das ist in Europa der Brauch, sie nennen es Kolonialpolitik und finden, so lange es ohne gefährlichen Lärm reichen Gewinn bringt, nichts Unrechtes oder Unchristliches darin. Nur Deine Schlauheit könnte sie hindern, Kiau-Tschau mit eben so ruhigem Gewissen zu behalten, wie die Franzosen Tong-King, die Engländer Hong-Kong und die Portugiesen Macao behalten haben.

Du wirst Dich aus der Zeit der Hanlin-Hochschule noch der weisen Lehre erinnern, daß in schwierigen Fällen die rückhaltloseste Offenheit die beste Klugheit ist. Mit einem solchen Fall hast Dus hier, lieber Junge, zu thun und ich, der die pfiffigsten Diplomaten aller Völker oft genug auf falsche Fährte zu locken vermochte, empfehle Dir deshalb den geraden Weg. Der Handel soll schon fast fertig sein. Die Russen, heißt es, werden Korea nehmen und schmunzelnd die Deutschen in Kiau-Tschau gewähren lassen und England wird, weil es nicht anders kann, zum scheinbar bösen Spiel gute Miene machen. Du mußt Dich also beeilen. Sprich mit dem alten Kanzler; er ist zwar bereits recht morsch und müde und redet nicht viel, aber er wird Dich ruhig anhören und vielleicht den nützlichen Sinn Deiner Worte begreifen, denn er lebt schon lange, ist vorsichtig und hat unsere guten Freunde, die Russen, in der Nähe kennen gelernt. Es kann nicht schwer sein, ihn zu überzeugen, daß den Deutschen eine Falle gestellt wird. Der große weiße Mann, den ich huldigend in seiner Einsiedelei besuchen durfte, hätte die Gefahr auch ohne Warnung gewittert; er wußte, daß Deutschland in der Nachbarschaft kluge, gefährliche Feinde hat und deshalb thöricht handelt, wenn es die Schwierigkeiten seiner Lage muthwillig mehrt. Mir ist häufig von seinem Bemühen berichtet worden, zwischen Deutschland und Rußland die Fläche zu verkleinern, auf der Reibungen möglich sind; sollten seine Nachfolger diese Sorge völlig vergessen haben? In unserem asiatischen Osten stehen große Auseinandersetzungen bevor; ich werde sie nicht mehr erleben, aber ich weiß, das Chinas künftige Herren in Moskau wohnen, in dem weiten Reich, das unsere Stämme vor sechshundert Jahren unterjochten, und das man die Söhne der Dynastie Tsing nur noch als Statthalter der Romanows betrachten wird, wenn das Thor

am Altai geöffnet ist und der pustende Dampfwagen Wanderer und Waaren von Petersburg rasch nach Peking führt. Den rachsüchtigen Franzosen und den neidischen Briten kann es nicht unangenehm sein, in diesem für die Zukunft des Zarenreiches wichtigsten Theil der bewohnten Erde Deutsche und Russen einander benachbart zu sehen: die Gefahr eines Konfliktes, den man in Paris und in London sehnsüchtig erwartet, wird dadurch um eine beträchtliche Strecke näher gerückt. Die Moskowiter denken einstweilen wohl nur an die gute Gelegenheit, das koreanische Gebiet zu erwerben, das von Wladiwostok aus die Mandschurei säumt und den Landweg bis zum Port Hamilton öffnet; sie überlassen alles Andere der Zeit, die immer für sie und ihre im Warten wachsende Macht arbeitet, und würden sich gewiß nicht beklagen, wenn Deutsche und Briten feindlich zusammenstießen. Ein germanischer Staatsmann, der unter solchen Umständen, nur um ein winziges Landstückchen und allenfalls noch ein Eisenbahnmonopol zu erlisten, die Macht des Reiches in Ostasien festlegt, muß seiner Ueberlegenheit sehr sicher oder seines Geschäftes sehr unkundig sein. Und dabei habe ich noch gar nicht von den Japanern geredet, die, so mächtig auch ihr Selbstgefühl seit dem unseligen siegreichen Krieg erstarkt ist, gegen die Russen nichts Ernstliches unternehmen, mit ihren Panzerschiffen aber den Deutschen in Kiau-Tschau an dunklen Tagen recht unbequem werden können.

Sprich mit dem alten Kanzler. Daß die Feinde seines Reiches dem kecken Griff in unser Gebiet wohlgefällig zusehen, sollte ihn nachdenklich stimmen. Er sollte auch überlegen, welche Folgen der Handstreich für den deutschen Export nach Ostasien haben kann, den er jetzt ja durch staatliche Unterstützung zu fördern versucht. Seit der große weiße Mann in die Verbannung geschickt wurde, ist Deutschlands Ansehen geschwächt und die politische Führung dem Zarenreich zugefallen; die Germanen werden erst später erkennen, um wie viel sich dadurch auch ihr Theil an den ostasiatischen Geschäften verringert hat, die nun Russen und Franzosen den Hauptgewinn bringen werden. Gilt aber der Deutsche in China als Feind und Eroberer, kommt es etwa gar zu Gewaltthätigkeiten — und früher oder später wird es in Schan-Tung blutige Köpfe geben —, dann schwindet die letzte Hoffnung der Kundensucher, die mich vor siebenzehn Monaten mit so lautem Jubel empfingen, und den Feinden des Deutschen Reiches entsteht ein neuer Anlaß zu frohem Behagen. Ein langes Leben hat mich gelehrt, wie es mit solchen Sachen zu gehen pflegt. Eines Tages werden unsere armen Leute, vielleicht von den Lamas aufgestachelt, sich auf die blonden Barbaren stürzen

und kein Tsung-Tu wird die Macht haben, ein Gemetzel zu hindern. Dann wird, wie jetzt, abermals Genugthuung gefordert werden und die einander neidischen Männer, die für die sogenannten christlichen Großmächte die Geschäfte besorgen, werden finden, das Deutsche Reich, das unter diesen Mächten die jüngste ist, habe am Gelben Meer schon genug Rechte und Stützpunkte erworben. Was darauf folgen würde, kannst Du Dir leicht denken, wenn Du die Lage erwägst, die den Deutschen in Europa beschieden ist. Und sollte ich mich irren, sollte in den nächsten Jahren Alles ruhig bleiben, so wäre dem deutschen Handel doch ein großer Theil aller Wege in unser Land versperrt. Glaubst Du, die übrigen Weißen werden nicht in der Stille gegen die Germanen hetzen, nicht durch den Mund ihrer Missionare den rasch erregten Massen verkünden, der ferne Kaiser habe mit seinen Kriegern dem Sohn des Himmels Land und Hoheit geraubt? Sie meinen drüben, durch ein glänzendes Aufgebot bewaffneter Macht die Achtung der Tschunghwakinder erringen zu können, und wissen nicht, daß solcher Anblick vielleicht die Furcht, ganz sicher aber den Haß mehren muß, denn der Chinese ist ein friedlicher Mensch und sieht in jeder Kriegerkaste den Ausdruck einer niedrigen Lebensform. Alle Barbarenvölker suchen unsere Kundschaft und in dem Lande, wo Du, mein Guter, nun weilst, betrachten sie es als ihre wichtigste Aufgabe, in möglichst großen Massen möglichst billige Waaren ins Ausland zu verhandeln. Sie sollten sich hüten, in Reichen, mit denen sie Geschäfte machen wollen, durch Gewaltthaten Wuth zu erregen ... Die Russen sind schlau: sie nehmen Korea, auf das wir doch nicht mehr rechnen können, und sichern sich hinter der heiligen Mauer den unübersehbaren Kundenkreis. Wenn ich ein Germane wäre, würde ich mirs zehnmal überlegen, ehe ich mich in diesem bedrohten Gebiet mit der Macht und Ehre des Reiches festlegen ließe. So, sagt man, denkt auch der Große, den sie fortgeschickt haben, — ich weiß bis auf diese Stunde noch nicht, warum.

Dies, liebster Lu, schreibe ich Dir vom Krankenlager, mit zitternder Hand, damit Du dem Erhabenen gut dienen und die Deutschen, die mich so freundlich empfangen haben, warnen kannst, ehe es zu spät wird. Der Strahl unserer Flammenkugel möge Deinem Beginnen leuchten! Das wünscht

Pe-Tschili.

Dein bekümmerter Vetter und Freund
Li-Hung-Tschang.

Nietzsche und Tolstoi.

Für den philosophischen Beobachter hat unsere Zeit die Bedeutung eines Seelendramas, das nicht nur einzelne Personen und Völker durchleben, sondern die ganze Kulturmenschheit. Es handelt sich offenbar um eine durchgreifende Veränderung der Weltanschauung und damit die Umgestaltung der Ideale. Aehnliches geschah auch früher, als auf den Ruinen des Alterthumes sich die neue christliche Welt erhob und als vor drei Jahrhunderten der endgiltige Zerfall der mittelalterlichen Kultur ein Kompromiß zwischen den Idealen der christlichen und der heidnischen Weltanschauung entwickelte. Doch besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen jenen großen Epochen und der Gegenwart. Damals vollzogen sich alle Umwälzungen nur langsam; der Sturz der alten und der Aufbau einer neuen Weltanschauung und Lebensordnung erforderte Jahrhunderte. So waren fünf Jahrhunderte für den Triumph des Christenthumes und seinen vollen Sieg über die heidnische Philosophie nöthig. Ueber zwei Jahrhunderte dauerte die Periode der Renaissance, die das Mittelalter ablöste. Freilich war ein großer Fortschritt im Technischen, die Erfindung der Buchdruckerkunst, auch zu jener Zeit eine wichtige Voraussetzung der relativ schnelleren Verbreitung neuer Lehren, Begriffe und Ideale. Aber wie unbedeutend erscheint uns diese Erfindung in ihrer ursprünglichen Form, wenn wir sie den staunenswerthen Entdeckungen und Erfolgen der Technik im neunzehnten Jahrhundert vergleichen. Die Eisenbahnen, das Dampfschiff, Telegraph und Telephon, Photographie und Phototypie, Zeitungen und Zeitschriften schufen vor unseren Augen ein neues Nervensystem im Organismus der Menschheit. Mehr und mehr entwickelte sich die Menschheit zu einer homogenen Gesammtheit, deren Theile bei Gefahr des Unterganges gezwungen sind, übereinstimmend zu funktioniren.

Zugleich entsteht eine Beschleunigung des Lebenspulses der Menschheit: die Bedingungen der Zeit haben sich mit denen des Raumes verändert. Jetzt erleben wir in zwei Jahrzehnten eben so viele Ereignisse wie früher in hundert Jahren und noch früher in zwei oder drei Jahrhunderten. Die Folge der Erscheinungen ist so beschleunigt, daß wir in zehn bis fünfzehn Jahren eine ganze historische Epoche durchleben, wie zum Beispiel die deutsche Vorherrschaft in Europa vom Ende des deutsch-französischen Krieges bis zur Entlassung Bismarcks. Die historische Wissenschaft, wie sie sich in unserer Zeit endgiltig ausgebildet hat, wäre kaum zu missen: das neue Nervensystem des Menschheitorganismus verlangte unbedingt auch eine neue Art des Gedächtnisses, — ein organisirtes Gedächtniß. Und nachdem so alle Elemente für das neue Leben der Menschheit, als eines einheitlichen Ganzen, geschaffen waren, erleben wir eine ungeheure moralische Krisis. Im Westen empfand

sie schon Auguste Comte, in Rußland trat sie erst in den letzten dreißig Jahren, nach Aufhebung der Leibeigenschaft, zu Tage.

Wir Alle dürsten nach neuen Idealen, wir kranken am Skeptizismus, wir fühlen, daß in unserer inneren Welt Etwas nicht in Ordnung ist, wir spüren ein Sonderbares, Krankhaftes, das auf die Dauer nicht ertragen werden kann. Jeder von uns sucht auf dem einen oder anderen Wege die Zweifel zu besiegen, sein Mißtrauen gegen das Leben zu überwinden und ein neues, festes Existenzideal zu begründen. Doch der richtige Ausweg ist noch nicht gefunden und die edelsten Geister verwirren sich in Widersprüche. Deshalb erheben sich vereinzelte Stimmen, die uns zurückrufen, uns auffordern, so zu leben, wie die Menschen von früher, die fanatisch jedes Recht der Persönlichkeit verneinen und — zum Glück erfolglos — eine Mönchsdisziplin auf dem Gebiet Dessen, was den Menschen vom Thier unterscheidet, predigen, auf dem Gebiet des vernünftigen Denkens.

Sehr Vieles, das einst der Menge schwer zugänglich war, wird jetzt, dank Telegraphen und Presse, Allgemeingut. Thaten, Absichten, Ereignisse, von denen man früher nur unbestimmt, durch dunkle Gerüchte, nach Wochen, Monaten oder Jahren hörte, werden jetzt nach wenigen Stunden oder Tagen der ganzen Welt bekannt. Das Leben des Einzelnen wird immer durchsichtiger, besonders, wenn seine Persönlichkeit interessirt. Zwar mehren sich zugleich Verleumdungen, sensationelle Lügen und täuschende Insinuationen, aber auch Das beweist nur, daß für das moralische Leben der Menschheit ein neuer Boden entstanden ist.

Die moralische Verantwortlichkeit der Persönlichkeit nach außen ist damit merklich gewachsen. Die frühere Lüge des Lebens und die heuchlerische Vortäuschung der Sittlichkeit werden immer unmöglicher. Wir erschrecken über das ungeheuerliche Raubsystem, das in den letzten Jahren in Frankreich durch die Panamaskandale aufgedeckt wurde. Aber haben wir nicht auch mit Genugthuung gesehen, daß die Urheber eines so geschickt organisirten Raubes trotz ihrem Einfluß und ihrem Reichthum auf der Anklagebank endigten? Und mit der Zeit werden solche Sachen noch schneller und vollständiger aufgedeckt werden. Und so darf man wohl nicht bezweifeln, daß die Entdeckungen und Fortschritte unseres Jahrhunderts auf dem Gebiet des Wissens und der Technik den Boden erheblich verändert haben, auf dem die sittlichen Begriffe und Ideale sich in Thaten umsetzen. Das allerwichtigste Resultat, das bis jetzt erreicht wurde, besteht aber darin, daß die volle Unsinnigkeit jenes Kompromisses hervortritt, das unter Vermischung heidnischer und christlicher Ideale seit der Renaissance in Europa geherrscht hat.

Dieses Dilemma bewegt die Geister unserer Zeit tief und hat zu einer Reihe von Versuchen geführt, die sich ungefähr so klassifiziren lassen: 1. extreme

Bekämpfung der christlichen religiös-sittlichen Weltanschauung im Namen der positiv- und progressiv-wissenschaftlichen, d. h. heidnischen Weltanschauung; 2. extreme Bekämpfung der progressiv-wissenschaftlichen, d. h. heidnischen Weltanschauung im Namen des Christenthumes; 3. die Versöhnung beider Standpunkte auf neuer Grundlage. Diese Versöhnungversuche sind einstweilen belanglos geblieben. Dagegen sind die Extreme durch zwei Geister ersten Ranges vertreten: durch Friedrich Nietzsche und Lew Tolstoi. Beiden gemeinsam ist der leidenschaftliche Protest gegen die moderne sittliche Weltanschauung und die innere Lebensordnung der Kulturmenschheit. „So kann man nicht weiter leben, länger lassen sich nicht alle die bestehenden und ganz deutlich hervortretenden Gegensätze des Lebens ertragen: man muß die ganze Lebensweise verändern und deshalb mit einer Prüfung der herrschenden Auffassungen vom Leben, von seiner Bedeutung und seinen Zielen, beginnen." Eben so ist Beiden gemeinsam der nicht minder heftige und beredte Protest gegen die Jahrhunderte alte äußere Organisation der christlichen Gesellschaft, die ihnen unter der Maske der Tugend und Gesetzlichkeit Sünden und Laster zu verbergen scheint. Drittens sind zweifellos Beiden gemeinsam auch positive Bestrebungen. Beide wollen, daß im Leben des Menschen die Vernunft und nüchterne Analyse triumphire, daß die Individualität vom Druck der Sitten und traditionellen Vorstellungen befreit werde, daß ihr Selbstgefühl und Selbstbewußtsein zunehme, ihr sittliches Leben sich verändere und eine neue Grundlage erlange: sie fordern die Befreiung der Individualität von allen ihre geistige Entwickelung hemmenden Ketten. Aber damit endet auch ihre Uebereinstimmung.

Nietzsche sucht alles Uebel in der Abhängigkeit der Individualität von der religiös-sittlichen Weltanschauung des Christenthumes. Wie in früheren Jahrhunderten das Christenthum als Dogma allmählich zerfiel, so muß nun auch das Christenthum als Moral noch zu Grunde gehen: „wir stehen an der Schwelle dieses Ereignisses." („Zur Genealogie der Moral".) Das Uebel liegt in der Unfreiheit des Gewissens, die durch die Lehren vom Sündenfall, vom Mitleid, von der Liebe bewirkt wurde. Das Böse, das Verbrechen, der Egoismus sind gesetzmäßige und nothwendige Aeußerungen der kraftvollen Individualität; die egoistischen Handlungen müssen von dem mit ihnen verbundenen „unreinen Gewissen" befreit werden; der Mensch wird aufhören, böse zu sein, wenn er aufgehört haben wird, sich für böse zu halten. Die ganze Quelle der Kraft einer Individualität liegt in der Leidenschaft; man muß das Recht der Leidenschaft anerkennen, erst dann wird die Individualität ihre gesammte latente Energie zu äußern vermögen. Mit anderen Worten: man muß die moralische Verantwortlichkeit in christlichem Sinne beseitigen, — und zwar deshalb, weil der einzige Sinn des Lebens der Menschheit in der höchsten Entwickelung der Individualität, in der Erhöhung des Rassentypus der

Menschen-Thiere bis zu der vervollkommneten Art des „Uebermenschen" liegt. Da jedoch nicht alle Menschen hierzu taugen, so müssen die Massen als Piedestal zur Erhebung der ausgezeichneten Individualitäten dienen. Nietzsche ist ein entschiedener Feind jeder politischen Gleichheit, geschweige der sozialistischen Nivellirung der Gesellschaft; was die Gegenwart davon bereits besitzt, dient nach ihm nur der Herabsetzung des Rassentypus, der Züchtung eines feigen, furchtsamen und unpersönlichen Heerdenthieres. Das Alles bedeutet Rückkehr zu den Grundsätzen der heidnischen Kultur. Und in der That: Nietzsches geistige Ideale gehören der antiken Weltanschauung an, die nichts von christlicher Demuth und Geduld, christlichem Mitleid und christlicher Liebe wußte, und deshalb verneigt er sich auch vor späteren Perioden im Leben der Menschheit, die einzelnen Individuen die glänzendste Entfaltung ihrer Kraft verschafften. Er spricht enthusiastisch von der Periode der Renaissance, die in der Reaktion gegen die christliche Moral den überraschendsten Aufschwung von Wissenschaft und Kunst eben so zeitigte wie unerhörte Orgien des Lasters und Verbrechens. Freilich gilt seine Huldigung nicht dem Laster und Verbrechen, nicht der Ausschweifung und den Gewaltthätigkeiten, sondern der gleichzeitigen genialen Schöpferkraft der durch keinerlei moralische Vorurtheile eingezwängten Individualität; aber die angedeuteten negativen Erscheinungen sind ihm die unvermeidliche Kehrseite der Medaille. Man kann seine Lehre dahin formuliren: je mehr Böses, desto mehr Gutes, denn das Böse ist der nothwendige dunkle Grundton des Bildes der vom moralischen Zwang befreiten schöpferischen Individualität.

Ganz anders denkt Tolstoi. Das Uebel liegt ihm nicht in der moralischen Gebundenheit des Individuums, sondern in dem Abweichen vom sittlichen Gesetz, in dessen Mißverstehen und Unkenntniß und in einer sozialen Organisation, die der sittlichen Weltanschauung des Christenthumes widerspricht. In der sittlichen Weltanschauung des Christenthumes liegen die Bürgschaften der wahren geistigen Befreiung der Individualität und der Gesellschaft. Tolstoi sucht eben so wenig wie Nietzsche den Sinn des Lebens in einer auf das Jenseits abzielenden Erlösung von der Sünde, sondern vor Allem in der besseren Einrichtung des diesseitigen Lebens der Menschheit. Sein Heilmittel ist aber nicht die Befreiung des Gewissens von den moralischen Ketten, sondern im Gegentheil die vollständigste Entwickelung des christlichen Gewissens, die Unterdrückung des Egoismus; er fordert Entsagung, Liebe und Mitleid mit dem Nächsten, Demuth und geduldiges Ertragen des Uebels. Nicht die Vervollkommnung des Typus Menschen-Thier interessirt ihn, auch nicht die Schöpferkraft der Genialität, der Glanz der Fähigkeiten und das stolze Herrschergefühl, sondern einzig und allein die moralische Einkehr und Selbsterziehung und im Zusammenhange damit das Aufgehen in der demüthigen

und geduldigen Masse gleichartiger Naturen. Im Gegensatz zu Nietzsche ist Tolstoi ein eifriger Prophet freiwilliger Gleichstellung und sozialer Nivellirung. Sein Ideal ist der Mensch als ein friedliches und häusliches, genügsames Geschöpf, das aber nicht furchtsam und feig, sondern moralisch unbeugsam und innerlich gefestigt sein soll. Deshalb sind seine Sympathien jenen Epochen der Geschichte zugewandt, in denen Demuth und Geduld, Unterwerfung unter das Moralgesetz, freiwilliges Märtyrerthum und ein prunkloser Heroismus dem Werke Christi, dem Werk der Liebe, dienten. Tolstois Formel ist: „Je weniger Böses, desto mehr Gutes."

Dieser Gegensatz der sittlichen Ideale führt natürlich auch zu entgegengesetzter Werthung der Tugenden und Laster. Das äußert sich besonders scharf in der Beurtheilung der christlichen Askese. In dem großartigen, scharfsinnig geschriebenen Kapitel: „Was bedeuten asketische Ideale?" aus dem Werke: „Zur Genealogie der Moral" braucht Nietzsche die ganze Kraft seiner Dialektik, um den moralischen Sinn der Askese zu diskreditiren und das wenige Gesunde, das er in den Theorien der Enthaltsamkeit gelten läßt, auf eine einfache Hygiene und Diätetik des Organismus herabzudrücken. Er macht sich über den im Namen der Keuschheit und Enthaltsamkeit gegen die Sinnlichkeit geführten Krieg lustig und sagt: „Luthers Verdienst ist vielleicht in nichts größer als gerade darin, den Muth zu seiner Sinnlichkeit gehabt zu haben, — man hieß sie damals zart genug die evangelische Freiheit." Die Predigt der Keuschheit stammt nach ihm vom „verunglückten Schweine". Das Wort Feuerbachs von der „gesunden Sinnlichkeit" hält er für ein Wort der Erlösung vom krankhaften Obskurantismus der christlichen Moral, den Parsifal Wagners für den Beweis der Entartung seines Talentes, „irreführend, zweideutig, schopenhauerisch, nihilistisch." Zwar strebt jedes Thier — und somit auch la bête philosophe — instinktiv nach einem Optimum von günstigen Bedingungen, unter denen es seine Kraft ganz herauslassen kann, und zu diesen Bedingungen gehört auch die Enthaltsamkeit zum Zweck geistiger Freiheit. „Ein verheiratheter Philosoph gehört in die Komoedie" und Sokrates „hat sich, scheint es, ironice verheirathet, eigens um gerade diesen Satz zu demonstriren." Aber einen anderen Sinn als den eines solchen Mittels persönlicher Unabhängigkeit hat der Asketismus nicht und die Beseitigung alles sittlichen Zwanges bleibt für Nietzsche eine nothwendige Vorbedingung gerade dieser Unabhängigkeit und Selbstregulirung der Individualität. Deshalb läßt er freilich den heiteren Asketismus „des vergöttlichten und flügge gewordenen Thieres, das über dem Leben mehr schweift als ruht", gelten. Aber für die Askese zur Befreiung von Schuld, Sünde und Leiden hat Nietzsche kein anderes Gefühl als Verachtung. Die christliche Askese war ein zeitweiliges und zufälliges Ideal, ein zufälliges Mittel zur Lösung des

Problemes, — „um Etwas zu leiden". Ein Ideal, das nur brauchbar war, weil es dem Leben überhaupt einen, wenn auch einen falschen, Sinn bot: „der Mensch war damit gerettet", denn „lieber will noch der Mensch das Nichts wollen als nichts wollen." Jetzt ist es aber Zeit, das Joch dieses faute de mieux-Ideals entschlossen abzuschütteln.

Ganz anders betrachtet Tolstoi Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung und Ergebung. Zwar ist auch ihm das mittelalterliche Ideal des Mönchthumes und der freiwilligen Flucht aus dem Leben in Wüsten und Einsamkeit fremd, aber er sieht doch in der Ueberwindung der Sinnlichkeit, der Wollust und thierischer Triebe, die erste Aufgabe der höheren Individualität. Wir wissen, wie energisch er in allen seinen Schriften, von Anna Karenina an bis zur Kreutzersonate, gegen die Sinnengenüsse eifert, wie beredt er in der „Ersten Stufe" gegen das Fleischessen und in den „Früchten der Bildung" gegen die Vielfressereien zu Felde zieht, wie sehr er Wein, Tabak, alle Narkotika und den Alkohol verabscheut: Einfachheit des Lebens, Keuschheit und Befreiung von Luxus, Ueberfluß und falschen Bedürfnissen sind seine Imperative.

Wie erklären sich diese Gegensätze?

Nietzsche vertritt die Hyperkultur des Westens, Tolstoi ist der Träger der Ideale osteuropäischer werdender Kultur. Nietzsche träumt von einer Herstellung des altheidnischen Ideals und verlangt deshalb vollständige und bewußte Lossagung vom Christenthum, Tolstoi sucht nach dem von allen heidnischen Zuthaten befreiten Kern des Christenthumes und verwirft Wissenschaft, Kunst und Staatsform, weil sie von der antiken, vorchristlichen Kultur geschaffen sind. Sowohl Nietzsche als Tolstoi erkennen in der Vernunft das höchste Kriterium der Wahrheit. Nietzsche ist aber Aesthetiker, Tolstoi Moralist. Ueber das Wunder und die Sakramente machen sich Beide lustig, der Eine aber im Namen der Kraft und der Schönheit, der Andere im Namen der Liebe, der Reinheit und Einfalt. Beide Denker erheben die unbedingte Freiheit der Individualität zu ihrer Devise, Nietzsche zu Gunsten der einzelnen heroischen Persönlichkeit auf der Basis der Dienstbarkeit und Exploitirung der Massen, Tolstoi zu Gunsten der Selbständigkeit jeder Persönlichkeit durch Aufhebung der Herrschaft und Exploitirung jeglicher Form. Nietzsche träumt von dem Triumph des Thier-Menschen in dem höchsten Typus „Uebermensch" durch fortgesetzte Vergewaltigung der Massen, Tolstoi denkt viel bescheidener nur an eine vollständige Verkörperung des Ideals des „Menschen" auf dem Wege seiner eigenen freiwilligen Lossagung von jedem Gewaltakt. Nietzsche ist anarchistischer Revolutionär, Dogmatiker des Despotismus, Tolstoi ist der entschiedenste Feind der Anarchie, der Revolution und des Despotismus, da er sogar an ihre Möglichkeit nicht glaubt, wenn nur die volle moralische Freiheit und Verantwortlichkeit der Individualität gesichert ist. Wenn auch

Nietzsche ein Feind der zeitgenössischen Kultur ist, so ist er es nur deshalb, weil sie ihm nicht genügend moralinfrei erscheint: der Kampf um das Dasein ist ihm nicht radikal, die Willkür nicht sicher genug vor Verfolgung. Die Liebe, die Mildthätigkeit und die Unterstützung des Schwachen sind für ihn Hemmnisse des Fortschrittes. Schafft die Gesetze der Moral und jede Verantwortlichkeit ab, damit die Individualität die volle Entwickelung ihrer Naturkraft erlangen könne! Schafft die Gesetze ab — freilich nicht die inneren, moralischen, die man nicht abschaffen kann, sondern die äußeren, sozialen —, sagt auch Tolstoi, aber er spricht so nur, weil diese Gesetze seiner Meinung nach den vollen Triumph der Liebe, der Barmherzigkeit und des Mitleides verhindern. Jeder Kampf ums Dasein wird verschwinden, sobald die Individualität vollständig frei ist und den „Willen Desjenigen, der sie in die Welt sandte", begriffen haben wird. Die höchsten Kräfte des Menschen werden hervortreten, wenn er sich selbst von jeder Macht und Gewalt, auch von jedem scheinbar gesetzlichen Gewaltakt, losgesagt haben wird.

Hier liegt eine entgegengesetzte Anschauung vom Wesen der menschlichen Natur vor. Für Nietzsche ist der Mensch ein böses Thier, ja das böseste aller Thiere, und er glaubt, daß das starke Thier Mensch, nachdem es eine gewisse Zahl seiner Nächsten verschlungen und die Säfte von Tausenden aufgesaugt haben wird, sich selbst übertreffen kann und sich in die Reihen einer neuen, vervollkommneten Thierspezies stellen wird, die er den Uebermenschen nennt. Tolstoi denkt anders: Demuth und Geduld, Selbstentsagung und Liebe sind menschliche Grundeigenschaften. Gerade durch diese Eigenschaften unterscheidet sich der Mensch vom Thiere. Er ist von Natur zur Güte geneigt. Macht ihn nicht böse, — und er wird vollkommen gut werden. Man braucht keinen Uebermenschen, denn der Mensch ist schon ein Ueberwesen, das Ebenbild Gottes.

Aber die Verschiedenheit der moralischen Weltanschauung beider Denker beruht auch in allgemeineren theoretischen Gegensätzen. Nietzsche ist Materialist, Atheist und Evolutionist von ziemlich phantastischer Art. Mit besonderer Vorliebe, ja mit einem sonderbaren Entzücken benutzt er jede Gelegenheit, um die Begriffe Thier und Mensch zusammenzubringen. „Die englischen Psychologen", wünscht er, möchten „tapfere, großmüthige und stolze Thiere" sein. „Der Priester ist die erste Form des delikateren Thieres." Der Mensch der Gegenwart ist für ihn „ein krankhaftes Thier" und der Mensch überhaupt „das tapferste und leidgewohnteste Thier." Wie das Volk den Blitz als Subjekt von seinem Leuchten als Thun trennt, so, meint Nietzsche, unterscheidet die Volksmoral das Substrat des starken Menschen, dem es frei stände, Kraft zu äußern oder auch nicht, von den Aeußerungen der Kraft. „Aber es giebt kein solches Substrat; es giebt kein ‚Sein' hinter dem Thun, Wirken, Werden! ‚Der Thäter' ist zum Thun blos hinzugedichtet, — das

Thun ist Alles." „Das Subjekt (oder daß wir populärer reden: die Seele) ist vielleicht deshalb bis jetzt auf Erden der beste Glaubenssatz gewesen, weil er der Ueberzahl der Sterblichen, den Schwachen und Niedergedrückten jeder Art, jene sublime Selbstbetrügerei ermöglichte, die Schwäche selbst als Freiheit, ihr So- und So-sein als Verdienst auszulegen." „Ueberall sonst, wo der Geist heute streng, mächtig und ohne Falschmünzerei am Denken ist", sagt Nietzsche, „entbehrt er jetzt überhaupt des Ideals — der populäre Ausdruck für diese Abstinenz ist ‚Atheismus' —: abgerechnet seines Willens zur Wahrheit." „Der unbedingte redliche Atheismus (— und seine Luft allein athmen wir, wir geistigeren Menschen dieses Zeitalters!) — ..... ist die Ehrfurcht gebietende Katastrophe einer zweitausendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schlusse sich die Lüge im Glauben an Gott verbietet." Hören wir dagegen Tolstoi. Wer sein Werk „Ueber das Leben" kennt, weiß, welcher tiefe Abgrund zwischen einem Thier und einem vernünftigen Wesen, zwischen Thieren und Menschen, für ihn liegt, welche leidenschaftlichen Anstrengungen er macht, um die Unsterblichkeit der Seele und die Idee des ewigen Lebens zu rechtfertigen, wie er — trotz gelegentlicher Ablenkung von der Idee der persönlichen Unsterblichkeit der „Seele" auf die Idee der unpersönlichen Unsterblichkeit des „Geistes" — beharrlich den Gedanken von der Ewigkeit des geistigen Lebens, von der Unmöglichkeit des vollen Todes vertritt. Glaubt Tolstoi an einen lebendigen Gott? Ja, er glaubt und glaubt überzeugt. Er glaubt sogar an die Macht des Gebetes und an die geheimnißvolle Vermittelung des ewigen Wesens unter den Seelen der lebenden Menschen. Er glaubt an den Willen Dessen, der uns in die Welt geschickt hat, an die Welt der ewigen Wahrheit und der absoluten Güte. „Das Gottesreich ist in Euch." Es ist in den Potenzen der menschlichen Seele vollständig gegeben, es hat sich bereits mehrfach geäußert und hell geleuchtet zur Belehrung aller Sterblichen. Die gesammte Entwickelung ist nichts als ein Wachsen der geistigen und moralischen Persönlichkeit des Menschen. Deshalb muß man zur reinen Lehre des Evangeliums zurückkehren. „Liebet Euere Feinde, thut Gutes Denen, die Euch hassen."

Obwohl Nietzsche die gegenwärtige bürgerliche Civilisation haßt und mit Widerwillen betrachtet, so tönt doch aus seiner Lehre Etwas wie Widerhall des ununterbrochenen Geräusches der unzähligen Maschinen des Westens, der Millionen Stangen, Kolben und Hämmer, die der Menschheit von heute dienen und sie besiegt haben. Alle diese Maschinen, diese gesammte riesige Technik, — ist ihr Ziel nicht im Grunde auch der beflügelte Uebermensch? In der Lehre Tolstois dagegen hört man das Echo der weiten, wenig bearbeiteten Steppen unseres Vaterlandes, der endlosen melancholischen Schwarzerde, der ruhigen und konzentrirten Einsamkeit des Dorfes, in der man so stark die „Macht der Erde" und die „Freiheit des gesunden und in seiner Einsamkeit mächtigen Geistes" empfindet.

Der Mensch ist ein dressirtes Thier, der Mensch ist die volle Verkörperung der göttlichen Vernunft auf Erden: Das sind die einander entgegenstehenden Grundanschauungen und daraus folgt alles Weitere. Wenn es in der Welt nichts giebt außer der Materie, wenn der Mensch eine Maschine ist, wenn die Handlungen des Menschen Produkte eines komplizirten Mechanismus sind, dann sind diese Handlungen an und für sich weder lobens- noch tadelnswerth, weder gut noch schlecht. Alles besteht nur relativ, die Schätzung hängt vom endgiltigen Ziel ab, das wir den Handlungen des Menschen setzen. Das, was zum Ziele führt, ist gut, was davon fernhält, ist schlecht. Die Menschen haben verschiedene Ziele und deshalb giebt es kein allgemeines Gut und kein allgemeines Uebel, auch das Ziel des Uebermenschen ist keineswegs verbindlich und wird von Nietzsche nur zur Erwägung gestellt. Mit anderen Worten: es giebt keine absolute und keine nothwendige Moral, folglich giebt es überhaupt keine Moral. Möge also der Kampf ums Dasein, um die Herrschaft und Macht, der Kampf auf Leben und Tod aufrichtig zum Lebensgesetz proklamirt werden. Ist dagegen der Mensch Das, wofür ihn Tolstoi hält, so ist das wahre Gesetz seines Lebens das innere Gesetz, das Sittlichkeitgesetz. Er ist kein Thier, das Prinzip seines Lebens ist nicht der Kampf ums Dasein, sondern die Liebe. Möge also aufrichtig als das einzig mögliche Gesetz des menschlichen Lebens das Gesetz der Liebe proklamirt werden.

Bei der glänzenden Durchführung dieser Grundsätze ergeben sich auf beiden Seiten neue anregende und tiefe Gedanken in Fülle. So die von Nietzsche gegen Schopenhauer geistvoll durchgeführte Behauptung, daß die Askese nicht die Verneinung des Lebens ist, sondern ein Mittel, das Leben zu konserviren. „Das asketische Ideal entspringt dem Schutz- und Heil-Instinkte eines degenerirenden Lebens, welches sich mit allen Mitteln zu halten sucht.“ Schade, daß das Mittel nicht vorbeugend, ehe die Krankheit eingetreten ist, angewandt werden kann. Vorzüglich ist ihm auch die Kritik des verzärtelten und abgeschwächten Altruismus unserer Zeit gelungen, obgleich bezweifelt werden mag, daß jede Liebe und jedes Mitleid schwächen, und trotz der übertriebenen Eintheilung der christlichen Gesellschaft in „Kranke“ und „Wärterinnen“. Echtes christliches Mitleid flößt Dem Kraft und Muth ein, dem es geschenkt wird. Wenn Tolstoi in seiner Liebe zum Nächsten bedauert, daß Dieser raucht und sich berauscht und dadurch die Kräfte seines Vorstellens und Willens schwächt, dann wird Der, der sich von diesem Mitgefühl ergriffen fühlt, aufhören, zu rauchen und zu trinken, und moralisch an Kraft gewinnen.

Als von bleibender Bedeutung wird aus dem Gedankenkreise Nietzsches ferner die Vervollkommnung des Menschen, sein Uebergang in das höchste Stadium der der Menschheit als Ziel gesetzten Entwickelung angesehen werden können. Aber hat diese Vervollkommnung wirklich zur nothwendigen Voraus-

setzung die Unterdrückung des Gewissens und der Nächstenliebe? Kann lischer Zwang nicht sehr wohl zur Hebung der geistigen und physischen Energie dienen, moralischer Nihilismus dagegen die Quelle intellektueller und physischer Entartung werden? Nietzsche gleicht in seiner Paradoxie einem krummen Spiegel, der trotz ausgezeichneter Schärfe die Dinge verzerrt wiedergiebt. Er ist der „Krankhaftesten" Einer in dem von ihm erfundenen Weltspital und Irrenhause, und wenn er die „Krankhaften" schildert als „Menschen des Ressentiment, diese physiologisch Verunglückten und Wurmstichigen, ein ganzes zitterndes Erdreich unterirdischer Rache, unerschöpflich, unersättlich in Ausbrüchen gegen die Glücklichen und eben so in Maskeraden der Rache, in Vorwänden zur Rache", so muß man fragen, ob nicht er, er selbst vor Allen, ein Mann des Ressentiment, ein Mann des Hasses und der Rache war.

Ist die Lehre Nietzsches in moralischem Sinne eine unbedingt negative, so ist die Moral Tolstois durchaus positiv. Es giebt Wenige unter den profanen Schriftstellern, die Christi Lehre so erhaben gedeutet hätten. Wenn die Einseitigkeit Nietzsches aber in einem konsequenten Materialismus wurzelt, so repräsentirt Tolstoi einen maßlosen Spiritualismus. Die Kritik hat schon häufig mit Recht darauf hingewiesen, daß Tolstoi zwar die Moral des Christenthumes annimmt, ihr aber die metaphysische Unterlage entzieht; denn er leugnet den Dualismus der menschlichen Natur, ohne den sie nicht bestehen kann. Die Lehre der Kirche vom Sündenfall und von der Erlösung ist ihm fremd. Das Problem ihres tieferen philosophischen Sinnes unter der religiös-dogmatischen Verkleidung ist ihm nicht bewußt geworden und er verwirft sie ohne Weiteres als ein abgelebtes Vorurtheil, ohne Werth für die Begründung der christlichen Moral. Deshalb hängt seine Moral theoretisch in der Luft. Ist die Liebe nicht das Gebot eines höheren Wesens und das Pfand der geistigen Errettung der Menschheit von der Sünde und vom Tode, erreicht man die Errettung nicht durch Leiden und schuldlose Opfer, bedeutet die Errettung nicht Auferstehung und ewiges Leben: wozu dann Alles? Man muß eben den Gegensatz des Geistes und der Materie und Gott, als lebendige persönliche Quelle jedes geistigen Lebens, bestehen lassen, um unbeschadet aller Entdeckungen der Naturwissenschaft (einschließlich der Evolution- und Transformationtheorien) zu einer philosophischen Begründung des Christenthumes zu gelangen. Uebrigens verwirft Tolstoi nicht nur die Dogmatik des Christenthumes, sondern jede philosophische Klügelei über die Bedeutung des Universums. Alles Wissen beruht für ihn in der Selbsterkenntniß und dem Selbstbewußtsein; er erinnert dabei an Sokrates und die Bemerkung des Aristoteles, daß Sokrates sich nur mit der Moral beschäftigte und von dem Naturganzen nicht zu reden pflegte, da er das Allgemeinere gerade aus den Moralbegriffen zu entwickeln suchte.

Tolstoi ist nicht minder als Nietzsche das Produkt des zeitgenössischen

Skeptizismus und Pessimismus, aber nur in theoretischer Hinsicht. Er glaubt nicht an die Möglichkeit einer Erkenntniß der Wahrheit des Seins, der Weltgesetze, der Natur und Gottes, dagegen glaubt er an die Möglichkeit einer Erkenntniß der Wahrheit des Lebens, wie sie sich dem Menschen in seinem Selbstbewußtsein spiegelt. Da er an die Möglichkeit des Erfassens der äußeren Welt nicht glaubt und von der Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit solcher Versuche des Heraustretens aus sich selbst überzeugt ist, so verwirft er überhaupt jede Dogmatik, die religiöse und die philosophische. Das Alles scheint ihm überflüssig, künstlich, unsinnig, wie jede äußere Vervollkommnung des Lebens, dessen Verbesserung, die Entwickelung der äußeren Empfänglichkeit, der Feinheiten des ästhetischen und intellektuellen Schaffens. Jeder kann das Leben in sich selbst begreifen; und mehr ist vom Uebel. Die ganze Civilisation, alle sogenannten Fortschritte, Wissenschaften und Künste: das Alles ist Heidenthum, Verirrung, Ablenkung von der Hauptaufgabe. Und wie meisterlich versteht Tolstoi die Schäden dieser verhaßten Civilisation aufzudecken, die Unmoralität in Künsten und Kunstfertigkeiten, den Schlendrian und die Routine im Wissenschaftlichen, die Heuchelei und Verknöcherung im Kirchlichen, — kein Fleck und keine Häßlichkeit entgeht seinem durchdringenden Blick. Aber mag er noch so kräftig eifern: die Civilisation wird nicht rückwärts gehen und Wissenschaft und Kunst, Staat und Kirche werden bestehen, so lange der Mensch existirt. Die einzig lösbare Aufgabe des Moralisten ist, den historisch gewordenen Einrichtungen und Fähigkeiten der Menschheit ein neues Ziel zu geben; auf dem bereits zurückgelegten Wege umkehren, zum Ursprünglichen zurückkehren kann die Kulturmenschheit nicht. Das wäre ein Selbstmordversuch.

Nietzsche übertreibt in der Art, wie er das „Pathos der Distanz“ oder, einfacher gesagt, das Gefühl der Perspektive in der sozialen und politischen Organisation der Menschheit predigt. Tolstoi läßt gerade dieses Gefühl der Perspektive in seinen sozialen Theorien auffällig vermissen. Er sucht vergebens die Person von dem Boden, auf dem sie steht, von dem Boden ihrer religiösen, wissenschaftlichen, philosophischen und gesellschaftlichen Ueberlieferung, loszureißen. Ist es nicht thöricht, in diesen Versuchen des „Ausreißens mit der Wurzel“ eine ernste Gefahr für den Boden zu sehen? Die Pflanze, die einzelne vom Boden losgerissene Person, kann leiden, — der Boden wird aber bleiben, wie er war, denn er ist stärker als die Pflanzen, die er hervorbringt.

Ich habe hiermit versucht, die allgemeine Bedeutung und die gegenseitigen Beziehungen der beiden moralischen Protagonisten unserer Zeit zu entwickeln. Sie repräsentiren gewissermaßen den unversöhnten Gegensatz der kantischen reinen und der praktischen Vernunft und die alte Antithetik des Demokrit und Sokrates, des Aristoteles und Plato, des Nominalismus und Realismus.

Moskau. Professor Nikolaus Grot.

Neuere Ergebnisse der Elektrotechnik*).

Die Verwerthung wissenschaftlicher Erkenntniß im Dienst der Kultur ist der Beruf der Technik. Kraft aus Kohle und Sonnenwärme zu saugen und sie den Stätten menschlichen Gewerbefleißes zuzuführen zur Erleichterung der Arbeit und Erhöhung der Leistungfähigkeit, den Verkehr des Gedankens, der Arbeitprodukte und der Menschen zu bewerkstelligen, Licht und Wärme zu erzeugen, wo die Sonne uns im Stich läßt: Das sind die großen Aufgaben, an deren Verwirklichung der Ingenieur arbeitet. Viel ist noch zu leisten, Manches jedoch schon erreicht, insbesondere auf dem Gebiet der Elektrotechnik. Dampf und Elektrizität sind die Stichworte unserer Zeit; aber während die Anwendbarkeit des Dampfes mit der Erzeugung von Kraft und Wärme erschöpft ist, liegt die Bedeutung der Elektrizität in ihrer Vielseitigkeit. Es giebt kaum ein Gebiet unseres industriellen Lebens, auf das der elektrische Strom nicht eingewirkt hätte, und diese Entwickelung drängt sich auf wenige Jahrzehnte zusammen. Vor hundert Jahren noch spielte der Elektriker von Fach etwa die selbe Rolle wie heute der Mann, der auf Messen und Jahrmärkten die Laterna Magica oder den Phonographen zeigt. Mit seiner Elektrisirmaschine, der Leydener Flasche und dem Fuchsschwanz setzte er seine Zuschauer in geheimnißvolles Grauen und bestärkte sie in ihrer Ueberzeugung, daß der animalische Magnetismus das Lebensprinzip aller Kreatur sei. In den folgenden Jahrzehnten, also zu Anfang unseres Jahrhunderts, brachten die Forschungen von Ampère, Ohm, Faraday und Anderen grundlegende Aufklärung über die Gesetze der Fortleitung und der Wirkung des elektrischen Stromes; und mit der Erfindung des Telegraphen im Jahre 1837 war die Elektrotechnik geschaffen. Fast gleichzeitig entstand durch Jacobis Entdeckung der Galvanoplastik die technische Elektrochemie. In wenigen Jahrzehnten war der Erdkreis in ein eisernes Netz von Fernleitungen eingesponnen, durch die mit Blitzesschnelle der menschliche Gedanke huschte, und seit 1866 war die alte mit der neuen Welt durch das metallene Band des submarinen Kabels verbunden. 1300 submarine Kabel dienen jetzt zur Bewältigung des telegraphischen Weltverkehrs und ihre Länge genügt, um dreißigmal um die Erde gewickelt zu werden. Ein solches Kabel besteht aus einem Kupferleiter, dem eigentlichen Träger des Stromes, einer isolirenden Schicht aus Guttapercha und einer Schutzarmirung aus Stahldrähten. Hundertfältig ist heutzutage die Anwendung des Telegraphen. Er regelt die Fahrt der Züge und schützt sie — leider nicht immer — vor Zusammenstößen, er meldet das beginnende Feuer und den versuchten Einbruch, er leitet im Felde die Bewegung des Heeres

*) Nach einem Vortrag, den Herr Erich Rathenau neulich in Berlin hielt.

und verbindet die Vorposten mit der Kommandostelle, er warnt den Grubenarbeiter vor schlagenden Wettern und den Seemann vor heraufziehendem Ungewitter. Es ist ein Zeichen des schnellen Fortschrittes unserer Zeit, daß, kaum eingebürgert, der Telegraph schon mehr und mehr durch seinen Rivalen, das Telephon, verdrängt zu werden scheint, und zwar nicht allein im internen Verkehr der Städte, sondern auch im Fernverkehr. Das deutsche Fernsprechnetz umfaßt bereits eine stattliche Anzahl von Städten, wenn es auch hinter dem amerikanischen noch weit zurücksteht. Die Linie Berlin-Wien ist kaum halb so lang wie die von Chicago nach New-York, und um den amerikanischen Rekord zu schlagen, werden wir bald eine Linie Berlin-Rom oder Berlin-London einrichten müssen. In den Vereinigten Staaten wird jetzt schon der Fernsprecher siebenmal häufiger benutzt als der Telegraph.

Für das Nachrichtenwesen werden nur schwache Ströme gebraucht. Zu ihrer Erzeugung genügen galvanische Batterien, in denen Zink in Säuren zersetzt wird. Das umfassendere Gebiet der Elektrotechnik, die Technik des Starkstromes, bedarf für ihre Zwecke der Beleuchtung, Kraftübertragung, Traktion und Elektrochemie einer stärkeren Stromquelle, wie sie im Jahre 1867 von Werner von Siemens in der Dynamomaschine geschaffen wurde. Die Dynamomaschine dient dazu, mechanische Energie in elektrische Kraft umzusetzen; sie beruht auf der Erscheinung, daß in einer Drahtspule, die in einem magnetischen Felde gedreht wird, ein Strom entsteht, und zwar je nach ihrer Konstruktion ein Gleichstrom oder Wechselstrom. Einen Gleichstrom muß man sich ähnlich einem Wasserstrom immer in dem selben Sinne fließend vorstellen, während ein Wechselstrom aus Stromstößen besteht, die ihre Richtung beständig ändern. Uebrigens ist jede Dynamomaschine auch ohne Weiteres als Elektromotor benutzbar, d. h. sie erzeugt mechanische Kraft, wenn man ihr elektrischen Strom zuführt. Heute ist wohl die bekannteste Wirkung des Starkstromes seine Wärmewirkung, insoweit sie in Glühlampen und Bogenlampen dazu dient, Kohlenfäden oder Kohlenstäbe zur Weißgluth zu bringen. In beiden Leuchtkörpern ist der Grundsatz angewendet, daß der Strom da, wo er durch einen engen oder Widerstand bietenden Leiter hindurchgezwängt wird, sich durch einen Vorgang, der der Reibung analog ist, in diesem Leiter in Wärme umsetzt. Der prinzipielle Unterschied zwischen einer Glühlampe und einer Bogenlampe besteht darin, daß bei der ersten ein Kohlenfaden, bei der zweiten eine Luftschicht den Widerstand bietet und daß bei der Glühlampe eine künstliche Luftleere hergestellt ist, um die Verbrennung zu vermeiden, während bei der Bogenlampe eine Verbrennung stattfindet. Die Kohlen werden in der Glühhitze in wenigen Stunden aufgezehrt und müssen durch Regulirung-Mechanismen dauernd wieder genähert werden.

In letzter Zeit hat man in Amerika in der Bogenlampen-Technik Ver-

suche mit einer Neuerung gemacht, der in vielen Fällen eine Berechtigung nicht abzusprechen ist. Wenn man den Lichtbogen mit einer kleinen Glasglocke umgiebt, die nur in beschränktem Maße den Luftzutritt gestattet und also ähnliche Verhältnisse wie bei der Glühlampe herstellt, so tritt eine verlangsamte Verbrennung ein und die Brenndauer der Kohlen ist zehn- bis zwanzigmal länger als unter gewöhnlichen Umständen. Wenn auch eine Betriebsersparniß in Folge des größeren Stromverbrauches nicht eintritt, so vereinfacht sich doch die Bedienung sehr wesentlich und Das ist für weitverzweigte Beleuchtungsanlagen von Bedeutung, besonders für die Bogenlichtbeleuchtung der Städte, die in Amerika fast überall eingeführt, bei uns aber mit wenigen Ausnahmen bisher nur ein schöner Traum ist.

Die Glühlampe setzt etwa 5 Prozent der ihr zugeführten Kraft in Licht um, die Bogenlampe 8, eine Gasflamme nur $1/3$ Prozent. Der ganze Rest verwandelt sich in Wärme. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, glühende Drähte oder den Lichtbogen auch zu Heizzwecken zu benutzen. Zur Herstellung der Drähte benutzt man Metalle oder Metallegirungen von hohem elektrischen Widerstand, z. B. Neusilber, Nickelin u. s. w. Die Drähte werden zweckmäßig in Asbest eingebettet oder in den Fluß emaillirter Eisenplatten eingeschmolzen, denen sie, vom Strom durchflossen, ihre Wärme mittheilen. Solche Heizplatten werden zu den verschiedensten Zwecken, als Oefen, Koch- und Schmelzapparate, benutzt. Erst neuerdings findet auch der Lichtbogen als wärmendes Prinzip bei elektrischen Oefen und anderen Heizvorrichtungen Anwendung. Er wird nicht immer durch zwei Kohlenspitzen gebildet, wie in der Bogenlampe, sondern häufig auch durch eine Kohlenspitze, die einem Metallstück gegenüber steht. Wollte man die Stromstärke eines solchen Bogens übermäßig erhöhen, so würde das Metallstück in kurzer Zeit schmelzen. Der Russe Bernardos hat diese Erscheinung mit Erfolg zu einem merkwürdigen Zweck verwendet: zum Flicken von Eisen. Sehr oft geschieht es nämlich, daß große Eisenstücke, wie z. B. die Skelette der Dampfmaschinen, die einen hohen Werth darstellen, beim Guß mit Sprüngen oder Fehlern behaftet herauskommen. Da gab es bisher kein Mittel als das allereinfachste: das Stück zu zerschlagen und wieder einzuschmelzen. Jetzt nähert man die schadhafte Stelle einem Lichtbogen und — wenn ich so sagen darf — bepinselt sie mit der heißen Flamme so lange, bis der Riß zugeschmolzen und der Fehlguß ausgebessert ist.

Ein anderes Verfahren des Schweißens — von Hoho & Lagrange — erregte vor einigen Jahren Aufsehen, weil es die Eigenthümlichkeit hat, das Eisen unter Wasser weißglühend zu machen. Unter einem Ofen verstehen wir im Allgemeinen eine Vorrichtung, die Hitze erzeugt und anderen Körpern mittheilt. Ein Wasserreservoir ist gewissermaßen das Gegentheil davon, da es zur raschen Abkühlung heißer Körper benutzt werden kann. Der Ofen Hohos

repräsentirt eine eigenartige Vereinigung dieser beiden Gegensätze. Er besteht aus einem Gefäß mit angesäuertem Wasser, in das der eine Pol einer Stromquelle eingeführt ist. Sobald man einen mit dem anderen Pol verbundenen Eisenstab in das Gefäß eintaucht, geräth er unter Wasser in helle Gluth. Der Strom durchfließt den Stab, erhitzt ihn dabei, strömt durch das Wasser und tritt durch die andere Elektrode wieder aus. Man sollte nun annehmen, daß der Stab durch das Wasser momentan wieder abgekühlt wird. Das geschieht aber nicht. In Folge der Zersetzung der Flüssigkeit durch den Strom bildet sich eine Wasserstoffhülle um den Eisenstab, die als schlechter Wärmeleiter das Entweichen der Wärme verhindert. Das Verfahren hat bisher noch wenig Verbreitung gefunden, weil es immerhin kostspielig ist und nur für kleine Körper, z. B. Niethe, sich bequem anwenden läßt. Dagegen findet Thomsons Schweißverfahren, das mit sehr niedrig gespannten, aber höchst intensiven Strömen arbeitet, schon vielfach Anwendung. In einigen Städten Nordamerikas wurden auf offener Straße die Schienen der elektrischen Bahnen nach diesem Verfahren zusammengeschweißt, zum Erstaunen unserer Eisenbahntechniker, die der Ansicht sind, es müßte am Schienenstoß ein kleiner Luftzwischenraum bleiben, damit sich die Schienen bei Temperaturschwankungen ungehindert ausdehnen und zusammenziehen können.

Ich kehre zum Lichtbogen zurück, um eine merkwürdige Eigenschaft zu erwähnen, der er in neuester Zeit auf einem der Elektrizität ganz fernliegenden Gebiet eine ungeahnte Bedeutung verdankt. Dieser kleine Lichtpunkt nämlich, dem man bis auf wenige Centimeter die Hand nähern kann, ohne sich zu verbrennen, besitzt eine Temperatur, die auf der Erdoberfläche durch kein anderes Mittel erreicht werden kann und die sich beliebig steigern läßt. Der pariser Gelehrte Moissan benutzte den elektrischen Lichtbogen, um chemische Prozesse auszuführen, die sich nur bei Temperaturen von 2000 bis 3000 Grad abspielen. Moissans Versuche haben gelehrt, daß alle noch so schwer schmelzbaren Körper im elektrischen Ofen schmelzen und verdampfen. Am Widerstandsfähigsten erweist sich Kohle; aber auch sie sublimirt, wenn die Temperatur genügend gesteigert wird, d. h. sie verdampft, ohne vorher zu schmelzen. Bekanntlich ist es auch gelungen, den kristallisirten Kohlenstoff, den Diamanten, im elektrischen Ofen künstlich herzustellen. Freilich dürfen die Damen hieran noch keine allzu hohen Erwartungen knüpfen: im Vergleich mit den bisherigen künstlichen Brillanten ist selbst der kleinste natürliche Stein noch ein Koh-i-noor. Ein anderer Körper, der nahezu die Härte des Diamanten besitzt und also härter ist als alle übrigen bekannten Körper, wird aber in großem Maßstabe als Ersatz für Schmirgel im elektrischen Ofen dargestellt. Es ist eine Verbindung von Kohlenstoff und Silicium, Karborund genannt. Das größte Aufsehen hat von diesen elektrischen Schmelzprozessen aber die Her-

stellung des Kalcium-Karbids gemacht, die nahezu gleichzeitig in Frankreich und den Vereinigten Staaten entdeckt und in Deutschland zuerst in Bitterfeld in großem Umfang ausgeführt wurde. Das Kalcium-Karbid, das durch einfaches Zusammenschmelzen von Kohle und Kalk gebildet wird, hat die Eigenschaft, wenn es mit Wasser übergossen wird, ein brennbares Gas, das Acetylen, zu entwickeln. Dieses verbrennt mit einer Flamme, welche die des Leuchtgases um das Elffache übertrifft. Wenn man im ersten Enthusiasmus beim Bekanntwerden vielleicht auch für die Zukunft des Acetylens übertriebene Hoffnungen aussprach, da man das Gas und das elektrische Licht abgethan wähnte, so kann man heute, wo in Folge einiger Explosionen — die übrigens alle durch komprimirtes Acetylen bewirkt wurden — ein starker Rückschlag entstanden ist, doch darauf hinweisen, daß im Acetylen zum ersten Male für das ausländische Petroleum, von dem wir noch immer abhängen, ein Konkurrenzprodukt gefunden ist,

Die elektrochemische Industrie benutzt Ströme von außerordentlicher Intensität. Sie hat sich deshalb mit Vorliebe in der Nähe der großen Wasserkräfte etablirt, die sie mit Turbinen und Dynamos bei ihrem Tag und Nacht gleichmäßig fortgehenden Betrieb besonders wirthschaftlich ausnützen kann. In jedem Stückchen Aluminium halten wir einen Theil der neu erschlossenen Kraft des Rheinstromes in den Händen.

Die Anwendung der Elektrizität für Licht-, Heiz- und Kraftzwecke konnte eine bedeutende Ausdehnung in den Städten erst gewinnen, als man begann, zur Vertheilung elektrischen Stromes Kraftstationen nach der Art der Gasanstalten zu erbauen. Die Berliner Elektrizität-Werke, die größte europäische Centralanlage, haben jetzt eine Leistungfähigkeit von rund 20 000 Kilowatt. Um sich von dieser Kraft eine Vorstellung zu machen, muß man bedenken, daß ein Kilowatt etwa der Maximalkraft fünf ausgewachsener Männer gleichkommt, also hunderttausend Mann oder fünfzig Infanterieregimenter oder sämmtliche männlichen Einwohner einer Stadt wie Köln oder Dresden nicht ausreichen, um die Schwungräder der gigantischen Dampfmaschinen zum Stillstand zu bringen. Die Berliner Elektrizität-Werke arbeiten mit Gleichstrom von geringer und noch durchaus harmloser Spannung. Heutzutage kommt der Mehrphasenstrom immer mehr in Mode, eine Abart des Wechselstromes oder, besser gesagt, eine Kombination mehrerer Wechselströme. Der einfache Wechselstrom war für motorische Zwecke nicht recht verwendbar. Dem Wechselstrommotor fehlt eine genügende Anzugskraft und er versagt bei geringen Ueberlastungen den Dienst. Der Mehrphasenstrom dagegen ergiebt ein rotirendes magnetisches Feld, in das man nur einen Anker aus Eisenscheiben zu bringen braucht, um ihn ebenfalls in Drehung zu versetzen. Dem Gleichstrom gegenüber hat aber der Mehrphasenstrom, wie auch der Wechselstrom, den großen Vortheil voraus, daß man mit Hilfe eines sogenannten

Transformators seine Spannung beliebig erhöhen und wieder reduziren kann. Jede Fortleitung elektrischer Energie ist mit Verlusten verknüpft, die um so größer sind, je länger die Leitung ist, denn auch hier setzt sich in den Drähten Elektrizität in Wärme um. Diese Verluste lassen sich aber dadurch reduziren, daß man die Strommenge möglichst klein wählt, die Stromspannung dagegen entsprechend erhöht. Das besorgt der Transformator. Die Kraft wird dadurch nicht geändert; sie ist ein Produkt aus Stromspannung und Menge, wie die Kraft eines Wasserfalles gleich ist dem Produkt aus Wassermenge und Gefälle. Mit solchen hochgespannten Strömen wurden von der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft zur Zeit der frankfurter Ausstellung durch drei Kupferdrähte von je vier Millimetern Durchmesser 300 Pferdekräfte von Lauffen nach Frankfurt 174 Kilometer weit, also auf eine Entfernung wie von Berlin nach Dresden, transportirt; so werden jetzt etwa 15000 Pferdekräfte des Rheinstromes nutzbar gemacht und über meilenweite Bezirke vertheilt, wie die mächtigen Fälle des Niagara schon seit einigen Jahren industriellen Zwecken dienen.

Natürlich hat der große Druck auch seine Nachtheile; die Leitungen werden leichter undicht und vor Allem steigt die Lebensgefahr. Ströme, wie sie in Lauffen verwandt wurden, wirken bei einfacher Berührung der Leitungen sofort tötlich. Aber in welchem technischen Betrieb sind Unglücksfälle ganz zu vermeiden? Man wird sie bei einiger Vorsicht wohl mindestens so beschränken können wie im Eisenbahnbetriebe. Dagegen sind die Vortheile elektrischer Kraftübertragung und Vertheilung, vor Allem auch in sozialer Hinsicht, außerordentlich groß. Was die vielgeschmähte Dampfmaschine, die den Kapitalismus begünstigen soll, verbrochen hat, wird der Elektromotor wieder gut machen. Wenn sie sonst noch lebensfähig ist: an Kraft wird es der Hausindustrie nicht mehr fehlen. Durch die Kraftvertheilung werden Industriegebiete erschlossen werden, wie auf dem amerikanischen Kontinent fruchtbare Landstrecken durch die Eisenbahnen erschlossen werden. In den Fabriken aber werden, wie es jetzt schon vielfach der Fall ist, die Transmissionen mit ihren Riemen, dem Anlaß zu zahllosen Unglücksfällen, allmählich verschwinden. Elektromotoren, direkt mit den Werkzeugmaschinen gekuppelt, dienen zum Antrieb, elektrische Krähne und Aufzüge besorgen den Transport schwerer Lasten. Mehr und mehr tritt die Naturkraft an die Stelle der animalischen. Aus den Arbeitern und Handwerkern werden Maschinisten.

Auch die elektrischen Bahnen sind nur eine Anwendung der elektrischen Kraftübertragung. Die erste elektrische Bahn auf dem Kontinent lief im Jahre 1879 auf der berliner Gewerbeausstellung. Dann kamen zehn Jahre, in deren Verlauf man in Deutschland über den Werth und Nutzen des neuen Systems nachdachte, eine Zeit, die der fixere Yankee eilig benutzte, um alle seine Städte mit Trolley-Drähten zu durchziehen. Bei

uns stehen der oberirdischen Stromzuleitungart immer noch ästhetische Bedenken entgegen. Daher kommt es, daß bei uns der Verkehr, in dessen Zeichen doch unsere Zeit steht, eigentlich noch recht in den Kinderschuhen steckt. In St. Louis z. B., das ausschließlich elektrische Bahnen hat, benutzt jeder Einwohner diese durchschnittlich hundertfünfzigmal im Jahre, während der Verkehrskoeffizient in einer deutschen Stadt etwa 30 bis 50 beträgt. Aber die Elektrotechniker sind gefällige Leute. Sie haben, allerdings wohl mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe, auch Bahnen mit unterirdischer Stromzuführung und solche mit Accumulatorenbetrieb konstruirt. Bei den ersten ist die Leitung in einen unterirdischen Kanal verlegt, der oben einen Schlitz hat, in dem der am Wagen befestigte Stromabnehmer läuft. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Bahn, wie z. B. bei der von der Behrenstraße nach Treptow, die Anlagekosten sehr bedeutend sind. Bei den Accumulatorenwagen, wie jetzt mehrere nach Charlottenburg fahren, erhöhen sich dagegen die Betriebskosten sehr wesentlich, denn die Accumulatoren haben nur eine verhältnißmäßig kurze Lebensdauer und ihr Gewicht, das als toter Ballast mitgeschleppt werden muß, ist immer noch recht beträchtlich. Die Ausbreitung der elektrischen Bahnen ist eng verknüpft mit der Entwickelung der Städte. In dem Maße, wie eine Stadt an Umfang zunimmt, wird das Wohnen im Centrum ungemüthlicher. Die Einwohnerschaft überläßt die City dem Geschäftsverkehr und zieht in die Peripherie und Umgegend der Stadt. Hiermit stellt sich mehr und mehr die Nothwendigkeit eines raschen und häufigen Verkehrsmittels heraus, für das der Pferdebetrieb nicht mehr ausreicht.

Auch auf Vollbahnen hat der elektrische Betrieb in den Vereinigten Staaten schon Anwendung gefunden. Im Eisenbahnwesen macht sich die Tendenz bemerkbar, um den Schwankungen des Verkehrsbedürfnisses nach Möglichkeit Rechnung tragen zu können, die Kapizität der Züge zu verringern und ihre Zahl zu vergrößern. Je mehr Das geschieht, desto mehr ist der elektrische Betrieb am Platz, bei dem jeder einzelne Wagen automobil ist. Aber auch bei langen Zügen sind solche, die nur aus Motorwagen bestehen, vor anderen im Vortheil, die von einer einzigen Maschine geschleppt werden, denn diese Lokomotive muß ein sehr bedeutendes Gewicht haben und die Triebräder müssen mit genügender Stärke gegen die Schienen gepreßt werden, damit sie nicht gleiten, sondern rollen, d. h. sich und den ganzen Zug vorwärts bewegen. Diese bedeutenden Adhäsiongewichte bedingen aber eine starke Abnutzung des Oberbaues. Je mehr Axen man antreibt, je mehr Räder man zu Triebrädern macht, um so mehr wird das ganze Zuggewicht als Adhäsiongewicht ausgenutzt. Das ist die Idee, die der Lokomotive Heilmanns zu Grunde liegt. Heilmann benutzt die Kraft der Lokomotive nicht, um direkt die Räder zu treiben, sondern er betreibt damit eine Dynamoschine. Diese liefert

den Strom zur Speisung von Elektromotoren, deren jeder eine Axe des Zuges in Bewegung setzt. Obwohl es auf den ersten Blick unsinnig erscheinen mag, mechanische Kraft in elektrischen Strom und diesen wieder in mechanische Kraft zu verwandeln, haben aus den eben erwähnten Gründen die Versuche mit Heilmanns Bahn ein keineswegs ungünstiges Resultat ergeben.

Auch für den Schnellverkehr im extremsten Sinne hat man die Elektrizität in Vorschlag gebracht. Die größten Geschwindigkeiten, die versuchsweise auf Vollbahnen bisher erreicht wurden, betragen etwa 100 Kilometer in der Stunde. Für eine Bahn, die zwischen Wien und Budapest projektirt ist, rechnete man mit einer Geschwindigkeit von 200 bis 250 Kilometern. Auch hier sind einzelne Wagen in Aussicht genommen, die zur Verminderung des sehr bedeutenden Luftdruckes vorn und hinten cigarrenförmig zugespitzt sind und nach Art unserer D-Zug-Wagen auf zwei Drehgestellen ruhen. Mit dieser Geschwindigkeit, die uns von Berlin nach Köln in etwa drei Stunden bringen würde, dürfte die Grenze des Möglichen erreicht sein, denn die Beanspruchung der Räder durch die Centrifugalkraft wird dabei so groß, daß die festesten Materialien nur gerade noch ausreichen. Optische Einfahrtsignale sind nicht mehr sichtbar, so daß die Führung des Zuges automatisch erfolgen muß. Um den Wagen zum Stillstand zu bringen, sind zwei Kilometer erforderlich, d. h. der Zugführer muß, wenn wir annehmen, er führe durch die Friedrichstraße, am Belle-Allianceplatz bremsen, wenn er Unter den Linden halten will.

Unter den neuesten Verkehrsmitteln ist noch der Automobilwagen zu erwähnen. Der Gedanke eines selbstfahrenden Wagens ist nicht neu. Lange bevor die erste Eisenbahn erbaut war, liefen in der Umgebung von London Dampfdroschken. Aber die schlechten Straßen und die schwerfällige Konstruktion der noch völlig unentwickelten Dampfmaschine verhinderten ihre Ausbreitung und der Automobilwagen machte der Eisenbahn Platz. Heute liegt die Situation anders. Unsere Straßen auf dem Lande und in den Städten sind gut, zum Theil sogar vorzüglich; ich brauche nur auf Berlin zu verweisen. Im Bau leichter Motoren und Accumulatoren hat man wesentliche Fortschritte gemacht und der Wagenbau selbst hat von der Fahrradtechnik viel profitirt; ich erinnere z. B. an die Pneumatics und die Kugellager. Die Wettfahrten von Automobilwagen in Amerika und Frankreich waren Gegenstand allgemeinen Interesses, Ortsverbände haben sich zu ihrer Einführung gebildet und nach abermals sechzig Jahren ist in London ein Betrieb mit Accumulatoren-Droschken eröffnet worden, diesmal mit mehr Aussicht auf Erfolg. Noch kämpfen der Benzinmotor und der von Accumulatoren gespeiste Elektromotor um den Vorrang; voraussichtlich werden sie Beide neben einander Verwendung finden: der Benzinmotor in erster Linie für den Verkehr über Land und auf große Entfernungen, der Accumulator, der reinlicher ist, aber häufig geladen werden muß, für den Stadtverkehr.

In neuester Zeit haben die Entdeckungen von Röntgen, Tesla und Marconi besonderes Aufsehen erregt und an ihre praktische Verwerthbarkeit werden große, oft überschwängliche Hoffnungen geknüpft. Allgemein bekannt ist Rühmkorffs Induktionapparat zur Erzeugung hoher Spannung von Strömen. Läßt man die Entladungen dieses Apparates durch eine evakuirte Glasröhre gehen, so gehen von dem negativen Pol, der Kathode, Strahlen aus, die das Glas, wo sie es treffen, zu heller, grünlicher Phosphoreszenz bringen. Mineralien, die diesen Kathodenstrahlen ausgesetzt werden, erstrahlen in den herrlichsten Farben. Man kann sich die Phosphoreszenz vielleicht so erklären, daß man annimmt, die alleräußerste Schicht des betreffenden Minerals würde durch die eben so heftigen wie häufigen Stromimpulse in Weißgluth versetzt. Jeder Körper, der von den Kathodenstrahlen getroffen wird, sendet nun eine neue Art nicht sichtbarer Strahlen aus, die von Röntgen entdeckt und nach ihm benannt wurden. Die Röntgenstrahlen haben die seltsame Eigenschaft, daß sie Körper durchdringen, die für Licht undurchlässig sind, vor Allem Holz, Pappe, Kohle, Leder, Harz, Gummi und andere. Die Metalle sind um so weniger durchlässig, je schwerer sie sind, Aluminium am Besten, Blei am Wenigsten. Der menschliche Körper ist ziemlich durchlässig bis auf die Knochen. In der Chirurgie haben die Röntgenstrahlen jetzt schon vielfach nützliche Anwendung gefunden, zur Lokalisirung von Metalltheilen, z. B. von Nadeln und Kugeln, zur Untersuchung von Knochenbrüchen und ähnlichen Beschädigungen. Ueber die Natur der Strahlen ist wenig bekannt. Röntgen nannte sie treffend X-Strahlen, — und sie machen noch jetzt ihrem Namen alle Ehre, denn X bezeichnet in jeder mathematischen Gleichung die Unbekannte.

Wenn man mit einem hochgespannten Wechselstrom zwei durch einen Luftraum getrennte Metallkugeln verbindet, so werden diese Kugeln bei jedem Stromstoß geladen, um sich sofort gegenseitig durch einen Funken wieder zu entladen. Man hat gefunden, daß jede dieser Entladungen wiederum in Form eines Wechselstromes von außerordentlich hoher Schwingungzahl stattfindet. Man denke sich — um ein Gleichniß aus der Akustik zu wählen —, eine Glocke würde durch den Klöppel in gewissen Zeitintervallen angeschlagen, vollführte nun aber, je nach ihrem Eigenton, 100, 1000 oder mehr Schwingungen in der Sekunde. Wie bei der Glocke jeder Anstoß in Tausende von Schwingungen, so wird hier jede Ladung in Millionen kleiner Oszillationen umgesetzt, und zwar sind es nicht Schwingungen der Luft, sondern des Aethers, die allerdings für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbar sind, weil ihre Wellenlänge noch viel zu groß und ihre Schwingungzahl zu klein ist. Wir empfinden sie nicht mehr, wie wir einen Ton nicht mehr zu hören im Stande sind, der weniger als 32 Schwingungen in der Sekunde macht. Wenn aber die Frequenz noch millionenmal größer wäre, so würde sie unser Auge als

Lichtwirkung wahrnehmen, denn es ist mit Sicherheit bewiesen, daß zwischen Licht und Elektrizität nur ein quantitativer Unterschied besteht. Diesen Nachweis experimentell geführt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst von Heinrich Hertz. Hertz wies nach, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Lichtwellen und der elektrischen Wellen gleich ist und 310 000 Kilometer in der Sekunde beträgt. Der schnellste Zug in Europa ist meines Wissens der Scotch Expreß zwischen London und Edinburg. Dieser Courierzug müßte sechsundzwanzig Jahre lang ohne Aufenthalt fahren, um den Weg zurückzulegen, den ein Lichtstrahl oder ein elektrischer Strahl in einer Minute zurücklegt.

Die Ströme hoher Wechselzahl und Spannung, die bei der Entladung zweier Metallkugeln entstehen, zeigen ganz eigenartige Erscheinungen, die von Tesla sehr eingehend studirt wurden. In erster Linie ist bemerkenswerth, daß ihre physiologischen Wirkungen trotz den hohen Spannungen sehr gering sind. Man kann Teslaströme von enormer Spannung ohne wesentliche Empfindung durch den Körper gehen lassen, während ein Strom von einem Hundertstel der Spannung, wenn die Wechselzahl geringer ist, für die in Amerika so beliebten elektrischen Hinrichtungen vollauf genügen würde. Eine theilweise evakuirte Glasröhre, die nur in die Nähe eines solchen Stromes gebracht wird, leuchtet hell auf. Dieses Licht ist nicht, wie bei der Glühlampe, eine sekundäre Wirkung des Stromes, der in dem Kohlenfaden nur Wärme erzeugt, sondern eine direkte. Damit hängt zusammen, daß der Nutzeffekt des beinahe kalten Teslalichtes fünf- bis zehnmal höher geschätzt wird als der der Glühlampe. Immerhin wäre es verfrüht, mit Tesla dieses Licht als das Licht einer nahen Zukunft anzusehen. Viele Schwierigkeiten sind noch zu überwinden; eine der größten besteht in der Fortleitung der Ströme hoher Frequenz, die an allen Ecken und Enden ihrer metallenen Leitung zu entfliehen suchen und in Form büschelartiger Entladungen in die Luft entweichen.

Die elektrischen Wellen, die bei der Entladung zweier Metallkugeln entstehen und den Lichtwellen gleich im Raum sich ausdehnen — man hat deshalb den Apparat zu ihrer Erzeugung Radiator genannt — wurden in letzter Zeit von dem Italiener Marconi zur Telegraphie ohne Draht benutzt. Das Problem hat schon lange die Techniker gereizt. Auch mir ist es gelungen, vor drei Jahren auf dem Wansee auf eine Entfernung von fünf Kilometern telegraphische Zeichen zu übertragen. Ich benutzte bei diesen Versuchen das Wasser als Leitung. Marconi benutzt als Empfangsapparat bei seinen Versuchen mit elektrischen Wellen den von Brauly, einem französischen Gelehrten, entdeckten Coherer, den er weiter ausbildete. Dieser Coherer ist das einfachste Instrument, das man sich denken kann; es besteht aus einer kleinen Glasröhre mit Metallpulver, in das von beiden Seiten zwei silberne Drähte eingeführt sind. Trotzdem Metalle den elektrischen Strom bekanntlich gut leiten, ist der Wider-

stand des lockeren Pulvers bedeutend. Sobald aber elektrische Wellen den Coherer treffen, nimmt die Leitungfähigkeit des Metallpulvers bedeutend zu und ein Lokalstrom, den man hindurch fließen läßt, wird stark genug, um Zeichen zu geben oder beliebige andere Wirkungen auszuüben. So einfach der Coherer aussieht, so knifflich ist er in der Behandlung, — und hierin liegt der wunde Punkt der marconischen Anordnung. Dazu kommt, daß er, was ohne Weiteres einleuchtet, auch durch atmosphärische Einflüsse leicht ungewollt erregt werden kann, und schließlich werden die hertzischen Wellen durch Metallkörper, Drähte, ja selbst Bäume und Segel, die in ihrer Bahn liegen, absorbirt. Der Telegraphie ohne Draht, nach welchem System sie auch ausgeführt wird, legt man vielleicht doch eine allzu große Wichtigkeit bei. Mit dem altbewährten Telegraphen mit Draht wird sie vor der Hand nur in den seltensten Fällen konkurriren können und ihre Anwendung dürfte sich auf den Küstenwachtdienst und andere marine-militärische Zwecke beschränken. Aber auch hier ist zu berücksichtigen, daß Depeschen vom Feind ohne Schwierigkeit abgehorcht oder durch einen feindlichen Strahlapparat gestört werden können.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Viel bleibt für die Elektrotechnik noch zu thun übrig. Die Elektrochemie ist noch in den Anfängen ihrer Entwickelung. Von allen Projekten elektrischer Traktion auf Vollbahnen ist auf dem europäischen Kontinent noch keines verwirklicht. Die Verwendung elektrischer Heizung ist bis jetzt noch sehr beschränkt, und obwohl die Dampfmaschine, auf die wir zur Erzeugung elektrischen Stromes angewiesen sind, uns nicht mehr als im besten Falle 10 Prozent der in der Kohle enthaltenen Energie in Form mechanischer Kraft giebt, sind wir der Lösung des Problems elektrischer Krafterzeugung direkt aus Kohle noch nicht näher gerückt. Die Ausnutzung der siderischen Einwirkungen auf die Erde, wie sie in Ebbe und Fluth zum Ausdruck kommen, ist bisher ein frommer Wunsch geblieben, eben so die Aufspeicherung bedeutender elektrischer Kräfte in einem Accumulator von geringem Gewicht, — ein Problem, mit dem das des lenkbaren Luftschiffes eng zusammenhängt. Der submarinen Kabeltelephonie stehen vorläufig unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Immerhin können wir ohne Ueberhebung behaupten: in der Elektrotechnik marschirt Deutschland an der Spitze der europäischen Nationen, und wenn es auch mit der neuen Welt noch um die Palme ringt, so liegt Das daran, daß Onkel Sam es vorzüglich verstanden hat, deutsche Intelligenz und Erfahrung in seinen Sold zu nehmen. Hoffen wir, daß es der deutschen Technik gelingt, auf der pariser Weltausstellung zu erweisen, daß auch im friedlichen Wettkampf der Nationen unser Vaterland keiner Macht mehr den Vorrang zugesteht

Erich Rathenau.

Vervielfältigte Kunst.

Bei einem Kunsthändler in der Behrenstraße fand ich vor einigen Jahren eine Kollektion von Bilderdrucken zu einer Ausstellung vereinigt, die mir höchst lehrreich schien. Da waren wohl ziemlich alle Reproduktionen beisammen, die es bis heute von dem immer noch berühmtesten Bilde der Welt, von Raphaels Sixtina, giebt. Keine der künstlerischen und mechanischen Vervielfältigungweisen fehlte: Stahlstich, Kupferstich, Radirung und Steindruck, Photographie, Heliogravure und Kohledruck, — von Allem waren verschiedene Proben vorhanden. Man kennt diese Blätter, wie sie Einem einzeln an vielen Orten begegnet sind, aber hier hatte man sie einmal beisammen. Und dieses Nebeneinander war nun im höchsten Grade lehrreich. Nicht nur, daß man durch unmittelbares Vergleichen die vielfachen Verschiedenheiten feststellen konnte, die der selbe Gegenstand in der Wiedergabe durch verschieden empfindende und verschieden befähigte Künstler und durch die Besonderheit der verschiedenen technischen Mittel erfahren mußte, — auch die verschiedenen Grade der Abweichungen vom Original ließen sich an den dokumentarischen Erzeugnissen des fortgeschrittenen mechanischen Verfahrens mit Genauigkeit kontroliren.

Was zuerst in die Augen sprang, war der Unterschied in der eigentlich dekorativen Wirkung des schwarzen Druckes auf dem weißen Papier. Die Ausdrucksfähigkeit war objektiv zu ermessen: gegen die kräftigen, warmen, saftigen Mischtöne der Kupferätzungen verblaßten die kühlen, trockenen, matten Linienkomplexe der Stiche und der Kreidegrund der Lithographien erschien hausbacken und temperamentlos. Nach dieser Erfahrung mochte man den generellen Schluß ziehen, daß die künstlerische Radirung und die lichtchemische Gravure das vorzüglichere Prinzip seien, weil die malerische Qualität des Gemäldes hierdurch sinnfälliger zur Geltung käme; und Das also müßte bei einem Ding, das man sich zur Zier an seine Wand hängt, den bestimmenden Ausschlag geben. Wenn es nur nicht gerade die Sixtina gewesen wäre! Der Reiz raphaelischer Madonnenherrlichkeit ruht zuerst und zuletzt nicht in der materiellen malerischen Apotheose und in profaner Malmeisterei. Der keusche Zauber dieses frommsten Bildes liegt gewissermaßen unter der Farbenschicht, durch die in reinen Umrissen mit lichtem Hauch die milde, hoheitvolle Anmuth der Himmelskönigin strahlt. Und darum gelten uns die guten Mandel und Steinla so viel, die mit andächtiger Mühsal und strenger Kunst das Bild nach ihrem Sinn wiederschufen; selbst Friedrich Müller auch, der den dresdener Schatz nie mit eigenen Augen geschaut hatte, sondern nach besten Kartons von zweiter Hand erst arbeitete. Die Photographie kann nur das optische Bild der bemalten Leinwand geben; dies wird niemals falsch sein, sondern durch die farbenempfindliche Platte jedes Firnißrißchen und jedes Gewebeknötchen getreu und deutlich aufweisen, — das Werk in seinem Zustande nach fast vierhundert Jahren. Da hat die Kunst des Kupferstechers zu rekonstruiren, zu restauriren und durch ihr Idiom, mit dem Maße ihrer Ausdrucksmittel, das Nachempfundene und Erwogene zu übersetzen. Freilich ist zu solcher Vermessenheit nur ein reifes und gesetztes Künstlerthum berufen.

Wir haben nicht zu fürchten, daß in unseren eiligen Tagen, da Jeder, der weder zeichnen noch malen lernte, aus der Tiefe seines selbstgefälligen Ge-

müthes schöpft und Symbole von wohlfeiler Dunkelheit zu rathen aufgiebt, man sich an altheiligen Werken vergriffe. Wer gäbe noch ein Leben von ausdauerndem Fleiß und ein Herz voll entsagender Anbetung daran, um eines Anderen Kunst mit dem mühsamen Stichel in das harte Metall zu graben? Unsere alten Freunde und Kupferstecher sind eine aristokratische Generation, die am Aussterben ist. Der reine Linienstrich ist ein letztes Vermächtniß der idealistischen Kartonära. Man betrachtet diese Blätter, die Opfer von Liebe und Geduld, schon mit einem Kuriositäteninteresse, allenfalls noch mit einer gewissen Pietät. Der sammelnde Liebhaber entnimmt sie wohl behutsam seiner Mappe und beäugt durch die Lupe mit feinschmeckerischem Behagen die graphische Struktur, die Manier der Linien und der Pünktchen. Und doch ist ihr „Linienadel" keine zeitliche Geschmackskonvention, sind die klaren Darstellungen der vatikanischen Fresken dauernd klassisch, weil die vornehme Gelassenheit des Stichels der einzige Stil für die in Anmuth verhaltenen Bewegungen und die in Aether verklärten Farben ist. Aber die malerische Malerei setzte sich durch und die funkelnden und dämmernden Galeriewerke der breitmalenden niederländischen und spanischen Meister wollten auch kolportirt sein. Daß die Radirnadel dafür das willigere Werkzeug sei, mußte man bald merken; für die sonoren Klänge versagte das einzelne spröde Instrument, der Grabstichel. So griffen die Jüngeren von der alten Profession nun noch zu den sich anbietenden Mitteln. Doch das Aetzwasser erscheint bei ihnen reichlich verdünnt, die Wirkungen sind matt und von den schmalspitzigen Spuren des Stichels kaum merklich unterschieden. J. B. Raab und William Unger sind für uns zuerst professionelle Radirer, die sich mit Eifer und Verstand auf die holländischen, vlämischen und spanischen Malereien warfen und mit mehr Energie und Delikatesse die Ueppigkeit und Leidenschaftlichkeit der Rembrandt, Hals, Rubens, van Dyck, Murillo und Velasquez schattirten. Der ganz Große und Kongeniale aber war dann Karl Köpping, der mit scheinbarer Willkür die scharfe Säure, die kalte Nadel, den Diamant und den Polirstahl handhabte, um damit die glühendsten Tiefen, die weichsten Schatten, die spitzesten Feinheiten der prachtvollen Vorbilder herauszuarbeiten, die vielerlei Farbenmischungen in einfarbigen Nuancen zu gleichwerthiger Leuchtkraft zu differenziren. Die „Staalmeesters" von Rembrandt, die „Schützengilde" von Hals! Sogar im Format brauchte er sich nicht zu beschränken und konnte mit original großer Platte einen pastosen alten Rembrandtkopf mit allen Zufälligkeiten des Pinselstriches plastisch hervorrufen, ein staunenswerthes Stück von Kunstempfindung und Kunstfertigkeit. Auch die Modernsten durchdringt Köpping mit kapriziösem Verständniß: den trüben Ernst unseres Liebermann, das pikante Froufrou Clairins besitzen wir durch seine Kunst.

Und jetzt, scheint es, will auch diese üppige Kunst resigniren. Köppings Werkzeug feiert. Sein letztes Blatt war die Anklage der Potiphar aus dem berliner Museum; vor fünf Jahren kam es heraus. Es giebt Niemanden nach ihm und neben ihm. Wohl haben wir den mächtigen Radirer Klinger, den die Bewunderung für den großen Pan Boecklin allein zu hingebendem Nachbilden begeistert hat, für dessen grüblerischen Drang aber der Tag nicht hinreicht, die Fülle eigener Gesichte urschöpferisch als Gebilde zu gestalten. Wir haben auch genug der Originalradirer und genug der Maler, die den Ueberschuß an Einfällen mit gelegentlicher Laune auf kleine Kupferplatten abladen und spielerisch, wie fast alle

Maler sind, mit dem hübschen Handwerkszeug nur experimentiren. Wenn sie vorgestern ein Bischen das Kupfer geätzt hatten, zeichneten sie gestern ein Bischen auf Stein, — und heute formen sie farbige Gläser oder bunte Töpfe. Das ist Mode geworden und hochverdienstlich, seit bedeutende Vorbilder so schnell begeisterten Anklang gefunden haben. Soll man nun glauben, daß die paradoxe Ueberschätzung Derer, die in diesem bric-à-brac eine Wiederbelebung des Kunsthandwerkes erblicken, Köpping über die wahre Bestimmung seines Künstlerthumes in die Irre geführt hat? Sollte er einer von den Fanatikern des nur Dekorativen geworden sein, die unsere geistigen und herzlichen Beziehungen zur höchsten reinen Kunst, zum Bilde an sich, schlankweg verleugnen und alle Kunst nur auf das Inventar des zu schmückenden Heims angewendet wissen wollen? Der persönliche Konflikt im Künstler Köpping ließe sich nur zum Theil aus der Unbefriedigung eines größeren Wollens erklären, die sich regte, als er mit den Versuchen seiner späten Originalradirungen erfahren mußte, daß seine Stärke eben die Stärke Rembrandts und der Anderen war. Aber Das hätte bei dem nächstens Fünfzigjährigen sich gewiß früher geäußert und eine Wandlung, einen Ausgleich bestimmt. Das Entscheidende kam aber mit einem Male von außen her, mit einer neuen Zeit. Er erlebte es, den Werth seiner moralischen Leistung sinken zu sehen, wie sein Verdienst, seltene Kunst in Nachbildern zu verbreiten, geschmälert wurde. Das, woran er sein ganzes Streben und Können in kostbaren Lebensjahren wandte, erledigte der mechanische Apparat auf einmal spielend in größtem Maßstabe. Das konnte den natürlichen Lebensfleiß lähmen und ein Arbeitfeld brachlegen.

Die chemischen Wirkungen des Lichtes sind auch der ästhetischen Kultur von fabelhaftem Nutzen geworden. Wenn wir heute die Italienische Reise Goethes nachlesen und sehen, wie er sich über jedes Ding am Wege hell entzückte und nach einem Kupfer davon schmachtete und dann das Glück pries, das ihm einen kleinen Maler an die Seite gab, der ihm dies Alles „mit genauer Fertigkeit reinlich und charakteristisch im Umriß aufs Papier" brachte, dann überkommt uns heitere Rührung, uns, die wir die Schätze aller Länder auf dem Tisch der guten Stube liegen haben. Die Verwendbarmachung des Lichtbildes für den Buchdruck war ein ungemein großer Schritt: zuerst die hochgeätzte Strichzeichnung, dann die Erfindung des Netzsystemes, durch das gar die getönten Flächen auf der Zinkplatte hervorgerufen wurden. Aber eine Veredelung der Mittel bis zur selbständigen Bildwirkung, bis zur Grenze aller künstlerischen Ausdrucksfähigkeit, ergab sich durch die vertiefende Kupferätzung. Die Photographien, die einfachen Abzüge des Glasnegativs auf dem Silbersalzpapier, erschöpften mit ihren geringen Abstufungen zwischen Hell und Dunkel nicht den Reiz des Wiederzugebenden. Außerdem bleichten sie dahin im Tageslicht. Freilich konnte man ihnen durch das Kohlepigment nun die Unveränderlichkeit und zugleich auch statt des ewig neutraltintigen Tones die frischere Grundfärbung geben; eine charaktervolle Ausprägung jeder Tiefe und Klarheit, Kraft und Zartheit besorgt jedoch einzig die Autotypie vom Kupfer. Mit wunderbarer Empfänglichkeit spricht die künstliche Platte die Anregungen der schwierigsten Vorbilder nach. Gewiß, Künstlerätzungen haben eine Pointe mehr. Das lehren die Radirungen der Waltner und Köpping. Sie haben die Köstlichkeit und Kostbarkeit des Handschriftlichen leider nur für die zahlungfähigen Liebhaber, die gleichzeitig mit dem vorgemerkten Ab-

zuge als Indizienbeweis für die gegen weiteren Mißbrauch vernichtete Platte eines jener Stücke erstehen, in welche diese zersägt worden ist. Denn eine Vervielfältigung in weitem Sinne war diese höchste Radirkunst nicht, konnte sie nicht sein, weil das weiche, dehnbare Kupfer die Strapaze eines öfteren Druckes nicht verträgt und die unendlich feinen Strukturen der Originalplatte durch die galvanische Verstählung vergröbert oder verwischt werden. Und dann mußte der Künstler selbst der Drucker sein, der hier mit dem Zahnstocher noch ein Glanzpünktchen herausholte und dort mit dem Mousselineläppchen noch einen Hauch hinwischte; er malte auf der Platte jeden Druck für sich. Daß die Photogravure in ihrer Exaktheit zuverlässig und in ihrer Feinheit widerstandsfähig ist, bleibt die außerordentliche Errungenschaft für die Kultur. Alles, was an Schönem als seltener Besitz in entlegenen Schatzkammern verstreut und verborgen war, können wir heute als Gemeingut genießen. Was die eigenwilligen und bedächtigen Hände zahlloser Kupferstecher in vielen mühevollen Jahren nicht zu Stande brachten, Das verschafft uns in rascher Folge das frische Zugreifen des gewandten und feinspürigen Unternehmers. Die Rembrandts aus Kassel und Braunschweig, die van Dycks der Eremitage und die Velasquez des Prado*), von deren Existenz allenfalls der Belesene wußte und die wenigen Glücklichen nur flüchtige Reiseerinnerungen waren, werden in all ihrer lebendigen, unverwüsteten Pracht vertraute Schätze unseres Hauses. Und wie stände man ohne solche Hilfsmittel heute noch zu Boecklin? Das jähe Aufleuchten seines Sternes, daß er der Menge sichtbar und zur Offenbarung ward, ist einzig durch die Kunst der Vervielfältigung geschehen; sonst wäre die jüngste Thatsache nicht beispiellos. Die Leute kennen nicht dieses oder jenes Bild von Boecklin: sie lernten sein Werk kennen. Vielleicht mochten sie ihn sogar in den Reproduktionen mit dem milderen Schmelz der Aquatinta eher begreifen als in den Gemälden selbst mit der schroffen Harmonie der großen Farben.

Die radikalen Schmuckstilisten, die dem modernen Menschen verbieten, noch Bilder, schwarz-weiße wie bunte, bei sich aufzuhängen, werden die Freude am Sujet, das im Rahmen für sich und überall Etwas bedeutet, Wenigen verkümmern, — jetzt, da wir anfangen, die Kunst erst zu besitzen. Gewiß paßt nicht jedes Bild an jeden Platz. Ich erinnere mich der kalten Zimmer, auf deren nüchternen Tapeten ringsum das weiße Papier hing, die ganze kaulbachische Garnitur vom Thurm zu Babel bis zum Zeitalter der Reformation in blaßgrauen Kupferstichen, die mir Knaben niemals Bilder schienen, niemals ein Gesicht zeigten. Das gehört in die Mappe, und wären es die Stanzen des Volpato. Auch der verflossene Renaissancegeschmack duldete nichts an den Wänden, was nicht Farbe war. Aber die vervielfältigten Meisterwerke sind keine Schwarzdrucke mehr und die Rahmen dazu nicht mehr triviales Gold und Ebenholz. Unsere Kunsthandlungen wurden zu Instituten für „englische Einrahmungen". Und wenn das Meiste darunter modische Aefferei und blinder Geschmacksdusel ist: der ernste und vornehme Sinn wird aus dem Angebot des Neuen das Echte wählen, das Bild, das im Rahmen mehr ist als ein dekorativer Gegenstand.

Friedrich Fuchs.

*) Photographische Gesellschaft, Berlin 1895—97.

Selbstanzeigen.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen. Mit drei Selbstportraits Reuters als Schüler, Student und Festungsgefangener, einem Farbendruck „Onkel Bräsig“ und zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Faksimiles. Zwei Bände. Wismar, Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung. 1897.

In dem hier angezeigten Werk war ich bemüht, interessante und charakteristische neue Erinnerungen aus Frühzeit und Spätherbst des Mannes zu bringen, der nicht nur als gemüth- und humorvoller Volksschriftsteller seinen nach Hunderttausenden zählenden Lesern lieb geworden ist, sondern auch durch seine Schicksale ihnen menschlich nahesteht. Die zum ersten Male in Buchform mitgetheilten Materialien in Poesie und Prosa, zusammengehalten durch den Rahmen einer monographischen Darstellung, beruhen zum Theil auf dem Inhalt jener viel besprochenen Truhe, welche die inzwischen verstorbene Wittwe, Frau Dr. Luise Reuter, der Deutschen Schiller-Stiftung testamentarisch vermacht hat und nun im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar bewahrt wird. Die bedeutendsten Theile dieses über Erwarten werthvollen literarischen Nachlasses durfte ich benutzen; darunter befinden sich viele bisher ungedruckte kleine Dichtungen, hoch und platt, heitere und ernste, vor Allem die unveröffentlicht gebliebene Hälfte seines Schwanengesanges „Ok 'ne lütte Gaw för Dütschland“ aus den Kriegsjahren 1870/71. Nicht ohne Rührung wird man auch die an seine Braut gerichteten innigen, ja erschütternden Briefe lesen, die einen tiefen Blick in das Seelenleben des Hartgeprüften gewähren. Neben den Schätzen aus dieser Quelle flossen reiche und nicht minder köstliche Beiträge von Reuters Verwandten und persönlichen Freunden mir zu. In erster Linie fesseln die Ueberlieferungen der Familie von Bülow. Bekanntlich schließt Fritz Reuter seine „Festungtid“ mit dem kurzen Kapitel Dömitz, wo er zuletzt inhaftirt war und in dem Kommandanten Oberstlieutenant von Bülow einen Gönner sich erwarb durch sein Schachspiel, Malen und durch die Rettung aus Feuersgefahr. Das väterliche Zutrauen des originellen alten Herrn und die zärtlichste Zuneigung zu der schönen Tochter Frida hinderten ihn an einer Selbstschilderung des dömitzer Aufenthaltes, obwohl er, wie er bekennt, ein eigenes Buch darüber hätte schreiben können. In der That erweisen sich seine dortigen Erlebnisse als überaus interessant; und die große Reuter-Gemeinde wird mit mir der Hüterin aller darauf bezüglichen Reliquien, Fräulein Anna von Bülow, Dank wissen für solche ungeahnt schöne Ergänzung und Vervollständigung seiner Festungzeit in Bild und Wort. Den Werdegang, die Entwickelung unseres Reuter suchte ich besonders genau zu erforschen und den Spuren zu den Urbildern seiner Hauptpersonen nachzugehen. Es gelang mir, über seine Eltern und Lehrer, seine Kindheit, Schul- und Universitätjahre Zuverlässiges und Neues beizubringen, ferner

aus der Untersuchunghaft und aus seiner Landmanns- und Schulmeisterzeit in Mecklenburg und Pommern. So wurzeln diese Bücher recht eigentlich in dem Boden seiner engeren Heimath und zeigen den Zusammenhang, der zwischen seiner poetischen Eigenart und dem Wesen seines niedersächsischen Vaterlandes besteht. Aber auch aus der Zeit, wo Fritz Reuter als europäische Berühmtheit sich in Eisenach angesiedelt hatte und dort nach schwerem Kampf und Sturm sein Dasein in behaglicher Ruhe allmählich dem Ende sich zuneigte, erfreuen uns noch mannichfache Züge seines guten Herzens und innigen Gemüthes, seines goldenen, unverwüstlichen Humors, seiner die Ideale der Jugend fest und treu bewahrenden echt deutschen Gesinnung. Er ist sich stets gleich geblieben. In seiner letzten, von mir mitgetheilten patriotischen Dichtung reicht der alte Sänger, der wie Faust der Hoffnung geflucht hatte, der jugendlichen Muse versöhnt die Hand. „Ich habe," gesteht er selbst, „sehr kämpfen und streiten müssen, und wenn Einer Augen hat, zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken." Einen besonderen Reiz wird man gewiß in den Skizzen und Bildnissen finden, meist nach Originalzeichnungen von Reuter. Er hatte einst Maler werden wollen, hat dann auf den Festungen und als „Strom" die Personen seiner Umgebung in Oel, Pastell oder mit dem Bleistift portraitirt, dreimal auch sich selbst; später war er Zeichenlehrer in Treptow. Die reiferen Proben seiner Kunstfertigkeit, die weit über den Dilettantismus sich erhob, sind in sorgfältiger Reproduktion dargeboten.

Karl Theodor Gaedertz.

Emanuel Geibel. Ein deutsches Dichterleben. Mit Abbildungen und Faksimiles. Leipzig, Georg Wigand. 1897.

Wie in den „Reuter-Tagen", so wollte ich auch in meiner Geibel-Biographie ein Quellenwerk schaffen, nur Unbekanntes, mir dargebotenes Neues oder selbst Entdecktes zu einem Gesammtbilde des Wesens und Wirkens von Emanuel Geibel vereint. Die hier veröffentlichte, nicht unbeträchtliche Zahl von Liedern z. B. findet man in keinem anderen Buche. Weiteren Stoff lieferten seine Korrespondenz und Niederschriften aus Freundeskreisen; ich nenne u. a. Max Bruch, Ernst Curtius, Ferdinand Freiligrath, Heinrich Kruse, Markus Niebuhr, Adolf Friedrich von Schack, Wilhelm Wattenbach. Auch was mein Vater, Dr. jur. Theodor Gaedertz in Lübeck, über die mit Geibel gemeinsam verlebte Studienzeit in Bonn aus dem handschriftlichen Kommersbuche, dem Briefwechsel und seinem treuen Gedächtniß beigesteuert hat, verdient, hervorgehoben zu werden. Ein meinem Vater einst ins Album geschriebenes Scherzgedicht vom Gott Merkur kam durch glücklichen Zufall dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten zu Gesicht und bewirkte ein lebenslängliches Jahrgehalt für den jugendlichen Poeten. Die beiden Seiten des Dichterberufes von Emanuel Geibel, als Sänger der Liebe und Herold für Kaiser und Reich, sind gleichmäßig in dem Buch berücksichtigt worden. Seine Jugendneigung zu Cäcilie Wattenbach, einer Schwester des kürzlich entschlafenen Historikers, wird wahr geschildert; sie hat auf seine Poesie unleugbar großen Ein-

fluß ausgeübt. Wie Geibel schon in jungen Jahren von der Sehnsucht nach einem einigen Deutschland erfüllt war und ihr als Prophet und Poet begeistert Worte lieh, wird durch eine Reihe neuer Erinnerungen und Dichtungen belegt; hervorragt ein herrlicher Trinkspruch, den Geibel an der Festtafel beim Fürsten Carolath am achtzehnten Oktober 1850 dem Prinzen Friedrich Wilhelm darbrachte. Diese Strophen und andere hochinteressante Beiträge verdanke ich der Gnade der Kaiserin Friedrich. Das tiefe Verständniß, das Kaiser Friedrich stets für Geibel hatte, drückt sich besonders schön in seinem unmittelbar nach dem Tode des Sängers an Ernst Curtius gerichteten Briefe aus, der in Faksimile meinem Buche angehängt ist. Nicht minder charakteristisch erscheint die ebenfalls faksimilirt wiedergegebene eigenhändige Niederschrift des Königs Wilhelm vom dreißigsten August 1868, bald nach der bekannten münchener Katastrophe, aus dem Geheimen Civilkabinet. Zwei Portraits von 1840 und 1870, also aus dem Jahre, da Emanuel Geibel mit seinem Bändchen „Gedichte" im Sturm die Gunst der Frauen eroberte, wie aus jener Epoche, da seine „Heroldsrufe" die Herzen der Männer höher schlagen ließen, sind mit gleichzeitigen Unterschriften versehen. Das Leben und Schaffen dieses edlen Dichters, der durch seine liebenswerthen menschlichen Eigenschaften und durch sein dichterisches Talent mit den erleuchtetsten und bedeutendsten Zeitgenossen in enge Verbindung gebracht wurde, ist nicht nur für die deutsche Literatur, sondern auch für die Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts von hoher Bedeutung. Karl Theodor Gaedertz.

❦

Frühthau. Essais und Skizzen. Berlin 1898, Schönfeldts Verlag.

Sollte der Verfasser nicht von dem Augenblick an, da sein Buch auf dem Markt erscheint, darüber schweigen? Dem Leser dann, der Kritik das Wort lassen? Ich will die Frage hier nicht entscheiden, doch mag statt meiner das Buch selbst reden. Seine Einleitung lautet: „Frühthau, — klingt Das anmaßlich? Wann wäre Frühthau je anmaßlich gewesen? Schüchtern, ungesehen, lautlos, im Halbdunkel sinkt er herab, leise zitternd sammelt er sich auf einem Gräschen oder einer Blume, und sobald der Tag und das Geräusch kommt und die Sonne gierig nach ihm niederguckt, verschwindet er still und bescheiden, wie er gekommen, und Niemand fragt mehr nach ihm. Bescheiden tritt auch dieses Buch auf den Plan, und wer in seinen Blättern nicht manchmal Etwas von einem heimlichen Herzklopfen vernimmt, das den Morgen wittert, wer nichts von einer Weltauffassung in ihnen spürt, die an eine bessere Zukunft der Menschheit unverrückbar glaubt, für sie kämpft, für sie Altes und Liebes in den Abgrund rollt, den Göttern des Morgenglühens zum Opfer, wer nicht hier zuweilen eine Hand sieht, die fest ans Vaterland sich klammert, als an ein Heiligthum, während doch der Blick hinauf gerichtet ist zu den Bergpfaden einer glücklicheren Gesammtmenschheit, wer beim Lesen dies kühlende Naß nicht hin und wider zu empfinden meint, das auf Gräsern und Blumen in der Seligkeit des Zukünftigen blinkt und zittert, — Der mag dies Buch meinetwegen Spätthau nennen. Er wird dann Recht haben."

Karl Strecker.

❦

Schinkel, eine Künstler-Monographie. Mit 127 Abbildungen von Gemälden, Bauten, Skulpturen und Zeichnungen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1897.

Viel ist über Schinkel geschrieben und geredet worden und in jedem Jahre feiern die deutschen Architekten den Geburtstag des großen Mannes. Daß hierbei hauptsächlich die baukünstlerische Seite seines Schaffens betont wird, ist natürlich. Aber Schinkel war nicht nur der genialе Baumeister, dem Berlin seine charakteristische Physiognomie verdankt, er war auch einer der größten Maler aller Zeiten, ein tiefer Denker, ein ausgezeichneter Gelehrter und ein edler Mensch. Dem modernen Publikum ist Schinkel nur als Architekt bekannt. Leider nicht von der vortheilhaftesten Seite; denn seine Werke befinden sich fast alle in einem Zustande der Vernachlässigung, der den Schein erweckt, als sei an ihrer Erhaltung nichts gelegen. Wenn man weiß, mit wie bescheidenen Mitteln und mit wie dürftigem Material Schinkel seine edlen Schöpfungen auszuführen gezwungen war, wird man den Mangel an sachgemäßer Erhaltung dieser Meisterwerke bitter beklagen müssen. So geht z. B. das Gärtnerhaus bei Charlottenhof in Potsdam mit seinen poesievollen Hallen, Bädern und Pavillons einem sicheren Untergang entgegen, wenn nicht schleunige Hilfe geschafft wird. Ganz besonders haben die reizvollen Innendekorationen der fürstlichen Schlösser gelitten. Sie sind entweder ganz zerstört oder so unkünstlerisch restaurirt, daß man sie als Schöpfungen Schinkels kaum noch zu erkennen vermag. Am Meisten muß der Anblick der großartigen Frieskompositionen unter der Säulenhalle des alten Museums betrüben. Werden diese Bilder niemals ihre glänzende Auferstehung feiern?

Als eine große Gunst des Schicksals ist es zu betrachten, daß der gesammte künstlerische und schriftliche Nachlaß Schinkels uns erhalten blieb. Friedrich Wilhelm IV. hat diese Schätze angekauft und sie als „Schinkelmuseum" Jedermann zugänglich gemacht. Hier allein hat man Gelegenheit, die die Gesammtkunst umfassende Größe des Meisters vollkommen zu würdigen. Künstlerische Ausbildung eiserner Deckenkonstruktionen, farbige Bemalung der Bildhauerwerke und ähnliche Fragen beschäftigten ihn vor sechzig Jahren schon so lebhaft wie jetzt unsere modernsten Künstler. Mein kleines Buch wagt es nun, dem gebildeten Publikum zum ersten Male eine — freilich sehr gedrängte — Uebersicht über das Gesammtschaffen Schinkels zu geben. Um den gegebenen Raum nicht zu überschreiten, mußte leider auf die eingehende Besprechung mancher der wichtigsten Arbeiten des Künstlers verzichtet werden, z. B. der Friedrichsdenkmäler, der Residenz, des Architektonischen Lehrbuches u. s. w. Vielleicht weckt diese Monographie über Schinkels Wirken von Neuem die Verehrung und Liebe für den Meister und zugleich den Wunsch, seine unersetzbaren, jetzt leider so vielfach verunstalteten Werke in pietätvoller Weise wiederherzustellen.

Hermann Ziller.

Das nervöse Weib. Berlin W., F. Fontane & Co., 1896.

Das Buch behandelt in sechs Kapiteln die Nervosität des weiblichen Geschlechtes. Einige Typen (eine nervöse Aristokratin, eine nervöse Bankiersfrau,

eine nervöse Schauspielerin, eine nervöse Hagestolzin und eine nervöse Schülerin) bilden das erste Kapitel. Das zweite erörtert die Bedeutung der Nervosität sowohl für das Weib selbst als auch für die Umgebung und die Nachkommenschaft. Im dritten werden die Ursachen besprochen, das vierte behandelt die körperlichen, das fünfte die seelischen Symptome der Nervosität des Weibes. Das sechste Kapitel endlich bespricht die Verhütung und Behandlung der weiblichen Nervosität. Auf eine ausführliche Inhaltsangabe muß hier verzichtet werden. Nur darauf weise ich kurz hin, das ich als Ursache der Nervosität viel weniger die angebliche Ueberbürdung in den Schulen betrachte als die Erziehung, der die jungen Mädchen im Elternhause so oft ausgesetzt sind. Statt die Schülerinnen gegen Schule, Lehrer und Erzieherinnen aufzuhetzen, thäten die Eltern besser, sich um eine vernünftige Erziehung der Kinder im Hause zu kümmern.

Dr. Albert Moll.

Giroverkehr und Checksystem.

Der neue Leiter der Post beschert uns die Kartenbriefe, der neue Leiter des Reichsschatzamtes bekümmert sich um den Giro- und Checkverkehr. Das Interesse des Herrn von Thielmann ist wohl aus der Geldsituation erwachsen. Die Reichsbank hat, wie ich hier schon neulich erzählte, ihr Aktienkapital noch aus dem Jahre 1875, die an sie gestellten Ansprüche haben sich in diesen zweiundzwanzig Jahren aber außerordentlich vermehrt. Den Wandel der Zeiten bezeichnet schon ein kleines Beispiel: im Jahre 1875 betrug der Absatz des seit 1854 bestehenden Bochumer Gußstahlvereins 52000, im Jahre 1896/97 225000 Tons, mit Einschluß des verkauften Roheisens. Unsere Reichsbank hat nicht das Kapital der englischen oder französischen Bank. Dabei wird die Bank von England durch die dortigen Diskontobanken viel mehr entlastet und die allwöchentlich veröffentlichten Veränderungen sind kaum jemals so groß wie die der Reichsbank. Und für die Bank von Frankreich ist im eigenen Lande die Zahlungregulirung so günstig, daß die Ansprüche eines angespannten Waarenkreditsystems nicht unangenehm fühlbar werden. Deutschland hat keine reinen Diskontobanken, obgleich z. B. die Deutsche Bank ihre langen Wechsel auch selbst diskontirt, es hat stets eine schleppende Zahlungregulirung gehabt, ist jetzt durch den schlimmen Wettbewerb der Industrie noch zu besonders ausgedehnten Krediten gezwungen und sein Check- und Giroverkehr bleibt noch weit hinter dem anderer Länder zurück.

Ein Zinsfuß von sechs Prozent und die Gewißheit, daß der Geldbedarf der Industrie fortdauern wird: Das sind Erscheinungen, die jede Regirung be-

schäftigen müssen, und wahrscheinlich ist von solchen Dingen mehr als von hoher Politik auch während der langen Spazirgänge gesprochen worden, die Herr von Miquel bei seinem Herbstaufenthalt in Wiesbaden mit bekannten Persönlichkeiten unternahm. Mit einer Kapitalserhöhung der Reichsbank wäre Manches gebessert, aber unsere leitenden Herren möchten wohl der starken Gegenströmung ausweichen. Es wäre ja leicht, die Gründung einer neuen umfangreichen Kreditbank zu begünstigen, an der sich unsere großen Institute sicher selbst betheiligen würden, aber dieser Ausweg paßt den Herren auch nicht. Die Reichsbank will allzu beträchtliche Ansprüche weder selbst befriedigen noch sie durch andere Faktoren befriedigt sehen. Dieser Standpunkt wird auf die Dauer kaum zu behaupten sein. Vorläufig sind die Minister und der Reichsbankpräsident zu einem Nothausgange gelangt, dessen Wichtigkeit nicht zu verkennen ist. Wir könnten in Deutschland unvergleichlich mehr Zahlungen als bisher „clearen" — d. h. ausgleichen — und dadurch ungeheure Summen unnöthig machen, die jetzt noch Tag für Tag bereit gehalten werden müssen. Die dazu nöthige Ausbreitung des Giroverkehres wäre bei einiger Willenskraft wohl zu erreichen; die Hebung unseres Checkverkehres wird aber nur möglich sein, wenn unsere Besitzenden, wie die oberen Klassen in England, sich in die unentbehrliche Vertrauensstimmung hineingewöhnt haben. Gegen die Art des bei der Reichsbank üblichen Giroverkehres läßt sich kaum Etwas vorbringen. Alle diese Ueberweisungen kosten nichts und dauern in den allermeisten Fällen nicht länger als einen Tag. Daß man die Bureaukosten wenigstens zu decken hat, ist nicht mehr als billig; deshalb muß bekanntlich jeder Inhaber eines Girokontos eine vereinbarte Summe unverzinslich stehen lassen, deren Zinsen dann der Reichsbank zufließen. Einzelne Großbanken müssen dort zu diesem Zweck mehrere Millionen baar hinterlegen, ersparen aber dabei noch immer sehr viel.

Nun hat Herr von Thielmann auf die alten und bewährten Giro-Einrichtungen Hamburgs hingewiesen; aber dieser einfache und großartige Zahlungmodus ist an die lokalen Verhältnisse gebunden. Was nützt es also, daß man einzelne Bankiers und Direktoren im Reichsschatzamt versammelt und mit ihnen so spricht, als ob sie zaubern könnten? Zunächst müßten alle Städte von 200000 Einwohnern und, wenn die neue Methode einschlägt, auch die von 100000 Einwohnern die hamburger Giro-Einrichtung einzuführen versuchen. Das wäre leicht und man begreift auf den ersten Blick nicht, weshalb diese müheloſe Art der Zahlung nicht schon lange vor der Gründung der Reichsbank von anderen Großstädten nachgeahmt worden ist. Jeder Kaufmann, jeder Besitzer eines größeren Ladens, sogar jeder größere Schneider oder Schuster hat entweder bei der Hauptbank oder bei seiner Bankverbindung ein Bankkonto und alle Rechnungen, Hypotheken, Noten, selbst Wechsel werden nicht zur Zahlung, sondern zum Abschreiben präsentirt. Ein kurzer Vermerk sagt, welches Konto der Betreffende hat, und jeden Mittag erhält die Hauptbank Anweisungen, an den Konten die entsprechenden Summen abzuschreiben. Schon morgens kann man den Auftrag zum Abschreiben geben, bevor noch von der anderen Seite die nöthigen Summen aufgegeben worden sind; erst mittags prüfen die Bankbeamten auf jedem Konto die Eingänge und Ausgänge und notiren dann die überwiesenen Zahlungen. So einfach vollzieht sich seit vielen Jahrzehnten in Hamburg der gesammte Handels- und Bankverkehr. Kein hamburger Kaufmann braucht eine große Kasse, das Geld wird nicht umständlich hin und her ge-

tragen, denn die Bank ist zugleich das Clearinghaus. Als nach dem Jahre 1866 die hamburger Bank mit den Veröffentlichungen ihrer Wochenausweise begann, war besonders die londoner Presse über den relativ kleinen Baarbestand erstaunt, denn zu einem ungeheuren Zahlungverkehr schienen auch ungeheure Kapitalien nöthig. Aehnlich ist es mit dem Detailverkehr. Ein ungemein großer Theil aller Detailkäufe wird später von der Bank bezahlt, so daß man auch in den Haushaltungen nicht große Geldsummen aufzubewahren braucht. Nach dieser Richtung sollte unser Schatzsekretär anzuregen versuchen. Wenn einstweilen nur die Bürger der großen Städte sich einigten — vielleicht, wie beim Rennen, unter einem fürstlichen Ehrenpräsidium —, so könnte das Ziel bald erreicht werden.

Schwieriger ist eine rationelle Ausnützung des Checksystemes. Der Zahlungmodus ist entweder dadurch zu vereinfachen, daß der Zahlung Fordernde sein Bankkonto hat, an das man überweist, oder dadurch, daß der Zahlende nicht Geld, sondern einen Check schickt. Nun leben wir aber nicht in England, wo die Checks fast aller Städte den Vermerk Agent London aufweisen; der deutsche Check ist eine Lokalgröße. Der Schatzsekretär müßte hier zunächst auf die Reichsbank wirken; wenn er es dahin brächte, daß unsere Hauptbank nur Berlin, Frankfurt, Hamburg, München, Leipzig und Köln zu einem einheitlichen Checksystem erhöbe, so wäre für die Gelddispositionen des Handels schon sehr viel gewonnen. Einstweilen ist diese Art der Bezahlung noch recht erschwert, wie ein typischer Fall beweisen mag. Ein erfurter Haus hat einer kölner Firma, die kein Girokonto hat, 5000 Mark zu remittiren; es schickt ihr einen Check auf die Reichsbank, d. h. nach heutiger Sitte auf die Bankstelle in Erfurt. Wie kommt nun der Kölner zu seinem Geld? Entweder durch seinen dortigen Bankier oder in Köln bei der Reichsbank. Diese giebt dem Inhaber, der doch den Betrag braucht, eine Interimsquittung und erst binnen drei bis fünf Tagen, nach via Berlin eingeholter Erkundigung, das Geld nach Abzug von $1/_5$ pro Mille Inkasso. Die erfurter Bankstelle, die das Geld zwei Tage früher hat, arbeitet also Tage lang mit einer Summe, die anderswo wahrscheinlich viel nöthiger ist. Bei der Reichsbank gilt ihr eigener Check auf Erfurt in Köln nur als Inkassowechsel. Warum aber darf man sich nicht in Erfurt gleich einen Check auf die kölner Reichsbankstelle ausstellen lassen? Gewiß ist der Einwand zu berücksichtigen, daß Alles über Berlin gehen müsse, da einige hundert Bankstellen nicht mit einander verrechnen können; wenigstens die genannten sechs Plätze hätten aber längst zu einer Einheit verbunden werden können, wenn der Beamtenapparat nicht so schwerfällig wäre.

Sehr schwer wird die Uebertragung des Checksystems auf den Kleinverkehr sein. So kleine Checks, wie sie in England üblich sind, sieht man bei uns gar nicht. Den Engländern ist der Check ein Heiligthum und eine Checkfälschung gilt als das ärgste Verbrechen. Es ist kaum anzunehmen, daß unser Kleinverkehr sich in absehbarer Zeit an diese Form der Zahlung gewöhnt. Wenn man aber wenigstens in den großen Städten den Giroverkehr pflegt und unter einer Reihe wichtiger Plätze eine Einheit des Checksystems schafft, dann wäre für die ruhige und bequeme Abwickelung unserer Geldgeschäfte immerhin schon viel gewonnen.

Pluto

Nord-Oestlicher Divan.

Rendsch Nahme. (Buch des Unmuthes.)

Wehe! Zutritt zu gewinnen,
Glückt der Giaurin und sie giebt
Unsern jungen Sultaninnen
Englisch, das jetzt so beliebt.

Riema, Schönste unsrer Schönen,
Lispelt schmachtend schon: „O yes!“
Tujat übt in fremden Tönen,
Eine strahlende Prinzeß.

Im verschwiegenen Gemache
Wispert weicher Koselaut . . .
Und I love you in der Sprache
Dieser Hunde klingt so traut.

Und so ohne Unterbrechen
Währet fort der Unterricht:
Selten sind aufs Englischsprechen
So Prinzessinnen erpicht.

Selbst der junge Pfeifenträger,
Den der Mushir ausgesucht,
Ein verschnittner schwarzer Neger,
Jetzt schon leise englisch flucht.

Eine Pfeife zu besorgen,
Wäre willig er dabei:
Jeden Abend, jeden Morgen
Warten seiner ihrer Drei.

Gern würd' Einer mit dem edeln
Kraut er dienen, wie es Brauch,
Einer mit dem Fächer wedeln,
Doch zwei Andre heischens auch.

Ali flucht auf die aimabeln
Damen, die er warten soll,
Denn von englischen Vokabeln
Ist sein armer Schädel voll.

Er beginnt zu radebrechen
Von castrate und son-in-law,
Von great-grand-son hört man sprechen
Ihn und dem Urgroßpapa.

Vom Palast fliegt nach der fernen
Stadt die Kunde wundersam,
Daß von vielem Englischlernen
Einer ganz von Sinnen kam.

Und der Sultan sprach: „Daß Mäkeln
Bürgern so viel Freude macht,
Daß sie's Englisch uns verekeln,
Dieses hätt' ich nie gedacht.

Eilt, den Schurken mir zu packen
Und für eine Meeresfahrt
Ihn so sicher einzusacken,
Daß kein Auge es gewahrt!“

Doch der Mushir wirft sich nieder:
„Herrlichster Prophetensohn!
Jener Ali kehrt nicht wieder,
Jener Ali ist entflohn.

Einzusacken ist er freilich
Viel bereit, der freche Knecht:
Außerhalb des Netzes eilig
Schwimmt umher der gier'ge Hecht.

Alles in der Welt ist eitel,
Sagt schon König Salomo . . .“
Statt des Sacks nahm tausend Beutel
Ali, — er war einmal so.

Die Jungtürkin.

Der Padischah ist Herrscher der Welt,
Heil dem Weibe, auf das sein Auge fällt.

Ob eine Frau oder hundert Fraun,
Er darf sie alle in Liebe anschaun.

Seine Liebe adelt das Kind der Magd;
Er hat hohe Jagd, er hat niedere Jagd.

In diesem Punkt herrscht der gleiche Brauch,
Wie sie sagen, im Lande der Franken auch.

Und wenn die Fürstin den Sklaven minnt,
So gilt ihr Kind als ein Fürstenkind.

Denn was dem fränkischen Könige Recht,
Ist für die Königin auch nicht schlecht.

In diesem Punkte ihrer Sitten
Sind sie uns entschieden vorgeschritten.

Der Verkannte.

Was auch der Kislar Aghassi spricht,
Der mich für Seinesgleichen hält,
Er spürt den Duft der Rose nicht,
Der meinen Geist gefangen hält.

Was auch der Kislar Aghassi denkt,
Von meiner Mannheit denkt er schlecht:
Kein Frankenhund den Küfer hängt,
Der einmal selbst am Fasse zecht.

Was auch der Kislar Aghassi sagt,
Von mir spricht Wahrheit nicht sein Mund;
Nur wer an richt'ger Stelle fragt,
Dem wird der Weisheit Tiefe kund.

Was auch der Kislar Aghassi spricht,
Der seine Qual den Andern gönnt,
Ihr Haremsblumen sagt ihm nicht,
Was ihr von mir ihm sagen könnt!

Gelungene Okulation.

Holdeste Prinzessinrose
In des Sultans Wundergarten
Läßt in tändelndem Gekose
Sich von Thau und Sonne warten.

Zephir spielt mit ihres grauen,
Schlanken Stammes schwanken Zweigen:
Einer drunter anzuschauen
Ist gar seltsam, fremd und eigen.

Eichenblätter, bräunlich helle,
Mit dem dunkeln Grün sich gatten,
Die versetzt an diese Stelle
Eines Gärtners Launen hatten.

Wenn im Herbststurm sich die letzten
Rosenblätter längst entfernten,
Werdet ihr statt der geschätzten
Hagebutten Eicheln ernten.

Stille Freude.

Erfreue Dich am süßen Hauch
Und an der Blüthen Farbenpracht,
Doch gönne mir die Freude auch,
Die mir die Blüthenlose macht.

Auf sie verwandt' ich meine Kraft
Im stillen Werk, — und wie gedeihts!
Es haben für die Wissenschaft
Auch Kryptogamen ihren Reiz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Dezember 1897.

Majestätbeleidigung.*)

Auf Ihre Anfrage, wie ich „über die Zulässigkeit und die Grenzen der Majestätbeleidigung im modernen Staatsleben“ denke, kann ich ganz kurz erwidern, daß ich, so wie die Dinge heute liegen, der Ansicht bin, daß auch wir in Deutschland ohne einen besonderen Majestätbeleidigung-Paragraphen auskommen könnten und müßten. Was schadet einem guten Fürsten die Beleidigung irgend eines betrunkenen oder politisch unreifen Rauhbeins? Und was nützt einem schlechten Fürsten die Bestrafung einer zufällig bekannt werdenden abfälligen Aeußerung, wenn über ihn doch gewiß viel mehre straflos ausgesprochen werden? Greift aber gar der Fürst selbst in die politische Debatte ein und nimmt als eigenartige, scharf ausgeprägte Persönlichkeit Stellung gegen Personen oder Parteien oder Richtungen in seinem Lande, so wird durch das Vorhandensein des Majestätbeleidigung-Paragraphen den so Angegriffenen das Recht der Abwehr in einer Weise beschränkt, die verbittern und verstimmen muß. Die Erfahrung aber zeigt, daß die Bestrafung auf Grund der Majestätbeleidigung-Paragraphen im Bewußtsein des Volkes immer mehr als unberechtigt und überflüssig angesehen wird und das monarchische Gefühl durch sie leidet: man empfindet sie als mit unseren Anschauungen nicht mehr recht vereinbar und im bestimmten einzelnen Fall vielfach als eine auch berechtigter Kritik angelegte Fessel, — und dadurch geräth die ganze Institution, die sie scheinbar nicht entbehren kann, in Mißkredit. Dazu kommt die oft recht wunder-

*) Die Häufung der Majestätbeleidigung-Prozesse hat Herrn Leo Berg veranlaßt, in Gemeinschaft mit zwei anderen Herren bekannte Männer „über die Zulässigkeit und die Grenzen der Majestätbeleidigung als eines Strafbegriffes im modernen Staatsleben“ zu befragen. Die Antworten, von denen ein kleiner Theil hier abgedruckt wird, werden später gesammelt in einer Brochure veröffentlicht werden.

liche und künstliche Ausdehnung des Paragraphen auf allerlei zweifelhafte Fälle, die unser Rechtsgefühl und unseren Glauben an das Recht schädigt und eine doppelte Gefahr in sich schließt: je häufiger solche Aeußerungen fallen, desto üppiger schießt das Denunziantenwesen ins Kraut, Erpressung, Rachsucht, serviler Byzantinismus finden hier willkommene Gelegenheit zur Befriedigung. Die Presse aber, die unter dem Damoklesschwert dieses Paragraphen steht und doch Recht und Pflicht zur Kritik haben muß, greift zu dem schlechten Auskunftmittel des indirekt Sagens, des Andeutens, Anwinkens und Anspielens; und Das wirkt nicht nur auf den Stil, sondern auch auf den Charakter des Volkes korrumpirend: die Sprache wird boshafter und giftiger und die Leser suchen und wittern überall solche bösartige Anspielungen; es ist ein Schießen mit vergifteten Pfeilen. Da die §§ 185 ff. natürlich bestehen bleiben und ja auch Fürsten schützen, so würde ich in der Aufhebung des Majestätbeleidigung-Paragraphen keinerlei Gefahr für den Bestand und das Ansehen der Monarchie erblicken, wohl aber glauben, daß sie zur Gesundung unseres politisch und vor Allem auch sittlich leider recht wenig auf der Höhe stehenden Volkslebens beitragen könnte.

Straßburg i. E. Professor Dr. Theobald Ziegler.

Ueber die Zulässigkeit des Strafbegriffes der Majestätbeleidigung scheint mir nur dann ein Zweifel möglich, wenn man jede Ehrverletzung aus dem Kresie strafrechtlich verfolgbarer Delikte ausschließt. Ueber die Grenzen der Majestätbeleidigung, wie über die Grenzen von Religion-Verbrechen, haben verschiedene Länder und Zeiten verschiedene Meinungen. Ueberflüssige Härten der Gesetzgebung und Judikatur führen zu starken Gegenbewegungen. In diesem Sinn hat dre Kampf gegen die Todesstrafe, die vormals gegen Schafdiebe und Wechselfälscher zulässig war, zu dem Ergebniß geführt, sie in Deutschland auf wenige außerordentliche Fälle zu beschränken. Nicht anders verstehe ich die Kritik der geltenden Rechtssatzung und Rechtsprechung in Fällen echter oder vermeintlicher, bewußter oder unbewußter Majestätbeleidigung. Der Wortlaut des Gesetzes soll chikanösen Anklagen und willkürlichen Auslegungen keinen Raum geben. Andererseits soll Derjenige, der vorsätzlich und auf die Gefahr strafgesetzlicher Haftung die Majestät des Herrschers nach Geist und Buchstaben des Gesetzes beleidigt, auch den Muth haben, für die Folgen seiner Handlungen oder Unterlassungen einzutreten. Es giebt keine einträglichen Martyrien, am Allerwenigsten für freimüthige Kernmenschen vom Schlage des getreuen Kent. Allerdings sitzt nur ausnahmweise ein rasender Lear auf dem Thron. Und stolze, tapfere, einsichtige Fürsten können sich leicht mit dem Abolition- und Gnadenrecht helfen.

Wien. Anton Bettelheim.

Das Streben des pflichttreuen Landesherrn ist auf das Wohl des Landes und aller seiner Bürger gerichtet. Dazu wird ihm deren freimüthiges Urtheil über seine Wirksamkeit in Wort und That erwünscht sein. Gegen persönliche Beleidigung schützt ihn das allgemeine Gesetz (Str.-G.-B. 185 bis 200). Im Falle einer Beleidigung des Landesherrn wird die Bestrafung naturgemäß mit besonders hohem Maße bemessen werden, insofern die beleidigende Absicht auf den Fürsten als Vertreter der Würde des Landes gerichtet ist. Aus eben diesem Grunde wird auch dann die Klage öffentlich erhoben, weil ein öffentliches Interesse vorliegt (Str.-P.-O. 416).

Je weiter der Landesherr von persönlicher Ueberhebung frei ist, desto peinlicher wird es ihm sein, wenn ein besonderer Paragraph seine Persönlichkeit schützen soll, und um so peinlicher wird ihm Dies noch sein, je mehr ein solcher Paragraph zu niedrigen Racheakten gemißbraucht wird. Deshalb ist ein solcher Paragraph (Str.-G.-B. 94 bis 97) überflüssig; und er ist auch schädlich. Widerspricht er doch der wahren Würde eines Landesherrn wie der des Volkes, — und er demoralisirt das Volk.

Döhren. Dr. W. Hübbe-Schleiden.

— —

Ueber die an mich gerichtete Frage in Betreff der Majestätbeleidigung will ich, so weit es in einer kurzen brieflichen Antwort geschehen kann, Ihnen meine Ansicht nicht vorenthalten.

Den hauptsächlichsten Mangel unserer heutigen Gesetzgebung und Praxis sehe ich darin, daß bei der Anwendung dieser Strafbestimmung keinerlei Mitwirkung der politischen Faktoren stattfindet. Der Grund, weshalb man die Beleidigung des Landesherrn unter Sonderbestimmungen stellt, liegt offenbar in der Sonderstellung des Beleidigten im Staatsleben. Ist deshalb die Majestätbeleidigung ein politisches Delikt, so müssen auch bei seiner Behandlung, d. h. bei der Entscheidung darüber, ob im Einzelfalle eine Verfolgung eintreten soll oder nicht, politische Gesichtspunkte maßgebend sein. Mit einem Worte also: die Verfolgung wegen Majestätbeleidigung muß von dem Antrage oder der Ermächtigung des Ministers abhängig sein, der dadurch die politische Verantwortung für die Einleitung des Strafverfahrens übernimmt.

Würden nun auch durch eine solche Einrichtung die meisten der heute hervortretenden Unzuträglichkeiten vermieden werden, so liegt doch der Fehler tiefer: er beruht auf einer verständnißlosen Uebernahme römischer und mittelalterlicher Vorstellungen mystischer Art über das Majestätrecht in unsere Zeit. Zweifellos muß der Monarch gegen Verletzungen seine Ehre nicht allein in dem selben, sondern in höherem Maße geschützt sein als der einzelne Staatsbürger. Aber Das begründet nur ein höheres Maß der Strafe, nicht einen

besonderen Strafbegriff. Die Frage, ob eine Beleidigung vorliegt, ist nicht grundsätzlich anders zu beantworten, je nachdem es sich um den Landesherrn oder einen anderen Staatsbürger handelt.

Nur bei Durchführung dieser Grundsätze läßt sich ein Ausgleich erzielen zwischen den berechtigten Forderungen der staatlichen und landesherrlichen Autorität auf der einen und der Freiheit der Meinungäußerung, auch da, wo sie sich gegen den Landesherrn richtet, auf der anderen Seite. In je höherem Grade der jeweilige Landesherr es gut findet, sich persönlich an dem Gegensatz und dem Kampfe der Meinungen zu betheiligen, in um so höherem Maß wird es Bedürfniß, auch ihm gegenüber das Recht einer Kritik zu vertheidigen, deren Nothwendigkeit daraus folgt, daß der Fortschritt der Kulturentwickelung nur möglich ist durch Betheiligung aller Elemente des Volkslebens.

Braunschweig. Landgerichtsrath W. Kulemann.

Majestätbeleidigung-Prozesse gedeihen am Ausgiebigsten und treten in ihrer prägnantesten, furchtbarsten Form auf in absoluten Monarchien, weil hier der Monarch mit seiner Person für das System bis in dessen letzte Konsequenzen verantwortlich ist. Besonders kritisch für den Absolutismus werden seine ersten Zeiten sein, so lange die Institution noch neu ist und ihre Widersacher nicht beseitigt sind. Diese pflegt der Alleinherrscher in den oberen und obersten Schichten der Gesellschaft, aus denen er fast immer hervorgegangen sein wird, zu suchen und zu finden (was hier beinahe immer auf das Selbe hinausläuft). Ueberall hat hier der Majestätbeleidigung-Prozeß einen politisch sehr reellen (gewöhnlich auch goldenen) Boden.

Wesentlich anders liegt die Sache in konstitutionellen Staaten mit einer monarchischen Spitze.

Zu den mancherlei Fiktionen des Konstitutionalismus gehört in erster Linie, daß der Monarch unverantwortlich ist für die unter seiner Sanktion ausgeführten Regirunghandlungen und -Maßnahmen; an seiner Stelle haben (in durchgebildeten Konstitutionen) seine Rathgeber (Minister) die Verantwortung übernommen. Hier werden — immer unter der Voraussetzung einer völligen Durchbildung des Systems — Beleidigungen des Herrschers in seiner Regenteneigenschaft kaum vorkommen, weil das in konstitutionellen Begriffen geschulte Volk sich in seiner Kritik der Regirungmaßregeln sofort an die richtige Adresse, d. h. an die Minister, wendet.

Diese glücklichen Zustände finden sich aber, wie angedeutet, nur in Staaten, die Zeit gehabt haben, den Konstitutionalismus in seinen Konsequenzen durchzudenken und durchzuformen. In solchen dagegen, wo der Konstitutionalismus es zu dieser Perfektion noch nicht gebracht hat (es z. B. an

einem wirksamen Ministerverantwortlichkeit-Gesetz fehlt), pflegt sich die konstitutionelle Wirklichkeit vorerst in die Parlamente zu flüchten, deren Mitgliedern Immunität bei ihrer Kritik von Regirunghandlungen und -Maßnahmen zugesichert ist, wogegen sie die (fast immer eingehaltene) Pflicht auf sich nehmen, die Person des Herrschers aus der Debatte zu lassen.

Dafür pflegen in den tieferen Schichten der Gesellschaft die Dinge desto verwirrter und unerquicklicher zu liegen. Am Verwirrtesten und Unerquicklichsten in denen, welche man heute unter der Bezeichnung des Vierten Standes zusammenfaßt. Denn dieser hatte bei der Schaffung der Konstitution vermuthlich wenig zu thun gehabt, sie vielmehr den oberen Ständen überlassen müssen, welche es denn so einzurichten wußten, daß die neue Regirungform wesentlich ihnen zu Gute kam, während der vierte, nachdem er etwa in einer ad hoc vorausgegangenen Revolution seine guten Dienste gethan, mit einem Maximum von Pflichten und Lasten neben einem Minimum von Freiheiten und Rechten abgefunden wurde. So, von der Gesetzgebung und der Kontrole der Regirungmaßregeln mehr oder weniger ausgeschlossen, hat er sich auch in das konstitutionelle Wesen nicht wohl einleben können; das Herrscherthum ist ihm geblieben, was es ihm in seiner absoluten Form war: die Vorsehung auf Erden, an die man sich in Freud und Leid gläubig wendet, der man das etwa genossene Gute gern kreditirt; aber — als gemüthlich nothwendiges Komplement — auch für erlittenes Böses verantwortlich macht, gleichviel ob es in der Lage war, es abzuwenden oder nicht. Aus solcher Gesinnung, d. h. aus naivem Glauben, Unkenntniß und Mißverständniß der wirklichen Lage der Dinge hervorgegangene Invektiven gegen die Person des Herrschers scheinen viel mehr der Belehrung und Zurechtweisung zu bedürfen, als eine exemplarische Strafe zu verdienen.

Dann aber können freilich Zustände eintreten, in welchen eine derartige, dem Herrscherthum vielleicht unbequeme, im Grunde schmeichelhafte Gesinnung aus dem Volke (oder einem Theil des Volkes) verschwunden ist, um einer Mißachtung Platz zu machen, die sich zu fanatischem Haß steigern kann. Hier nun scheint das Herrscherthum sich im Stande der Nothwehr zu befinden und zur Anstrengung von Majestätbeleidigung-Prozessen berechtigt; nur daß die Frage entsteht, ob es an so leidigen Zuständen nicht wenigstens die Mitschuld trägt, indem es verabsäumte, sich durch ein wirksames Ministerverantwortlichkeit-Gesetz zu schützen; vielleicht auch die zwischen den Herrscherrechten und den Volksrechten unsicher gezogene Grenze überschritt und so die Angriffe provozirte. Wie Dem auch sei, ein Vortheil wird dem Herrscherthum aus diesen Prozessen, auch wenn man die Verurtheilung der Angeklagten als Regel annimmt, keinesfalls erwachsen, wie er in absoluten Monarchien wohl denkbar und möglich ist. Viel eher wird das Gegentheil eintreten: in den

durch radikale Doktrinen aufgewühlten Massen werden sich Mißachtung und Haß steigern; in den Verurtheilten wird man Märtyrer erblicken, denen es bekanntlich an fanatischen Nacheiferern niemals fehlt.

Darf man nun schon die Frage aufwerfen, ob es mit der Logik vereinbar ist, daß ein konstitutioneller Herrscher durch Angriffe auf seine Amtsverwaltung beleidigt werden kann, scheint es außer Frage, daß durch Beleidigungen, die gegen seine Person gerichtet sind, so weit sie sich nicht mit dem Herrscherthum deckt, wohl Prozesse hervorgerufen werden mögen; aber keinesfalls Majestätbeleidigung-Prozesse. Denn seine sonstigen Beziehungen und Qualitäten als Sohn, Gatte, Vater u. s. w. haben mit der Majestät nichts zu schaffen, sondern sind rein menschliche, durch nichts unterschieden von den analogen Beziehungen und Qualitäten anderer Menschen. Was vollends evident ist, wenn er — wozu er das Recht hat wie jeder Andere — mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen sich produzirt, diesem oder jenem Sport huldigt und bei dessen Ausübung die Blicke der Menge auf sich zieht. Hier überall muß er sich, wie jeder andere Bürger, die Kritik der Leute gefallen lassen, so lange sie die von dem gemeinen Gesetz gezogene Schranke nicht überschreitet; es ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb er bei den schon so großen Vorzügen, die ihm seine Stellung einräumt, in allen diesen Beziehungen durch ein Ausnahmegesetz noch besonders geschützt sein sollte.

Wobei denn zu bemerken ist, daß der Herrscher auch hier, wo er eventuell in seinem Recht ist, dergleichen Prozesse besser nicht anstrengt. Noblesse oblige. Hat man es doch unserem großen Dichterpaar vielfach nicht ohne Grund verdacht, daß sie an kleinen Gegnern, die ihnen gelegentlich über den Weg gelaufen, in den Xenien so grausame Rache nahmen und dabei kaum auf „der Menschheit Höhen" wandelten, die den Dichtern zugewiesen sind.

Wie den Königen.

Die auch bedenken mögen, daß, wo und wann immer Majestätbeleidigung-Prozesse häufig auftraten, es um den rocher de bronze, auf dem jedes Herrscherthum stabilirt sein möchte, mißlich stand; seine halkyonischen Tage entweder noch nicht angebrochen oder bereits vorüber waren.

Charlottenburg. Friedrich Spielhagen.

Das Flottengesetz.

Als Deutschland keine oder doch kaum nennenswerthe Streitkräfte zur See hatte und dem Flottengedanken von der Regirung nur wenig Verständniß und Interesse entgegengebracht wurde, hatten die oppositionellen Parteien die Forderung nach einer Flotte als eine Hauptnummer in ihr politisches Programm aufgenommen. Je mehr sich die Regirung für die Flottenfrage erwärmte, desto mehr erkaltete die Sympathie der Opposition, bis sie schließlich in offen zur Schau getragene Antipathie ausartete. Schon lange, seit dem Nahen der Entscheidung aber mit verstärkter Wucht, werden bei jeder Gelegenheit Angriffe nicht nur gegen jede Vermehrung der Seestreitkräfte, sondern auch gegen ihre jetzige Höhe, ja sogar gegen die Existenzberechtigung der Flotte gerichtet. Die hundertmal widerlegten Behauptungen, daß unsere Küste durch ihre Unnahbarkeit, besonders nach Entfernung der Seezeichen, sich selbst vertheidige, daß Landungen durch die Armee, durch die Küstenbefestigungen und die jetzt vorhandenen Schiffe leicht vereitelt werden könnten, daß Blockade und Vernichtung von Privateigenthum zur See nur die Bedeutung vorübergehender Kalamitäten haben, die beim Friedensschluß theuer bezahlt werden müßten, werden immer wieder aufgewärmt. Die Diplomatie soll durch Bündnisse die Stärke der Flotte ersetzen, die Marineleitung durch Fürsorge für Qualität von Material und Personal die Mängel der Quantität ergänzen. Die kühne These von der Humanität und Handelsliberalität Englands wird aufgestellt. Daneben werden die Seestreitkräfte der vielleicht feindlich gegen uns auftretenden Nationen nach Möglichkeit in ihrer Leistungfähigkeit herabgesetzt. Man rechnet z. B. aus, daß diese Staaten höchstens ein Viertel ihrer Seestreitkräfte gegen uns verwenden können, da sonstige Interessen und die Vorsicht gegen Neutrale ihre übrigen Schiffe anderswo festhielten, — man bedenke: ein Viertel gegen den Feind, drei Viertel gegen die Neutralen! Auf der anderen Seite wird Alles versucht, um dem deutschen Volk die eigenen Streitmittel als möglichst bedeutende hinzustellen. Man zählt z. B. die im Laufe von einigen Monaten vom Stapel gelassenen Schiffe auf, führt die innerhalb eines gewissen Zeitraumes in Auftrag gegebenen Schiffsneubauten an, verkündet, um wie viele Prozente der Marineetat innerhalb einer gewissen Zeit gewachsen ist, und rechnet bei Aufzählung des Schiffbestandes die im Bau begriffenen, sogar die nur bewilligten Schiffe mit, die doch erst in drei bis vier Jahren zur Verwendung bereit sein werden, zieht aber die bis dahin unbrauchbar werdenden nicht ab. Kurz, man sucht den Schein zu erwecken, als seien die gegebenen Zahlen Durchschnittszahlen, während doch nur kurze, gerade für den Zweck der Täuschung passende Zeiträume herausgerissen sind. Dazu gesellt sich eine Anzahl von Schlagwörtern, die der Phantasie des sachunkundigen Publikums den

weitesten Spielraum gewähren, wie: uferlose Pläne, Weltmachtpolitik, Flottenenthusiasten, Liebhaberei des Kaisers, Paradeschiffe.

Die große Masse des deutschen Volkes ist vollständig sachunkundig in maritimen Angelegenheiten. Die Bedeutung der Flotte an sich ist ihm nicht entfernt so in das Bewußtsein gedrungen wie die der Armee. Die Bewilligungen für die Marine hingen bis jetzt weniger von der Beurtheilung ihres Werthes an sich ab als von dem Grade des Wohlwollens, zu dem die Majorität des Reichstages der Regirung gegenüber gerade Veranlassung zu haben glaubte. Sie von den schwankenden Instinkten des Volkes, von dem Ausfall der Kämpfe auf ganz fern liegendem politischen Gebiet unabhängig zu gestalten, die Marine inmitten des Parteigetriebes stark zu machen und zu erhalten als einen Faktor, auf den sich die auswärtige und die Handelspolitik in bestimmtem Maße stützen kann: Das ist der Zweck des „Gesetzes betr. die deutsche Flotte". Daß es praktisch ist, die Stärke der Flotte gesetzmäßig festzulegen, wird kaum ernstlich bestritten werden können; dagegen können doktrinäre Grundsätze, die selbst in den parlamentarisch regirten Staaten keine Anerkennung gefunden haben, nicht ins Gewicht fallen. Die Parlamente Frankreichs und Englands haben viel bedeutendere Summen, als bei uns in Frage kommen, zum Ausbau der Flotte auf Jahre voraus ihren Regirungen bewilligt und keinem Abgeordneten ist der Gedanke gekommen, daß ein späteres Parlament dadurch in seinen Rechten beeinträchtigt werden könnte. Nach diesem Vorbilde und nach dem Vorgange des Militärgesetzes, das ganz ähnliche Verhältnisse regelt, kann füglich von einer Verletzung des Etatsrechtes des Reichstages nicht die Rede sein.

Das Gesetz fixirt aber nicht allein den widerstrebenden Tendenzen gegenüber die Stärke der Flotte, es setzt auch allen „uferlosen" Marineplänen eine Grenze. Mag man über die Höhe der vorgeschlagenen Flottenstärke denken, wie man will: jedenfalls ist sie, wenn das Gesetz einmal erlassen ist, auf lange Zeit festgelegt. Das Volk und seine Vertretung kann künftig in die Erwägung anderer finanzieller Projekte auf einer besseren Basis und mit der Beruhigung eintreten, daß für die Flotte keine unvermutheten Ausgaben entstehen können, und die Industrie weiß, auf welche Leistungen sie sich vorzubereiten hat; auch die Arbeiterverhältnisse werden gesicherter sein, da unvorhergesehene Umstände nicht zu Entlassungen oder Arbeitermangel führen werden. Das Gesetz wird nach allen Richtungen der Nationalwohlfahrt beruhigend und stärkend wirken.

Das Flottengesetz will den Schiffbestand ohne Angabe einer bestimmten Zeit, also dauernd, sichern. Der später genannte Zeitraum von sieben Jahren soll dazu dienen, die Flotte systematisch auf den gesetzlich zu bestimmenden Schiffbestand zu bringen. Ist der Bestand erreicht, so bleibt er so lange unverändert, bis er durch ein Gesetz modifizirt wird. Es ist zweifelhaft, ob der Reichstag diesem Vorschlag zustimmen wird. Es handelt sich hierbei aber

nicht um eine Prinzipienfrage. In Wirklichkeit würde das Gesetz nicht viel an Werth verlieren, wenn der Bestand auch nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren festgesetzt würde. Immerhin wäre eine Basis vorhanden, auf der eine neue Periode des Marinebestandes fußen könnte. Kurz dürften diese Perioden nicht sein. Wenn es jetzt sieben Jahre dauern soll, bis die Flotte auf ihren Normalzustand gebracht ist, so wäre es doch höchst unlogisch, gleich nachher den gesetzlichen Bestand überhaupt in Frage zu stellen. Die erste Periode des Normalbestandes könnte dann erst beginnen. Aehnlich, wenn auch weniger auffallend, werden sich die späteren Perioden gestalten. Die Marine ist permanent im Retablissementszustande. Die Bauzeit der großen Schiffe dauert vier Jahre; wird also heute ein Ersatzbau angefangen, so kann erst in vier Jahren von der Existenz eines neuen Schiffes gesprochen werden.

Der Flottenbestand wird auf 19 Linienschiffe, 8 Küstenpanzer, 12 große und 30 kleine Kreuzer angesetzt. Diese Schiffe sollen hier kurz mit dem Ausdruck „Gefechtsschiffe" bezeichnet werden. Nicht in Betracht gezogen werden Torpedofahrzeuge, Schulschiffe, Spezialschiffe und Kanonenboote.

Ueber die Torpedoboote sind die Ansichten noch nicht geklärt. Ihre Leistungfähigkeit läßt sich durch Friedenserfahrung und experimentell nicht feststellen; sie wird erst im nächsten Seekrieg zwischen Kulturstaaten erprobt werden. Es wäre verfrüht, ihr Vorhandensein und ihre Anzahl gesetzlich auf Jahre hinaus festzulegen. Die Schulschiffe können, wie es auch die Erläuterungen zum Gesetz angeben, theils ohne Beeinträchtigung ihres Gefechtswerthes, zeitweise aus der Gefechtsflotte genommen werden, theils genügen dazu veraltete, ausrangirte Schiffe. Spezialschiffe, d. h. Schiffe, die andere Aufgaben zu erfüllen haben — dazu gehören: Schutz der Fischerei, technische Versuche, Vermessungen, lokale Hafenvertheidigung und der Dienst der kaiserlichen Yacht —, können auch theils aus der Gefechtsflotte entnommen werden, theils sind sie, da ihre Art, Zahl und Einrichtung zu sehr von den wechselnden Verhältnissen abhängt, nicht mit dem selben Maß wie die Gefechtsschiffe zu messen. Sie können deshalb außerhalb des Rahmens des Gesetzes bleiben und in jedem Falle einzeln beantragt werden.

Nicht ganz klar ist, warum die Kanonenboote ausgeschlossen sind. Sie sind Kreuzer der kleinsten Art, im Uebrigen aber, mit Handelsschiffen verglichen, immerhin von respektabler Größe, etwa von 800 Tons. Man wollte sich hier vielleicht nicht binden, da die Anforderungen, die der Dienst in den Kolonien und Stationen an diese Fahrzeuge stellen wird, sich noch nicht übersehen lassen, für sonstigen Hochseedienst aber größere Schiffe bevorzugt werden.

Die im Gesetz genannten Linienschiffe sind die großen Panzerschiffe, die in der rangirten Schlacht — der Linie — zu kämpfen haben. Wenn Das bei den Küstenpanzerschiffen gelegentlich nicht ausgeschlossen ist, so tritt

deren Gefechtswerth bei Kämpfen in engeren und flacheren Gewässern besonders hervor. Statt der bisherigen Kreuzer erster, zweiter, dritter und vierter Klasse und der Avisos sieht der Entwurf nur große und kleine Kreuzer vor. Seit dem Fortfall der Takelage ging der Dienst der Avisos und kleineren Kreuzer schon immer in einander über; auch sind die Ansichten über die praktische Größe der Kreuzer inzwischen geklärt worden. Daraus ergab sich eine Vereinfachung des Materials. Es wird künftig nur noch zwei Arten von Kreuzern geben. Den großen Kreuzern wird ihre Tragfähigkeit gestatten, auch mehr oder minder starke Seitenpanzer zu tragen, während die kleinen im Allgemeinen nur mit einem Panzerdeck versehen sein werden.

Die Thatsache, daß der Schiffbestand in den genannten Klassen auf Jahre festgelegt wird, kann keine technischen Bedenken erregen. Es sind damit nicht Typen gegeben, wie Kasemattschiffe, Panzerkreuzer, Monitors, Schraubenschiffe, Torpedokreuzer und wie sie sonst benannt sind, sondern Klassen, die ganz unabhängig vom jeweiligen Stande der Technik und militärischen Anschauung sind, weil sie existiren, so lange man große Schiffe benutzt hat und benutzen wird. Ob auch die Schiffe früher Zweidecker, Fregatten und Korvetten geheißen haben: sie gehörten immer zur Klasse der Linienschiffe bezw. der großen und kleinen Kreuzer.

Das Gesetz bringt ja eine immerhin ins Gewicht fallende Verstärkung unserer Wehrkraft zur See; stellt man aber den Grundsatz auf, daß Deutschland in der Lage sein muß, sich seiner wahrscheinlich nächsten Gegner zur See allein zu erwehren, so muß der geforderte Bestand an Gefechtsschiffen als ungenügend bezeichnet werden, denn die Staaten, denen wir dann gewachsen sein werden, Italien, die Vereinigten Staaten, Rußland — ohne Frankreich — bedrohen uns nicht mit nahen Kriegsgefahren. Der Umfang der Stärke, die man haben muß, um sich in den heimischen Gewässern gegen eine fremde Seemacht mit Erfolg wehren zu können, ist ja sehr schwer festzustellen; die Hälfte der feindlichen Macht dürfte aber, wenn man sich nicht überheben will, das geringste Maß des Nothwendigen sein. Der Gesetzentwurf bleibt hinter dieser Grenze zurück. In Betracht kommen als mögliche Feinde England und die russisch-französische Koalition. Bei der jetzigen Forderung wird auf den Grundsatz verzichtet: „Selbst ist der Mann." Man macht sich zum Bündniß fähiger, aber bleibt damit auch des Bündnisses bedürftig. Gegen Frankreich und Rußland mag man sich schließlich unter schweren Opfern an Blut und Wohlstand auch so wehren können — ob wir beim Friedensschluß Ersatz für die Schädigungen an Eigenthum erzwingen werden, ist mehr als fraglich —, gegen England hilft der Dreibund wenig oder gar nicht; wir werden da auf die Erwerbung anderer, uns sonst recht wenig geneigter Freunde angewiesen sein.

Das bescheidene Maß des in Aussicht genommenen Sollbestandes kann nur daraus erklärt werden, daß neben den militärischen auch politische Gründe maßgebend waren. Man sieht dem Gesetzentwurf das Bestreben an, überall auf ein Minimum zurückzugehen. In den Motiven werden deshalb als Unterlage für den Schlachtschiffbestand taktische Gründe angeführt. Eine Flotte von 17 Linienschiffen, die aus zwei Geschwadern zu je 8 Schiffen und einem besonderen Flaggschiff für den Höchstkommandirenden besteht, ist nach den heutigen Erfahrungen wegen ihrer räumlichen Ausdehnung unter den erschwerenden Umständen von Kohlenrauch und Pulverdampf gerade noch so groß, daß sie vom kommandirenden Admiral wirksam geleitet werden kann. Treten mehr Linienschiffe zur Flotte, so wächst dadurch ihr Gefechtswerth nicht in dem selben Maße. Das mildert die Bedenken, hebt sie aber nicht völlig auf. Eine Schlacht ist kein Krieg. Kehren aus der Schlacht vier Schiffe weniger heim oder sind sie auch nur auf längere Zeit zum Dienst unfähig geworden, so fehlen für den weiteren Krieg eben vier Schiffe an der taktisch vortheilhaftesten Zahl, der überlegene Feind ergänzt aber seine Lücken leicht.

Die Zahl der Kreuzer ist noch mehr beschnitten. Auf jede Division von 4 Panzerschiffen kommen ein großer und 2 bis 3 kleine Kreuzer, auf je ein Panzerschiff also nicht einmal einer. Wenn man bedenkt, daß bei anderen Marinen $1^1/_2$ bis 2 Kreuzer auf je ein Panzerschiff gerechnet werden, daß unsere numerische Schwäche durch möglichste Ausnutzung jeder für uns günstigen Konstellation der feindlichen Streitkräfte unterstützt werden muß — und dahin gehört in erster Linie stete Fühlung mit dem Feinde —, daß ferner einige unserer Kreuzer außer den sonstigen Kriegszufällen einer Uebermacht gegenüber auch der Gefahr, abgeschnitten zu werden, ausgesetzt sind, so muß die geringe Zahl der Kreuzer auffallen. Dabei ist für die Schlachtflotte gar keine Materialreserve an solchen vorgesehen, denn die 3 großen und 4 kleinen Kreuzer sollen nach der „Begründung" des Gesetzes als Reserve und zur Verstärkung der Auslandschiffe dienen. Der vorgeschlagene Bestand dieser zur kraftvollen Wahrnehmung unserer Seeinteressen im Auslande bestimmten Schiffe, 3 große und 10 kleine Kreuzer, wozu noch 4 Kanonenboote kommen, entspricht etwa dem augenblicklichen Friedensbedürfniß, die Schaffung einer Kriegskreuzerflotte, außerhalb des Rahmens der Schlachtflotte, europäischen Kriegsverhältnissen entsprechend, ist nicht vorgesehen. Sie müßte zu groß werden, um erfolgreich zu sein. Wir thun deshalb zunächst besser, wenn wir unseren Handel und unsere Kolonien auf den Hauptkriegsschauplätzen zu Lande und in der Nordsee vertheidigen. Die Materialreserve dient dazu, die zur Verwendung bereiten Formationen und die Auslandstreitkräfte stets intakt zu erhalten, denn es werden wohl sämmtliche Schiffe innerhalb ihrer Lebensdauer durch größere Reparaturen der Verwendungbereitschaft zeitweise entzogen sein, auch sind Totalverluste durch Seeunfälle nicht ausgeschlossen.

Das Gesetz bestimmt, daß die vorhandenen und im Bau begriffenen Schiffe auf den Sollbestand in Anrechnung zu bringen sind, was ja selbstverständlich ist. Es werden hierbei, wie aus den Erläuterungen hervorgeht, die Kreuzer über 5000 Tons zu den großen, die Kreuzer und Avisos unter 5000 Tons zu den kleinen Kreuzern gerechnet.

Der zur Erreichung des Sollbestandes erforderliche Mehrbedarf an Schiffen soll bis zum Ablauf des Etatsjahres 1904/5 fertiggestellt sein. Das heißt ganz einfach: der als nöthig befundene Bestand an Schiffen muß so schnell wie möglich hergestellt werden; um aber die nächsten Jahre nicht unverhältnißmäßig finanziell zu belasten, um die Schiffbauindustrie nicht in unzweckmäßiger Weise momentan zu überbürden und um das zur Besetzung der Schiffe erforderliche Personal heranzubilden, ist eine Uebergangsperiode von sieben Jahren angemessen. Das ist der Sinn des viel besprochenen Septennates. Im Uebrigen bestimmt hier das Gesetz, daß zur Ausführung der Neu- und Ersatzbauten in jedem Jahre die Mittel für das nächste Etatsjahr bei dem Reichstage zu beantragen sind. Dem Reichstag bleibt also das Recht, zu kontroliren, ob die angesetzten Bauten dem Sinne des Gesetzes entsprechen und ob die beantragten Beträge zu ihnen im richtigen Verhältniß stehen.

Es werden nach der „Begründung" des Gesetzes für Schiffbauten einschließlich Armirung bis zum Jahre 1905 im Ganzen 410,3 Millionen erforderlich, davon aber nur 162,2 Millionen für Neubauten, der Rest für Ersatzbauten, die auch ohne die auf dem neuen Gesetz beruhende Vergrößerung der Flotte gefordert werden müßten. Im Maximum werden 64,6, im Minimum 51,4, im Durchschnitt 58,6 Millionen im Jahre gebraucht, gegen 49,1 in diesem Jahre. Nach Ablauf der siebenjährigen Periode werden, da Vermehrungen des Bestandes nicht mehr eintreten, diese Ausgaben wieder herabgehen. Im Durchschnitt werden sie, nach den Kosten und der Lebensdauer der verschiedenen Schiffsklassen berechnet, etwa 43 Millionen betragen, gegen 49,1 in diesem Jahre. Im Jahre 1905 werden sie auf etwa 30 Millionen sinken, später aber zeitweilig entsprechend über den Durchschnitt steigen, da das Ende der Lebensdauer der einzelnen Schiffe sich nicht gleichmäßig vertheilt, in manchen Jahren also mehr Ersatzbauten ausgeführt werden müssen als in anderen.

Natürlich steigen auch die übrigen Ausgaben der Marine. Vor Allem muß das Personal erheblich vermehrt werden. Auch die sonstigen einmaligen Ausgaben für Werfte, Depots, Behörden u. s. w. werden eine Steigerung, wenn auch nicht in dem Verhältniß der Schiffbauten, erfahren, da viele schon bestehende Einrichtungen auch ferner noch ausreichen werden. Auch sie gehen später wieder auf einen geringeren Durchschnitt zurück. Die fortdauernden und die einmaligen Ausgaben (ohne die Neubauten) werden sich

von 68,4 auf 96,1 Millionen erhöhen, um dann etwa auf 94 Millionen stehen zu bleiben. Der Gesammtetat wird voraussichtlich später im Durchschnitt 137 Millionen gegen 117,5 in diesem Jahre ausmachen. Ob das deutsche Volk dann wohl eine dauernde Mehrbelastung von 37 Pfennigen für den Kopf der Bevölkerung ertragen kann?

Die Bestimmung, daß ein Panzerschiff nach fünfundzwanzig, ein großer Kreuzer nach zwanzig, ein kleiner nach fünfzehn Jahren durch ein neues Schiff ersetzt werden kann, beruht auf den Erfahrungen über die durchschnittliche Lebensdauer dieser Schiffe. Selbstverständlich muß bei außergewöhnlichem Abgang durch Unglücksfälle sofort für Ersatz gesorgt werden, während eine loyal handelnde Marineverwaltung keinen Ersatz fordern kann, wenn ein Schiff sich länger dienstfähig erweist.

Die Bereithaltung von Schiffen und Personal allein genügt nicht, um die Flotte kriegsbereit zu machen. Das Personal muß auch ausgebildet und schnell zur Stelle sein. Damit nicht an diesem Punkte die ganze Kriegsfertigkeit der Flotte hinfällig werden kann, ist seine Festlegung durch Gesetz eben so erforderlich wie die des Schiffbestandes. Es könnte sich gelegentlich ereignen, daß der Zweck des ganzen Gesetzes vereitelt würde, weil die Mittel zur Friedensbesetzung der Schiffe verweigert oder doch so beschnitten würden, daß die rechtzeitige Mobilmachung und die gute Qualität des Personals dadurch in Frage gestellt würde. Auch die Friedenspräsenzstärke der Marine muß also gesetzlich geregelt sein. Bei der Marine kann Das nicht in der selben Weise geschehen wie bei der Armee; dort ist die Kopfzahl festzustellen, die dann organisch gegliedert wird. In der Marine sind die organischen Glieder in den Schiffen gegeben; diese müssen besetzt werden. Da die Schiffe aber nicht auf absehbare Zeit gleich bleiben, da ihr Typ sich ändert, ihre Maschinen, Waffen und Zubehör zeitweise komplizirter werden und der Ersatz von Menschen durch Maschinen möglich bleibt, so kann ihre Besetzung in Zahl und Zusammensetzung nicht als stetig angesehen werden. Es muß deshalb so gemacht werden, wie es das Gesetz vorsieht. Die Zahl und Art der im Frieden im Dienst zu haltenden Schiffe — Das ist die Friedenspräsenzstärke der Marine — muß, so weit es praktisch angeht, festgesetzt sein; die daraus resultirende Kopfzahl muß dann jedesmal im Etat beantragt werden, da sie sich nach dem Besetzungetat und nach den Bedürfnissen für Auslandschiffe und für sonstige, nicht in dem Gesetz behandelte Zwecke der Marine zu richten hat. Eine Zeit lang glaubte man, den richtigen Modus dadurch gefunden zu haben, daß man die Hälfte der Schiffe im Frieden voll besetzte und die Besetzung bei der Mobilmachung halbirte. Mit der abgenommenen Hälfte besetzte man die andere Hälfte der Schiffe und füllte die Besatzungen sämmtlicher Schiffe mit Reserven auf. Bei den intensiven Vorbereitungen aller

Staaten für den Krieg, bei dem Raffinement, mit dem überall gearbeitet wird, um möglichst schnell zum Angriff übergehen zu können, genügt dieser Weg heute nicht mehr. Es würde, wie auch die „Begründung" des Gesetzes ausspricht, gerade die wichtigste Zeit, in der ein nicht ganz vorbereiteter Feind mit überlegenen Kräften angegriffen werden könnte oder ein schneidiger Angriff droht, mit dem Wechseln der Mannschaft, Einstellung der Reserven und Einexerziren der neuen Gesammtheit verschwendet werden. Oder man würde mit den kriegsbereiten Schiffen dem Feinde entgegengehen; dafür würde aber die andere Hälfte der Flotte, wenn sie fast nur Reservemannschaften erhielte, zunächst unbrauchbar sein. Die ganze Mobilmachung der Marine würde gelähmt. Man will deshalb ein Geschwader zu acht Schiffen, etwa ein Drittel der zur Schlachtflotte gehörigen Kreuzer und die Hälfte der Torpedoboote voll besetzt im Dienst haben, so daß diese Macht, unbekümmert um die Mobilmachung, sofort losschlagen kann, während der Rest der Schlachtflotte nebst den Küstenpanzerschiffen und den Torpedobooten so organisirt wird wie bisher: die Hälfte wird voll besetzt, die Mannschaft darauf im Ganzen ausgebildet, bei der Mobilmachung werden die Besatzungen halbirt, so daß sämmtliche Schiffe zur Hälfte aktives Personal — den schon vorher formirten Besatzungstamm — erhalten, während die andere Hälfte durch Reserven aufgefüllt wird.

An Maschinenpersonal verlangt das Gesetz für jedes dieser Schiffe nicht die Hälfte, sondern zwei Drittel aktiven Personals. Maschinen und Kessel sind in letzter Zeit so komplizirt geworden, dabei hängt so viel von ihrer richtigen Bedienung ab, Zeit zur Ausbildung kann bei Ausbruch eines Krieges nicht zugestanden werden, — deshalb muß man dafür sorgen, daß ausgebildetes Personal im nöthigen Umfange vorhanden ist. Dazu sind aber, wie die Erfahrung lehrt, etwa zwei Drittel des Gesammtetats erforderlich.

Die Bestimmung, daß neben der Hälfte der Linienschiffe nur ein Drittel der zur Schlachtflotte gehörigen Kreuzer mit voller Besatzung im Dienst zu halten ist, zeigt wiederum ein Herabgehen auf das äußerste Maß. Es kann nur in der Voraussetzung geschehen, daß eine Anzahl solcher Kreuzer, die dann gerade als Schul- und Spezialschiffe dienen, in kurzer Frist dem aktiven Geschwader zugetheilt werden kann. Für die Schiffe der Materialreserve ist keine Besatzung vorgesehen. Man muß eben damit rechnen, daß stets ein Theil der Schiffe reparirt oder modernisirt wird; zum Ausfüllen der dadurch entstandenen Lücken dient die Materialreserve.

Wie viele Schiffe im Ausland stationirt sein sollen, wird auch künftig in jedem einzelnen Jahre erwogen und die Kosten dafür werden im Etat vorgesehen werden. Das hängt von den wechselnden politischen Verhältnissen und Interessen im Auslande ab. Für diese Schiffe wird, den bisherigen, vom Reichstage anerkannten Grundsätzen entsprechend, die anderthalbfache Be-

satzung gefordert, denn man muß berücksichtigen, daß auch die Besatzungen der ausgehenden und der heimkehrenden Schiffe und die auf Privatdampfern eingeschifften Ablösungmannschaften vorhanden sein müssen. Der Auslandszeit der Ablösungmannschaften sind hinzuzurechnen: die Zeit der militärischen Ausbildung in der Heimath, die Aus- und Heimreise, der nicht zu verweigernde Urlaub nach der Reise und ein nicht unbeträchtlicher Zeitverlust, der dadurch entsteht, daß die Ablösungen nicht immer direkt der militärischen Ausbildung folgen und Einstellungen aus Gründen der Ausbildung und militärischen Ordnung nicht zu beliebigen Zeiten stattfinden können.

Daß die Schulschiffe und die Schiffe zu besonderen Zwecken — die Spezialschiffe — voll besetzt werden müssen, ist wohl selbstverständlich; eben so ist aber auch klar, daß ihre Zahl und Klasse nicht auf längere Zeit voraus gesetzlich festgelegt werden kann; die Kosten ihrer Instandhaltung bleiben deshalb der jährlichen Etatsfestsetzung vorbehalten, wie bisher. Unter den Instandhaltungen sind noch aufgeführt: „zur Aktivirung einer Reserveformation auf die Dauer von zwei Monaten 2 Linienschiffe oder Küstenpanzerschiffe". Das soll heißen: von den 4 Linienschiffen oder 4 Küstenpanzerschiffen, die unbemannt sind, sollen in jedem Jahre 2 auf zwei Monate kriegsmäßig in Dienst gestellt werden. Von 2 Stammschiffen der Reserveformation geht also die Hälfte der Besatzungen auf diese Schiffe über; sie und die beiden Stammschiffe werden durch eingezogene Reserven ausgefüllt. Die 4 Schiffe bilden dann eine Division, die jedenfalls zu den Flottenmanövern herangezogen wird.

Der Vollständigkeit halber ist ferner im Gesetz als Personal, das vorhanden sein soll, der erforderliche Landbedarf aufgeführt. Dies ist das bei den Marinetheilen und Behörden nothwendige Stamm- und Hilfspersonal. Seine Stärke wird jährlich, wie bisher, durch den Etat festgesetzt. Es bildet eben keinen Faktor für eine Kriegsformation. Schließlich wird zum Gesammtbetrage an Personal noch ein Zuschlag von 5 Prozent gefordert, der auch den bisher vom Reichstag gebilligten Grundsätzen entspricht. Er ist eine Reserve gegen Ausfälle durch Krankheit und für unvorhergesehen sonstigen Mannschaftbedarf.

Bei allen diesen Festsetzungen handelt es sich nur um Mannschaften der Matrosendivisionen, Werftdivisionen und Torpedoabtheilungen. Marineinfanterie und Matrosenartillerie bleiben vom Gesetz unberührt. Im Gesetz ist auch nur von den Deckoffizieren, Unteroffizieren und Gemeinen die Rede. Nur bei diesen Kategorien kann man mit einfachen Verhältnißzahlen rechnen, wie der Hälfte oder dem Anderthalbfachen des Etats. Bei den Offizieren geht Das nicht: ein Kommandant, ein Torpedooffizier z. B., kann nicht auf zwei Schiffe vertheilt werden. Es ist auch nicht möglich, hier einen absoluten Etat im Gesetz aufzustellen; man wäre zu sehr gebunden, die Verhältnisse und

also der Bedarf ändern sich. Man behält deshalb hier den alten Modus jährlicher Festsetzung durch den Etat bei. Es ist selbstverständlich, daß die dem Gesetz nach in Betrieb gehaltenen, mit dem gesetzlich vorgeschriebenen Unterpersonal bemannten Schiffe auch das entsprechende Offizier-, Ingenieur-, Aerzte- und Zahlmeisterpersonal erhalten müssen. Nach den Erläuterungen zu dem Gesetz wird sich der Etat an Offizieren und Mannschaften der besprochenen Marinetheile um etwa die Hälfte erhöhen.

Wenn das Gesetz auch nicht nach allen Richtungen hin befriedigt, so bedeutet es doch einen Schritt vorwärts in der Entwickelung des Reiches, eine bessere Versicherung gegen Kriegsgefahr und Kriegsverlust, ein Mittel zur Sicherung eines größeren Gewinnantheiles im Wettbewerb der Völker. Möchte jeder patriotische Mann nicht auf die Worte der Leidenschaft, nicht auf die Argumente der Parteitaktik hören, sich nicht durch Vorspiegelungen von Leuten, die in der Schwäche des Reiches ihre Befriedigung finden, bethören lassen, sondern nüchtern erwägen und bedenken, daß auch England einst nicht besser gestellt war als Deutschland, daß es von Natur nicht einmal so reich wie Deutschland ist und daß es seinen Reichthum und seine Macht lediglich seinem Handel und seiner mit dem Handel wachsenden Flotte verdankt.

Kontre-Admiral z. D. M. Plüddemann.

Illusionen.

Sie waren einander erst kurz vor Tisch vorgestellt worden. Und doch, als er in die glänzenden Säle eingetreten war, hatte er gemeint, durch alle die blendenden Toiletten und blitzenden Juwelen hindurch ihre Augen mit einem seltsam erwartenden und zugleich ein Wenig neugierigem Ausdruck auf sich gerichtet zu sehen. Aber Das war doch wohl eine Täuschung gewesen, denn als er bei der Vorstellung durch die Frau vom Hause sich tiefer, als er zu thun gewohnt war, vor ihr verbeugte, neigte sie nachlässig stolz das Haupt, wie gegenüber einem Fremden, den sie zum ersten Mal erblickte.

Zehn Jahre sind allerdings eine lange Zeit; und zehn Jahre waren seit dem Winter verflossen, da er ihr täglich begegnet war. Sie war ein siebenzehnjähriges Kind und er ein junger Student gewesen, aber wenn sie ihm nachmittags in den Stadtanlagen begegnete, übergoß ihr blasses, dunkel umrahmtes Köpfchen doch jedesmal eine plötzliche Röthe. So wenigstens hatte es ihm geschienen. Ob er ebenfalls roth geworden war, wußte er nicht mehr, aber er erinnerte sich, daß er dann in gehobener Stimmung nach Hause gekehrt war und sich stets schon auf den folgenden Nachmittag gefreut hatte.

Bälle besuchte sie damals noch nicht; deshalb konnte er sie nicht kennen

lernen und kam schließlich auf die Idee, ihr ein nur mit seinen Initialen unterzeichnetes Gedicht zu senden. Die Verse waren wirklich warm empfunden und auch in der Form besser gerathen als sein anderen aus jener Zeit; deshalb hatte es ihn gefreut, als er bald darauf erfuhr, daß selbst die gestrenge Familie die ihrem Töchterlein dargebrachte Huldigung mit Wohlgefallen aufgenommen habe. Man hatte auch schließlich den Absende rerrathen, . . . und wenn sie einander nun begegneten, hatten sie sich nicht mehr anzublicken gewagt, sondern Beide erröthend an einander vorbeigeschaut. Bald darauf mußte er die Residenz verlassen und einige Monate später hatte er in einer süddeutschen Universitätstadt von einem Freunde die Nachricht von ihrer Verlobung erhalten.

Das war zehn Jahre her, — und nun saß er neben ihr bei Tisch und fühlte sich schon aus Höflichkeit verpflichtet, während einer Pause des mit seiner Dame geführten Gespräches ein paar Worte an sie zu richten. Er hatte zufällig in den letzten Jahren einmal gehört, daß sie die Verse noch aufbewahre, aber er scheute sich, von der Sache anzufangen. In dem Augenblick wurde gerade in der Tischecke das Gespräch allgemein. Man sprach über Ibsen. Man sprach damals bei allen Tischgesellschaften über Ibsen und jeder Bankier, jeder Regirungrath und selbst die Damen hatten ein durchaus bestimmtes Urtheil über den Werth seiner Dramen. Auch er wollte ein Wort über den Dichter einfließen lassen, um sich an der Unterhaltung der ihm ganz fremden Gesellschaft zu betheiligen, aber es erschien ihm thöricht, — und so schwieg er. Während er aufmerksam zuzuhören schien, zerpflückten seine Finger ein Maiblumensträußchen, das wohl für das Knopfloch bestimmt gewesen war, und sein Blick musterte heimlich die holde Nachbarin. Sie war in den zehn Jahren vielleicht noch schöner geworden; aber der Ausdruck des Gesichtes war härter, fremder. Sie war jetzt die schöne Frau, der Alle den Hof machten, die man mit Blumen überschüttete und die man immer mit einer gewissen Befriedigung nannte, wenn in dem Kreise von Frauenschönheit die Rede war. Und ihr schien Das nicht ganz unbekannt zu sein.

Dies stumme Anschauen störte ihn aber selbst und schon wollte er sie nach ihrem Manne fragen, als ihm einfiel, daß Dies ungeschickt sei, da er den Mann nicht kannte und ringsum unter all den bedeutenden Männerköpfen vom Assessor aufwärts keinen Einzigen entdecken konnte, der recht zu ihr gepaßt hätte.

Schließlich langweilte es ihn doch, seine stummen Gedanken zu belächeln, und so begann er eine leichte, nichtssagende Unterhaltung. Sie sprachen über Gesellschaften, über das Leben in der Residenz, in die er erst seit kurzer Zeit versetzt war, und im Laufe des Gespräches streifte er auch mit einem Wort flüchtig die Vergangenheit. Und Beide lächelten dabei, wie man bei Tischunterhaltungen zu lächeln pflegt. . . .

Nachher tanzte er mit ihr, aber sie war bald ermüdet; und als er ihr dann einen Veilchenstrauß brachte, dankte sie mit einem schon etwas fremden Blick.

Auf dem Heimwege überdachte er die Begegnung und wollte bitter lächeln.

Doch ihm fiel plötzlich ein, daß er das Gedicht damals gar nicht für sie geschrieben hatte und sogar gezwungen gewesen war, in einem Verse „blaue Augen“ in „braune Augen“ umzuändern.

Franz Feldbrunner.

Aus dem Tagebuch einer Arbeiterin.*)

Es ist um die Mittagsstunde. Die Sonne sendet glühende Strahlen auf die gedrängt vollen Gassen des Judenviertels; die Luft ist feucht von schweren Regengüssen. Aus dem niedergetretenen Schlamm der Ostendstraßen steigt ein widriger Dampf empor und mischt sich mit den stärkeren Gerüchen von gebackenen Fischen, faulendem Gemüse und minderwerthigem Fleisch, die ihr Dasein den Augen und Nasen der Vorübergehenden aufdrängen.

Eine kleine Weile schweigt das Gesumm der Nähmaschinen und der gedämpfte Laut der Plätteisen. Gut gekleidete Maschinisten und Bügler mit schweren Uhrketten, Jüdinnen mit auffallenden Hüten, vollen Brüsten und geräuschvollem Wesen, scheu blickende polnische Auswanderer, mit ihren bleichen Gesichtern und gekrümmten Gestalten, dazwischen bettelarme Christinnen, — Alle eilen zur Mittagsmahlzeit. Unterdessen sitzen oder liegen die Arbeitgeber mit ihren Weibern und Töchtern vor der Hausthür und erörtern die Untauglichkeit der Saisonarbeiterinnen („season hands"), die schlechten Waarenpreise und die Erpressungen der Zuschneider oder das erquicklichere Thema des letzten Straßenmarktes und des letzten Einsatzes beim Pferderennen.

Hin und her gedrängt, wandere ich weiter und weiter und suche Arbeit. Stunde um Stunde habe ich die Straßen des londoner „Ghettos" durchstreift. Nirgends andere Anschlagzettel als solche: „Geschickte Näherin gesucht." Da wage ich mich nicht heran; mir ist, als sei ich eine Betrügerin, — und noch sind Gewissen und Hände gleich wenig abgehärtet. Mit jedem Schritt wächst meine Verzagtheit, werde ich müder an Kopf und Gliedern. Endlich — in heller Verzweiflung — fasse ich Muth. Am Fenster der gewohnte Zettel, aber auf der Thürschwelle sitzt eine dicke, munter blickende Tochter Israels, die zur Bewerbung aufzufordern scheint. „Brauchen Sie Niemand auf einfache Sachen", frage ich, Benehmen und Sprache einer Arbeiterin nachahmend, bringe es aber nur zu erhöhter Ungeschicklichkeit. Die Jüdin wirft einen schnellen Blick auf meine knopflosen Schuhe, dann gleitet er von meinem kurzen, aber schon beklunkerten Rock aufwärts, die gerade Linie meiner schlecht sitzenden Jacke entlang, bis zu dem zerknüllten Hut, der unbehaglich über einem ungekämmten Haarknoten schwebt.

„Nein", lautet der kurze Bescheid.

„Ich verstehe alle Arbeit bis auf die Knopflöcher", sage ich mit natürlicherem Tone. Sie sieht mir ins Gesicht und zögert. „Wo waren Sie in Stellung?" „Auf dem Lande" antworte ich unbestimmt. Sie wendet den Kopf langsam dem Hausflur zu.

„Rebekka, brauchst Du eine Arbeiterin?"

„Nichts mehr frei seit einer Stunde!" schreit Rebekka zurück.

„Na also, da haben Sie es", sagt die Jüdin in gutmüthig entschuldigendem Ton, während ihr Kopf in die ihn umgebenden Fettringe versinkt. „Sie werden Anschlagzettel genug in der nächsten Straße finden; keine Noth, daß eine anständige junge Person, die ihre Arbeit versteht, um diese Zeit des Jahres

*) Fräulein Helene Simon hat diese Arbeit mit der Erlaubniß der Verfasserin für die „Zukunft" übersetzt.

auf der Suche bleibt"; dann, zu einer neben ihr sitzenden Frau gewandt: „Es ist schwer genug, Eine zu finden, die was versteht. Die letzten drei Tage kam auf ein Dutzend, das wir sitzen hatten, nicht eine, die einen Rock für die Maschine zusammenreihen konnte."

Durch die letzten Worte ermuthigt, gehe ich weiter. In jedem Hause mit Anschlagzettel frage ich nach, aber immer der selbe prüfende Blick auf meine Kleidung und die verhängnißvollen Worte: „Nichts mehr frei."

Ob es darin liegt, daß es Mitte der Woche ist, oder ob sie mich nicht für echt halten? frage ich mich. Und am nächsten Schaufenster blicke ich ängstlich auf mein Spiegelbild und entsetze mich über mein gänzlich hoffnungloses Aussehen; ich scheine verelendet genug, um von jedem Meister ausgesogen zu werden.

„Ich schwör, die hat nicht viel am Leib, was sie zum Pfandleiher tragen kann", sagt ein irisches Dienstmädchen zu ihrer Herrin, als ich aus dem letzten Hause komme, wo eine „geschickte Näherin" gesucht wird.

Ich fühle mich entsetzlich angegriffen und bin mir meiner alten Kleider so qualvoll bewußt, daß ich nicht wage, in einer Schänke, geschweige denn in einem Restaurant eine Erfrischung zu fordern. Wenigstens will ich Luft haben und schleppe mich mühsam in die Fahrstraße. Mir gerade gegenüber, in einer Kleiderbude der gewöhnlichsten Sorte, sehe ich ein Plakat: „Hosen- und Westenarbeiterinnen für sofort gesucht". Im nächsten Augenblick bin ich in einem großen Arbeitraum, dicht besetzt mit Frauen und Mädchen, die eben so schlecht gekleidet sind wie ich. Vor einem langen Tische steht im gepreßten Velvetkleid, durch eine goldgefaßte Brille fertige Waare musternd, eine schlau aussehende Jüdin mit harten Zügen.

„Suchen Sie Hosennäherinnen?"

„Ja, — im Hause."

„Ich bin Hosenausarbeiterin."

Die Jüdin betrachtet mich prüfend von Kopf bis zu Fuß. Meine Kleidung paßt ihr. „Kommen Sie morgen Vormittag um acht"; damit wendet sie sich der Besichtigung eines über den Tisch gereichten Hosenpaares zu.

„Welchen Lohn zahlen Sie?" frage ich mit Festigkeit.

„Je nachdem die Arbeit ist. Jeden Preis," antwortet sie lakonisch.

„Bis morgen um acht also." Und ich beeile mich, hinauszukommen, um dem harten Blick meiner zukünftigen Meisterin zu entgehen. Wieder auf offener Straße: die Schwindelempfindung, der bohrende Rückenschmerz, die wunden Füße, — all die körperlichen Leiden und die geistige Herabgestimmtheit des Arbeitlosen scheinen plötzlich gewichen. Nach der mühsäligen Pilgerfahrt habe ich endlich Arbeit. Der kühle Abendwind, das bunte Leben und Treiben der breiten Hauptstraße, sogar die Bilder und Klänge des östlichen London erhöhen das sich meiner bemächtigende intensive Frohgefühl. Ein einziger Schatten trübt die vollkommene Zufriedenheit: Kann ich Hosen „ausarbeiten"?

Am anderen Morgen stehe ich kurz nach halb Acht vor „Moses & Son. Cheap Clothing." Zwei Ladenjungen legen im Schaufenster Waaren aus: Rock und Weste zusammen 17 bis 22 Shilling, Hosen von 4 Shilling 6 Pence bis zu 11 Shilling 6 Pence. „Röcke augenscheinlich nicht im Hause angefertigt; möchte wissen, wo und zu welchem Preise", erwägt die Soziologin, während die Arbeiterin an der Thür zaudert.

„Gehen Sie lieber hinein", sagt die freundliche Stimme einer mich streifenden Mitarbeiterin. „Sie sind 'ne Neue, die Meisterin wird Sie bei Zeiten erwarten."

Ich folge ihr in den Laden und von da durch eine roh gearbeitete Holzthür. Die Werkstätte ist lang und unregelmäßig; beim Eingang ziemlich niedrig und dunkel, läuft sie am anderen Ende in einen hohen Oberlichtraum aus. Die Wände sind mit Holz beplankt; an augenfälliger Stelle hängen unter Glas und Rahmen die Fabrik- und Werkstättenverordnungen. Neben der Thür und im Bereich des Gasofens stehen zwei kleine, hohe Tische für die Bügler. Ein die Länge des Zimmers durchziehender niedriger Holztisch mit Querholz für die Füße, Bänke auf beiden Seiten, Stühle oben und unten, dient den Hosennäherinnen; ein hoher Tisch für den Zuschneider und zwei andere, unmittelbar unter dem Oberlicht befindliche Tische für die Maschinisten und Westennäherinnen vervollständigen die Einrichtung des Raumes. Durch eine geöffnete Thür am äußersten Ende der Werkstätte sieht man die Küche der „Moses family", dahinter, in einem sehr kleinen Hof, einen Anbau und in dessen Nähe Pumpe und Abfluß zur Benutzung für sämmtliche Insassen des Etablissements.

Gegen dreißig Frauen und Mädchen drängen hinein. Die ersten Ankömmlinge hängen Hüte und Tücher an die wenigen, in die Laden und Werkstätte trennende Holzwand eingeschlagenen Nägel; die Nachzügler werfen ihre Ueberkleider in verschiedene Ecken.

Unter einem babylonischen Gewirr von Stimmen lassen sich die Arbeiterinnen (hands) vor ihrem Arbeitbündel und der alten Cigarren- oder Kerzenkiste mit ihren Nähutensilien, Garnen, Twist und Besatzartikeln, Nadeln, Fingerhut und Scheere, nieder. Es sind Engländerinnen oder Irinnen, mit Ausnahme eines halben Dutzends gut gekleideter junger Damen (Töchter des Hauses), deren eine als Aufseherin fungirt, während die anderen schon beim Westennähen sind. Die Meisterin ist noch beim Frühstück. Kurz nach halb Neun schlendern gemüthlich die beiden Bügler — es werden nur englische Arbeiter beschäftigt — herein, zünden das Gas an und stellen die Eisen bereit. Die Aufseherin läßt sich ein Paar bereits mit der Maschine genähter Hosen geben und reicht sie mir. Ich wende sie hin und her und weiß nicht, wo anfangen. Die Arbeit ist ganz anders als die nach Maß in der Schneiderei, wo ich gelernt habe, weit gewöhnlicher und nicht so gut zugerichtet. Auch habe ich weder Garn noch Zwirn oder Twist. Meine Nachbarin erklärt mir: „Zuthaten müssen Sie mitbringen, hier giebts keine, aber ich werde Ihnen welche leihen; gerade um anzufangen."

„Was muß ich kaufen?" frage ich ziemlich rathlos.

In diesem Augenblick rauscht die Meisterin ins Zimmer, eine große Frau mit ungeheuren Hüften und Schenkeln, ausgesprochen jüdischen Zügen und, wie ich jetzt sehe, auf einem Auge blind. Ich zerbreche mir den Kopf, an wen mich der höhnische und räthselhafte Ausdruck ihres Gesichtes erinnert, bis mir die in den City-Läden als Photographien des großen d'Israeli verkauften Karikaturen einfallen. Krauses, fettiges, einst kohlschwarzes, jetzt stellenweise ergrautes Haar umringelt in spärlichen Locken ihre Stirn. Das selbe gepreßte, großblumige Velvetkleid wie gestern, eine schwere Uhrkette, ein Ueberfluß an Ringen und eine tadellos reine Schürze. „Guten Morgen allerseits", sagt sie huldreich, während sie um den Tisch herum auf mich zukommt. „Sara, hast Du dieser jungen Person hier Arbeit gegeben?" „Ja", antwortet Sara, „fourpence half-penny's" ($37\frac{1}{3}$ Pfennige).

„Ich habe keine Zuthaten; ich wußte nicht, daß ich sie mitbringen muß. Wo ich früher war, bekamen wir sie," stoße ich kleinmüthig hervor.

„Dem kann leicht abgeholfen werden; der Laden ist gerade um die Ecke — oder — Sara," ruft sie über den Tisch, „Du gehst ja doch aus, besorge der jungen Person eben ihre Zuthaten. Die Dame neben Ihnen wird Ihnen sagen, was Sie gebrauchen," setzt sie, sich zwischen uns beugend, leiser hinzu.

Die „Dame" neben mir ist bereits meine Freundin. Sie ist eine saubere, ansehnliche Frau, mit dem Ausdruck bewußter Ueberlegenheit über ihre Umgebung. Gleich allen Hosennäherinnen erhält sie Stücklohn, aber sie nimmt sich trotzdem die Zeit, mir zu erklären, wie ich meine Arbeit anzugreifen habe.

„Es wird Ihnen in den ersten Tagen etwas fremd vorkommen. Sind Sie schon lange außer Arbeit?"

„Ja", antworte ich kurz.

„Aha, Das ist es, was Sie ein Bischen ungeschickt macht. Die Finger sind Einem alle wie Daumen nach der stillen Zeit."

Mit den meinen ist es gewiß so. Mir ist unbehaglich und wie in einem Verhör zu Muthe. Die wachsende Hitze des Zimmers, die Bänke so voll, daß man schräg sitzen muß, um nur einigermaßen Ellbogenraum zu haben, das Fremde der ganzen Situation: das Alles wirkt zusammen, einen aufrichtigen Feind der Handarbeit selbst für die geringste aller Nähkünste unfähig zu machen. Zum Glück schenkt mir Niemand besondere Aufmerksamkeit. Mit der Zeit nimmt der Lärm zu. Die beiden Bügler sind in Stimmung gerathen; ein lebhafter Austausch von Neckereien und Schimpfwörtern fliegt zwischen den Burschen am Bügeltisch (unmittelbar hinter uns) und den Mädchen an unserem Tisch hin und her. Angetragene Küsse, energische Entsendungen zum Teufel und zu seiner Behausung, ein beständiger und sinnloser Gebrauch des unvermeidlichen Adjektivs bloody bilden den Kern ihrer Unterhaltung, während die älteren Frauen einander Klatsch- und Schmutzgeschichten zutuscheln. Vom anderen Zimmerende her mischen sich Tingeltangel-Lieder mit dem eintönigen Schwirren der Nähmaschine. Der etwas rohe und unrhythmische Chor:

Why should not the girls have freedom now and then?
And if a girl likes a man, why should she not propose?
Why should the little girls always be led by the nose?

scheint der Lieblingsrefrain und, nach dem Behagen, mit dem er wiederholt wird, zu schließen, der Ausdruck der stärksten Empfindung der Arbeiterinnen zu sein. Dann und wann schreit die Meisterin dazwischen: „Singt im Takt, Mädchen, ich habe nichts gegen Euer Singen, aber singt im Takt." Es herrscht ein freier Austausch der Zuthaten, eine wohlwollende wechselseitige Kontrole der Arbeit, — eine gutmüthige, derbe Fröhlichkeit. Die räthselhaft und sardonisch blickende Jüdin sitzt an der Spitze unseres Tisches, untersucht fertige Kleidungstücke durch ihre goldgefaßte Brille, ermuthigt oder schilt je nach den Umständen und betheiligt sich, ihr blindes Auge in die Höhe ziehend, an dem Geschnatter und den plumpen Witzen ihrer nächsten Umgebung.

„Die Meisterin hat sechzehn Kinder", bemerkt meine Freundin, Mrs. Long, vertraulich, „acht von Mr. Moses und acht von ihrem Seligen; sämmtliche Mädchen am unteren Tisch sind ihre Töchter."

„Ein netter Schlag", sage ich verbindlich.

„Ja, schade, daß nicht einzelne von den anderen Mädchen hier eben so sind", flüstert meine ehrbare Freundin. „Ein fürchterliches Pack darunter. Bei Gott, die junge Frauensperson, die dort mit den Büglern dicht hinter uns lacht und spaßt", — — und hier folgen grauenhafte Schilderungen der häuslichen Laster und widernatürlichen Verbrechen, die das sogenannte „christliche" Leben des Ost-Ends schänden.

„Ja, ja", so mischt sich ihre nächste Nachbarin, eine regelrechte Lumpenproletarierin, Nase und Haut vom Trunk gezeichnet, mit einem befriedigten Schnüffeln nach den Schmutzgeschichten hin, ein, „es ist kein Spaß, zu denken, was Alles Einem an Orten wie diesem nahkommen kann."

„Das stimmt", erwidert Mrs. Long, geärgert sowohl durch den überlegenen Ton als durch die unaufgeforderte Einmischung ihrer übel beleumdeten Nachbarin. „Aber ich habe hier acht Jahre gearbeitet und nie ein Wort mit Jemand gehabt. Man hat seine regelrechte Arbeit die Woche durch und seinen regelrechten Lohn am Sonnabend. Wer Einem nicht gefällt, mit Dem braucht man sich nicht einzulassen", fügt sie mit einem leichten Ruck zur Seite, wie um ihren Worten Nachdruck zu geben, hinzu. „Hier hats alle Sorten."

Ich bin eine von der Sorte, die Unverschämtheiten heimzahlt", fährt die Lumpenproletarierin auf. „Bei mir hat Niemand das letzte Wort."

„Ich habe keine Lust, mich mit Leuten Ihres Schlages zu unterhalten", sagt Mrs. Long, die dünnen Lippen rümpfend, um der unerwünschten Annäherung ein Ende zu machen: „ich habe nicht nöthig, für meinen Unterhalt zu arbeiten. Mein Mann hat seine feste Arbeit; es geht gerade um die Nebenausgaben und um die paar Wochen während der stillen Zeit im Baugewerbe." Die Lumpenproletarierin verstummt. Ihr Mann kommt — ach — jede Nacht betrunken nach Hause und trägt die gelegentlich verdienten Groschen ins Wirthshaus, wie ich später von Mrs. Long erfahre. Sie hat eine häßliche Tochter mit blauunterlaufenem Auge und geschwollener Backe bei sich, mit der sie Arbeit und Schimpfwörter austauscht und ihren unappetitlichen Vorrath an Eßwaaren theilt.

„Ein Uhr", ertönt eine schrille Knabenstimme.

„Hört auf", befiehlt die Meisterin.

„Ich wollte, ich dürfte dies Stückchen noch zu Ende machen", sage ich betrübt zu meiner Freundin, mit dem peinlichen Gefühl, daß ich mit meiner Arbeit, wenn nicht der Qualität, so doch der Quantität nach, im Rückstande bin.

„Das geht nicht, es ist Essenszeit."

Die Bügler sind schon fort; die Meisterin und ihre Töchter ziehen sich in die Küche zurück; die Mehrzahl der Arbeiterinnen verläßt das Lokal; zwei oder drei ziehen Körbe unter dem Tisch hervor, breiten auf schmutzigen Zeitungen zerbrochene Krüge, Brutterbrote, kalte Wurst oder gesalzenen Fisch aus und nehmen die zinnerne Theekanne vom Ofen, in der ihr Getränk vom frühen Morgen an kocht. Glücklich, wieder frische Luft zu athmen und aus meiner eingezwängten Lage befreit zu sein, wandere ich die Straße auf und nieder und beschließe meine „Dinerstunde" in einem sauberen Laden, mit einem Milchwecken und einer Tasse frisch aufgegossenen Thees. Um Zwei wieder zurück.

„Sie müssen fixer sein", sagt die Meisterin, meine Näherei besichtigend

Ich werde roth und zittere merklich, als ich den prüfenden Blick in den harten Zügen der Jüdin gewahre. Sie schaut mir mit komisch erstauntem Ausdruck in die Augen und fügt freundlicher hinzu: „Sie müssen in Ihrem eigenen Interesse etwas schneller arbeiten. Wir haben schlechtere Knopflöcher hier gehabt als Ihre, aber es sieht nicht danach aus, als ob Sie gewöhnt seien, viel zu arbeiten."

Jetzt aber beginnt das Drama des Tages. Zehn Minuten nach Arbeitanfang lümmeln die beiden Bügler heran. Das ruft der Jüdin Zorn auf ihre Häupter herab; sie scheinen jedoch Herren der Situation, denn sie geben ihre Anrede in weit gewählterer Sprache zurück, — einer Sprache, die, fürchte ich, selbst in einem privaten Tagebuch nicht wiederholbar wäre. Sie bestehen auf ihrem Recht, nach Belieben zu kommen; wollten sie einen Tag feiern, so thäten sie es und „scherten sich den Teufel um sie." Als Gipfel der Injurien drohen sie ihr mit dem Fabrikinspektor (factory man) und werfen ihr vor, daß sie das ihnen ausgepreßte Geld bei den Pferderennen verspiele.

Die letzten Worte verwandeln den räthselhaften und sardonischen Gesichtsausdruck der Jüdin vollständig; jede Aehnlichkeit mit den Citykarikaturen jenes großen, leidenschaftlosen Geistes verschwindet. Aus den tiefen, oberhalb der Nasenflügel bis zu den Mundwinkeln eingegrabenen Furchen, die sicher irgend welche Rasseerfahrungen der Kinder Israels bezeichnen, spricht nichts mehr als maßlose Wuth. Wahre Salven von Flüchen entladen sich zwischen den Hauptkämpfern, während sich ein Weib nach dem anderen einmischt und der Meisterin Partei gegen die Bügler nimmt. Die Lumpenproletarierin erhebt sich und bereitet sich zum Gebrauch ihrer Fäuste vor; ihre Tochter benutzt die Gelegenheit, eine kleine, unter ihrer Mutter Nähzeug verborgene Schnapsflasche zu leeren. Mrs. Long kneift die dünnen Lippen noch fester zusammen und blickt nicht von ihrer Arbeit auf. In diesem kritischen Augenblick tritt der Meister ein.

Herr Moses ist ein korpulenter, gut gekleideter englischer Jude. Sein Gesicht ist plump und sinnlich, seine Augen sind blöde, sein Ruf unter den Arbeiterinnen seiner Frau ist nicht der beste. Jetzt beseelt ihn der einzige Wunsch, in seinem Etablissement der „Königin Frieden" zu wahren. Auch scheint er, nach dem schläfrig-listigen Ausdruck seines Gesichtes zu urtheilen, selbst gelegentlich unter der Zungengewalt der Meisterin zu leiden, und fühlt sich angesichts des Rudels kreischender Frauen zu Gunsten der männlichen Seite gestimmt. Auf alle Fälle ist er gewillt, eine streng unparteiische Haltung einzunehmen.

„Setzen Sie sich, Mrs. Jones," schreit er die Lumpenproletarierin an, „auf Ihren Platz oder Sie und die — Tochter da von Ihnen verlassen sofort die Werkstätte. Jetzt haltet Ruhe, Ihr Bunschen; geht an Eure Arbeit und sprecht nicht zu meiner Frau." Dann zu ihr in leiserem Tone: „Was kümmerst Du Dich um sie und antwortest ihnen?" Der übrige Theil der Rede ist unhörbar, aber nach Ton und Blick zu schließen, bewegt er sich in der Form entschuldigender Auseinandersetzungen. Ich fange die Worte „Arbeitandrang" und „Saisonarbeiter" auf.

„Jawohl, wenn nur so viel von einem Manne an Dir wäre," ruft die Meisterin, Allen vernehmbar, „so würdest Du diese beiden verdammten Schurken hinausschmeißen. Ich schmisse sie um jeden Preis hinaus, wenn ich eines Weibes Mann wäre. Mir vorzuwerfen, wie ich mein Geld ausgebe! Ist es seine Sache?

Und dieser Lump von einem Jo sagt, er will den Fabrikinspektor holen. Er mag den Teufel holen (er kömmt mir recht): der Einzige, von dem er Notiz nehmen wird, ist Jo selbst. Mir zu sagen, ich setze mein Geld auf Pferde; als wenn ich mein Geld nicht ausgeben könnte, wofür ich Lust habe. Als ob Du mir nicht mein selbst verdientes Geld geben würdest, wenn ich es fordere, Mr. Moses, ohne zu fragen, wo es bleibt," keucht die Jüdin, ihren Partner drohend anblickend. Das Setzen auf Pferde ist augenscheinlich ein wunder Punkt.

„Es geht sie nichts an, was Du mit Deinem Gelde anfängst," beschwichtigt der Meister. „Aber kümmere Dich nicht um sie und befiehl den Mädchen, zu schweigen. Es liegt mehr als zur Hälfte an ihnen; sie sind immer hinter den Burschen her," fügt er hinzu, um die Schuld in ein sicheres Quartier abzulenken.

Der Sturm läßt nach und Herr Moses begiebt sich wieder nach vorn. Aber der Groll der Jüdin ist noch nicht erschöpft. Ein unvorsichtiges Wort, — und das schnelle Abfeuern von Schmähreden beginnt zwischen Meisterin und Büglern aufs Neue. Doch schweigen diesmal die durch des Meisters Dazwischenkunft eingeschüchterten Frauen. Der schmächtige junge Mensch mit Namen Jo schreit am Längsten und Lautesten; aber Mrs. Long flüstert mir, ohne die Augen von der Arbeit zu erheben, zu: „Harry ists, der die Kugeln macht, hören Sie blos hin, — aber Jo schießt sie ab."

Endlich legt sich der Sturm. Frauen, Arbeiterinnen außer dem Hause, kommen haufenweise mit Bündeln fertiger Hosen. Die Wuth des gekränkten Weibes weicht der scharfblickenden Kontrole der profitsüchtigen Jüdin. „Ich würde nur Arbeiterinnen im Hause beschäftigen, wenn ich wüßte, wie ich sie herbeischaffe und wo ich sie unterbringe," brummt sie Esther zu, während sie Stück auf Stück mustert. „Sieh Dir doch die Arbeit an: die reine Sudelei. Kommen Sie Montag Morgen wieder, Frau Schmidt, verstanden: Montag, nicht Dienstag, Sie verstehen, nicht wahr? Montag Morgen."

Ein kleiner, mit unfertiger Waare beladener Junge schleicht herein. „Was sagst Du dazu, Sara? Mrs. Hall läßt bestellen, Sie hätte Montag zu waschen, Dienstag zu scheuern und Mittwoch wahrscheinlich Nichtsnutzigkeiten zu treiben; der Donnerstag ist da, morgen Ablieferungtag und die Arbeit unangefangen! Nun flink, Mädchen," fährt sie fort, das Bündel auf unseren Tisch werfend, „Das ist Alles auf Freitag. Perkins wartet für Niemanden."

„Der Name eines Exportgeschäftes; sie arbeitet also für den Engros- und für den Detail-Verkauf und zahlt für Beides gleiche Löhne." Das merkt sich die Soziologin, die Halbwollwaare betrachtend. Die Arbeiterin sticht sich inzwischen in den Daumennagel, fährt in ihrer Todesangst mit dem Ellbogen in den ihr halb zugewandten Rücken ihrer Nachbarin und verursacht eine Erschütterung um den ganzen Tisch herum.

„Teufel, wie ungeschickt sie noch immer ist", knurrt die Lumpenproletarierin, begierig, einen Zank vom Zaune zu brechen, um ihrem aufgespeicherten Ingrimm Luft zu machen. Endlich unterbricht die Theestunde die Arbeitzeit. Die Groschen für die gemeinsame Kanne Milch sind bereits gesammelt; kleine Butterbrote mit irgend einer Süßigkeit werden aus dem Papier geschält. Meine beiden Nachbarinnen bieten mir Thee an, den ich entschlossen zurückweise. Die Meisterin schlürft ihre Tasse oben am Tisch. Die ruchlosen Bügler haben sich für die halbe Freistunde

entfernt. „Ihnen fünf Shilling den Tag zahlen, um ihre Frechheiten anzuhören," bricht sie aus. „Als ob ich nicht mein Geld ausgeben kann, wofür ich will, und als ob Mr. Moses jemals fragte — ich möchte ihn kommen sehen — . . . mich fragen, wo das Geld geblieben ist."

Sämmtliche Arbeiterinnen bekunden ihre Sympathie und überbieten einander in Verunglimpfung der abwesenden Bügler.

„Einfach gräßlich, wie sie reden", schreit die Lumpenproletarierin, „wäre ich Meisterin, ich zahlte es den Schurken Wurst wider Wurst heim. Was in aller Welt hilft es, Meisterin sein, wenn mans Maul zu halten hat."

„Und mir mit dem Fabrikinspektor zu drohen", fährt die erzürnte Jüdin, sich zum zweiten wunden Punkt wendend, fort, „wahrhaftig, sie gehören gar nicht in eine anständige Werkstatt; sie sind verd ..... Spione. Ich schmeiß sie hinaus, und wenn es mich hundert Pfund kostet. Und wenn Mr. Moses nur so viel von einem Mann wäre, so thäte er es auch."

Beim Worte „Spion" wird es mir schwül; aber, mir der Unschuld meiner Absicht bewußt, bemerke ich: „Sie haben den Inspektor doch nicht zu fürchten, Sie befolgen ja die Vorschriften genau."

„Ich leugne nicht", antwortet sie freimüthig, „daß ich bei starkem Arbeitandrang die Mädchen nach oben schicke; aber es kommt kaum einmal in drei Monaten vor und ist ihr eigener Vortheil."

Zwei Stunden später ist mein zweites Paar fertig. „Das stimmt nicht," sagt die Meisterin, beide Paare musternd. „Trennen Sie an diesem den Saum auf, ich will das andere in Ordnung bringen. Besser anständige Personen im Hause haben, die wenig von der Arbeit verstehen, als die losen Mäuler, die viel zu viel und noch mehr wissen," brummt sie in schmerzlicher Erinnerung an die Sticheleien mit Fabrikinspektor und Pferderennen.

„Acht nach der Brauerei-Uhr", schreit die schrille Stimme.

„Zehn Minuten vor", ruft die Meisterin mit einem Blick auf ihre Uhr, „aber es lohnt nicht, für ein paar Minuten das Gesetz zu übertreten. Hört auf."

Ich bin sehr froh darüber. Seit das Gas brennt, ist die Hitze unerträglich, meine Finger sind entsetzlich wund und mein Rücken schmerzt furchtbar. Die Frauen legen die Arbeit zusammen; zwei oder drei nehmen sie mit, Zuthaten, Scheere und Fingerhut bleiben auf dem Tisch. Draußen gewährt die frische Abendluft, die Freiheit der Bewegung, die Ruhe für die müden Augen und Finger das lebhafteste physische Behagen, das ich je empfunden habe.

Freitagmorgen; ich bin hoffnunglos müde. Zwischen meine beiden Nachbarinnen eingeklemmt, das harte Baumwollzeug auf dem Schoß, vor mir den ganzen langen Arbeitstag, fühle ich, daß mir tiefe Erniedrigung in meiner Eigenschaft als Arbeiterin bevorsteht. Jedes Glied thut mir weh (I am shaky like all over), meine Finger, stellenweise bis aufs Blut gerissen, weigern sich, die dicke Nadel durch die zuwidere Substanz zu zwingen; feuchte Hände (je mehr ich sie an meiner Schürze abreibe, desto feuchter werden sie) verschieben das dünne Einfaßbändchen; ich setze meine ganze Energie an die Arbeit, mit dem entmuthigenden Resultat, daß sie schlecht und schlechter wird. Mrs. Long arbeitet schweigend und unter Hochdruck neben mir, um ein paar bestellte Hosen rechtzeitig liefern zu können. Und sie beginnt, Entlassung zu ahnen.

„Ich halte mich ganz für mich", hat sie mir gestern gesagt. „Es geht gewaltig bergab mit Allen hier, nur diese Juden kommen vorwärts." Heute verfährt sie genau nach ihrem Prinzip und läßt sich selbst mit einer ehrbaren, dem Ruin entgegensteuernden Existenz nicht ein. So stümpere ich ohne Hilfe weiter, bis ich auf irgend eine Weise fertig werde.

„Das geht unmöglich," sagt die Meisterin. Und dann die Schuldige neben sich gewahrend, fügt sie streng hinzu: „Das geht unmöglich, die Arbeit paßt mir nicht, Sie müssen erst in die Lehre gehen. Das geht unmöglich, das paßt mir nicht," wiederholt sie langsam, während sie meine Arbeit auftrennt. Sie entläßt mich mit einer Bewegung der Brille, als wolle sie sagen: Sparen Sie sich jede Widerrede. Stumm lege ich meine Zuthaten zusammen. Ist es Uebermüdung oder das vollkommene Hineinleben in meine Lage als fortgejagte Arbeiterin? Es steigt mir Etwas in die Kehle, meine Augen füllen sich mit Thränen. Totenstille herrscht. Die jüngeren Arbeiterinnen blicken theilnehmend von ihrer Arbeit auf; Mrs. Long stichelt mit niedergebeugtem Kopfe ununterbrochen weiter; die Lumpenproletarierin starrt mich mit einem Gemisch von Staunen und Mitleid an und tastet unter ihren Sachen auf dem Tisch herum. Ich höre die Branntweinflasche gegen die Scheere klappern und sehe die alte Cigarrenkiste, die ihr Arbeitzeug enthält, sich auf mich zu bewegen. Inzwischen hat die Jüdin ihr linkes Auge emporgezogen und sieht mich durch ihre Brille an. Wieder verändert der Ausdruck eines persönlichen Empfindens die tiefen Furchen ererbter Erfahrung.

Aber diesmal ist es Güte, nicht Wuth. Sie winkt mir. Im nächsten Augenblick stehe ich neben ihr.

„Ich will sehen, was sich thun läßt. Wenn Sie gern bleiben möchten und für 33 Pfennige arbeiten wollen — das Selbe, was ich außer dem Hause zahle —, so können Sie, wenn Sie so weit sind, wieder bessere Arbeit bekommen. Ich bin gewiß nicht gern hart gegen eine ordentliche junge Person, die ihren Lebensunterhalt auf anständige Weise zu verdienen sucht. Es giebt nicht so viele anständige Menschen in der Welt, daß man es sich leisten kann, sie verhungern zu lassen," fügt die Jüdin mit einem bösen Blick auf die Bügler hinzu. „Sara, gieb ihr ein Paar von den 33 Pfennigs. Ich ändere diese hier für sie. Sie setzen sich zwischen die beiden jungen Damen hier und sie werden Ihnen Bescheid sagen."

„Ihr müßt einander helfen," sagt sie zu den mir Platz machenden Mädchen, „obgleich sie natürlich Alle herkommen, um ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen; man kann nicht erwarten, daß man dauernd Anweisungen erhält."

Das Mädchen, das mich unter seine besondere Obhut nimmt, ist ein anständig gekleidetes, zart aussehendes junges Weib, ohne die verlobberte Schlumpigkeit oder den schmutzigen Putz der typischen Ostend-Christin. Schmal gebaut, mit bleichem, müdem Antlitz, sieht sie aus, als sei sie wenigstens dreißig Jahre alt (sie sagt mir, sie sei gerade neunzehn). Sie näht schweigend und scheint sich des geräuschvollen Treibens der Anderen kaum bewußt, aber im Gegensatz zu Mrs. Longs unabänderlicher Ueberlegenheit bekunden Gestalt, Gesicht und Wesen körperliche Ermattung, hin und wieder von der träumenden Ahnung einer Welt über der Ost-End-Werkstätte durchleuchtet.

„Sie werden schnell lernen," sagt sie freundlich, „Sie müssen zusehen, wie ich Das annähe, und dann können Sie das Nächste selbst machen."

Angeleitet und ermuthigt, arbeite ich in ruhigerer Verfassung weiter und höre meinen Nachbarinnen zu. Unter den jüngeren Arbeiterinnen dieses Tisches handelt es sich hauptsächlich um die Anziehungskraft rivalisirender Tingeltangel oder den erheblicheren Gegenstand der Geschenke und Aufmerksamkeiten ihrer verschiedenen Freunde. Einförmige Arbeit und schlechte Ernährung haben nicht vermocht, ihre Lebenskraft herabzudrücken. Mit warmen Herzen, überschäumender Heiterkeit und einem für die wechselnden Eindrücke Ost-Londons sehr empfänglichen Intellekt, sind diese echten Töchter des Volkes vom unbefangenen Genuß niederer Lebensfreuden erfüllt. Während des Tages sind Augen und Hände vollauf beschäftigt; am Abend, an Feiertagen und in der stillen Zeit stürzen sich die Gedanken auf die mannichfaltigen Erregungen der Ostendstraßen und die Begierden befriedigen sich in unterschiedlosen Liebesfreuden. Man beschuldige sie nicht der Immoralität, denn es fehlt das Bewußtsein der Sünde. Der Firniß der Moral, das versteckte, aber bewußte Laster jenes kleinen Kreises, der sich „London Society“ (in der Stadt der Millionen) betitelt, ist ihnen fremd. Sie leben im Eden des Urzustandes, noch haben sie die verbotene Frucht des Baumes der Erkenntniß von Gut und Böse nicht gekostet, noch sich nichts von Himmel und Hölle des erwachten Gewissens träumen lassen. Für sie giebt es nur einen einzigen Sündenfall: den Trunk, der den Trinker langsam, aber sicher zu Grunde richtet.

„Höre, Milli,“ schreit eine Arbeiterin der anderen zu, „bestelle Deinem Lump von einem Bruder, daß ich gestern Abend eine halbe Stunde vor dem Paragon auf ihn gewartet habe. Ich will auf der Stelle tot sein, wenn ich mich noch einmal von ihm mitnehmen lasse. Zuletzt sage ich mir: ‚Ein bewachter Kessel kocht nicht über‘ — und gehe auf eigene Faust hinein. Die Kleider sind großartig dort,“ fügt sie begeistert hinzu.

„Ach, aber Ihr solltet erst die Stücke im Standard sehen,“ meint Milli. „Jim hat mir versprochen, ich solle nächsten Sonnabend nach einem der großen Plätze oben im Westen. Kommst Du mit? Ich sorge, daß Tom dabei ist. Bis dahin wirst Du froh sein, wieder gut Freund mit ihm zu sein. Tom hat seine feste Arbeit und ist ein feiner Fang als Schatz,“ lacht die Schwester des treulosen Liebsten.

„Es ist zu lästig, nach dem Westen zu gehen,“ antwortet das Mädchen, bemüht, seine Gleichgiltigkeit gegen Toms Aufmerksamkeiten zu beweisen. „Vor halb zehn mag ich nicht fortgehen, eine Stunde braucht man zum Umkleiden und zu einem Bissen Abendbrot, bleiben drei Stunden für den Ausgang, denn vor halb elf erwartet Mutter uns nicht zurück. Aber ich sage nicht, daß ich nicht mitkomme, wenn Tom sehr drängt. Ich habe gehört, die vornehmen Damen in den Logen und im Parquet haben ausgeschnittene Kleider an, gerade wie die Schauspielerinnen, und sie zu sehen, sei so gut wie ein Theaterstück. Harry hat es mir gesagt und Der versteht sich darauf.“

Das bleiche, müde Mädchen neben mir arbeitet schweigend. Sie hat gestern vier Paar genäht und hofft, es heute auf die selbe Zahl zu bringen.

„Sind Sie chapel?“ (nicht der Church of England angehörig) fragt sie.

„Ja,“ antworte ich, mich mehr an den Geist als an den Buchstaben ihrer Frage haltend.

„Gehören Sie der Armee an?“ sagt sie neugierig, mit einem Blick auf

mein glattes graues Kleid und wohl in Erinnerung an meinen das Gesicht umschließenden schwarzen Hut.

„Nein," erwidere ich, „Sie?" — Sie schüttelt den Kopf. „Sie wollten mich dazu haben, seit ich in London bin, aber wir sind eine stillere Sorte als sie. Mutter und ich sind erst die zwei Jahre seit Vaters Tod in London," fügt sie erklärend hinzu. „Mutter ist gelernte Westenarbeiterin, nicht diese Art Arbeit, — noch nicht mal ansehen würde sie die. Sie macht in der Saison ihre zwei Pfund die Woche, aber ihre Augen werden immer schlechter, und was ich verdiene, ist nicht weit her. Ich sollte Lehrerin werden."

Und warum gaben Sie es auf?"

„Ich fiel beim Examen durch, dann starb mein Vater und Mutter hörte, in London seien gelernte Arbeiterinnen gesucht; da zogen wir fort. Aber in unserer Straße ist eine Bibelklasse, wo ich zweimal die Woche unterrichte. Das und der Gottesdienst Sonntags ist ein Stück der alten Heimath." Die Arbeiterin seufzt und das ferne Bild einer anderen Welt schimmert in der klaren Tiefe ihrer grauen Augen auf. „Wenn Sie zur Mittagspause ausgehen, kann ich Ihnen Kapelle und Schulzimmer zeigen," fügt sie mit schüchterner Freundlichkeit hinzu; „gehen Sie nach Hause essen?"

„Nein, ich nehme eine Tasse Thee und einen Wecken bei Lockharts."

„Was, Das ist Ihr ganzes Mittagessen?" ruft meine andere Nachbarin und rundum entspinnt sich ein Geflüster. Nichts als Thee und einen Wecken: Das läßt auf große Armuth schließen.

„Gestern Nachmittag hatten Sie keinen Thee," fährt das selbe Mädchen fort, „heute müssen Sie mit mir trinken."

Die Stunden vergehen in ruhiger Arbeit. Meisterin und Bügler halten Frieden und das Werkstattleben wird einförmig.

Eine goldblonde junge Frau, eine verheirathete Tochter der Jüdin, mit Juwelen bedeckt, mit elegantem Hut, feinen Handschuhen und einem der Jahreszeit nicht recht angemessenen Pelzkragen aus Zobelschwänzen, tritt ein. Sie setzt sich oben an den Tisch zu ihrer Mutter und plaudert vertraulich mit ihr. Ich höre von bevorstehenden Rennen und die Namen verschiedener Rennpferde. Augenscheinlich zählt ihr Gatte zur Spezies der Spieler, — zu den erfolgreichen, nach ihrer Kleidung zu urtheilen. Die Meisterin ist in rosigster Stimmung. Um die Theezeit wendet sie sich zu mir:

„Ich interessire mich sehr für Sie, Etwas in ihrem Gesicht ist ungewöhnlich und auch ihre Stimme; kurios, — kein Wort lauter als das andere. Die Frau hier kann Ihnen bestätigen, daß ich Ihnen längst den Laufpaß gegeben hätte, wenn ich nicht in Ihr Gesicht und Ihre Stimme verliebt wäre. Nun sagen Sie mal, was waren Sie eigentlich?" fragt sie mit huldvoller Neugier.

„Ich brauchte nicht zu arbeiten, so lange mein Vater in Arbeit war", erwidere ich der Wahrheit gemäß.

„Eine saubere Person, wie Sie, sollte sorgen, einen anständigen Mann zu bekommen, wie meine Tochter hier: Das paßt besser für Sie, als Ihr Brot, so wie hier, zu verdienen. Aber weil Sie mal da sind, werde ich sehen, was mit Ihnen anzufangen ist. Ei, Das macht sich ja", sagt sie ermuthigend, als sie meine Arbeit betrachtet.

Ich trinke den mir von meiner Nachbarin aufgezwungenen Thee. Das blasse, müde Mädchen kaut mit Behagen sein Butterbrot.

„Nehmen Sie nicht ein Stück?" sagt sie, mir das Papier zuschiebend.

„Nein, danke", antworte ich.

„Wirklich?" Ohne Weiteres legt sie mir ein dickes Stück in den Schoß und wendet sich ab, um meinem Dank zu entgehen. Ein Zug von Güte, der zu Herzen geht und der Forscherin Augen feuchtet.

Die Arbeit beginnt aufs Neue. Meine Freundin hat ihr drittes Stück fertig gestellt und wartet aufs vierte. Sie bedeckt das Gesicht mit den Händen, während sie sich zurücklehnt, um auszuruhen. Aus ihren grauen Augen spricht grenzenlose Ermattung. Ermattung des Leibes und der Seele. Man reicht ihr ein anderes Paar und sie greift wieder zu. Sie ist eine flinke Arbeiterin, aber sie mag sich noch so sehr anstrengen: nach abgerechneten Auslagen bleibt ihr nicht viel mehr als ein Shilling den Tag. Das ist etwa der Durchschnittslohn ungelernter Frauenarbeit.

Zwei weitere Stunden, — und ich verabschiede mich.

„In acht Tagen heirathe ich", sind die letzten Worte, die ich Jo zu Harry sagen höre, „und dann ernährt mich meine Frau."

„Ich geh in das verdammte Armenhaus", sagt Harry spaßend, „wenn ich kein Frauenzimmer finde, das mich ernährt. Ich hab es satt, mich hier für fünf Shilling den Tag schinden zu lassen."

London. Beatrice Webb.

Beatrice Webb.

In ihrem „Buch der Frauen" nennt Frau Marholm die hervorragenden Kulturträgerinnen, die sie zu schildern versucht, „krank an einer Spaltung zwischen ihrer Verstandesrichtung und der dunklen Basis ihrer Weibnatur." Aber die Mannichfaltigkeit des Lebens ist nicht auf bestimmte Formeln zurückzuführen. Wo die Spaltung in der Seele der Frau sich zur Tragik erhebt, beruht sie nicht mehr auf ihrer Weibnatur, sondern auf der Doppelnatur des Menschen; in anderen Fällen handelt es sich entweder um das durch die Konvention in seiner Entwickelung gehemmte Weib oder um Ausartungen.

„Das Weib," sagt Frau Marholm, „ja das Weib ist seelisch und physiologisch eine Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß zu füllen." Was aber ist der Mann ohne das Weib? Macht physiologisch nicht erst die Befriedigung der Sinne seinen Geist frei? Wird nicht auch seelisch Adam erst durch Eva zum Schaffenden? Bei Frau Marholm hat es dagegen den Anschein, als sei die Abhängigkeit der Geschlechter von einander lediglich Bedingniß der Weibnatur; nach ihr ist der Widerspruch zwischen Gottheit und Tierheit im Adam für die Eva „erst mit der Frauenfrage in die Welt gekommen;" trotz aller Mühe gelingt es den braven Frauenrechtlerinnen nicht, den Geschlechtstrieb auszurotten: nach wie vor schließt, beim Weibe wie beim Mann, geistige Beanlagung die Forderungen der sinnlichen Natur nicht aus, wenn sie nicht gar mit einander

wachsen. Frau Marholm hält es für nöthig, diesen von ernsten Leuten nie bestrittenen Thatbestand laut, mit unästhetischer Deutlichkeit, aber oft blendend orchestrirt zu verkünden. Ist es wirklich nöthig, auszuschellen, daß Männer Männer, Weiber Weiber sind? Und hätte es, gegenüber einer das Selbstverständliche verleugnenden Strömung, einen zeitlich bedingten Werth, — was geht dieser Bulgärboden die sich ihrer bewußte, Zeit und Geschlecht überragende Persönlichkeit an? Daß die geniale Frau unter der Gunst der Umstände als selbständige, schöpferische Einheit über die Zwiespältigkeit des Seins hinauszuwachsen vermag, beweist uns die englische Soziologin Beatrice Webb-Potter, die mit Größe und Schönheit die Klippen des Menschlichen umschifft hat und auf heiterer Schaffenshöhe vorwärts strebt.

Beatrice Webb-Potter, die Tochter eines Eisenbahn- und Finanzkönigs, wurde 1858 in Gloucestershire in einem jener vornehmen englischen Landhäuser geboren, deren grünumrankte Fassaden aus Garten- und Wiesenland so verlockend wohnlich herüberblicken. Ihre Großeltern von väterlicher und mütterlicher Seite hatten sich als Parlamentsmitglieder durch Radikalismus hervorgethan; ihre Eltern waren nicht nur in den Schoß der Kirche, sondern auch in die Reihen der Tories zurückgekehrt. Den Intellekt scheint Frau Webb von der Mutter, der schönen Freundin John Brights und anderer Stimmführer aus der Zeit der Anti Corn Law League, geerbt zu haben. Vor mir liegt ein Bild Beatrices Potter aus ihrem achten Lebensjahre. Aus dem süßen, runden Kindergesicht mit dem Ausdruck nachdenklicher Frage blicken mich Züge an, in die das Leben so manche Antwort gezeichnet hat, ohne den Zauber der Jugend und des Weibes zu verwischen.

Ungleich ihren sieben früh verheiratheten Schwestern, besuchte Beatrice, weil ihre Gesundheit schwach war, keine Schule; zu ihrem Glück, wie sie bemerkt, denn an die Stelle der Schulroutine trat die Leitung ihrer Erziehung durch Herbert Spencer, den nahen Freund ihrer Familie, der sie früh als ungewöhnlich beanlagt zu philosophischer Forschung erklärte. Eine ausgedehnte Kenntniß industrieller Angelegenheiten erwarb sie als Privatsekretärin ihres Vaters auf seinen Reisen durch Kanada und die Vereinigten Staaten; von Völkern nicht englischen Idioms ist Frau Webb in keiner Weise beeinflußt worden.

Ihre Anfangsstudien über die Lage der Fabrikarbeiter machte sie in ihrer Familie. Der Vater ihrer Mutter hatte eine Weberin geheirathet, aber jede Beziehung zu ihren Angehörigen abgebrochen. Miß Potter näherte sich ihnen als Freundin einer ihnen bekannten Kinderfrau des Hauses Potter und gab sich erst zu erkennen, als sie ihres Vertrauens sicher war. Der Verkehr mit den armen Webern überzeugte sie von der Nothwendigkeit gesellschaftlicher Regelung (collective regulation) der Fabrikarbeit und erweckte die ersten Zweifel an der Allgiltigkeit des spencerischen Individualismus, unter dessen Zeichen sie aufgewachsen war. Ihre Studien wurden durch den Tod ihrer Mutter und die Verheirathung ihrer Schwestern unterbrochen. Die fünfundzwanzigjährige Beatrice übernahm in London die Leitung des väterlichen Hauswesens und spielte während der nächsten zwei Jahre eine Rolle in der Gesellschaft. Sie selbst bemerkt hierzu: „I quickly grew sick of the whole thing."

Der Wissensdrang und die Sehnsucht nach einem Berufe trieb sie wieder sozialen Problemen zu. Es war die Zeit, in der das Wiedererwachen des sozialistischen Gedankens sich durch die Gründung der Social Democratic Fede-

ration und der Fabian Society bekundete. „Obwohl ich nach Anlage und Erziehung Individualistin war", sagt Frau Webb, „gab mir die kollektivistische Strömung zu denken und ich beschloß, auf dem Boden der Thatsachen zu prüfen, ‚what it all meant'. Zu diesem Zweck verwandelte sich die Dame des westlichen Londons in eine Miethe-Einzieherin (Rent Collector) für die ‚Armeleutewohnungen' des Ostends, „ein ausgezeichnetes Mittel, um das Leben der arbeitenden Klassen kennen zu lernen." Zugleich vertiefte sie sich in das Studium der Nationalökonomie. Nach einem in unmittelbarer Berührung mit den verschiedensten Elementen des Proletariates verbrachten Jahre arbeitete sie von 1886 bis 1889 mit ihrem Vetter Charles Booth am ersten Bande seines berühmten Werkes Life and Labour of the People. Zur Prüfung der Zustände in der Konfektion ging sie nach sechswöchigem Nähkursus bei einem Schneidermeister in zerlumpter Kleidung und mit zerzaustem Haar in die londoner Slums, um Arbeit zu suchen. Durch den Anschein äußerster Armuth hatte sie der Möglichkeit vorgebeugt, anderswo als in den schlimmsten Sweaterhöhlen Aufnahme zu finden. Die kurze Schulung hatte ihre Hände für zwölf- bis vierzehnstündiges Nähen an gewöhnlichen Stoffen nicht genügend vergröbert; sie wurde wegen schlechter Arbeit immer wieder entlassen und hatte vollauf Gelegenheit, das Feld ihrer Untersuchungen auszudehnen. Inzwischen ist es modern geworden, nach diesem berümten Muster vorzugehen. Die That der Frau Webb gewinnt ein eigenartiges Interesse dadurch, daß die an ein auserlesenes Milieu gewöhnte Frau weder christliche noch ethische Nächstenliebe oder ein überschwängliches Mitleid, sondern ihr Forschertrieb leitete. Trotzdem sie sich mit der Schmiegsamkeit ihrer Natur in ihre Rolle hineinspielt und sie innerlich erlebt, ist das Tat-Twam-Asi Schopenhauers ihr fremd. Sie war an ihre Studien zum Theil mit der Absicht herangegangen, den sozialistischen Lehren und den sensationellen Berichten über das londoner Elend entgegenzutreten. Die Ueberlegenheit, mit der sie ihre Aufgabe angegriffen hatte, blieb ihr auch den unerwarteten Resultaten gegenüber treu. „Ich bin ich," folgert sie; „für meine Gewöhnung, für mein Nervensystem sind die Zustände der Slums unerträglich. Für die Leidensfähigkeit ihrer Bewohner fehlt mir der Maßstab. Selbsthilfe ist in ihrem Falle ausgeschlossen. Als Kinder des Zufalles werden sie Kinder in eben solche Zufälligkeiten hineingebären. Nicht nur mit Rücksicht auf die Leiden des Proletariates, sondern mit Rücksicht auf die Gesellschaft als Ganzes muß das Dogma des laisser faire aufgegeben werden."

Ich möchte davor warnen, Frau Webb auf Grund dieser Darstellung die Wärme des Empfindens abzusprechen, wie es in England nicht selten geschieht. Nicht die Wärme fehlt, sondern die zugleich fortreißende und das Urtheil verwirrende Leidenschaft der Apostelnatur. Sie setzt ihre ganze Persönlichkeit für die gewonnene Ueberzeugung und deren Verwirklichung ein; während sie kritisch bewußt niederreißt, wirkt ihre Wärme als aufbauende Kraft.

Ihren als Arbeiterin gesammelten Erfahrungen schreibt sie nur in Verbindung mit einer „gründlicheren" Art der Forschung Werth zu. „Auf diesen Theil meiner Thätigkeit bin ich nicht besonders stolz; es war im Ganzen eher eine amusante Zeit. Die empfangenen Eindrücke sind recht werthvoll, aber man kommt die Sache näher durch Befragen der Menschen, die dauernd mit den Arbeitern in Berührung sind und ihre Art verstehen. Auf Charles Booths Rath begleitete

ich einen Agenten für Singers Nähmaschinen. Ich galt für die mit der Inspektion der Bücher betraute Tochter eines der Häupter der Firma und erfuhr so Vieler-lei über die kleinen Werkstätten."

Wegen ihrer praktischen Erfahrungen berief man sie als eine der Hauptzeugen vor das Select Commitee of the House of Lords on the Sweating System. Hier spricht sie mit der ihr eigenen Klarheit, die durch den Klang ihrer Stimme und die ungezwungene Anmuth der Wortstellung etwas einschmeichelnd Ueberzeugendes erhält, die später in der Brochure: Vortrag, gehalten auf dem vierundzwanzigsten Jahreskongreß der Genossenschaftvereine zu Rochdale, 1892 „How best to do away with the Sweating System" zusammengefaßten Anschauungen aus. Scharf be-kämpft sie die „Mythe" vom Zwischenmeister als der Ursache des Sweating-Systems, dessen Bestand vielmehr auf das Fehlen des verantwortlichen Arbeitgebers zurück-zuführen sei. Zu seiner Beseitigung will sie für die Zustände in den häuslichen Werkstätten den Vermiether, der sein Haus zu gewerblichen Zwecken herleiht, und den Arbeitgeber verantwortlich gemacht sehen.

Nach ihren Studien im Ostend beschloß Miß Potter, zu untersuchen, ob die englische Arbeiterbewegung bereits den Weg weise, auf dem den herrschenden Uebelständen zu begegnen sei, und wandte sich zunächst dem Studium der Ge-nossenschaftbewegung zu. Auf ihren Reisen in Lancashire erwarb sie durch schnell geknüpfte freundschaftliche Beziehungen zu Direktoren und Geschäftsführern eine Fülle von Einblicken, wie sie außerhalb der Bewegung Stehenden nicht leicht zu Theil wird. Es ist möglich, daß ein speziell weibliches Element, wie es z. B. auch der Thätigkeit der Fabrikinspektorinnen zu Gute kommt, hier mitspricht: die Bereitwilligkeit, die von Anderen gemachten Erfahrungen zu benutzen. Un-verkennbar ist die Urtheilskraft der Durchschnittsfrau dadurch gefährdet; der ge-schulten Denkerin diente sie zur Aneignung jenes reichen Thatsachenmateriales, das ihre Abstraktionen auf feste Füße stellt und den Werth und den Reiz ihres Werkes The Cooperative Movement of Great Britain ausmacht.

Dieses Buch, das Beatrice Potters Ruhm begründete, wurde auf dem Kontinent durch zwei deutsche Professoren bekannt. Brentano versah die von ihm veranlaßte Uebersetzung mit einer Einleitung, die ihn als warmen Verehrer des Könnens und der Persönlichkeit der Verfasserin zeigt. Eine noch anerkennendere Be-sprechung spendete dem Werk Professor Schmoller in seinem Jahrbuch für Staats-wissenschaften. Er nennt es „eine hervorragende Leistung, das Erheblichste, was je über die englischen Genossenschaften gesagt wurde. Eine Studie ganz aus der Wirklichkeit, nach eigener Beobachtung gezeichnet, so voll Leben, voll Anschauung, von vollendeter Kunst der Darstellung und trotz aller demokratisch radikalen und sozialistischen Weltanschauung der Verfasserin so maßvoll, so reich an psycho-logisch feinen und wahren Bemerkungen, so beherrscht von hoher Bildung und gesundem Menschenverstand, daß ich von der ersten Lecture ganz hingerissen war." Frau Webbs Schlußfolgerungen unterzieht Schmoller einer scharfen Kritik; allein trotzdem er den Sozialismus „bei einer so geistreichen und gebildeten Dame doch etwas überraschend findet", wird er den „goldenen Worten des schönen Büchleins" auch im Einzelnen gerecht. Für den Sozialisten besteht Frau Webbs Verdienst vorzüglich darin, daß sie an der Hand der genauesten empirischen Forschung aus den großen englischen Konsumgenossenschaften ihr sozialistisches Prinzip abge-

leitet hat, dem gemäß sich der Unternehmergewinn auf die unbegrenzte Zahl der Konsumenten nach Maßgabe ihrer Einkäufe vertheilt.

Wie man sieht, hatte die Beschäftigung mit der Genossenschaft Beatrice Potter mehr und mehr in ihrer kollektivistischen Gedankenrichtung bestärkt. Bald nach der Vollendung ihres Buches, im Jahre 1891, verlobte sie sich nach kurzer Bekanntschaft mit Sidney Webb, dessen gefestigte sozialistische Anschauungen wesentlich zu ihrer endgiltigen Bekehrung beitrugen. Während eines ganzen Brautjahres studirte sie die Gewerkschaften in großen Industriecentren. „Wir heiratheten im Sommer 1892, verbrachten einen eintägigen Honigmonat in Chester und traten dann unsere Reise nach Irland an, um uns über den Stand des dortigen Trade-Unionismus zu unterrichten. Wir hielten uns in Dublin, in Belfast, Glasgow und Edinburg auf und kehrten nach drei Monaten nach London zurück, wo wir uns niederließen, um die Geschichte des Trade-Unionismus zu schreiben."

Ist Beatrice Potters Genossenschaftbewegung „weder eine erschöpfende Geschichte der neuen englischen Genossenschaftbewegung noch eine ganz objektive summarisch historische Darstellung", so ist die Geschichte des Trade-Unionismus Beides, ohne daß die geistreiche Behandlung und die Fülle des Lebens fehlen, die das erste Buch auszeichnen. Ein zweiter Band des Werkes sollte unter dem Titel „Industrial-Democracy" im Oktober 1897 erscheinen und „eine genaue Analyse der Verfassung der Gewerkschaften und der ökonomischen Wirkung ihrer Einrichtungen, einschließlich der von ihnen ins Leben gerufenen Arbeiterdeputationen, enthalten."

Alle mir bekannten, seit ihrer Verheirathung an die Oeffentlichkeit gelangten Beweise von Frau Webbs unerschöpfter Arbeitkraft tragen ihre und ihres Gatten Unterschrift, — mit zwei Ausnahmen. In einer sprühenden Abhandlung geißelte sie die Thätigkeit der 1891 von der Regirung zu umfassenden Erhebungen über Arbeitverhältnisse eingesetzten Grand Commission on Labour. Nur a German student wird sich nach ihrer Ansicht durch das ungesichtete, in neunzehn Blaubüchern aufgehäufte Massenmaterial der Enquete hindurchquälen und am Schluß nicht klüger sein als zuvor. Die zweite Ausnahme ist eine Brochure Women and the Factory Acts, die im Interesse des Arbeiterinnenschutzes den ihm feindlichen Frauenrechtlerinnen mit beweglicher Kraft entgegentritt und an der Hand der Thatsachen nachweist, daß der staatliche Eingriff der erste, unerläßliche Schritt ist, um die Arbeiterinnen einem Zustand vollkommener Recht- und Wehrlosigkeit zu entziehen.

Noch vor dem Erscheinen dieser Brochure hörte ich Beatrice Webb den gleichen Gegenstand in einer Versammlung der National Liberal Women behandeln. Unter der bunten Papageienschaar erschien sie wie ein feiner grauer Singvogel, der ein der eigenstes Brust entstammendes Lied zu singen vermag. Das längliche Antlitz mit den dunklen Augen und dem aus der schmalen Stirn emporgestrichenen blauschwarzen Haar, die ganze Erscheinung, an der Alles fein und schlank, nichts klein ist, erweckt jenes Gefühl der Harmonie, das wir als Uebereinstimmung von Form und Inhalt deuten. Mit eben so verbindlichem wie vernichtendem Spott wies sie die Begriffsverwirrung nach, welche die Verquickung der Frauenrechtsfrage mit der Ausdehnung des Arbeiterinnenschutzes zeigt und da eine Benachtheiligung der Arbeiterin gegenüber dem Arbeiter er-

blickt, wo es sich darum handelt, die jetzt möglichen Präzedenzfälle für eine fortschreitende, staatliche Regelung der Arbeitverhältnisse im Allgemeinen zu schaffen.*)

Zum zweiten Male sah ich Frau Webb vor einer Zuhörerschaft von londoner Arbeiterinnen mit ihren abgehärmten oder gemein gedunsenen Gesichtern. Diesmal sprach sie ohne Spott, aber auch ohne das Pathos oder die Zärtlichkeit einer Frances Willard, der Lady Dilke, der Eleonor Marx-Aveling und anderer Frauen des sozialen Englands. Mit ruhiger Sachlichkeit erklärte sie, wie lediglich die äußere Hülle sie von den Anwesenden unterscheide. „Als ich in ärmlicher Kleidung in den Sweater-Werkstätten des Ostends arbeitete, nahm mich Jeder für Das, was ich schien. Nur in einem Punkt unterschied ich mich von meinen Gefährtinnen: ich war ungeschickter als sie und ihr gutherziger Beistand ersparte mir manchen Verweis. Ist es nicht an der Zeit, daß Ihr Euer Interesse an der Aufhebung der Unterscheidungmerkmale zwischen Dame und Arbeiterin wahrnehmt und durch gewerkschaftliche Organisation einen Theil unseres Behagens für Euch erzwingt?"

Einige Wochen später saß ich Frau Webb in ihrem auf die Themse blickenden Drawing Room gegenüber, dessen stille Vornehmheit einen geeigneten Rahmen für die Bewohnerin giebt. „Ist es wahr," fragte sie lächelnd, „daß Deutschland etwa zwei Millionen ‚bewußte' Sozialdemokraten zählt?" Mit echt englischer Ueberhebung sprach sie von der Werthlehre des ihr nur in Hyndmanns Wiedergabe bekannten Marx und seinem „Ueberwinder" Jevons. Nach Art der Fabier schreibt sie der Werththeorie weder praktische Bedeutung noch entscheidenden Einfluß auf die sozialpolitische Stellungnahme zu. Kenner ihres Buches über die Genossenschaften werden überrascht sein, wenn sie Frau Webb über die Bewegung reden hören. Ohne den Werth der produzirenden Konsumgenossenschaft als Mittel der demokratischen Selbsterziehung und der ökonomischen Emanzipation der Arbeiterklasse zu unterschätzen, sieht sie in der Gewerkschaft, im staatlichen Arbeiterschutz und in der fortschreitenden Uebernahme der Bedürfnißbefriedigung durch Staat und Gemeinde stärkere Hebel der Evolution. Eine an Abneigung grenzende Haltung beobachtet sie gegenüber der rein politischen, auf dem Boden des Klassenkampfes agitirenden Social Democratic Federation; für die weniger dogmatische Independent Labour Party hat sie mehr Duldung, aber hier wie dort widersteht ihrer maßvollen Natur alles Gewaltsame, Deklamatorisch-Agitatorische. Ihr Gatte nimmt, ungeachtet reichlicher Angriffe aus den genannten Lagern, eine unbefangenere Stellung ein und weiß sehr wohl, daß man mit der wissenschaftlichen Behandlung sozialökonomischer Probleme keineswegs die Massen für die Verwirklichung gewonnener Resultate in Bewegung setzt. Durchschnittlich wird man, bis auf die Ausdrucksweise, jene Uebereinstimmung in den Auslassungen beider Soziologen finden, die sowohl Voraussetzung als Folge ihrer gemeinsamen Thätigkeit ist.

Die selbe Frau, die in den Sweaterhöhlen des Ostends Erfahrungen gesammelt hat, Vorträge vor armen Arbeiterinnen hält und in wissenschaftlicher Thätigkeit die Morgenstunden verbringt, ist im schwarzen Spitzenkleid, das den

*) Der Kampf galt damals der für das Fabrik- und Werkstättengesetz von 1895 vorgeschlagenen Einschränkung der Arbeitzeit in Waschanstalten.

fein geformten Halsansatz frei läßt, Dame und vollendet liebenswürdige Wirthin, heiter, schlagfertig und mit einem Anflug von Humor. Ausnahmelos wird Beatrice Webb von Männern, Gegnern und Anhängern ihrer Richtung, als Schriftstellerin geschätzt, als Weib anziehend gefunden. In der Frauenbewegung ist sie fast unbeliebt. Sie ist den Durchschnittsfrauen der Oeffentlichkeit so weit voraus, daß sie bis vor Kurzem verschmähte, ihre Geduld an ihnen zu erproben. Erst allmählich hat sie sich überzeugt, daß sie ihren Bestrebungen nicht gerecht wurde, vor allen Dingen nicht erkannte, daß sie eine Macht sind, mit der der Soziologe zu rechnen hat.

Die Ehe der Webbs ist kinderlos; an ihren geistigen Sprößlingen ist es schwer, die Spuren des Vaters oder der Mutter greifbar nachzuweisen, obwohl die Geschichte des Trade-Unionismus an einer gewissen Uneinheitlichkeit der Behandlung leidet. Frau Webb selbst bemerkt hierzu: „Er thut die Arbeit und ich gebe die Inspiration. Das denke ich mir als das schließliche Ergebniß (ultimate position): die Frauen nach jeder Richtung hin inspirirend und die Männer ausführend. Frauen haben mehr Hilfsquellen, Intuition und Kühnheit als Männer, aber Männer sind befähigter zu harter Arbeit. Bei unserer gemeinsamen Thätigkeit bringe ich meinem Manne das Material und er verarbeitet es. Während er schreibt, sitze ich mit meinen Notizen neben ihm. Er kritisirt meinen Plan und ich kritisire seine Ausführung, und während wir kein gutes Haar an einander lassen, kommen wir vorwärts.“ Ihre Erfolge führt Beatrice Webb zum Theil darauf zurück, daß die Frau des englischen Mittelstandes in der freien Entwickelung ihrer Individualität unbehindert ist. „Was ich an Thatsächlichem geleistet habe, verdanke ich ausschließlich dem zwanglosen Verkehr mit Männern aller Stände, besonders der nahen Beziehung zu meinem Vater und meinen Schwägern, die sämmtlich im praktischen Leben stehen, und zu Theoretikern wie Herbert Spencer, Charles Booth und Anderen. Es erscheint mir bemerkenswerth, daß diese wirkliche Freiheit der unverheiratheten Frau ohne politische Rechte möglich und mit unseren strengen puritanischen Ansichten über die Ehe vereinbar ist.“

Ich habe Frau Webb, wo es sich nicht um ihre positiven Verdienste handelt, nach Möglichkeit selbst reden lassen, weil ich ein Bild ihrer Persönlichkeit, nicht ein abschließendes Urtheil über sie geben wollte. Ihre Leistungen zeigen sie als selbstschöpferische Kraft, die keineswegs den physischen Zeugungprozeß geistig wiederholt und den vom Manne empfangenen Samen austrägt, sondern sich in direktem Gegensatz zu ihrem verehrten und geliebten Lehrer Herbert Spencer entwickelt hat, ohne daß ein anderer, stärkerer Einfluß in ihr Leben eingegriffen hätte. Sie bedarf des Mannes nicht, „um die Kapsel über einer Leere zu füllen“; er ist ihr der ebenbürtige Genosse, mit dem sie Anregung um Anregung tauscht, oder ihr mit eben so viel Geschick wie Liebenswürdigkeit benutzter Handlanger. Sie, die nicht Mutter ist, sieht in der Mutterschaft den höchsten Beruf des Weibes. Die Tochter eines fürstlich reichen Hauses taucht tief in die unterste Menschheitschicht, um am Bodensatz der Gesellschaft den Werth des Oberbaues, in den sie hineingeboren ist, zu prüfen. Und als sie auf einem Höhepunkt des literarischen Erfolges angelangt ist, verbindet sie sich einem Manne, der die gleichen Ziele anstrebt wie sie, zu jener idealen Gemeinsamkeit des Schaffens, die in Kürze beide Soziologen zu internationalen Berühmtheiten gemacht hat.

Helene Simon.

Selbstanzeigen.

Gesammelte Werke von Ludwig Ferdinand Neubürger. Dresden, Pierson.

Mit der Veröffentlichung der gesammelten Werke meines seligen Bruders Ludwig Ferdinand Neubürger glaubte ich, das Andenken eines edelgesinnten und begabten Menschen erhalten und zugleich dem Schönen, Guten und Wahren dienen zu können. Der erste Band enthält ausschließlich dramatische Dichtungen, in denen versucht wird, die höchsten Ziele tragischer Kunst zu erreichen. Der zweite Band wird den Verfasser als geistvollen, stets auf Schönheit des Ausdruckes bedachten, in Scherz und Ernst die Sprache mit gleicher Sicherheit beherrschenden Prosaiker zeigen. Er bietet eine Auswahl von charakteristischen Briefen, Tagebuchblättern, Aufsätzen und Rezensionen. Am Zahlreichsten sind, da die Bestrebungen meines Bruders sich gleichsam wie in einem Brennpunkt auf die Bühne konzentrirten, die Theaterkritiken vertreten, die entweder das so leicht vergessene Spiel ausgezeichneter Mimen festhalten oder auch als sorgfältige und wohlbegründete Analysen klassischer und nichtklassischer Stücke der Kunst und Kunstgeschichte dienen können.

Frankfurt a. M. Emil Neubürger.

Oeffentliche Bücher- und Lesehallen. Boysens Komm.-Verlag, Hamburg.

Jeder, dem die wissenschaftliche und künstlerische Bildung der Massen am Herzen liegt, muß in der Errichtung öffentlicher Bücher- und Lesehallen eine dringende soziale Aufgabe erkennen. Wie die Public Libraries in England und Amerika von allen Schichten der Bevölkerung benutzt werden, so soll auch die Bücher- und Lesehalle eine Bildunganstalt für das gesammte Volk sein. Damit sie ihre Aufgabe als Bildunganstalt erfüllt, muß bei der Auswahl der Bücher strenge Kritik geübt werden. Die belehrenden Bücher müssen das Prädikat der Wissenschaftlichkeit verdienen. Es ist zu verwerfen, daß die meisten deutschen Volksbibliotheken sich auf sogenannte populäre Werke, die oft recht seichter Art sind, beschränken. Aus der schönen Literatur sind nur die Werke aufzunehmen, die künstlerischen Werth haben. Die politischen oder religiösen Anschauungen einer Schrift dürfen keinen Grund gegen die Anschaffung bilden. Für die Errichtung und Unterhaltung von Bücher- und Lesehallen zu sorgen, gehört zu den Kulturaufgaben des Staates. Diese Gedanken führte ich in einem Vortrage auf der vierten allgemeinen hamburgischen Lehrerversammlung aus. Der Vortrag ist jetzt mit einem Vorwort von H. Wolgast als Brochure erschienen.

Hamburg. R. Roß.

Der Hypnotismus und der sogenannte Heilmagnetismus. Köln a. Rh. Hübscher & Teufel.

Einem vor kurzer Zeit im hiesigen ärztlichen Verein gehaltenen Vortrage glaubte ich eine populäre Form geben zu sollen, um ihn auch einem weiteren

gebildeten Leserkreise zugänglich zu machen. Die kleine Arbeit will für Fachgelehrte nichts Neues bieten, lehnt sich vielmehr eng an bekannte größere Werke über Hypnotismus an; ihre Berechtigung soll sie in einer knappen, übersichtlichen und doch einigermaßen erschöpfenden und gemeinverständlichen Art der Behandlung des Gegenstandes finden und so dazu beitragen, in einer Zeit, wo das Publikum mehr als je durch marktschreierische Reklame in die Irre gelockt wird, aufklärend zu wirken.

Köln a. Rh. Dr. med. Axel Sjöström.

Freilicht. Zeitschrift für Literatur und Wissenschaft. Breslau. Komm.-Verlag von Erich Peterson.

Das erste Heft der von dem Unterzeichneten im Verein mit einigen literarischen Freunden begründeten Zeitschrift „Freilicht" ist eben im Buchhandel erschienen. Ihre Tendenzen sind nach der negativen wie nach der positiven Seite hin leicht charakterisirt: was wir bekämpfen, ist Monopol, Clique und Oberflächlichkeit auf literarischem Gebiet; was wir erstreben, ist selbständige, allseitige und gründliche Meinungäußerung. Insbesondere jungen, individuell gearteten Kräften soll „Freilicht" eine Stütze und Schule sein, wenn die bestehenden autoritativen Organe ihrem Werden theilnahmelos gegenübertreten. Ueber die Aufnahme der eingereichten Beiträge entscheidet eine aus den vier Gründern der Zeitschrift bestehende Jury nach rein sachlichen Grundsätzen und ohne alle persönlichen Rücksichten. Unser Programm umfaßt: Belletristik, Kritik, Bücher- und Theaterschau — wobei wir, wie billig, unser heimisches Kunstleben in erster Linie berücksichtigen — und allgemein interessirende wissenschaftliche Beiträge jeder Art.

Breslau. Kurt Walter Goldschmidt.

Der Schönheitwanderer. Novellen und Skizzen. Illustrirt von Reinhold Neubauer. Berlin und Leipzig, Eugen Kundt.

Die vorliegenden Dichtungen sind in einem Zeitraum entstanden, der ein äußerlich wie innerlich recht bewegtes Leben darstellte. Niemals war während des Schaffens Zeit, zwischen sich und den Dingen eine Entfernung herzustellen, und so mag dem Buch die kühle Ruhe fehlen, die auf die eigenen Erlebnisse wie auf etwas Fremdes zurückblickt. Wenn die Muse in gnädiger Laune gewesen ist, muß es dafür an unerschrockener subjektiver Färbung gewonnen und mit „Selbstbekenntnissen" einige Aehnlichkeit bekommen haben. Der Inhalt besteht aus den wechselnden Ereignissen und Gedanken, die in der Zeit des Entstehens mein Inneres bewegten. Die unbarmherzige, naturgesetzliche Nothwendigkeit, die mitunter einen Menschen an der Schwelle seines gelobten Landes sterben läßt, ergriff mich, — und ich machte eine Novelle daraus. Ich lernte die Schuld kennen, die ewig wie zwei mahnende Augen auf einem Menschen ruhen kann, — sie wurde zum Gedicht. Und ähnlich erging es mir mit allen anderen Eindrücken, heiteren und ernsten. Darf ich mir ein Zeugniß ausstellen, so ist es, daß ich mir nie durch irgend welche „Rücksichten" Etwas von Dem habe abhandeln lassen, das

mein Stoff meiner Meinung nach forderte. Alle übrigen „Zeugnisse“ müssen von der Kritik ausgefertigt und unterschrieben werden.

Steglitz. Erich Schlaikjer.

Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. Leipzig, C. G. Naumann. 1897.

Von Verhandlungen eines Freundeskreises auf dem Lande berichtet dieses Buch. Anlaß zu den Unterhaltungen haben die modernen, vom Großstadtleben getragenen Bewegungen in schöner Kunst und Literatur gegeben. Denen wird nun keineswegs alles Verdienst abgesprochen, aber es wird doch für nöthig gehalten, der Großstadt, dem Positivismus und dem Skeptizismus gegenüber, die bisher meist in der „modernen“ Bewegung den Ton angaben, die Gegenwirkung der Landschaft und ihrer Kräfte der Ursprünglichkeit und Natürlichkeit des Empfindens und Denkens geltend zu machen. Das Buch kommt so Wünschen entgegen, die in den letzten Jahren öfter von verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen aus laut geworden sind. Findige Leute werden vielleicht Etwas von künstlerischem und literarischem Agrarierthum darin entdecken. In dem erwähnten Interesse beschäftigt sich unsere Gesellschaft als mit einem Musendienst, für den das Jagen und Hasten der Großstadt immer weniger Musse lasse, zunächst mit Kants Besinnung auf die allgemeinsten Merkmale der Schönheit. Als eine Besonderheit der hier gegebenen kurzen Darstellung des ersten Theils der kantischen Aesthetik dürfte zu bezeichnen sein, daß dabei auf Edmund Burke und dessen berühmte philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Vorstellungen vom Erhabenen und Schönen, von der Kant viel Anregung empfangen hat, zurückgegangen wird. Eine vergleichende Darstellung dient, sowohl die Neuheit wie die hohe Ueberlegenheit von Kants Erörterung des Schönen besser ins Licht zu setzen. Die Unterhaltungen der Freunde beschränken sich jedoch nicht auf Kants Lehre vom Schönen. Vielmehr handelt ein Haupttheil der Briefe, aus denen die Schrift besteht und in denen an einen in die Stadt verzogenen Freund und früheren Theilnehmer des erwähnten Kreises eben über die Zusammenkünfte der Zurückgebliebnen berichtet wird, von unseren großen Kritikern und Dichtern im achtzehnten Jahrhundert, von Lessing, Goethe und Schiller. An ihnen wird Das hervorgehoben, was zu heilsamer Ergänzung und Berichtigung der modernen Bewegung dienen könnte. In einem dritten Hauptabschnitt endlich wird der Gedanke einer Eingliederung der schönen Kunst in ein Reich des Ideals und in eine zu dessen Realisirung dienende Veranstaltung erwogen, eine wichtige Beziehung, an die aber die alltäglichen Kunstvergnügungen der großen Städte kaum noch denken lassen. In diesem Theil der Schrift besonders wird an die Zukunft appellirt.

Freiburg a. E. Heinrich Romundt.

Zahlungbedingungen.

Der fern Stehende, also vielleicht auch Herr von Thielmann, ahnt gar nicht, welche Bedeutung für die leidige Geldknappheit unsere Zahlungart hat. Von je her wurde in Deutschland schlecht gezahlt: statt kurzer Ziele, die pünktlich eingehalten werden, gab es bei uns stets lange Ziele und Unpünktlichkeit. In England und Frankreich herrscht ein besserer Brauch, besonders in Frankreich, wo die Empfänger der Waare nach Empfang der Faktura per dreißig Tage auf sich trassiren lassen. Wie ungünstig hier der deutsche Einfluß gewirkt hat, soll in den Reichslanden zu merken sein, wo das Ziel zuerst auf dreißig Tage lautete, dann immer länger wurde und wo heute das Verhältniß eben so schlecht wie in den altdeutschen Provinzen ist. Die Elsässer lassen auch nicht mehr auf sich trassiren, weil damit ja ein bestimmtes Datum verbunden wäre. Das ist ihnen unbequem.

Nun müssen aber die verborgenden Fabrikanten ihre Rohstoffe selbst sehr prompt bezahlen. Es giebt da höchstens dreimonatige Fristen und die Herstellung der Rohstoffe wird von mächtigen Leuten besorgt, die sich nichts gefallen lassen und auch nicht zu fürchten brauchen, daß ein abfallender Kunde etwa bei der Konkurrenz leichtere Bedingungen erhält. Unsere Hütten, Baumwollenspinnereien, Kohlenzechen, überhaupt alle großen Lieferanten wichtiger Rohstoffe lassen sich durchaus nicht hinziehen. Die Fabrikanten aber klagen immer lauter über ihre Noth, von den Abnehmern Geld zu bekommen; sehr oft sündigt dabei freilich auch der Zwischenhändler. Zunächst geht jetzt die Erfüllung des Vertrages schon über drei Monate hinaus; und wenns dann gut geht, schickt der Wiederverkäufer noch als Zahlung Kundenwechsel, die lange zu laufen haben, zieht aber ruhig sein Skonto ab, obwohl dieser Abzug doch nur bei Baarzahlung oder bei Trassirung per dreißig Tage gilt. Läßt nun der Fabrikant solche Großhändler laufen und arbeitet direkt mit den Detaillisten, so wird die Last gewöhnlich noch ärger.

Besonders schwierig sind die Verhältnisse bei Maschinenlieferungen. Die Größe des Betrages hat da naturgemäß zu einem anderen Zahlungmodus geführt; es war früher üblich, das erste Drittel bei der Bestellung, das zweite bei der Ablieferung und die letzte Rate nach dem Beginn des Betriebes zu bezahlen. Diese Sitte ist jetzt leider vielfach aufgegeben: die Fristen werden versäumt, das zweite Drittel wird oft erst nach der Abnahmeprüfung bezahlt und es kommt nicht selten vor, daß die erste Anzahlung fortfällt und der ganze Betrag zusammen, aber spät gedeckt wird. Dadurch gehen für sechs Monate Zinsen verloren, die unter Umständen noch der Kreditbank des Fabrikanten direkt zu vergüten sind. Nur die alten, soliden Maschinenfabriken lassen sich auf so üble Neuerungen nicht ein, die anderen sollen ihre Maschinen nebst Zubehör häufig ohne jedes feste Geschäftsprinzip verkaufen.

Die auffälligsten Erleichterungen gewähren ihren Kunden heutzutage die elektrischen Werke. Das ist eine schädliche Folge der übergroßen Kapitalanhäufungen; den Kunden werden lange Ziele und Ratenzahlungen mit Fristen bis zu zehn Jahren förmlich angeboten. Da muß natürlich der Privatfabrikant zurückbleiben, und wenn er noch so Tüchtiges leistet, denn die großen Gesellschaften können mit ihrer Massen-

produktion von vorn herein schon billiger arbeiten, als er es vermag. Aber solche Zahlungprinzipien, die in rastloser Geschäftsjagd entstehen, sind unvernünftig und nicht einmal von der Nothwendigkeit diktirt. Das ganze Gebiet wird dadurch unsolid, denn Mancher wird zu großen Anlagen verführt, die er sich sonst nicht leisten könnte. In den Bilanzen solcher flott kreditirenden Aktiengesellschaften habe ich übrigens die Zinsen auf die Raten noch nicht abgezogen gefunden, obgleich dort die Summe der Debitoren stets ungemein groß ist. Es kommt noch hinzu, daß überhaupt bei jedem Auftrag drei bis vier Prozent Zinsen verloren gehen. Wird z. B. eine elektrische Centrale gebaut, so werden zwar gewisse Abnahmezeiten vereinbart, aber oft weit überschritten. Die Unternehmer verlangen von ihren Lieferanten die prompteste Lieferung, geniren sich aber beim Bezahlen durchaus nicht. Der Sattler, dem besonders die feinen Herrschaften oft lange schuldig bleiben, erhöht dafür seine Preise, aber die mittleren Fabriken, denen die großen Firmen schuldig bleiben, müssen sich mit ihren Sätzen auf mäßiger Höhe halten. Die Gesellschaften, die ihren Kunden die längsten Fristen gewähren und denen bei solchem Gebahren natürlich mitunter das Geld knapp wird, machen im Verkehr mit ihren Lieferanten leider recht oft vom Recht des Stärkeren Gebrauch und sagen hochmüthig: „Der kann warten!“ Dabei brauchen die stärksten Unternehmer nicht einmal alle Rohstoffe pünktlich zu bezahlen, weil sie mit den Lieferanten oft auch in ihren Aktiengesellschaften zusammenhängen.

Und unsere städtischen Behörden? Auch sie, auch manche großen Kommunen halten ihre Zahlungtermine nicht pünktlich ein. Nach der Abnahme muß man zunächst doch dem löblichen Amt die Anzeige machen und dann pflegt es im Tempo unserer Bureaukratie noch mindestens vier Wochen zu dauern, — und die Zinsen für diese Zeit sind verloren. Wer dem Staat oder der Gemeinde nicht baar zahlt, Der wird vom Gerichtsvollzieher besucht; wer aber von den Behörden Geld zu fordern hat, mag sich in Geduld fassen, — ganz wie bei der Eisenbahn, wo der Passagier seine Fahrkarte sofort bezahlen, aber geduldig warten muß, bis ihm auf eine Reklamation nach ein paar Monaten sein Geld zurückgezahlt wird. Dabei muß man bedenken, daß gerade die fiskalischen Bestellungen große Summen repräsentiren.

Früher war es ziemlich allgemein bei uns Sitte, daß der Empfänger einer Waare dafür mit dreimonatiger Frist auf sich ziehen ließ. Dieser Brauch ist abgeschafft, weil der Geschäftsmann es für unsolid hält, Wechsel zu acceptiren. Das würde ihn aber doch nicht hindern, einen Wechsel auf seine Bank auszustellen, falls nur der ernste Wille vorhanden ist, an einem bestimmten Termin zu zahlen. Dazu gehört freilich, daß jeder Kaufmann eine Bankverbindung hat, und davon sind wir noch weit entfernt. In England, wo fast Alles durch Checks regulirt wird, ist selbst ein größerer Detailliſt ohne Bankkonto kaum denkbar. Bei uns haben sogar die Vorschuß- und Gewerbekassen der kleinen Städte keine Bankverbindung in den Hauptstädten und deshalb sind ihre Wechsel nach deutschem System minderwerthig. Selbst wenn die Kunden einen Check auf die Reichsbank schicken, hat man keine Freude daran, da solche Anweisungen, wie ich im vorigen Heft schilderte, an einem anderen Platz nur Inkassowechsel sind. In Oesterreich und Italien bewähren sich auch im Waarenverkehr die Postsparkassen. Ein Guthaben bei einer solchen Kasse ist eben so werthvoll wie in Deutschland ein Girokonto bei der Reichsbank. Der Besitzer kann im ganzen Lande Zahlungen kostenlos über-

weisen lassen, erspart also die Mühe, jedesmal erst einzuzahlen. Man erzählt mir, seit der Einführung der deutschen Postanweisung habe der Zahlungverkehr sich verschlechtert; früher sei die Versendung der vielen Münzen und Baarsummen so umständlich gewesen, daß der Kunde es bequemer fand, dem Reisenden, der ihm neue Proben brachte, das Geld für die alte Schuld gleich mitzugeben. Diese gute Gewohnheit ist durch die Leichtigkeit der Posteinzahlung beseitigt worden.

Auch im Textilgeschäft sind die Zahlungverhältnisse bei uns recht schlimm. Die soliden Engroshäuser zahlen natürlich noch gut, aber die Fabrikanten müssen, um zu bestehen, heute auch mit anderen, weniger soliden Firmen arbeiten, deren Inhaber oft genug des Kaufmannswortes gedenken müssen, daß, wer sich nicht scheut, schlecht zu bezahlen, sich auch gefallen lassen muß, daß man ihn mahnt. Die Säumigen werden aber in diesem Punkt immer empfindlicher. Schickt man einem Händler die Rechnung mit Valuta per ersten Dezember und mahnt ihn am achten Dezember an den versäumten Termin, dann bekommt man mitunter noch eine grobe Antwort, — wenigstens von kleineren Händlern, die aber doch die Masse bilden. Früher war Baarzahlung die Regel, wenn die Rechnung keinen besonderen Valutavermerk enthielt. Jetzt läßt man einen solchen Vermerk fort, weil der Lieferant nicht wagt, einen festen Termin anzusetzen. Es gab noch in neuester Zeit Rechnungen, auf denen zu lesen war: die Hälfte zahlbar per sofort, die andere Hälfte in drei Monaten. Solche Rechnungen haben sehr große Unternehmer zurückgeschickt, weil das „sofort" sie verletzt hatte. Statt des „sofort" schreibt man jetzt „Valuta per Dato", was doch in drei Wörtern genau das Selbe bedeutet. Recht thöricht scheint mir der oft vernommene Trost, wir seien in Handel und Industrie noch zu jung, um unsere Waaren per dreißig Tage mit zwei Prozent zu entnehmen. Man sollte lieber, der Wahrheit gemäß, offen sagen, daß es leider echt deutsch ist, sein Heil im Unterbieten der Konkurrenten zu suchen, und nicht zu fragen, ob Das stets ehrenhaft ist.

Niemand kennt übrigens die Verhältnisse der Kundschaft und deren Zahlungfähigkeit besser als ältere Agenten und Provisionreisende. Oft sind solche Kräfte von manchen Unternehmern abgeschafft und durch ständige Reisende ersetzt worden, weil man sparen wollte; aber man kam dabei nicht auf seine Rechnung: Verluste stellten sich ein und ein guter Theil der Kundschaft ging verloren. Kein Auskunftbureau kann die Personen- und Sachkenntniß dieser erfahrenen Herren ersetzen. Deshalb erkennt auch das neue Handelsgesetzbuch die Wichtigkeit des Standes der kaufmännischen Agenten gebührend an; der siebente Abschnitt des ersten Buches ist nur den Handelsagenten gewidmet, die im früheren Gesetzbuch überhaupt nicht erwähnt wurden und deren Rechte und Pflichten jetzt in neun Paragraphen mit musterhafter Sorgfalt abgegrenzt sind. Der gute Ruf des deutschen Handels und der heimischen Industrie ist zum nicht geringen Theil unseren Agenten zu verdanken. Besonders sollen sich London und Moskau durch solche Vertreter ausgezeichnet haben, die, genau mit den Verhältnissen der Kundschaft vertraut, die Interessen beider Parteien zu wahren und auch die heitle Bestimmung der Fristen und Zahlungtermine klug und taktvoll zu ermessen vermochten. Pluto.

Notizbuch.

Im Reichstag hat der Kampf um das Flottengesetz begonnen. Noch ist, während diese Zeilen geschrieben werden, nicht einmal die erste Lesung beendet; aber schon muß der ruhige Betrachter fragen, ob man wirklich heute noch im Ernst von einem Kampf sprechen darf. Die Sache ist recht langweilig geworden. Von beiden Seiten ist im Parteistil kaum noch Neues zu sagen, und wer den allzu langen Reden lauscht, hat den Eindruck, gealterten Schauspielern zuzuhören, deren lärmendes Gebahren er früher für den Ausdruck ungestümer Leidenschaft hielt und die ihm jetzt nur die Grimasse der Begeisterung oder Entrüstung zu mimen scheinen. Allmählich werden eben selbst den gläubigsten Gemüthern die Folgen des üblen Brauches fühlbar, in den Parlamenten die Sprüche herzusagen, die vorher Monate lang in den Zeitungen verkündet worden sind, und der unfromme Wunsch, der hundertmal beschnüffelte und beleckte Brei möge endlich der Katze vorgesetzt werden, erwacht im ungeduldigen Sinn der Ermüdeten, von steten Wiederholungen kümmerlicher Weisheit Angeekelten. Wohl wären auch jetzt noch wichtige Fragen zu stellen, wäre die hartnäckig aufrechterhaltene Fiktion, der exportirende Großhandel folge nationalen und patriotischen Erwägungen, im Licht der Thatsachen nüchtern zu prüfen und zu untersuchen, ob nicht bedeutsamer als alle Mehrung des überseeischen Prestiges für uns die Aufgabe ist, mit Millionenfonds den preußischen Osten zu fördern und im ganzen Reich die Lebenshaltung der unteren Klassen zu heben, die unserer Industrie dann bessere und für die Dauer jedenfalls sicherere Abnehmer sein würden als Russen, Chinesen und allerlei Niggergesindel. Eifernde Agrarier könnten auch mit gutem Recht fragen, ob die Riesensummen, die jetzt im angeblichen Interesse der Industrie und des Handels gefordert werden, denn nicht in die große Gruppe der sogenannten Liebesgaben einzureihen sind. Solche und andere Fragen sind aber längst nutzlos und zwecklos geworden. Die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des Flottengesetzes hängt vom Centrum ab und das sehr geringe Interesse, das sich im Lande noch an den geräuschvoll begonnenen Feldzug knüpft, beschäftigt sich höchstens mit der eigentlich nur für Parlamentarier beträchtlichen Frage, ob der Handel auf der Basis des verlangten Septennates abgeschlossen oder ob die siebenjährige Festlegung des Flottenbestandes als Konzession der schwarzen Schaar geopfert werden wird. An eine Auflösung des Reichstages und einen Wahlkampf im Zeichen der Marineforderungen glaubt Niemand mehr; aber man wird unter ernsthaften Menschen auch selten die Meinung vertreten finden, daß die Zukunft des Deutschen Reiches von der Zahl unserer Schiffe bestimmt werden könnte. Für diese Zukunft wäre die Rückkehr zu einer ruhigen, stetigen, von schwächlichen Schwankungen und plötzlichen Schwenkungen freien Politik innerer Sammlung sehr viel wichtiger als die gewiß nützliche Vermehrung des Bestandes an Panzerschiffen und Kreuzern. Deshalb interessirte auch das Auftreten der neuen Männer mehr als der Gegenstand des mit ermattenden Kräften geführten Kampfes. Sie haben im Ganzen einen günstigen Eindruck gemacht, der ohne den Uebereifer eines Massenaufgebotes noch verstärkt worden wäre. Fünf Vertreter der Regirung sprachen schon am ersten Tage: Das ist doch ein Bischen zu viel und weckt den Verdacht, daß die geehrten Herren allzu ängstlich um ihr Leben zittern und vor dem Lucanus Eifer prästiren wollen. Die einzelnen Leistungen aber waren erfreulicher als in der Epoche, der die Herren Boetticher und Marschall das Gepräge gaben. Graf Posadowsky ist auch in dem neuen, schwierigeren Amt der fleißige, behende und

nicht unangenehm kokette Mann geblieben, der sich in ihm fremde Materien schnell und geschickt einzuarbeiten vermag. Herr Tirpitz sprach ruhig, weniger temperamentvoll und im besten Sinn persönlich als Herr Hollmann, aber mit sachlicher Klarheit und still überzeugendem Ernst. Der Freiherr von Thielmann, den Lothar Bucher einen geborenen Finanzminister nannte, hatte noch nicht Gelegenheit, seine parlamentarische Begabung deutlich zu zeigen. Herr von Bülow erfreute durch Kraft und Frische des Tons und wird nur die bescheidene Frage gestatten müssen, ob er die möglichen Folgen des Konfliktes mit China auch in vollem Umfange erwogen hat. Daß, wie er behauptet, „auf unserer Seite das gute Recht ist", wenn wir, weil zwei Missionare ermordet worden sind, den Chinesen einen Hafen wegnehmen, wird schwer zu beweisen sein; und Deutschlands europäische Situation ist heute nicht so, daß Experimente rathsam erscheinen, die zu unübersehbaren Verwickelungen führen könnten. Eine Prestigepolitik nach schlimmem napoleonischen Muster kann, wie die Geschichte mehr als einmal gelehrt hat, in Mexiko oder bei Sedan enden; wir wollen hoffen, daß der mit dem nicht gerade tragisch klingenden Namen Kiau-Tschau verknüpfte Zwischenfall nicht noch zu trauriger Berühmtheit gelangt und daß Herr von Bülow zu hastig begonnenen Abenteuern eben so wenig Neigung verspürt wie sein Vater, der im Auswärtigen Amt die Heilige Kraft hieß. . . Was die neuen Staatssekretäre leisten können, wird man freilich nicht nach ihrem Auftreten im Parlament zu beurtheilen haben; wir wollen abwarten, wie sie ihre Ressorts verwalten werden. Der Kreis ihres Wirkens hat sich erheblich erweitert, seit das einst Alles ringsum überragende Amt des Kanzlers zu ornamentaler Bedeutung zusammengeschrumpft ist. Und es ist ein lustiger Zufall, daß gerade jetzt für den Kanzler eine außerordentliche Gehaltserhöhung gefordert wird. Man darf glauben, daß der Kanzler bisher zu schlecht bezahlt war, obwohl Graf Caprivi, bei seiner eigenartigen Auffassung repräsentativer Pflichten, noch Geld erspart haben soll, aber es ist doch merkwürdig, daß Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der Herr großer Güter, den die Gnade des Zaren vor der Nothwendigkeit bewahrt hat, das ererbte Gut Werki in ungünstigen Jahren billig loszuschlagen, einen höheren Lohn für Leistungen fordert, die in der Lebensgeschichte angeblich leitender Minister wohl so ziemlich vereinzelt sind.

* * *

Um für das Flottengesetz die Stimmung zu verbessern, sind dem Reichstag allerlei Christgeschenke aufgebaut worden, deren Besitz er schon lange ersehnt hatte. Sie wirken von fern recht hübsch; wenn man sie aber in der Nähe ansieht, muß man, um im edlen Gemüth des Erworbenen froh zu werden, schon des Gebers Güte in Anschlag bringen. Die Reform des Militärstrafverfahrens wird in der vorgeschlagenen Form weder bei den Freunden noch bei den Feinden des bisherigen Systems besonders herzlichen Beifall finden und das wundersame Gesetz, das den Anspruch unschuldig Verurtheilter auf Entschädigung sichern soll, stimmt zu spöttischen Betrachtungen über den Werth Jahre lang angepriesener liberaler Forderungen. Eine Entschädigung soll nämlich Der nur beanspruchen dürfen, dessen Unschuld bündig bewiesen ist; eine mit dem Mangel eines ausreichenden Schuldbeweises begründete Aufhebung des verurtheilenden Erkenntnisses gewährt nach dem neuen Entwurf kein Recht auf Entschädigung Der schlichte Laienverstand wird meinen, daß im kriminalistischen Sinne Jeder unschuldig verurtheilt worden ist, über den das Urtheil ohne zureichenden Schuldbeweis eine Strafe verhängte, und daß die Frage, ob dennoch ein Verdacht auf dem — wie man früher sagte — von der Instanz Freigesprochenen

ruht, in den Bereich der moralischen Werthung gehört. Herr Niederding ist anderer Meinung und kann sich dabei auf alte liberale Wünsche berufen. Im besten Fall werden also in jedem Jahr etwa fünfzig Menschen nach umständlichem Mühen eine karge Entschädigung erlangen, — und um diese Errungenschaft ist Jahrzehnte hindurch mit Feuereifer dialektisch gestritten worden! Wenn sich ein paar berliner Bankiers zusammenthäten, könnten sie, ohne künftig schlechtere Weine zu trinken, die Leistung übernehmen, gegen die das Deutsche Reich sich so lange gesträubt hat.

* * *

Auch den Duellgegnern sollte vor Weihnachten noch eine Freude bereitet werden. Deshalb erließ der Justizminister Schönstedt an die Staatsanwaltschaften eine Verfügung, die diesmal — und Das ist eine seltsame und unerfreuliche Neuerung — veröffentlicht wurde und also, wie man annehmen muß, auch auf die Gerichte wirken soll. Vom preußischen Justizministerium ist im Gebiet des Strafrechtes schon lange nichts Gutes mehr ausgegangen. Der außen Stehende hat den Eindruck, als ob der Behörde jede kriminalistische Kraft, die über den alltäglichen Verwaltungbetrieb hinausgeht, fehlt. Die Verfügung des Justizministers vom sechzehnten November ist nicht geeignet, diesen Eindruck zu verbessern. Selbstverständlich kann nur gebilligt werden, daß sie die gute Absicht erkennen läßt, Duellen und Beleidigungen entgegenzuwirken. Aber Das ist der Standpunkt jedes Verständigen im Reich und verdient noch keinen besonderen Dank. In Frage kommt vielmehr: welche Behandlung schlägt die Behörde, nachdem sie sich anderthalb Jahre Zeit genommen hat, vor, um der Krankheit beizukommen, und sind Diagnose und Prognose richtig gestellt? Leider kennt sie nur ein Mittel, ein Inventarstück der altväterischen kriminalistischen Hausapotheke: mehr Strafen, — Anwendung äußerlich. Denn, meint der Justizminister, die milde Praxis in Duellsachen und der Mangel einer raschen und empfindlichen Sühne für Beleidigungen sind der Anlaß, daß die Duelle zugenommen haben. Quod ferrum non sanat, ignis sanat. Also immer noch der nicht mehr recht zeitgemäße Glaube an die wunderthätigen Heilkräfte der Strafenskala zwischen Minimum und Maximum. Wer sich von einem Aufschlag auf die gerichtsüblichen Strafmaße den gewünschten Erfolg verspricht, muß annehmen, daß die Duellanten sich für gewöhnlich dadurch zur Herausforderung bestimmen lassen, daß sie zunächst innerlich die Höhe der ihnen drohenden Strafe berechnen oder daß sie, wenn sie auf dem Standpunkt der von Schopenhauer so ergötzlich verhöhnten „Avantage" stehen, in der erreichbaren Verurtheilung ihrer Beleidiger wegen der Geringfügigkeit der Strafmaße keine Genugthuung finden, — zwei Voraussetzungen, die vermuthlich von jedem Kenner des Ehrenkodex mit Entrüstung und Spott zurückgewiesen werden würden. Auch liefert die gesammte Geschichte der Duellstrafen, einschließlich der Zeiten strengster Duellmandate, schimpflichen Begräbnisses und der Todesstrafe, den ausbündigen Gegenbeweis gegen die Abschreckungmaxime. Der psychische Zwang, der den Einzelnen aus den komplizirten Gesellschaftverhältnissen heraus beherrscht, die das Duell bis heute in Deutschland erhalten haben, nimmt dem angedrohten Strafübel jede präventive Wirkung; und wenn die Duellanten nachher einige Monate länger, als es bisher üblich war, in einer preußischen Citadelle hocken müssen, so ist Das für die Allgemeinheit gleichgiltig, für die Betroffenen aber eine um so zwecklosere Tribulirung, als sie vorkommenden Falles wieder ganz eben so wie vorher handeln würden, nach

ihrer Ansicht handeln müßten. Möglich, daß die öffentliche Diskussion der Duellfrage in Presse und Parlament, der nicht jede Eindringlichkeit abgesprochen werden soll, daß vielleicht auch die in den Zeitungen bis zum Ueberdruß detaillirten Erörterungen jedes einzelnen Zweikampfes ein Wenig nachwirken; viel ist davon nicht zu erwarten, ganz und gar nichts aber von der Strafenarithmetik des Justizministers. Noch befremdlicher freilich als sein Glaube an abschreckende Duellstrafen erscheint der Versuch, durch Verschärfung der Beleidigungstrafen zu wirken. Wegen Beleidigung sind im Jahre 1895 nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 53 192 Verurtheilungen rechtskräftig geworden, davon entfallen auf das Königreich Preußen 35288, während die Verurtheilungen wegen Duells — allerdings ohne die von der Reichsstatistik ausgeschlossenen militärischen Verurtheilungen — kaum hundert für ganz Deutschland sein mögen. Um der vielleicht fünfzig Fälle wegen, die in Preußen vorkommen, soll nach der Absicht des Justizministers also der den etwa 35000 Fällen entsprechende Jahresdurchschnitt der künftigen Verurtheilungen wegen Beleidigung empfindlich härter ausfallen. Damit im besten Fall in Preußen jährlich zehn bis zwanzig Duelle weniger stattfinden, sollen 30 bis 40 000 Personen um so schwerer büßen, die in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit ihr Leben lang nicht daran denken, einen Ehrenhandel mit den Waffen auszutragen, ja, denen selbst der Begriff des Ehrenhandels im Sinne der Duellanten ganz fremd ist. Man kann getrost behaupten: Das ist eine Kriminalpolitik, wie die Welt sie noch nicht erlebt hat. Ist es nicht besser, Alles bliebe beim Alten und wer von den Zehn bis Zwanzig auch in Zukunft durchaus sich duelliren will, Der läßt sich eben anschießen? Doch die Verfügung enthält noch andere Kuriosa: „Es kann nicht befremden, daß Jemand, der sich oder seine nächsten Angehörigen in ihrer Ehre schwer gekränkt sieht, in der regelmäßig erst nach Monaten folgenden Verurtheilung des Beleidigten zu einer geringen Geldstrafe eine angemessene Sühne nicht erblickt.", Erstens: wer ist dafür verantwortlich, wenn der Geschäftsgang der Gerichte erst nach Monaten eine verspätete Sühne erlaubt? Doch nur der Justizminister selbst; oder will sich der Minister die vor einiger Zeit vom Landrichter Viezens ironisch gebrauchte Bezeichnung der preußischen Richter als „Taugenichtse" ernstlich aneignen und Schöffengerichte und Strafkammern den Staatsanwaltschaften, an die er seine Worte richtet, wegen Trägheit denunziren? Gewiß nicht. Dann ist es einfach seine Pflicht, sich für Vermehrung der Richterstellen einzusetzen; denn wenn die Injuriensachen bisher verschleppt worden sind, so ist es mit allen anderen Sachen auch nicht besser, also reichen die zur Erledigung vorhandenen Kräfte nicht aus. Was ferner die Schwere der Beleidigungstrafen betrifft, so legt der Gebildete auf das den Gegner treffende Strafmaß ein viel geringeres Gewicht als auf die Thatsache der Verurtheilung an sich. Dieser Zug entspricht der historischen Entwickelung des Gesammtstrafrechtes und dokumentirt in erfreulicher Weise ein von den primitiven Rachegefühlen bereits erheblich gereinigtes Verhältniß des Zeitbewußtseins zur Strafnorm. Ganz gewiß hat Vargha Recht, wenn er behauptet, daß in der fortgeschrittenen Civilisation schon das Strafverbot regelmäßig von dem verpönten Betragen abhält, einerlei, ob und welche Uebel nebenbei noch angedroht werden, und die bloße „Konstatirung des normwidrigen Verhaltens" kommt in der ohne Strafübel gleichwohl weittragenden Wirksamkeit von Berufs-, Vereins- und Ehrengerichtsbarkeit aller Art in

unserer Gesellschaft bereits stark in Betracht. Wenn dagegen der weniger Gebildete — und je tiefer er steht, um so mehr — gerade an der Schwere des Strafübels, das seinen Gegner trifft, die eigene Genugthuung messen zu sollen glaubt, so ist es Sache der Rechtsprechung, den roheren Instinkten entgegenzutreten und sich zu erinnern, daß schon im Anfang dieses Jahrhunderts Weber in seiner würdigen Schrift über Injurien den Richter ermahnte, je leichter sich die Beleidigten die unbilligsten Forderungen erlaubten, ihnen desto weniger Gehör zu geben. Der Mann aber, der das Duell statt der Klage wählt, ist Erwägungen über die gerichtliche Strafzumessung an den Gegner von vorn herein verschlossen. Für ihn ist die Beschreitung des Rechtsweges überhaupt nicht standesgemäß, denn sie könnte von keinem orthodoxen Ehrenkonventikel gebilligt werden. Danach ergiebt sich die volle Aussichtlosigkeit der von dem Minister gehegten Erwartung, „daß der Anreiz zu gesetzwidriger Selbsthilfe (d. h. zum Duell) sich mindern werde, wenn erst die Ueberzeugung wieder eine allgemeine wird, daß auch das Rechtsgut der persönlichen Ehre eines kräftigen Schutzes sicher ist", selbst wenn unter diesem kräftigen Schutz etwas Besseres zu verstehen wäre als die leider, abgesehen von der rascheren Ahndung, gemeinte Strafschärfung, — und obendrein droht der Rückschritt der vergröberten Judikatur im Beleidigungverfahren. Aber auch der leidige Wahrheitbeweis, „den andere Gesetzgebungen überhaupt nicht oder nur in sehr beschränktem Maße zulassen, während er im deutschen Strafgesetzbuch unbeschränkt eröffnet ist", soll Schuld an beklagenswerthen Mißständen sein. Das Reichsstrafgesetzbuch unterscheidet unter dem Gesammttitel Beleidigung: jede irgendwie geartete Ehrverletzung (§ 185), die Behauptung oder Verbreitung einer ehrenrührigen Thatsache, die nicht erweislich wahr ist (§ 186), und die Behauptung oder Verbreitung einer unwahren und ehrenrührigen Thatsache wider besseres Wissen (§ 187). Die Erweislichkeit und Nichterweislichkeit von Thatsachen kommen danach gesetzlich in Betracht nur in den Fällen der §§ 186 und 187. Und doch sind viele formale Injurien aus § 185 in concreto nichts als summarische Bezichtigungen ehrenrühriger Thatsachen. Der injuriösen Form gegenüber schließt der deutsche Richter aber häufig den Wahrheitbeweis aus, wo ihn der englische Richter zuläßt, „as if J can prove the tradesman a bankrupt, the physician a quack, the lawyer a knave this will destroy there respective actions." (Blackstone.) Ohne nach dieser Richtung in weitere Vergleichungen einzutreten, wird man zugeben können, daß Gesetzgebungen, die den Wahrheitbeweis an Bedingungen knüpfen — Frankreich läßt ihn gegen Private überhaupt nicht, Oesterreich nicht über Thatsachen des Privat- und Familienlebens zu, das englische Recht verlangt, wenigstens im Falle des Libells, ein öffentliches Interesse —, zahlreiche Beweisprozeduren abschneiden, die den Ballast deutscher Injurienverhandlungen bilden; nur hüte man sich, zu glauben, daß darum in Deutschland eine größere Freiheit der Meinungäußerung oder gar ein Zustand besonderer Schutzlosigkeit vor Beleidigungen gegeben seien. Uebrigens sind da ja auch die §§ 192 und 193, die selbst bei geführtem Wahrheitbeweis Bestrafung zulassen „wenn das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Behauptung oder Verbreitung (oder Aeußerung) oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht". Diese Qualifikation der Form und zumal der begleitenden Umständen, deren thatsächliche Würdigung völlig subjektiv ist, bewirkt für Deutschland im Verhältniß zum Aus-

lande im Gegentheil eine erhebliche Gefährdung der freien Meinungäußerung. Wir haben also keinen Grund, den Wahrheitbeweis für eine besonders zärtliche Gerichtspraxis verantwortlich zu machen; auch sind 53 192 Verurtheilungen in einem Jahre doch am Ende nicht wenig. Wie viele davon mögen schon auf bloße Verbalinjurien entfallen, die noch heute in England als slander straffrei sind, wie einst im republikanischen Rom!... Endlich beklagt der Justizminister, daß die Gerichte häufig den Beleidigten durch Zulassung von Beweisen über sein Vorleben in die unangenehme Lage versetzen, seine Vergangenheit einer peinlichen Untersuchung unterzogen zu sehen. Ich glaube, jeder Praktiker wird den Minister versichern können, daß, wenn Das geschieht, es nach der Natur des Falles nicht anders möglich sein wird und daß keines der ihm unterstellten Gerichte die Neigung haben kann, irrelevante Beweiserhebungen zum Zeitvertreib vorzunehmen. Der Minister vergißt in seinem guten Eifer, den gerichtlichen Weg für den Beleidigten möglichst abzukürzen und mit Rosen zu bestreuen — damit der gereizte Ehrenmann nicht die Geduld verliert und zur Pistole greift —, daß im Injurienprozeß der Beleidiger und der Beleidigte einander zunächst gleich glaubwürdig gegenüberstehen und der Beleidigte durchaus nicht immer die im öffentlichen Interesse zu schützende Persönlichkeit ist.

* * *

Ein junges Mädchen will den in den Elektrizitätwerken arbeitenden Bräutigam abends aus der Fabrik abholen. In der dunklen Straße spricht ein Bummler die still ihren Weg Gehende an. Sie weist den Lästigen mit seinen dreisten Anträgen ab und wird aus Rache nun von ihm einem Schutzmann als eine Dirne denunzirt, die ihn „angekobert" habe. Der Schutzmann glaubt dem Denunzianten und bringt das Mädchen auf die Polizeiwache. Sie wird verhört, muß die Nacht in der Wachstube zubringen, wird morgens im Grünen Wagen in das Polizeipräsidialgebäude befördert, dort ärztlich untersucht und erst mittags endlich freigelassen. Das geschieht, trotzdem das Mädchen einen durchaus sittsamen Eindruck macht, lebhaft seine Unschuld betheuert und angiebt, daß es bei dem Vater, einem Pferdebahnkutscher, in einem genau bezeichneten Hause wohnt. Die beschämende Geschichte hat dem Vorsitzenden der Strafkammer, die den Denunzianten verurtheilte, den Ruf auf die Lippe gelegt: „Da sieht man, was einem anständigen Mädchen in Berlin passiren kann!" Und in der Presse wurde über die Ruchlosigkeit des elenden Wichtes wacker gezetert und mit Bedauern vermerkt, daß man ihn nur für Monate, nicht für Jahre ins Gefängniß geschickt hat. Läßt sich aus dem traurigen Vorgang, der sich auch in anderen deutschen Städten abgespielt haben könnte, nicht eine nützlichere Lehre gewinnen? Die Lumpen, die falsche Anschuldigungen erheben und, um ihren Rachedurst zu stillen, Andere skrupellos ins Elend bringen, wird man nicht ausrotten. Ists aber nöthig, daß jede Prostituirte wie ein Stück Vieh behandelt wird? Würde die Sittlichkeit der Großstädte leiden, wenn nicht jedes der Prostitution verdächtige Mädchen auf die Wache gebracht und zur Untersuchung geschleppt würde? Auf dieses dunkle, allzu dunkle Gebiet fällt dann nur ein spärlich die trostlose Nacht erhellender Strahl, wenn eine Unschuldige zu leiden hat. Es wäre Zeit, sich ernstlicher damit zu beschäftigen und zu fragen, ob es um das Verhältniß zwischen Staatsgewalt und Prostitution nicht so übel bestellt ist, daß der Eingriff eines Elenden diesen Zustand kaum noch verschlimmern kann.

* * *

Emile Zola hat sich, vielleicht, weil der Vertheidigerruhm Voltaires ihn nicht schlafen läßt, für die Wiederaufnahme des gegen den Hauptmann Dreyfus abgeschlossenen Verfahrens eingesetzt. Aus seinen Artikeln sprach zwar nicht ein so bestimmter Glaube an die Unschuld des Verurtheilten, wie man nach den in berliner Blättern veröffentlichten Telegrammen annehmen mußte, aber sie haben genügt, um ihm das Herz des Herrn Max Nordau, des Zionisten, zu erobern. Dieser ausgezeichnete Mann, für den es längst schon zweifellos ist, daß Dreyfus unschuldig leidet, erzählt den Lesern der Vossischen Zeitung: „Zola enthüllt einen Adel der Gesinnung und eine Größe und Festigkeit des Charakters, die vor diesem Manne die größte Hochachtung einflößen müssen . . Es ist ein Trost, daß es noch Männer wie Zola giebt, die keine Beschimpfung, Verfolgung und Schmach davon abhält, ihrem kategorischen Imperativ zu gehorchen." In dem berüchtigten Buch „Entartung" hat der selbe Herr Nordau über den selben Zola gesagt: „Die Ergebnisse, zu denen Zola bei seinen angeblichen ‚Experimenten' gelangt, sind objektiv nicht vorhanden, sie bestehen nur in seiner Einbildung. Der Unterschied zwischen Versuchen und Dem, was Zola mit diesem Wort bezeichnet, ist so groß, daß es mir schwer wird, die mißbräuchliche Verwendung des Ausdruckes auf bloße Unwissenheit oder Denkunfähigkeit zurückzuführen. Ich glaube vielmehr, daß es sich um bewußte, planmäßige Bauernfängerei handelt . . . Die Verworrenheit seines Denkens, seine triebhafte Hinneigung zur Darstellung von Wahnsinnigen, Verbrechern, Prostituirten und Halbnarren, seine Koprolalie und seine Vorliebe für Rothwälsch kennzeichnen Zola hinreichend als höheren Entarteten . . . Wenn Zola weit begabter ist als die Verfasser der ‚Rinaldo Rinaldinis' u. s. w., so ist er auch weit unehrlicher als sie . . . Der außerordentliche Erfolg, den Zola bei seinen Zeitgenossen gehabt, erklärt sich aus seiner Gemeinheit und Schlüpfrigkeit. Er kann auf die Kundschaft der zahllosen Liebhaber von Zoten und Unfläthereien rechnen; dieses Publikum bleibt ihm treu und findet bei ihm, was es sucht." Das sind noch nicht die schlimmsten Citate; und nun ist der Entartete, der gemeine, unehrliche Zotenhändler und Bauernfänger, weil er Herrn Dreyfus für unschuldig hält, zu einem makellosen Heiligen geworden.

* * *

Im neuen Eisenbahnetat soll eine sehr große Zahl fester Stellen über die bisher geforderte Ziffer verlangt werden. Das ist nach der Häufung der Eisenbahnunfälle nicht wunderbar. Die Behauptung, bei der Reorganisation des Eisenbahnwesens sei nur im inneren Dienst die Zahl der Beamten vermindert worden, ist vielfach recht ungläubig aufgenommen worden und nun wird im Reich des Herrn Thielen außer der Vermehrung der Stellen auch eine Erhöhung der Löhne dringend nöthig sein. Dem Brief des Hilfsweichenstellers einer kleinen, aber durch Güterverkehr belebten Station sind die folgenden Angaben zu entnehmen. Die Zahl der Hilfsweichensteller ist bei der Reorganisation von 5 auf 3 herabgesetzt worden, ohne daß mit der erhöhten Dienstleistung ein höherer Lohn verbunden war. Der Mann erhält täglich 2,40 Mark, muß sich monatlich 5 Mark für die Pension- und Krankenkasse abziehen lassen, sich den Dienstanzug selbst anschaffen und für die Wohnung 120 Mark Jahresmiethe zahlen. Dafür hat er die Ehre, von fünf Uhr früh bis abends um acht im Gebiet einer königlich preußischen Eisenbahndirektion thätig zu sein. Fürst Hohenlohe fordert eine Erhöhung seines Gehaltes um 64 000 Mark und in den Zeitungen konnte man neulich lesen, die Tarife für die kaiserlichen Sonderzüge seien herabgesetzt worden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Dezember 1897.

Kollege Bosse.

Herrn Schriftsteller und Kultusminister Dr. Robert Bosse,

Berlin, Unter den Linden.

Sehr geehrter Herr,

Excellenz darf man Sie doch nicht mehr nennen? Nicht etwa, weil seit ein paar Wochen im Kreis der Eingeweihten gewispert wird, Sie würden, ehe noch des Lenzes erster Strahl auf die alten Linden vor Ihrem Fenster herniederleuchtet, aus dem Amte scheiden — Titel, Rang und Charakter blieben Ihnen ja auch dann —, sondern, weil Sie auf solche feierliche Aeußerlichkeiten offenbar nicht den allergeringsten Werth legen. Davon bin ich für mein armes Theil felsenfest überzeugt, seit ich in den Zeitungen den Wortlaut der Rede gelesen habe, mit der Sie am vergangenen Sonntag, dem silbernen, als im Kaiserhofsaal Herr Karl Frenzel gefeiert wurde, die Gäste erfreuten. Im berlinischen Blätterwalde hat diese Rede kein allzu lieblich klingendes Echo geweckt: man hat Ihnen allerlei Bosheiten gesagt, Sie mit der geziemenden Vorsicht ein Bischen verhöhnt und die unholde Frage aufgeworfen, ob Ihre tönenden Worte auch ganz ernst gemeint seien. Das war Unrecht; die Herren, die in Ergebenheit um die Ehre Ihres Besuches gebeten hatten, durften, wenn sie im Rahmen guter Gesellschaftsitte bleiben wollten, an der artig aufgeputzten Tafelrede eines von ihnen zum Festmahl geladenen Gastes keine Kritik üben, durften dem Manne, der mit höflichen Verbeugungen für eine Höflichkeit dankte, nicht, als der Rausch kaum noch ausgeschlafen war, die Fensterscheiben einwerfen. Ich glaube, Sie werden nach dieser Erfahrung künftig den Festen der Zeitungschreiber fern bleiben und im verstimmten Gemüth denken: Wenn die Herren mich für ihren

Feind halten, für einen beschränkten, boshaften, höchstens zu Heuchelphrasen bereiten Menschen, dann sollten sie mich mit ihren Einladungen gefälligst verschonen. Und da bin ich, zum ersten Male, in der angenehmen Lage, völlig mit Ihnen übereinstimmen zu können. Ja, sehr geehrter Herr, ich halte Sie, trotz ihrer Rede, für einen Feind freier geistiger Arbeit im Allgemeinen und der Literatur im Besonderen und ich würde nie, unter gar keinen Umständen, ein von wirklich oder angeblich der Literatur angehörigen Leuten veranstaltetes Fest mitmachen, zu dem Sie, in Ihrer Eigenschaft als Kultusminister, eingeladen wären. Sonst würde Ihre Anwesenheit mich natürlich nicht geniren; Sie haben die Monatsschrift für deutsche Beamte herausgegeben, haben ein paar nützliche Alltagsbücher geschrieben und sind berechtigt, in einer Schriftstellerversammlung zu sitzen. Als offiziell geladener Ehrengast aber, als preußischer Kultusminister, haben Sie da nichts zu suchen; die Literatur ist Ihnen keinen Dank schuldig und hat von Ihnen nichts zu hoffen, leider aber Alles zu fürchten. Sie verfahren mit der Literatur wie in der Fabel des von Ihnen — wahrscheinlich, weil er schon längst tot ist — so sehr bewunderten Lessing der Wolf mit dem jammernden Esel, der sich einen Dorn in den Fuß getreten hat: „‚Wahrhaftig, Du dauerst mich', sagte der Wolf. ‚Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, Dich von diesen Schmerzen zu befreien.' Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen". . . Sie möchten, nach Ihrer rührenden Verkündung, hilfreich „die Steine aus dem Wege räumen, um die Bahn des Geistes frei zu machen", des Geistes, der Ihnen paßt, aber Sie benutzen die gesammelten Steine, um unbequemen, Ihnen allzu frei scheinenden Geistern, die, so lange sie leben, ja auch einen Körper haben, den dem Staat gefährlichen Schädel zu zertrümmern. Sie bekennen Ehrfurcht vor geistiger Freiheit — das Wort kommt, in allen möglichen Verbindungen, in Ihrer Rede siebenzehnmal vor —, aber Sie müssen auch hier wieder die Erinnerung an ihren Liebling Lessing gestatten, der das Kammermädchen des Fräuleins von Barnhelm sagen ließ, daß die Menschen gewöhnlich von den Eigenschaften, die sie nicht haben, am Liebsten sprechen.

Da Sie aber die edlen Männertugenden der Freiheit, Wahrhaftigkeit und Unabhängigkeit gar so laut loben, dürfen Sie nicht böse werden, wenn ich ganz offen mit Ihnen rede und Ihnen zunächst einmal nicht verhehle, daß ich zweifelhaft bin, ob Sie den gepriesenen Gotthold Ephraim wirklich genau, nicht nur aus dem Schulbuch, kennen. Sie sagen, fast schon im Schmockton, er habe „von Berlin aus einen breiten und tiefen Strom höchster geistiger Bildung

hinausfluthen lassen in die deutschen Lande" und sei „dadurch der Vater des freien, hochgemuthen, führenden Journalismus, der Begründer der schöpferischen Kritik, ein Fürst im Reich des Geistes geworden"; und Sie finden „in seiner literarischen Arbeit eine in die Augen fallende Parallele mit der Schaffensweise des Jubilars", dessen Ehrentag Ihr Trinkspruch verherrlichen sollte. Anderen Leuten wird diese Parallele nicht so leicht in die Augen fallen; sie werden am Ende sogar meinen, daß zwischen Lessing und Frenzel, nach dem schönen Zeitungwort, ein Abgrund gähnt, der die Ungesättigten von den behaglich an leckerer Tafel Schmausenden scheidet. Lessing beugte sich vor keinem Herrscher des Tages, auch vor dem schlimmsten, tyrannischsten nicht, dem Massengeschmack; er stritt, mit der Uebertreibung, die das Recht und manchmal die Pflicht leidenschaftlichen Glaubens ist, wider die der Menge lieb gewordene Mode, wider hemmende Konvention und armsälige Hanswursterei, und wies zu neuen Zielen neue, vorwärts führende Wege; er hätte, wenn er als ein Kind unserer helleren Zeit geboren worden wäre, ganz sicher mit furchtloser Tapferkeit auch die Staatsgewalt und die herrschende Gesellschaft kritisirt, hätte Ihnen, Herr Bosse, und Ihren Ministerkollegen oft genug die allerunangenehmsten Dinge gesagt und wäre berliner Zeitungen heutigen Stiles als Mitarbeiter gewiß nicht willkommen gewesen. Herr Karl Frenzel, Ihr Held, ist von ganz anderer Art, ist vom Stamm der berliner Dichter, die verständnißlos staunend dreinblickten, als ihnen Heine erzählte, er habe beim Schreiben oft ein Rauschen wie vom Flügelschlag eines unsichtbaren Vogels über seinem Haupte gehört. Herr Frenzel glaubt selbst wohl nicht, daß er, wie Sie wähnen, „die Meisterschaft im Reich des Geistes" erworben hat, und ist zu klug, um nicht zu merken, daß nur die Kollegen ihn überschwänglich loben, die er vorher eben so überschwänglich gelobt hatte, — wie John Gabriel Borkman nach der Sturmfluth die Tragoedie Foldals preist, weil Foldal dem Stern des Freundes blind gläubig zu vertrauen scheint. Herr Frenzel ist immer der Exponent des Massengeschmackes gewesen, er hat sich nie einer von der Mehrheit angenommenen Mode entgegengestemmt, nie einer legitimirten Macht widerstrebt, nie einen kühnen, die philistrische Dumpfheit schreckenden Gedanken in die Menge geworfen und hat mit Lessing nicht mehr gemein als Sie, geehrter Herr, etwa mit Rodbertus, der vor fünfzig Jahren auf Ihrem Ministerstuhl saß. Sie feiern Herrn Frenzel ja auch nur, weil er ein ordentlicher, zahmer und stiller Mann ist, der Ruhe und Zufriedenheit als erste Bürgerpflicht predigt, die abgestempelte Weisheit der hohen Obrigkeit gelten läßt und kein Wässerchen

trübt. Einen neuen, lebendigen, kämpfenden Lessing würden Sie nicht in schwungvoller Rede rühmen. Sie würden seine Artikel konfisziren, seine Bücher verbieten und, wenn er nach üblen Erfahrungen vorsichtiger schriebe und nur die Thatsachen wirken ließe, im Staatsanzeiger verkünden lassen, es sei unter der Würde eines preußischen Ministers, auf die Anwürfe eines solchen Menschen mit einer gerichtlichen Klage zu erwidern. Nein, lieber Herr, Sie kennen den wirklichen Lessing nicht, wenn Sie annehmen, er sei ein Frenzel des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Aber er kannte Sie, der Helläugige kannte den im deutschen Norden nie aussterbenden Bureaukratentypus, den Sie getreulich vertreten, den Typus des geschmeidigen, nach der Kirchenschnur frommen, redseligen Herrn, der munter mit Wenn und Aber operirt und für jede Wunde ein Pflästerchen hat. Lesen Sie seinen Anti-Goeze, betrachten Sie aufmerksam die feiste Gestalt seines Patriarchen, der Ihr geflügeltes Wort gegen die „hocheinherfahrende, in Materialismus und Heidenthum dahintaumelnde Welt" hundert Jahre vor Ihnen gesprochen haben könnte, und lauschen Sie dem Fuchs aus seiner Fabel, der die ewigen Redner, die Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne, so boshaft verhöhnt!

Sie kennen, wie es scheint, auch die Lebensbedingungen des modernen Journalismus nicht. Sie erzählen von Bedenken, die Ihnen kamen, während Sie durch die Mauerstraße gingen, und möchten damit den Glauben erwecken, Ihre Rede sei im letzten Augenblick improvisirt worden. Meinetwegen; ich bedaure nur, daß Sie nicht, um Ihren Gedanken Zeit zum Reifen zu lassen, einen Umweg machten und von der Königgrätzerstraße her in den Kaiserhof wanderten. Dann wären Sie an einem Palast vorübergeschritten, dessen Anblick Ihnen vielleicht neue, nützlichere Bedenken suggerirt hätte. Wissen Sie, wer da wohnt? Mosse, Herr Bosse. Der häufig geschmähte Mann soll durchaus nicht so schlimm sein, wie er geschildert wird, und ich schätze ihn sogar, weil er weitherzig genug war, dem Verfasser der „Fanfare", der stärksten aller bisher gegen den Mossismus gerichteten Satiren, in seinem Tageblattreich das Amt des Kritikers anzuvertrauen. Aber glauben Sie etwa im Ernst, daß in diesem Reich der „freie, hochgemuthe, führende Journalismus" eine Heimath hat, daß er in diesen Grenzen überhaupt leben kann? Herr Mosse, davon dürfen Sie überzeugt sein, denkt nicht anders als Herr Bosse: auch er tritt voll und ganz und unentwegt für die Freiheit ein, die er meint, und hält sich die unbequeme Freiheit, die Andere meinen, weislich vom Leibe; er ist klug, ist in Geschäften nicht kleinlich und wirbt, wenn er es für vortheilhaft hält, mitunter sogar einen Mann, der sich frevelnd ein-

mal vergessen hat, aber er würde dem Gemietheten niemals erlauben, in seinem Dienst eine Meinung auszusprechen, die den heiligsten Gütern des Hauses Mosse gefährlich oder auch nur lästig werden könnte. Und wie bei ihm, so ists überall, bei Christen und Juden, bei Agrariern und Jobbern. Die Abonnenten und Inserenten, mein lieber Herr und Kollege, leiten die Blätter; und ihrer Wünsche Verwalter heißen Verleger. Das ist die Norm; in seltenen Fällen wird ein Blatt auch von einem Konsortium bezahlt. So steht es, um nur ein Beispiel anzuführen, mit dem Blatte, für das der von Ihnen gerühmte Jubilar thätig ist, mit der National-Zeitung, die nicht existiren könnte, wenn ihr nicht von einer bekannten Bankengruppe reichliche Zuschüsse gespendet würden. Die Leute, die diese Zeitung machen, wissen, daß sie bei Bankmännern bedienstet sind, und müssen sich doch geberden, als schöpften sie aus frei erworbener Ueberzeugung die Weisheit, die morgens und abends als öffentliche Meinung verhökert wird. Scheint dieser Zustand Ihnen dem freien, hochgemuthen, führenden Journalismus eine geeignete Basis zu bieten? Und zweifeln Sie nur eine Sekunde, daß Herr Frenzel von seinen Arbeitgebern aufs Pflaster geworfen worden wäre, wenn er sich jemals erdreistet hätte, mit schrillem Ruf die Schlittenfahrten des mobilen Kapitals zu stören oder über skrupellose Spekulanten und Börsenräuber ein hartes, verwundendes Wort zu sprechen? Wissen Sie nicht, daß die Parteistellung der meisten Blätter fast immer aus sehr einfachen Geschäftsgründen zu erklären ist, daß kaum eine einzige Zeitung heute noch von ihren Abonnementseinnahmen leben kann und daß die Sucht, Inserate zu erhaschen, wie Lassalle früh ahnte, auch auf die politische und namentlich auf die soziale Haltung hinüberwirkt? Nach Mosse, dem ersten Annoncensammler großen Stils, dem Meister im Riesenreich der Reklame, erschien Scherl, der Schöpfer der „parteilosen" Blättergattung, die über keine für das staatliche Leben wichtige Frage eine eigene Meinung hat und deshalb von rechts und von links Inserate erraffen kann, auch aus den Revieren, die dem Agentenheer des Herrn Mosse verschlossen bleiben. Wer für diese unpolitischen Blätter schreiben will, muß auf jede frische Farbe der Entschließung verzichten, jeden Ausdruck starker Persönlichkeit streng verbannen und darf nur sagen, was der kompakten Mehrheit der Inserenten und Leser genehm ist ... Ach, werther Herr, die Journalisten sind heutzutage gar nicht frei, gar nicht hochgemuth, gar nicht führend, — und sie wissen, daß sie es nicht sind, keuchen knirschend im Joch und sehen entsetzt, wie tüchtige Talente zu Grunde gehen und ehrliche Männer sich prostituiren, ihren Geist dem am Besten

zahlenden Brotherrn vermiethen müssen, dessen Anschauungen sie viel lieber mit dem ganzen Aufgebot geistiger Kraft bekämpfen möchten. Der Vater dieses Journalistengeschlechtes, dem von schlauen Kapitalisten das zur Arbeit nöthige Werkzeug genommen ist und das nun widerwillig in fremdem Dienst frohnden muß, ist Gotthold Ephraim Lessing nicht; er würde, wenn er auch nur eine Stunde lang den modernen Zeitungbetrieb sähe, Alles zurücknehmen, was er je gegen heuchelnde Pfaffen gesagt hat, würde gegen die neuen pfäffischen Schwarzkünstler wettern und eher mit Goeze als mit seinem Großneffen, dem Besitzer der Vossischen Zeitung, den Friedensbund knüpfen.

Das Alles, geehrter Herr, sage nicht ich nur: Das sagen, beseufzen, wenn sie sich sicher fühlen, alle ehrlichen und einsichtigen Männer, die in den Dienst der zur Magd der Schachermachei erniederten Presse gezwungen sind. Und nun ermessen Sie gütigst selbst den Wärmegrad des Gefühles, das wir Ihnen und Ihren Ministerkollegen entgegenbringen, — Ihnen, die aus dem schmählichen Zustand der Dinge mit Behagen noch Nutzen ziehen, die eigentlichen Gebieter der Presse mit feinen Fäden umgarnen und leis in ihr Lager locken und die kargen Reste publizistischer Freiheit mit plumper Büttelfaust bedrohen. Sie thun nicht das Geringste für die Literatur, Sie verderben durch Ihre offiziösen Machenschaften die Presse noch mehr, als sie durch den kapitalistischen Geschäftsgeist ohnehin schon verdorben ist, Sie verschüchtern und ängstigen die einigermaßen noch zu muthiger Regung Bereiten durch ihre Anklagen und Verfolgungen; und der Staat, dessen Vertreter Sie sind, ist nicht, wie Sie in Sectstimmung behaupten, eine „Organisation der Kulturaufgaben", sondern eine von Schergen beschützte Organisation der Satten, Besitzenden, die alle Forderungen einer erneuerten Kultur barsch und mürrisch ablehnen, eine Organisation gegen den freien, furchtlosen, trotzigen Geist. Ja, es besteht, wenn Sie es auch leugnen, ein Gegensatz zwischen Ihnen und uns, der alte, ewige Gegensatz zwischen unkluger Gewalt und kraftvollem Sehnen nach freier Bethätigung. Sie haben für unsere Art, die Welt zu betrachten, nicht das mindeste Verständniß: Sie verleihen den Zahmen Ihre uns lächerlich scheinenden Titel und verfolgen die Tapferkeit und die stürmische Leidenschaft. Sie sind als Minister nicht legitimirt, unter freien geistigen Arbeitern das Wort zu führen, und ich muß bedauern, daß man Sie zu einem Literaturfest lud, denn ich bin zwar bereit, Ihnen persönlich Hochachtung zu zollen, aber ich habe mit dem preußischen Kultusminister keine Gemeinschaft und bin

sein gar nicht ergebener

H.

Die Universität London.

Von der Universität London weiß man auf dem Festlande fast nichts; und doch nimmt gerade diese merkwürdig organisirte wissenschaftliche Körperschaft einen bedeutenden Platz unter den Erziehung- und Bildunggroßmächten des englischen Volkes ein. Das kommt keineswegs nur daher, daß vor ihrer Hausthür sechs Millionen Menschen wohnen, mehr als im ganzen Königreich Bayern oder in ganz Australien, sondern ist vor Allem in ihrer geschichtlichen Entwickelung begründet. Deren treibende Kraft ist der bewußte Wettbewerb mit Oxford und Cambridge gewesen, und zwar in dem Sinne, daß man zu einer Zeit, wo die altehrwürdigen Vorrechte dieser beiden Anstalten durch die fortschreitende wirthschaftliche Entwickelung und namentlich durch größere Kapitalansammlung im Lande unbrauchbar oder doch unnöthig geworden waren und doch, bei dem ausgeprägten Konservatismus des englischen Volkes und nicht zum Wenigsten des House of Lords in Aeußerlichkeiten, Formen und Privilegienerhaltung, keinerlei Aussicht bestand, daß diese spezifischen Klostereinrichtungen und eine Anzahl von ihnen abhängiger Folgeerscheinungen so bald fallen würden, direkt darauf ausging, Bildunganstalten in der englischen Metropole zu gründen, die von allen diesen Dingen frei und auch in der Wahl der Lehrgegenstände den vorhandenen Bildungbedürfnissen angepaßt wären, statt sich auf eine griechisch-lateinische und klösterlich-kirchliche Ausbildung ihrer Zöglinge zu versteifen.

Wir sind heute mehr als je geneigt, den Namen Universitäten auf die universitas literarum zu beziehen, die an ihnen gelehrt werden oder gelehrt werden sollte, statt auf die universitas, die einst auf den klösterlich angelegten Hochschulen des Mittelalters Lehrer und Schüler zusammen bildeten. Und doch darf man diesen Ursprung jener Bezeichnung nicht vergessen; denn er wirft ein scharfes Licht auf die Frühzeit all dieser gelehrten Anstalten. Auch die Universität London ist nicht ganz frei von Beziehungen zu dieser Lehrart, wenn ihre Begründung auch erst in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fällt. Im Jahre 1548 stiftete Sir Thomas Gresham in London sieben Professuren, deren Fächer nahezu dem alten Trivium und Quadrivium der philosophischen Fakultäten (Facultates Artium Liberalium) des Mittelalters entsprachen. Es waren Lehrstühle für Theologie, Musik, Astronomie, Geometrie, Rechtswissenschaft, Physik und Rhetorik. Dazu gab er sein Haus in Bishopgate zur Wohnung und zu den Lehrräumen der Professoren her, mit der ausgesprochenen Absicht, nach dieser neuen Lehrstätte alle der Bildung Bedürftigen anzulocken, die außer Stande wären, die alten Universitäten zu besuchen. Diese kleine Universität kam rasch zu Einfluß und Blüthe, da ältere und jüngere Stiftungen sich an sie anschlossen oder doch in ihren Unterrichtsgegenständen an sie anlehnten. Aus dem Anfang des sieben-

zehnten Jahrhunderts haben wir eine Chronik, die in ihrem Anhange einen Abriß der Einrichtungen „der drei berühmten Universitäten Oxford, Cambridge und London" giebt und bemerkt, daß die höheren londoner Lehranstalten, acht an der Zahl, ein vollständiges akademisches Lehrsystem bildeten, „dem nichts weiter fehle als eine gemeinsame Oberleitung und die Protektion eines hohen Kanzlers." Diese acht Anstalten sind erstens natürlich die Gründung Greshams, dann die Theologieschulen von Westminster und St. Pauls, die Rechtsschulen „of Court and Chancery", das College of Heralds, die Schule für bürgerliches Recht in „Doctor's Commons" und die St. Pauls Schule, die 1510 von Colet gegründet worden war.

Bacons Wirken hatte die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in einem Maße auf die Naturwissenschaft gelenkt, wie man es bis dahin nicht gekannt hatte, und die Ideen und Pläne der „Neuen Atlantis" wirkten stetig weiter. Es war kein Wunder, daß man schließlich versuchte, sie theilweise in die Wirklichkeit umzusetzen und besonders für London nutzbar zu machen. Ein Dichter, Cowley, war es, der 1661 mit einem fein ausgearbeiteten „Vorschlag über die Förderung der Experimentalphilosophie" mit Hilfe einer großen Lehranstalt an der Themse mit Laboratorien und allem Apparat für naturwissenschaftliche Forschungen und mit einem Lehrkörper von zwanzig darin wohnenden Professoren hervortrat. Alle Zweige einer liberalen Bildung sollten in dieser Neugründung gepflegt werden, aber der Nachdruck fiel doch auf reine und auf angewandte Naturwissenschaft. Es gelang Cowley nicht, genügend zahlkräftige und opferfreudige Kreise für die Sache zu gewinnen, und so fiel der ganze Plan ins Wasser und es dauerte über anderthalb Jahrhunderte, bis er wieder aufgenommen ward, — seltsam genug: wieder von einem Dichter, Thomas Campbell, dem Verfasser der „Freuden der Hoffnung". Im Jahre 1825 schrieb Thomas Campbell an Brougham seinen berühmten Offenen Brief, in dem er zeigte, welche mangelhaften Einrichtungen zur Vermittelung einer höheren Bildung zur Zeit in London beständen, und zur Gründung einer großen Universität London drängte, um die Jugend Londons „nachdrücklich und nach den verschiedensten Richtungen hin zu lehren, zu prüfen und mit akademischen Ehren zu schmücken", während doch zugleich neben dieser wissenschaftlichen Ausbildung „das billige Leben im Elternhause und all der sittliche Einfluß bestehen bleibe, der von diesem ausgeht". Dieser Anruf der Oeffentlichkeit fand einen weiten und lauten Widerhall. In weniger als zwei Jahren waren für über drei Millionen Mark Aktien gezeichnet und schon 1827 legte der Duke of Sussex den Grundstein zu einem eigenen prächtigen Gebäude in Gowerstreet. 1828 wurden bereits Lehrkurse der philosophischen, juristischen und medizinischen Fakultät eröffnet und 557 Studenten zugelassen. Dieses neue Institut legte sich aus eigener Machtvollkommenheit den Namen Uni-

versität London zu, der für die alte Gresham University außer Uebung gekommen war, und seine Besitzer machten alle Anstalten, die Sanktion der Krone zu erhalten, sammt dem Rechte der Verleihung akademischer Grade. Das war aber nicht so leicht. Eine ganze Reihe älterer, privilegirter Institute erhob dagegen Einspruch und brachte die Eingabe mit der Begründung zum Scheitern, daß sie eine Bevorzugung einer neuen, noch unerprobten Anstalt gegenüber altbewährten Instituten der Landeshauptstadt sei. Schon schien die Sache für alle Zukunft aussichtlos, da erschien im Anfang der dreißiger Jahre eine der großen Religionfragen im Reich der alten Universitäten wieder einmal auf der Bildfläche. Bis dahin hatten auf den beiden alten Universitäten Englands nur Angehörige der englischen Hochkirche studiren dürfen. Diese für das zweite Drittel unseres Jahrhunderts nahezu unglaubliche Beschränkung hatte in dem religiösen Ausbau des Collegelebens und in den engsten Beziehungen der oxforder und cambridger Wissenschaft zur Hochkirche einen sehr ernsten Hintergrund, und daß die Zulassung fremdreligiöser oder unreligiöser Elemente in diese Familienkreise, als die man die Collegegenossenschaften thatsächlich betrachtete, von völlig revolutionirendem Einfluß sein müsse, darüber täuschte sich Niemand. Aber der Wunsch der Liberalen unter den Gebildeten und auch im Parlament ging gerade dahin, dieses Klosterleben, das in unsere Zeit nicht mehr paßte, zu sprengen. Eine umfassende Agitation wurde unter Anrufung aller liberalen Grundsätze ins Leben gerufen und eine Bill auf Zulassung von „Dissenters" — ein Dissenter ist ja in England jeder nicht der englischen Hochkirche Angehörige, der wiederum in Schottland, wo eine presbyterianische Kirche Staatskirche ist, Dissenter ist — zu den akademischen Graden von Oxford und Cambridge kam vors Parlament. Die Bill ging siegreich durchs Unterhaus und kam vors Oberhaus. Das Oberhaus aber verwarf sie im Jahre 1834 und so blieb Alles beim Alten, — oder doch nicht beim Alten; denn die Verwerfung dieser Bill drückte den Kämpfern für die neue Universität London eine neue Waffe in die Hand, zumal der Wunsch nach einer Erneuerung und Modernisirung der Universitätbildung damals die weitesten Kreise ergriffen hatte. War doch erst 1833 in der Hauptstadt der Grafschaft Durham die Durham-University gegründet worden, bei der man, gerade weil sie, in einer kleinen Stadt gelegen, dem Treiben und Hasten des Tages entrückt war, eine besondere Pflege der idealen Güter der Nation, und zwar, im Gegensatz zu Oxford und Cambridge, der mehr neuzeitlichen, erwartete. Ein Londoner, der nicht zufällig der Staatskirche angehörte, konnte zur Zeit nicht einmal einen der alten akademischen Grade des Landes erwerben. Das war, was man auch von den Privilegien der alten Universitäten denken mochte, doch nicht mehr zeitgemäß. So wurde die Verwerfung jener Bill der Ausgangspunkt einer neuen Agitation für die Privatuniversität London,

ja noch mehr: er gab dieser Agitation eine ganz neue Richtung und wurde damit bestimmend für die ganze weitere Entwickelung der Universität selbst, die auf nichts Geringeres hinauslief als den Ausschluß jeder Theologie und jeder dogmatischen Religion aus dem Lehrplan der Universität. Ein Mr. Tooke stellte sich an die Spitze der parlamentarischen Agitation und setzte im Unterhause 1835 einen Beschluß durch, in dem die Regirung gebeten wurde, die unter dem Namen University of London bestehende Körperschaft amtlich anzuerkennen und zu privilegiren. Die Regirung überwies die Sache, in dem ganz richtigen Gefühl, daß sie es mit einer starken Strömung zu thun habe, gegen die sich durch blinden Widerstand nicht so leicht Etwas ausrichten lasse, dem Geheimen Rath der Krone und dieser gelangte bald zu einer freundlichen Entscheidung. Die Regirung skizzirte dann die Grundzüge einer Verfassung für die Hochschulen Londons, die auf ein Kompromiß hinauslief, aber doch das wissenschaftliche Studium in London dauernd und nachdrücklich förderte. Die University of London von 1827 erhielt zwar nicht diesen Titel, wohl aber den bescheideneren Titel London University College; aber auch der Name University of London wurde vergeben. Allerdings nicht an ein einzelnes Lehrinstitut, sondern an einen großen, heute wohl den einflußreichsten Prüfungskörper der Welt. Die Grundzüge dieser Verfassung, wie sie von der Regirung festgelegt wurden, an deren Spitze damals Lord Melbourne stand, sind so wichtig für die Gesammtentwickelung des Hochschulunterrichtes in England geworden, daß sie hier eine Stelle finden sollen.

„Die Regirung beabsichtigt, die folgenden Maßregeln zu ergreifen, um einen Modus zur Verleihung akademischer Grade in London an Personen aller religiösen Ueberzeugungen ohne jeden Unterschied und ohne die Auferlegung irgend welcher Probe oder Disqualifikation zu schaffen.

1. Der von dem Herzog von Somerset und Genossen nachgesuchte Freibrief wird verliehen werden und den Betheiligten unter dem Namen London University College Korporationrechte verleihen.

2. Aehnliche Freibriefe werden jedem gleichartigen Institut bewilligt werden, das sich in Zukunft aufthun wird.

3. Ein besonderer Freibrief wird an eine Anzahl in der Literatur und Naturwissenschaft ausgezeichneter Personen verliehen werden, die als Prüfungskommission zu fungiren haben und all die Pflichten der Prüfungskommission im Senate House zu Cambridge zu versehen haben werden. Diese Körperschaft wird den Namen University of London führen.

4. Zöglinge des University College und des Kings College sollen auf Grund von Zeugnissen, daß sie auf diesen Anstalten einen Studienkursus durchgemacht, sich die Kenntnisse für ein akademisches Graderamen erworben und sich zur Befriedigung der Direktionen dieser Anstalten sittlich geführt haben, zum Examen zugelassen und nach ihren verschiedenen Leistungen klassifizirt werden.

5. Andere Bildunganstalten mit oder ohne Korporationrechte können von

der Regirung von Zeit zu Zeit den genannten gleichgestellt und ihre Zöglinge zur Prüfung für die akademischen Grade zugelassen werden.

Die zu verleihenden Grade sind Baccalaureus der freien Künste, Magister der freien Künste, Baccalaureus der Rechte, Doktor der Rechte, Baccalaureus der Medizin und Doktor der Medizin."

In den Grundsätzen dieses Planes steht die völlige Neutralität jeder Religion gegenüber obenan; unter den namhaft gemachten akademischen Graden ist kein theologischer; jedes theologische Examen ist also ebenfalls grundsätzlich ausgeschlossen. Wer über die Tendenz dieses Planes trotzdem noch in Zweifel sein sollte, Den mag in dem offiziellen Erläuterungbriefe, den der Schatzkanzler Spring Rice, der nachmalige Lord Monteagle, im November 1835 an den Geheimen Rath richtete, die folgende Stelle überzeugen: „Man sollte sich immer erinnern, daß bezweckt wird, in jeder Hinsicht die Gleichheit mit den alten Universitäten herzustellen, befreit von den Ausschließlichkeiten und religiösen Unterschieden, die den Nutzen Oxfords und Cambridges beeinträchtigen."

Mit diesem eigenartigen Plane, der die Lehrthätigkeit völlig und grundsätzlich von der Prüfungthätigkeit scheidet, so daß es fast ausgeschlossen wird, daß ein Student jemals von seinem eigenen Lehrer geprüft werde, beginnt ein völlig neues Kapitel in der Geschichte des englischen Universitätlebens und ein Steigen der Anforderungen für die wissenschaftlichen Prüfungen, ohne das die höhere Bildung Englands weit hinter der Bildung des Festlandes zurückgeblieben wäre. Um Das ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die britischen Universitäten zu keiner Zeit Staatsanstalten in dem selben Sinne gewesen sind wie die deutschen, sondern daß sie einfach privilegirte Privatgesellschaften sind, die mit einander nicht nur in Bezug auf die Studentenzahl, die wissenschaftliche Bedeutung ihrer Lehrkräfte u. s. w. in Wettbewerb stehen, sondern auch in finanzieller Hinsicht. Die University of London von 1827 war nicht die einzige Anstalt auf Aktien. Nun bestand von Alters her keineswegs jene Freiheit in der Wahl der Universitäten in den verschiedenen Semestern des Studenten, auf die unsere deutschen Universitäten immer so stolz gewesen sind und die thatsächlich allein eine vollständig spezialisirte Fachausbildung des Studenten ermöglicht. Wenn man eine Universität bezogen hatte, dann mußte man auch bei ihr bleiben; denn hatte man auf ihr nicht die vorgeschriebene Anzahl Semester abgesessen, dann ließ sie Einen auch nicht zu ihren Gradprüfungen zu; anderswo zugebrachte Semester wurden überhaupt nicht angerechnet und werden es jetzt noch nur innerhalb sehr enger Grenzen, nur an bestimmten Lehranstalten und mit bestimmten Einschränkungen, die vielfach verschieden sind. Erleichterte man nun die Schlußprüfungen beträchtlich, so gewann man nicht nur, wie es ja auch in Deutschland der Fall sein würde, einen starken Zuzug von Examenkandidaten und damit an Examen-

gebühren, sondern zugleich an Studenten und damit an Kollegiengeldern drei volle Jahre lang in jedem einzelnen Falle. Da die englischen Kollegiengelder, wenigstens in Oxford und Cambridge, etwa fünfmal und die schottischen z. B. etwa dreimal höher sind als die deutschen, so machte Das ganz riesige Summen aus und man hatte die Thatsache, daß die Professoren einer Universität an möglichster Niedrighaltung der Examenanforderungen ein ganz außerordentliches finanzielles Interesse hatten, — eine Thatsache, die bei dem großen Geschäftsgeiste des Briten, trotzdem weitaus die größte Mehrzahl der Universitätlehrer makellose Ehrenmänner waren, doch das Ansehen einzelner Anstalten herabdrückte. In so hohem Maße, daß z. B. Oxford und Cambridge noch heute nur die Grade des Trinity College in Dublin als gleichberechtigt anerkennen und ein Magister der freien Künste einer schottischen Universität in ihren Augen eben kein Magister der freien Künste ist. Daher der Brauch, daß Jeder, der in Oxford graduirt hat, hinter sein B. A. oder M. A. (Bachelor oder Master of Arts) ein (Oxon) setzt und jeder Graduirte von Cambridge ein (Cant); man will eben nicht mit den Graduirten anderer Universitäten verwechselt werden. Während in Deutschland wohl bei allen Universitäten die Bestimmung besteht, daß z. B. ein Doctor Philosophiae beim Graduiren sich durch seine Unterschrift verpflichten muß, an keiner anderen reichsdeutschen Universität oder Universität mit deutscher Lehrsprache den selben Titel zu erwerben, hat Großbritannien keinen ähnlichen Brauch. Jemand, der in St. Andrews in Schottland den Titel eines Magister Artium erworben hat, findet es durchaus nicht unter seiner Würde, nachher in Cambridge noch den (niedrigeren) Grad eines Baccalaureus Artium zu erwerben, von dem man dann durch einfache Zahlung der Universitätgebühren während zweier Jahre ohne Weiteres zum Magister Artium von Cambridge aufsteigt. Ja, recht viele solche Titel, die sämmtlich in festen Abkürzungen hinter den Namen geschrieben werden, gelten für eine Auszeichnung. Es giebt Leute, die hinter ihrem Namen mehr als ein Dutzend solcher Buchstaben stehen haben wie M. A., B. M., C. M., L. L. D., die Jemand, der nicht mit den akademischen Verhältnissen Großbritanniens vertraut ist, niemals richtig zu entziffern vermag. Wer kann ahnen, daß L L D. Doctor of Laws, L L M. Master of Laws, L L B. Bachelor of Laws, aber L L A. Lady literate in Arts heißt? Die Meisten sind allerdings mit Bachelor, Master und Doctor zusammengesetzt, daneben kommen aber auch Literate und Associate vor und das Wort Fellow spielt eine große Rolle. Daß F R S. Fellow of the Royal Society bedeutet, weiß schließlich auch der gebildete Ausländer, aber in F. C. P. würden wenige ein Fellow of the College of Preceptors vermuthen, so wenig wie in C. M. einen Master of Surgery.

Die Trennung von Lehrkörper und Prüfungskörper hatte zunächst die

besten Folgen für das Ansehen der neuen londoner Universitätgrade, wirkte dann aber auch sehr rasch auf die Prüfungordnungen der übrigen Hochschulen zurück; fast überall wurde nach und nach die Prüfungthätigkeit zwischen dem offiziellen Vertreter eines Faches an einer Lehranstalt und einem auswärtigen Prüfungskommissar, dem sogenannten External Examiner, getheilt. In Schottland besteht z. B. heute die Bestimmung, daß zum External Examiner kein Professor oder Dozent der selben oder einer anderen schottischen Universität wählbar ist. Während eine deutsche Prüfungskommission eine solche Einrichtung als grundsätzlichen Zweifel an ihrer Ehrlichkeit empfinden würde, ist es jenseits des Kanals nothwendig geworden, der öffentlichen Meinung solche Garantien zu bieten, und es scheint sich im ganzen Lehrwesen der Grundsatz auszubilden, daß der Schüler im entscheidenden Examen niemals von seinem Lehrer geprüft werden dürfe.

Diese neuen Bestimmungen, die die englische Regirung (d. h. das Gesammtministerium, denn England besitzt kein Unterrichtsministerium, das man unseren Ministerien des Kultus und öffentlichen Unterrichtes vergleichen könnte) als die Grundlagen der Verfassung vorschlug, wurden nun zunächst den Besitzern des neuen London University College vorgelegt und von diesen angenommen. Dann ging die Sache ihren normalen Gang, der nach englischer Sitte eine große Fülle von Förmlichkeiten und höflichen Umständlichkeiten einschließt, und am achtundzwanzigsten November 1836 unterzeichnete König Wilhelm IV. die Verfassungurkunde der heutigen Universität London. An dem selben Tage erhielt auch das neue London University College seinen königlichen Freibrief. Die andere bedeutendste Lehranstalt Londons, King's College, hatte schon im August 1829 einen Freibrief erhalten, der ihm Korporationrechte gab und es als eine Hochschule bezeichnete, „auf der der Unterricht in den Dogmen und Pflichten des Christenthumes, wie es die englische Staatskirche lehrt, für immer mit anderen Zweigen nützlicher Ausbildung zusammen gelehrt werden solle." Die Verfassungurkunde der University of London führte außer dem London University College und dem King's College noch mehrere andere Institute auf, deren Studenten sich zu den Prüfungen der University of London zu melden das Recht haben sollten. In diesem Punkte wurde also der Brauch der alten Universitäten nachgeahmt, die ja auch nur ihre eigenen Studenten zu den Prüfungen zuließen, wenn auch in etwas erweitertem Maße. Dieses Maß wurde im Jahre 1850 noch mehr erweitert, indem das Recht, Kandidaten für die Prüfungen zu stellen, auch einer Anzahl weiteren Lehranstalten verliehen wurde. Doch waren noch für längere Jahre nur solche Kandidaten zu den Prüfungen zugelassen, die ein Zeugniß darüber beibringen konnten, daß sie zwei Jahre lang eins der affiliirten Colleges besucht hatten. Mit der Zeit zeigte jedoch die Erfahrung, daß die verschiedenen Anstalten diese

Zeugnisse unter sehr verschiedenen Umständen gaben und daß sie in manchen Fällen als Zeugnisse für einen regelmäßigen Besuch der akademischen Vorlesungen und eine regelmäßige Betheiligung an den damit verbundenen Arbeiten nur sehr geringen Werth besaßen. Dabei zeigte sich dann auch die Schattenseite der Beschränkung der Thätigkeit der University of London auf die Prüfungfrage. Denn die sechsunddreißig Gelehrten, die unter dem Namen Fellows of the University of London den Senat der Universität bildeten und in deren Hand praktisch die Gesammtleitung der Anstalt lag, hatten den affiliirten Fachschulen gegenüber keinerlei Inspektionrecht und keinerlei Einfluß auf die Bestimmung der Bedingungen, die die Kandidaten für diese Abgangszeugnisse zu erfüllen hatten. Solche Rechte zu schaffen, nachdem es bei der Verleihung der Affiliation an diese Colleges übersehen worden war, hätte nach englischem Recht große Schwierigkeiten gehabt und wäre kaum ohne große Zugeständnisse an die betreffenden Institute zu erreichen gewesen. So sah man von diesem Plane vollständig ab und schlug den umgekehrten Weg ein, indem man durch ein neues Patent der Krone von 1858 die Kandidatur für die Prüfungen der Universität in der philosophischen und juristischen Fakultät praktisch von dem Besuch der affiliirten Anstalten unabhängig machte. Für medizinische Prüfungen dagegen wurde der Nachweis eines Besuches einer anerkannten Aerzteschule und einer gewissen klinischen Praxis als nothwendig beibehalten.

Um einen Grad der Universität London zu erwerben, meldet man sich zunächst unter dem Nachweis, daß man mindestens sechzehn Jahre alt ist, zum Aufnahmeexamen (Matriculation Examination). Während nämlich in Deutschland gewisse Schulen, und zwar die Gymnasien und Realgymnasien, das fast ausschließliche Recht haben, ein Zeugniß zu verleihen, das zum Universitätbesuch als Student berechtigt, kennt Großbritannien eine ähnliche Bestimmung nicht. Neuerdings ist zwar vom Scotch Education Department ein ähnliches Abgangszeugniß (Leaving Certificate) an gewissen Schulen eingerichtet worden, das die vier schottischen Universitäten als ihrem eigenen Aufnahmeexamen gleichwerthig erachten, im Allgemeinen aber behält sich jede höhere Lehranstalt das Recht vor, die sich zur Aufnahme meldenden Kandidaten selbst zu prüfen und über ihre Aufnahme nach eigenem Ermessen zu entscheiden, ganz gleich, ob sie vielleicht schon von einer anderen Universität einen akademischen Grad besitzen. Bei der Meldung hat man vierzig Mark zu zahlen. Die Prüfung ist, obgleich die Stellung mündlicher Fragen nicht gerade theoretisch ausgeschlossen ist, doch wie alle englischen höheren Prüfungen eine schriftliche, in der dem Prüfling gedruckte Fragen vorgelegt werden, die er schriftlich zu beantworten hat. Sie erstreckt sich auf sechs Fächer und zwar 1. Latein; 2. eine der folgenden Sprachen: Griechisch, Französisch, Deutsch, Sanskrit, Arabisch; 3. Englisch mit Einschluß englischer Geschichte und Geographie;

4. Mathematik; 5. Mechanik; 6. eins der folgenden naturwissenschaftlichen Fächer: Chemie; Wärme und Licht; Magnetismus und Elektrizität; Botanik. Wer das Examen besteht, hat, wenn er zwei Jahre studirt hat, das Recht, sich zu einer londoner Gradprüfung zu melden. Zugleich ist das London University Matriculation Examination von zahlreichen höheren Lehranstalten als ihrem Aufnahmeexamen gleichwerthig anerkannt und zahlreiche englische Schulen machen die Anforderungen, die es stellt, zum Lehrziel ihrer höchsten Klasse.

Diese grundsätzliche Uneigennützigkeit, die die Stelle eines Examinators nicht einmal länger als vier Jahre, und in der Regel sogar nicht einmal länger als zwei Jahre, in den selben Händen läßt, hat denn auch das Ansehen der londoner Grade stetig erhöht, so daß heute ein londoner naturwissenschaftlicher Grad ganz beträchtlich mehr gilt als ein oxforder und cambridger.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Sie schreibt.

Vor mir liegt ein neuer Roman von Frauenhand. Dem Umschlag folgt ein Portrait der Verfasserin „nach einer Photographie“ und den Schluß des Buches — dessen Titel ich schonungvoll verschweige, dessen Inhalt ich nur bis zur dritten Seite kenne — bildet ein Anhang: „Bibliographisches über die Verfasserin“, woraus man auch die verschiedenen Titel der Dame erfährt; sie nennt sich z. B. „Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften, Mitglied des Welt-Vereins“ u. s. w. Es folgt dann ein Verzeichniß ihrer sämmtlichen Bücher und aller in Zeitungen erschienenen Feuilleton-Artikel, der von kleineren Provinz-Journalen erbetenen zweiten und dritten Abdrücke, die Nennung der Vereine und Lesehallen, die um Gratiszuweisung ihrer Werke — wie sie hervorhebt — „oft in ehrendster Weise“ ersuchten, dann ein Verzeichniß der Sammelwerke und Journale, die Biographien und Bilder der Dichterin veröffentlicht haben, zum Schluß aber eine Anzahl von sogenannten „lobenden Zeitungausschnitten“ und Anerkennungschreiben, wobei wiederholt die Anmerkung „Auf offener Postkarte“ eigens beigefügt ist. Der Leser erfährt aus diesen Attesten z. B., daß ein Professor, der sich als „Vertrauensmann des Welt-Vereins“ unterzeichnet, der Dichterin die freudige Mittheilung macht: „Ihre werthvollen Beiträge, Gedichte und Aphorismen, werden, so weit der Raum es gestattet, vielleicht alle, Aufnahme finden und zweifellos zum Besten gehören, was das Werk bietet.“ Von dieser Art sind die Erfolge der selbstgefälligen Dichterin.

Warum diese lächerliche Kinderei hier Erwähnung findet? Weil dadurch ziemlich klar zu Tage tritt, welche Reizungen die schriftstellerische Thätigkeit für die Damen haben mag. Was da mitspielt? Vor Allem: die Eitelkeit.

Die Eitelkeit, die einen neuen Hut erfindet, die den Taufschein fälscht, das Haar gelb färbt, Premieren und Konzerte besucht und neue Bücher liest, die eine Anzahl junger Mädchen ein Drittel der Jugend vor dem Klavier verbringen läßt, die auf das Bicycle steigt u. s. w. u. s. w. All diesen Thätigkeiten liegt —

mit ehrbaren Ausnahmen — bekanntlich der für das eigentliche Glück ganz überflüssige Wunsch zu Grunde, in der Meinung Anderer möglichst viel zu gelten, sei es um äußerer oder um geistiger Vorzüge willen.

Wie sollen sich die geistigen Qualitäten erkennbar machen? Am Besten, meint man, dadurch, daß man schreibt, schriftstellert, dichtet. Das ist sogar noch viel einfacher als die übrigens sehr beliebten Versuche der jungen Damen, die Zeit mit Pinsel und Palette totzuschlagen. Nur ist Das nicht ganz eben so leicht. Um einen Blüthenzweig auf einen Fächer, einen Paravent zu kopiren, bedarf es einer gewissen Geschicklichkeit und mannichfacher Vorbereitungen. Wer aber gar die Natur nachbilden will, Der muß zeichnen können, zeichnen gelernt haben, womöglich Jahre lang. Das Selbe gilt von der Bildhauerei, von der Musik; ja, selbst die Schauspielerei — die zum überwiegenden Theil auch nur von Dilettanten höherer Kategorie ausgeübt wird — verlangt immerhin eine Kenntniß der Handwerksgriffe, das Beherrschen der Technik, Uebung der Stimmmittel u. s. w. Um wie viel bequemer ist das beliebte Zerstreuungspiel mit Tinte! Er erfordert keine Vorbereitungen, keine Kenntnisse, nichts! Papier und Tinte, — ein Bleistift thuts auch. Das geringste Betriebskapital! Wenn ein unbegabtes Backfischchen eine Rose zu zeichen beabsichtigt und es kommt dabei, wie voraussichtlich, eine Art Windbeutel heraus, so wird man ihr, sollte sies nicht selbst lächelnd einsehen, ohne Mühe beweisen können, daß dieses Ding viel eher einem Windbeutel als einer Rose gleicht. Schreibt aber ein solches Fräulein Verse oder eine „Erzählung", so wird man ihm minder leicht, ja vielleicht überhaupt niemals, die Einsicht aufdrängen können, daß das Zeug nichts werth ist. Aeußerlich sehen die Verse auch noch dazu ganz so aus wie jene, die Goethe und Schiller geschrieben haben.

Wie liefert man einem Dichter den Beweis, daß sein Geschreibsel nichts taugt? Und nun gar einer Dame, von der es heißt: „Sie dichtet"? Die wahrheitliebenden Verwandten und Freunde bekreuzigen sich heimlich, aber die galanteren Bekannten ermuthigen das kleine Dichtergenie durch ihren Beifall, ihre Bewunderung; die Tanten finden ihre poetische Nichte sehr interessant, die Eltern sind von Stolz und Befriedigung erfüllt, daß ihre Tochter eine Dichterin ist. Der erste Fall in der Familie! Es fehlt nicht an aufmunternden Stimmen, sogar an lobenden Zeitungnotizen, die in der Regel mit weiblicher Anmuth erbettelt oder auch durch „gesellschaftliche Beziehungen" sanft erpreßt werden. Alle Zeitungleute kennen diese „Lobschnorrerei." Ich fand vor einiger Zeit auf meinem Redaktiontisch ein kleines Päckchen, mit gedrehtem Goldfaden zugebunden, wie eine Bonboniere, und ein Sträußchen schöner nizzaer Veilchen dabei. Es war das Rezensionexemplar eines neuen Buches aus der Feder einer mir persönlich unbekannten jungen Dame. Nun giebt es ja Kollegen, besonders ältere, deren Gemüth durch solche sinnige Einfälle weich zu stimmen ist; und während das Buch eines männlichen Autors wahrscheinlich zu den übrigen gelegt worden würde, juckts den Kritiker, die zierliche Sendung aufzumachen, und ist es nicht der barste Unsinn, so erscheint in der Rubrik, die weitaus öfter „Unter den Büchertisch!" als „Vom Büchertisch" überschrieben sein sollte, alsbald eine ermunternde Kritik. Durch persönliche Besuche, zierliche Briefe und Gevatterschaften werden Reklamenotizen über neue Auflagen, Dedikationen u. s. w. in die Blätter lancirt und nun ist es bald ausgemacht, daß Else eine Dichterin ist

Eine Dichterin!

Das geht in der Regel nur so lange fort, bis sie sich durch ein gewisses Ereigniß von diesem oder einem anderen Kunstdrange befreit fühlt; dann „schweigen alle Flöten." Nach der Verlobung hört man von Hedis wundervoller Singstimme, von Trudchens Maltalent, von Elisabeths poetischem Schaffen nichts mehr. Und Das ist gut . . . Tritt dieses „Ereigniß" aber nicht ein, so wird weitergedichtet und das Uebel wird chronisch. Das Dichten bietet den unverehelicht Gebliebenen Gelegenheit, ihr Empfindungleben auszuprägen; da sie keine Liebe genießen, wollen sie wenigstens davon sprechen. Die meisten schreibenden Damen sind alte Jungfern. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Der Spott über das Altejungfernthum, der sich auf offener Straße breit macht, gehört zu den Brutalitäten, die ein Gegengewicht unserer gepriesenen Galanterie bilden und die den Damen ein Licht darüber aufstecken mögen, welche Bewandtniß es mit dieser „Galanterie" eigentlich hat. Es sollte Niemandem einfallen, sich über die dichtenden „alten Jungfern", um das spottbittere Wort noch einmal zu gebrauchen, lustig zu machen. Man möge ihnen die Gelegenheit zu eigener innerlicher Sammlung, die das Dichten bietet, gönnen und ihnen das Tagebuch als bewährten Ableiter und Helfer in der Noth ihres fastenden Herzens lassen. Abgeschmackt aber ist der literarische Dilettantismus mit der Pose des Berufes, das schriftstellernde Stümperthum, das Orthographie und Grammatik nicht achtet und nicht kennt und immer wieder zu Papier bringt, was längst von allen Köpfen gedacht, von allen Lippen ausgesprochen und unendlich oft niedergeschrieben wurde. Das Meiste ist, nach der Lecture, in ihrer Erinnerung hängen geblieben, es sind die alten Gemeinplätze und Phrasen, die konventionellen Bilder, die abgegriffensten Wendungen, die platte Pointe, die Nichtigkeit der Erfindung, — mit einem Wort: die Schablone. So entstehen Novellen und Romane von Frauenhand, deren Titel schon ein Cliché ist: die „Bann"-Geschichten zum Beispiel. „Im Banne der Schuld", „Im Banne der Pflicht", „Im Banne der Leidenschaft, der Liebe, der Sünde" u. s. w. Dann „Schuld und Sühne", „Gesühnt", „Gesprengte Fesseln", „Jung vermählt", „Jung gefreit", „Zu spät gefreit" u. s. w. Tausendmal dageweſen, so oft wie die flachen, uninteressanten Verwickelungen und Konflikte, die ewig wiederkehrenden Gemeinplätze in den belletristischen Steckbriefen. Ich erinnere an die „hohe, ebenmäßige Gestalt" der meisten Frauenromanheldinnen — auch „junonisch" pflegt sie wohl zu sein —, an das herrliche, von „rabenschwarzen Locken umrahmte Oval ihres Gesichtes", in dem die langen Wimpern und feingeschwungenen Augenbrauen, die dunklen Rehaugen und die tadellosen Reihen blendend weißer Perlenzähne nicht fehlen dürfen. So sehen sie Alle aus, die stolzen, herrlichen Romangöttinnen; sie müssen so aussehen. Der männliche Held muß möglichst einen blonden, wohlgepflegten Tambour-Major-Bart tragen, der aber den um die Mundwinkel spielenden trotzigen Zug nicht völlig verbirgt. Das Haar des Romanhelden aus der Gartenlaube und den geistesverwandten Organen zur Versimpelung des Geschmackes ist in der Regel blond und gewellt, die unter der liebefähigen Männlichkeit sehr verbreitete mehr oder minder entwickelte Glatze ist in dieser Literatur verpönt und wohl noch nicht dagewesen. Dabei soll auch im Vorbeigehen die Neigung der schreibenden Dilettantinnen, ihre Geschichten im November spielen zu lassen, erwähnt werden; vielleicht wird dieser Monat gewählt,

weil der berühmte Novembersturm, der durch die Gassen fegt, sich im Oktober lächerlich machen würde und weil im Kamin ein „lustiges Feuer" brennen und schon „der Schnee in dichten Flocken vom Himmel fallen" muß. Das sind die Winter-Dichterinnen. Andere ziehen die warme Jahreszeit vor, weil sie die „letzten Strahlen der untergehenden Sonne" brauchen, die „die Gipfel des Höhenzuges" oder „die Kirchthurmspitze des Ortes vergolden"; auch die „Silhouetten der Bäume, die sich scharf vom Nachthimmel abheben," sind ein gangbarer Artikel.

Es ist ja nicht leicht und nicht gewöhnlich, anders zu sehen als die Masse und dieser Anschauung den Ausdruck zu finden. Aber man braucht doch nicht gerade in diesem Stil fortzufahren: „Schwerlich!" flötete die Gräfin. „Niemals!" knirschte der Entehrte. „Sofort!" herrschte der Baron den Diener an u. s. w. u. s. w. Alle diese Herrschaften grollen, stöhnen, schmunzeln, keuchen, ächzen, jubeln, wenn sie Etwas zu sagen haben, oder sie verhalten sich „tief athemholend". Das ist ungefähr die Charakteristik des Dialoges. Der Stil soll das Mittel sein, durch das der Leser gezwungen wird, so zu sehen, wie der Dichter gesehen hat. Welche weibliche Schriftstellerin „sieht" im künstlerischen Sinn? Die paar prächtigen Erzählerinnen, die wir Alle kennen und deren wir uns natürlich Alle freuen, sind ausgenommen. So wird das „Dichten" von den jungen Damen, wie von den männlichen Angehörigen aller Stände, vom Studenten aufwärts, als eine vogelfreie Allerweltkunst angesehen. Daß es auch eine künstlerische Darstellungsweise giebt und daß man hier Abstufungen wahrnehmen kann, ist eine in den weitesten Dilettantenkreise unbeachtet gelassene Thatsache. Daß man unter Mühen und oft schmerzlichen inneren Wandlungen ein gutes Stück vom Leidensweg des Daseins zurückgelegt haben muß, um ein Bischen mitreden zu können, und daß irgend eine harmonische dichterische Arbeit vor dem Erreichen einer gewissen Altersstufe gewöhnlich nicht denkbar ist: Das sind Dinge, die unsere jungen Damen nicht kümmern.

Neulich brachte mir ein Fräulein, ein recht hübsches, etwa neunzehnjähriges Mädchen aus guter wiener Familie, ein Manuskript. Ich schlug das Heft auf. Der Titel „Abgründe" gähnte mir entgegen. Und da konnte ich mich nicht enthalten, mit der Frage herauszuplatzen: „Aber, verehrtes Fräulein, kennen Sie denn die Topographie des Gemüthes aus eigener Anschauung, haben Sie selbst in die Abgründe der Seele, der Gesellschaft, des Menschenthumes hineingeblickt? Das scheint mir undenkbar. Sie sind eine unverdorbene junge Dame von tadellosem Ruf, wie sollen Sie die mit der schmerzlichen Preisgebung mancher Ideale verknüpfte tiefere Erkenntniß gewonnen haben? . . ." Die kleine Dichterin wurde blutroth im Gesicht und sagte: „Muß man denn Alles erlebt haben? Ich denke mirs eben . . ." Das ist der Schlüssel zur Psychologie der Frauendichtung: Sie denken sichs eben. Auch die erfolgreiche bekannte Gartenlaube-Erzählerin, die in ihrer thüringischen Solitude saß, schilderte Welt und Leben, wie sie sichs „dachte", und die Anderen thun das Selbe, — und so ist eine deutsche Nationalbibliothek der süßen Lüge entstanden, eine Literatur der Schablone, die unser Schriftthum in Verruf bringt und nur dazu beiträgt, die Preise des Makulaturmarktes zu verflauen; denn all diese Kindereien und Pfuschwerke vollenden im Kreislauf der Materie ziemlich rasch die Bahn vom Verleger zur Papiermühle.

Wien. Paul von Schönthan.

Der Adler.

Auf der breiten Thalsohle, welche die Ostrach eilfertig durchströmt, liegt das freundliche Dorf. Weiß schimmert seine breite Straße, weiß sind die steinernen Häuser, ziegelroth oder schieferblau die weit vorspringenden Dächer, die Fensterläden aber leuchten frischgrün wie die saftigen Matten, welche das Dorf umgeben.

Auf diesen Matten unten im Thal hat das Gras gute Zeit, da wächst es wie von selbst, aber es ist auch rechts und links die Berge hinangeklettert und Das war ein saures Stück Arbeit. Erst lachten die grauen, grämlichen Felsenhäupter der Berge über das aufwärts strebende Gras. „Was für ein grünes Gekrabbel ist denn Das da unten?“ rief der Iseler. „Es kitzelt auch meinen Fuß“, gab die Axel zurück; „je kleiner, desto kecker!“ Aber das Gras ließ sich nicht irr machen. Lacht Ihr nur zu, dachte es, wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Ich weiß, was ich will, und mit kleinen Schritten kommt man am Sichersten vorwärts. Es wuchs und wuchs, bis die Sache den Bergriesen über den Spaß ging und sie unwillig ihre Häupter schüttelten, daß Steingeröll niederging und dem Grase den Weg versperrte. Gleich kam auch das Moos herbei und sprach zum Grase: „Hier beginnt mein Reich, das Geröll will ich bekleiden, Du hast die ganze Ebene für Dich!“

Aber wo das Geröll aufhört, kann auch das Moos nicht weiter, da ragen zerklüftete, unwirthliche Felsenwände empor, die kein grünes Kleid dulden wollen; stolz leiden sie nur dichte Wolkenschleier oder den königlichen Purpurmantel der Abendröthe und ihr einziger Schmuck ist der goldene Sonnenschein. Dort oben horstete menschenfern ein Adler. Wenn der herbe Hauch der Morgenluft vor Tagesanbruch über sein Nest strich, schüttelte er sein braunes Gefieder, reckte die gewaltigen Schwingen und prüfte ihre Tragkraft, und wenn die Sonne aufging und die erwachende Erde ihr mit tausend Stimmen entgegenjauchzte, dann breitete er die Flügel aus und kreiste in weitem Bogen über dem grünen Thal mit dem freundlichen Dorf. Erblickte er eine Beute, so schoß er wie der Blitz hinab, packte sie und trug sie in sein Nest.

So hauste der Adler, er wußte selbst nicht, wie lange. Wenn der weiche, kühle Schnee durch die Luft wirbelte oder wenn seine ausgebreiteten Schwingen einen dunklen Schatten auf die weiße, schimmernde Decke warfen, so wußte er, es war Winter; im Frühling brauste der Thauwind, die Staare und die Schwalben kamen zurück und das Gras sproßte lebensfroh hervor. Im Sommer waren Matten und Wälder grün und Tag und Nacht konnte er gedämpft in der Ferne das Geläut der Glocken auf der Alm hören; und im Herbst sah er, daß die jungen Gemsen und Rehe sich muthwillig tummelten, während die Kraniche in langen Zügen nach warmen Ländern fortzogen. Sein

Leben blieb sich in diesem Wechsel immer gleich. Da sah er eines Tages auf einer Matte in der Nähe des Dorfes ein weißes Thierchen spielen, stieß hinab und brachte die leichte Beute in Sicherheit. Es war kein Hase und kein Kaninchen, kein Wiesel und kein Eichhörnchen, sondern ein zierliches weißes Kätzchen, das kläglich miaute. Der Adler legte das klagende Thierchen vorsichtig in sein geräumiges Nest, wandte es hin und her und verspürte keine Lust, es zu töten. Beobachtend setzte er sich auf einen Felsenvorsprung in der Nähe. Miezi war noch sehr jung und schien wenig Respekt vor dem Adler zu haben, in dessen Nest sie sich befand. Es dauerte nicht lange, da kroch sie darin umher, als fühlte sie sich zu Hause, und nahm von den Vorräthen, was ihr schmeckte. Dann leckte sie sich mit dem rothen Zünglein das Mäulchen ab und putzte sich, putzte sich mit Wichtigkeit und Bedacht, wie ein Jungfräulein, das tanzen will, — und als sie damit fertig war, stieg sie auf den Rand des Nestes und sah sich um.

Der Adler hatte ihr unverwandt zugesehen. Jetzt flog er zu ihr hin und sagte: „Wohin willst Du? Ich lasse Dich nicht fort." Das Kätzchen kroch zurück, machte einen Buckel, rieb sich an der Wand des Nestes und kauerte sich endlich zusammen. Der Adler setzte sich auf den Rand des Nestes und beugte sich zu ihr hinab. Da faßten zwei weiche Sammetpfötchen zutraulich seinen Kopf und krauten ihn, — und bald saß Miezi auf seinem Rücken, legte sich um seinen Hals, rieb sich an seinem Schnabel, kroch unter seinen Schwingen hindurch, krallte sich an seinen Füßen fest, kletterte wieder auf den Rücken und schnurrte leise vor Wohlbehagen. Der Adler ließ sie gewähren. „Bist Du zufrieden?" fragte er. „Ja", schnurrte Miezi, „es ist lustig, mit einem Adler zu spielen." Am Abend schlief sie, dicht an ihn gekauert, ein. Der Adler fühlte die warme Nähe der kleinen Gefährtin und ihm ward ganz eigen und träumerisch zu Muth. So lange bin ich einsam gewesen, dachte er, nun hege ich plötzlich das weiße Kätzchen in meinem Horst; wie geht Das nur zu? Er saß lange still, um Miezi nicht zu stören, dann steckte er den Kopf unter den Flügel und schlief ebenfalls ein.

So lebten die zwei ungleichen Freunde nun in einem Nest. Der Adler flog beim Morgengrauen weg, um Beute zu holen, und freute sich, wenn er, heimkommend, Miezi auf dem Nestrande hockend fand. Wartete sie auf ihn? Er ließ ihr die besten Bissen und den besten Platz und glaubte, sie sei ganz zufrieden. Aber nach einiger Zeit fing Miezi an, übellaunig zu werden; sie miaute, wenn er kam, kraute nicht mehr seinen Kopf und war zu keinem Spiele aufgelegt. Die Sammetpfötchen zeigten scharfe Krallen und statt des behaglichen Schnurrens ließ sie bei der geringsten Veranlassung ein böses Fauchen hören. Zuerst fand der Adler die Unarten des Kätzchens ergötzlich, dann verwunderte er sich über die große Bosheit in dem kleinen

Thiere und endlich wurde er tief betrübt. Ernst und eindringlich sprach er zu Miezi: „Gefällt es Dir denn nicht bei mir? Sieh doch, wie schön unser Leben ist! Wir wohnen hoch über den dunstigen Thälern der Menschen, wir trinken reine Luft und baden in lauter Licht. Meine Augen leuchten wie die Sonne, meine Schwingen sind stark und können Dich tragen. Komm mit mir, ich will Dich im blauen Aether wiegen, ich zeige Dir das unendliche Meer und den ewigen Schnee und die glühende Wüste, komm, meine Flügel sollen Dich zur Sonne emportragen!“ Das Kätzchen schwieg still und kauerte sich zusammen . . . Und wieder sprach der Adler: „Ist es nicht wunderbar, so hoch über der Welt zu leben? Wenn in den Thälern noch Dunkelheit liegt, siehst Du schon in der Ferne das Morgenroth, Du siehst, woher das Licht kommt. Und wie gewaltig singt der Sturm hier oben, wo er frei ist! Packt Dich nicht die hinreißende Kraft dieses Liedes? In den Thälern kennt man die Freiheit nicht, da wohnen die Knechte und die Kleinen und die Ewig-Aengstlichen; sie Alle würde der Schwindel packen, wenn sie hier oben horsten sollten. Ich aber kenne den Schwindel nicht, meine Schwingen sind stark und sie sollen Dich zur Sonne tragen. Komm!“

Aber das Kätzchen fing an zu miauen: „Was nützt mir das Alles? Ich sterbe hier. Es ist düster und freudlos auf dieser Höhe, ich langweile mich, ja, und ich fürchte mich. Nicht einen einzigen Spielgefährten habe ich und keinen Kornboden, keinen Milchkeller, keinen warmen Ofen. Was giebst Du mir denn? Die Wüste und das Eis mag ich nicht und lieber als das Meer ist mir ein Topf mit Rahm. Wenn ich mit Dir fliegen soll, schwindelt mich, ich habe keine Flügel. Ach, wäre ich doch wieder unten im Thal!“

Der Adler fuhr zusammen, als habe ihn ein Pfeil getroffen, und kreischte einmal gellend auf; dann schlug er die Krallen in den Boden des Nestes und biß sich an dem Rande fest; — mußte er sich halten oder wollte er sich zwingen, zu schweigen? Der Athem kam röchelnd und die Flügel zuckten. Endlich flog er weg und barg sich in eine dunkle Felsenspalte. Dort kroch er in den finsterſten Winkel und schloß die Augen. Er achtete nicht auf Tag oder Nacht, auf Regen oder Sonnenschein: in sich versunken saß er wie leblos da, bis der nagende Hunger ihn weckte und hinaustrieb. Mühsam, denn sein Schmerz drückte ihn wie eine Centnerlast, flog er zu dem Nest zurück, faßte Miezi und trug sie zu der Matte hinunter, wo er sie gefunden hatte.

Kaum hatte er Miezi losgelassen, da eilte sie spornstreichs in das Gehöft, lief in das Haus und wieder heraus, schlüpfte in einen Stall und war verschwunden. Der Adler hatte sich auf einen Baum gesetzt, er konnte es nicht glauben, daß Miezi ohne Abschied von ihm gegangen sei, er kreiste über dem Gehöft, um sie noch einmal zu sehen. Da krachte ein Schuß, — und mit gelähmtem Flügel sank der Adler in den Hof hinab und hockte mit verbissenem

Schmerz auf einem Holzhaufen neben dem Stall. Ein Adler! Ein Adler! rief der Bauer, der ihn getroffen hatte, und lockte mit diesem Ruf alle Hausbewohner herbei. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, der Sepp habe einen Adler gefangen, und Jung und Alt strömte herzu, den stolzen Vogel zu sehen, der ihnen jetzt auf Gnade oder Ungnade preisgegeben war. Der Sepp legte ihm Ring und Kette um den Fuß und fesselte ihn an den Holzstoß.

Miezi hatte inzwischen auf dem Dache des Kornbodens gesessen und sich geputzt. Nachdem die Menschen sich verlaufen hatten, rief sie zu dem Freunde hinunter: „Habe ichs Dir nicht immer gesagt, daß das Fliegen gefährlich sei? Aber Du wolltest nicht hören. Das hast Du nun davon. Jetzt wirst Du klug werden. Aber nimm die Sache nicht zu schwer, ich fange Mäuse und bringe sie Dir. Du sollst einmal sehen, wie nett es ist, hier gefangen zu sein.“ Damit sprang sie zu ihm hinunter und legte ihm eine leckere Beute ihrer Mäusejagd vor. Er aß aber nicht, er sah das Kätzchen mit seinen durchdringenden Augen, die selbst die Sonne nicht blenden kann, voll an und in dem Blicke war Etwas, das machte selbst das kleine Katzengemüth stutzig. „Es thut mir leid,“ sagte Miezi kleinlaut, „schmerzt Dich der Flügel sehr?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete der Adler, „der Schmerz rührt mich nicht, wenn ich nur fliegen könnte!“ „Ein Glück, daß Dus nicht kannst,“ rief Miezi, „ich hoffe, Du gewöhnst es Dir hier ab, ich habe nie fliegen können und vermisse es nicht. Du mußt jetzt hier bleiben und wirst sehen, wie schnell Du Dich einlebst. Ich mag gar nicht an die gärstigen Felsenwände und die lautlose große Einöde in der schwindelnden Höhe denken! Wenn Dein Schmerz vorüber ist, begleitest Du mich auf den Kornboden und fängst selbst Mäuse, und wenn Du erst den Milchkeller siehst, willst Du nicht wieder fort. Im Winter kauern wir dann zusammen in der warmen Stube und im Sommer gehen wir zusammen in den hellen Mondscheinnächten spaziren, — auch auf den Dächern, wenn Du willst, denn dabei ist keine Gefahr!“ Der Adler saß still unter dem Holzstoße, wo er nicht vor dem stetig fallenden Regen, aber vor den Blicken der Menschen Schutz gesucht hatte. Als er nicht antwortete, wurde Miezi böse und fauchte ihn an: „Denke nur nicht, daß Du Deine üble Laune auch hier an mir auslassen kannst, Du undankbarer, aufgeblasener Gesell! Lange genug habe ich Deine langweilige Gesellschaft ertragen müssen, jetzt will ich nichts mehr von Dir wissen.“ Damit sprang sie erbost fort und beglückte mit ihren Gunstbezeugungen ein anderes Kätzchen, das zu aller Kurzweil aufgelegt war.

Acht Tage lang regnete es und acht Tage lang starrte der Adler vor sich hin, die Kette am Fuß. Am neunten Tage endlich schien die Sonne wieder; der Adler setzte sich auf den Holzstoß und wärmte sich den ganzen Tag über. Gegen Abend, als die untergehende Sonne die Häupter der Berge

vergoldete, dachte er an seine Heimath und da packte ihn plötzlich ein namenloses Weh, er hob und senkte die Flügel — und sieh —: die verletzte Sehne war ausgeheilt und spannte sich wieder! Er konnte es nicht glauben und bewegte sie wieder und immer wieder, aber es war kein Zweifel mehr, die Schwingen waren so stark wie früher. Als diese Gewißheit über den Adler kam, da kreischte er auf, daß Miezi hinterm Ofen erschrocken zusammenfuhr, ein Ruck, — und die Kette lag am Boden. Die Haut am Fuß war bis auf den Knochen abgeschunden, aber mit kraftvollem Flügelschlage stieg der Adler majestätisch hinan, der sinkenden Sonne entgegen. In schwindelnder Höhe ließ er sich auf einer Felswand nieder, seine Augen brannten und er athmete schwer. Tief unter ihm lagen nun die Thäler, wo die Menschen wohnen, er sah hinab und er sah hinauf in den unendlichen Himmel. In tiefem Roth glühten noch die Spitzen der Berge. Dann schwebte lautlos und lind die milde Dämmerung vorüber, die Winde und Wälder schliefen ein und Feierabendstille breitete sich über die Welt. Da ward auch der Adler still. Nur einmal hörte er ein seltsames Stöhnen und stutzte, — aber aus seiner eigenen Brust hatte sich der schluchzende Schmerzenslaut losgerungen, den sein Ohr vernommen, dann umfing ihn wieder die erhabene Ruhe der verschwiegenen Nacht. Regunglos saß er und sah den Himmelsbogen dunkler und dunkler werden und die hellen Sterne auftauchen und langsam ihre Straße ziehen, während die lauliche Luft sein brennendes Auge kühlte. Ihm war, als habe er geträumt.

„Da bin ich wieder in meiner Heimath," sagte er, „ich Einsamer."

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Die Patriotenschule.

Mein lieber St. Reber,

Also in die Oeffentlichkeit wolltest Du Dich mit den im September hier abgedruckten Vorschlägen über die Umsturzschule flüchten? Oeffentlichkeit wider Oeffentlichkeit, sagte ich mir, an das geflügelte Wort von dem Kunstprodukt aus gehacktem Fleisch denkend, und hier sollst Du auch die Antwort lesen. Sieh Dir nur die Unterschrift an: es ist Dein ehemaliger Freund und Konpennäler, der unter die Kohlbauern gegangen ist, der Dir aber zeigen wird, wie Ihr in Euren Gymnasien und anderen höheren Schulanstalten in puncto Pflege des Patriotismus gewaltig hinter den Schulen zurückgeblieben seid, die Herrn von Hammerstein-Loxten unterstellt sind. Mußtest Du seinen Namen in Deinem Briefe doch auch nennen, als Du verlangtest, es sollten in der Schule Aussprüche

berühmter Männer herangezogen werden, aus denen hervorgeht, daß Deutschland den größten Theil seiner Errungenschaften der Gnade des Hohenzollernhauses verdankt. Ich übermittele Dir hier einen Erlaß, der beweist, wie unser Minister Allerhöchste Gnadenbeweise den Schulen seines Ressorts zuzuwenden versteht:

Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten. Berlin, den 10. März 1897.

Se. Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht, einer Allerhöchsten Orts von mir vorgetragenen Anregung entsprechend, für die dortige Ackerbau- und Obstbauschule ein Exemplar des Bildes „Völker Europas wahret Eure heiligsten Güter" sowie auch aus Allerhöchsteigener Entschließung ein Exemplar des Pendants dazu, „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide", zu bewilligen. Indem ich Ew. pp. hiervon benachrichtige, lasse ich Ihnen diese Bilder mit dem Ausdruck meiner Freude über den der Schule zu Theil gewordenen Gnadenbeweis ergebenst zugehen.

Der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten:
Freiherr von Hammerstein-Loxten.

In richtiger Würdigung dieses Erlasses hat ihn der Direktor der glücklichen Ackerbauschule an die erste Stelle seines Jahresberichtes gesetzt; und mit Benutzung dieses einen Schulprogrammes will ich Dir beweisen, daß in der Hauptsache ja schon Alles da ist, was Du verlangst. So ist zunächst Deine Forderung, an der Hand der beiden Knackfüße Ausflüge in das Gebiet der Kunstgeschichte zu machen, schon hinfällig, denn wozu sollten sonst die beiden Bilder dienen? Zu dekorativen Zwecken doch nicht etwa? Das wird kein Mensch behaupten können.

Wie aber Herr von Hammerstein-Loxten als Erzieher wirkt, soll Dir auch vorgeführt werden. Giebt er Anregungen nach oben und weiß dadurch den Anstalten seines Ressorts Gnadenbeweise zu verschaffen, so fühlt sich der Direktor der Allerhöchst begnadeten Ackerbauschule nicht minder zum Anregen angefeuert, und welche sehr hoch zu schätzenden Momente und Monumente für die patriotische Erziehung der Schüler daraus entstehen können, mag die folgende Beschreibung eines Einweihungaktes, die ich dem Schulbericht entnehme, beweisen:

„Unter Betheiligung einer nach Tausenden zählenden Festversammlung, die in lautloser Stille, Kopf an Kopf dicht gedrängt, die Straßen füllte, fand die feierliche Enthüllung statt. Der Festredner schilderte den ruhmreichen Kriegshelden, den hervorragenden, unsterblichen Feldherrn, seine Soldatentugenden u. s. w. Er brachte die Bedeutung des Monumentes für die Veteranen, die jüngeren Kameraden, für die Bürger der Stadt, für die Arbeiter der Fabrik, für die heranwachsende Jugend, besonders für die märkischen Bauernsöhne, in vollendeter Weise zur Geltung, indem er es als Merkzeichen für die kommenden Geschlechter hinstellte, als Mahnung, die großen Thaten des Dahingeschiedenen sowie seine treue Hingabe an Kaiser und Reich sich zur Nacheiferung dienen zu lassen. . . . Als die Hülle fiel, entblößte die tausendköpfige, andächtig harrende Versammlung die Häupter, die Trommeln wirbelten, der Präsentirmarsch erklang, die Fahnen senkten sich, die Kommandirenden salutirten und ein brausendes Hoch auf Seine Majestät unseren Allergnädigsten Kaiser und König stieg zum Himmel empor. Entblößten Hauptes marschirten die Krieger in langem Zuge noch einmal an" — Du vermuthest wohl: an dem Denkmal oder Reiterstandbild des großen Toten vorbei, nein — „an der Gedenktafel vorbei, die ein Großindustrieller der Stadt an seinem Hause hatte

anbringen lassen, weil Prinz Friedrich Karl von Preußen während des Manövers 1860 fünf Tage bei ihm gewohnt hatte."

Und auf wessen Anregung war die Gedenktafel angebracht worden? Auf die des Schuldirektors, wie der Herr in der Einleitung der Festbeschreibung hervorhebt.

Wie auch andere Gelegenheiten im Schulleben dazu benutzt werden können, das patriotische Gefühl zu heben, will ich Dir kurz vorführen durch Hervorhebung der Hauptmomente aus der Festrede, die bei der Weihe einer Schulfahne von dem selben Direktor gehalten wurde. Diese Fahne — der Direktor beschreibt sie mit den schlichten Worten: „wie sie kunstvoller, kostbarer, aber auch bedeutungvoller kaum eine zweite Anstalt Deutschlands besitzen dürfte" — gab ihm Anlaß, seine Schüler aufzufordern, in nie schwankender Liebe zu ihrem kaiserlichen Herrn aufzuschauen, in vollem Vertrauen auf dessen landesväterliches Herz nie miß- und kleinmüthig zu werden. Dann sprach er die herrlichen Worte: „Aber ich verlange noch mehr. Ich fordere, daß Sie den Männern Vertrauen entgegenbringen, welche Se. Majestät als Rathgeber der Krone berufen hat, denen Allerhöchstderselbe Sein volles Vertrauen schenkt. Sind diese Männer nicht die rechten, so wird Sr. Majestät Weisheit andere an ihrer Statt erwählen. Das ist Sein Königliches Recht. Es ist mit brandenburgischer Treue nicht zu vereinbaren, gegen Sr. Majestät Räthe zu murren. Seiner Meinung offen und angemessen Ausdruck zu verleihen, Mißstände aufzudecken, berechtigte Klagen laut werden zu lassen, will ich Niemand wehren, ist es doch die Pflicht jedes Unterthanen, aber öffentliche Angriffe in erregten Worten ziemen keinem Brandenburger. Weiter wünsche ich, und Sie sollen es mir fest zusichern, daß Sie mit Jedermann in Frieden leben, welchem Berufe er auch angehöre. Ihr einziger Kampf soll der gegen die Feinde des Staates sein, die den Umsturz desselben predigen, die Ihnen Ihre heiligsten Güter, Ihren Gott, Ihren König und Ihr Vaterland, rauben wollen. Nun frage ich Sie, meine lieben Schüler, wollen Sie angesichts Ihrer werthen Eltern, Ihrer Lehrer, dieser hochansehnlichen Versammlung auf diese Fahne feierlich betheuern, nun und nimmer im Leben zu vergessen, was Sie als getreue Brandenburger Sr. Majestät schulden, stets der Mahnung Ihres geliebten Markgrafen eingedenk zu sein, Ihre heiligsten Güter zu schützen, zu vertheidigen, zu wahren und allezeit die Devise auf unserer Fahne ‚Hie guet Brandenburg allewege' nicht nur auf den Lippen, sondern im Herzen zu haben, so bestätigen Sie diese Betheuerung durch ein kräftiges Ja!"

Bedenke, welcher Fortschritt! Während der zwanzigjährige Soldat im Fahneneid auf die vom König verliehene Fahne nur zur Treue gegen seinen obersten Kriegsherrn verpflichtet wird, muß hier der bedeutend jüngere Landwirth auf eine Schulfahne (gestiftet von der Frau eines Kommerzienrathes) auch noch den Ministern Treue schwören. Wenn Du übrigens diesen Modus auch in Deine Schule einführen willst, darfst Du bei den jetzt ja recht häufigen Gebrauchsfällen — Du verstehst mich: Ministerwechseln — nicht mit der Euch Philologen eigenen Pedanterie immer wieder zur gleichen Schwurformel greifen.

Für Dich wäre vielleicht die Fahnenweihe beendigt gewesen, nachdem das betheuernde „Ja" der Schüler durch den Saal gehallt hatte. War es aber nicht angebracht, auch nach außen hin wissen zu lassen, was hier Großes vorging? Oder willst Du den erhebenden Werth der Huldigungtelegramme bestreiten, be-

sonders wenn sie in so hochpatriotischer Weise abgefaßt sind wie die drei, die wir wortgetreu im Schulbericht abgedruckt finden? (1. An Se. Majestät, den Kaiser. 2. An Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzessin ...., die hohe Protektorin der Anstalt. 3. An Se. Excellenz den Landwirthschaftminister.) Nur einer kleinen Unterlassungsünde muß ich hier den Direktor zeihen. Lag es nicht nah, auch an den Freiherrn von Stumm zu depeschiren? Die Fahne war ja von einem Großindustriellen gestiftet; schwungvoll hob der Direktor in der Festrede diese Thatsache hervor und betonte, daß dadurch eine gewisse Zärtlichkeit dieses Standes für die Landwirthschaft dokumentirt sei.

Und nun, alter Freund, sage, ob nicht ein Schulmeister an mir verloren gegangen ist, wenn ich Dir einen Gedanken entwickele, der mir beim Lesen folgender Stelle des Programmes kam: „Der Festredner (bei der Gedenktafelenthüllung) verabsäumte es nicht, der huldreichen Beziehungen Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin .... zur Stadt N. zu gedenken und darauf hinzuweisen, daß Ihre Königliche Hoheit, wenn nicht persönlich, doch durch Höchstderselben Wappen und das kostbare Fahnenband (das sie gestiftet) gegenwärtig sei" Könnte man nun nicht in den Schulräumen auf den Fenstervorhängen oder als Tapetenmuster überall das Reichswappen anbringen und den Schülern damit ins Bewußtsein rufen, daß Se. Majestät der Kaiser und die Minister stets gegenwärtig seien?

In Deinem Artikel über die Umsturzschule sprachst Du von der Bedeutung, die der Unterricht im Deutschen erhalten könne, wenn Deine Auffassung der Jugenderziehung einmal durchgedrungen sei; ich gebe folgende Direktiven für diesen Unterrichtsgegenstand: In den Vordergrund des deutschen Unterrichtes haben Uebungen im Abfassen von Fest- und Tischreden, Ansprachen bei patriotischen Festen u. s. w. zu treten. Die Schüler sind darüber aufzuklären, daß die Werke unserer großen Dichter eigentlich nur den Zweck haben, zur Ausschmückung von Festreden durch Citate benutzt zu werden; nur im Hinblick auf dieses Ziel sind unsere Klassiker noch zu lesen. Daneben sind Uebungen im Huldigungtelegrammstil nöthig. Wie aber auch jede Stelle einer Festrede zu Uebungen im Deutschen ausgenützt werden kann, soll folgendes Beispiel beweisen. (Ich greife einen beliebigen Passus aus der Schulfahnen-Weiherede des Direktors heraus, die Worte meinetwegen, unter denen er das Fahnenband anheftet): „Aber als ein ganz besonderes Zeichen Hochihrer Huld hat Ihre Königliche Hoheit die Gnade gehabt, der Fahne unserer Anstalt ein höchst kostbares Fahnenband zu widmen, das ich heute im Höchsten Auftrage die Ehre habe, der Fahne anzuheften."

Diese Stelle lasse der Lehrer wie folgt skelettiren: ..... „ganz besonderes Zeichen Hochihrer Huld ..... Königliche Hoheit die Gnade gehabt .... höchst kostbares .... zu widmen .... im höchsten Auftrage die Ehre habe." So lernen die jungen Leute wenigstens früh, wie sie mit hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften zu verkehren haben. Wenn Du Deine Schule nach diesen Grundsätzen reorganisirt hast, wirst Du manche Freude erleben. Aber schon höre ich im Geiste Dich murmeln: „Genug!" Und deshalb schweigt jetzt auch

Dein früherer Freund und Konpennäler
A. U. F. Schneider,
Landwirth und Oekonomiker.

Die Dezemberbörse.

Als die letzte Orientkrisis heraufzog, blickte man an allen Börsen unwillkürlich auf den Aktienkurs der Ottomanbank. Die Kursschwankungen, die dieses Papier jetzt zeigt, haben zwar mit Krieg und Frieden eigentlich nichts zu thun, aber es kann für den deutschen Markt nicht gleichgiltig sein, daß ein so eifrig beachtetes Institut an seinem Börsenkurs vorläufig schon mehr als 40 Francs verloren hat. Allerdings war eine kleine Schaar erfahrener Kenner gegen den allzu trüben Pessimismus in Sachen der Ottomanbank stets mißtrauisch. Aktien, in denen es die Spekulation bis zum Handel in Prämien und Stellagen gebracht hat, sind ein sehr beliebtes Objekt für Gerüchte aller Art, besonders bei einer zum Theil sogar asiatischen Coulisse, wie sie gerade in Turbanwerthen besteht. Von solchen Kennern, deren Vorsicht mir einige Gewähr bietet, erhielt ich denn auch neulich die Auskunft: „Zu drei Vierteln sind die schlimmen Meldungen unwahr!" An der Vergrößerung des einen Viertels, mit dem also mindestens zu rechnen sein dürfte, tragen, trotzdem nichts darüber gedruckt wird, die Armenier in London die Schuld; sie möchten der Türkei wieder einige Verlegenheiten bereiten und werden, wenn es gegen die Ottomanbank geht, von den englischen Aufsichträthen der Bank gern unterstützt. Diese Herren sind, als Antipoden ihrer pariser Kollegen, nämlich dem Sir Edgar Vincent feindlich gesinnt und wollen ihn jetzt, nachdem er zurückgetreten ist, mit allen Mitteln für immer unmöglich machen. Dieser liebevolle Wunsch mag die triftigsten Geschäftsursachen haben; er würde aber ohne die Hilfe der Börse schwer zu erfüllen sein. Deshalb übertreibt man Vincents Engagements in Goldshares; und der Angegriffene kann sich gegen diese Uebertreibungen kaum vertheidigen, da er sonst ja den eingeschränkten Sachverhalt, also seine ungehörigen Spekulationen, öffentlich schildern müßte. Auffallend bleibt immerhin der Kursrückgang solcher Minen wie Baantjes, Krösus, Knights u. s. w., deren Betrieb entweder noch nicht begonnen hat oder einstweilen zum Stillstand gebracht ist. Vincents Transaktionen in diesen Papieren sind bekannt; er hatte sie entweder bei seiner Bank prolongirt, die über den Dezember hinaus vielleicht nicht mehr „mitmachen" will, oder er hat sie überhaupt auf die Bank übertragen. In London genügen heutzutage schon wenige Verkäufe von Goldshares, um den Kaffernmarkt zu verflauen, und es giebt große Häuser, die ein Interesse daran haben, die Tendenz niederzuhalten, — wahrscheinlich, um auf die Entschlüsse des Präsidenten Krüger einen möglichst starken Druck zu üben. Es ist also nicht leicht, festzustellen, wo jetzt an der Stock-Exchange die angeblichen Exekutionen des Herrn Vincent aufhören und wo die spekulativen Verkäufe Anderer beginnen. Sicher ist Vincent in wenigen Jahren ein sehr reicher Mann geworden; man kann ihm seine Gewinne bei einzelnen Unternehmungen, z. B. der Research Development Co., ziemlich genau nachrechnen. Daneben ist freilich auch seine starke Betheiligung an Hatherly Destillery-Aktien bekannt, die zu 100 Frcs. in Paris eingeführt wurden und dann auf 35 Frcs. fielen, seit die Schankgerechtigkeit im Transvaal fast völlig aufgehoben ist; doch glaubt man nicht, daß die reiche Firma Levis & Marx in Johannesburg Herrn Vincent im Stich lassen werde. Es ist nicht anzunehmen, daß Sir Hamilton Lang schon jetzt, kurze Zeit nach seinem Amtsantritt, alle Geschäfte seines berühmten Vorgängers genau geprüft, die nothwendigen Abschreibungen auf 425 000 Pfund taxirt und die Vertheilung einer Divi-

bende abgelehnt haben sollte. Gewöhnlich wird erst im Mai oder Juni über die Dividende gesprochen, für die vor Allem die Kurse der türkischen Werthe wichtig sind, die jetzt zu niedrigen Kursen im Portefeuille der Bank ruhen sollen. Der Aufsichtsrath der Ottomanbank müßte seine bisherige Politik völlig geändert haben, wenn er in diesem Jahr ohne Dividende auf den Plan träte. Ich gehe auf diese Dinge so ausführlich ein, weil man auf die Fortdauer des Versuches gefaßt sein muß, die Tendenz auch bei uns herabzudrücken, und zwar mit dem Hinweis auf die zweifelhafte Lage, in der sich die Ottomanbank und der Goldaktienmarkt — eine höchst listige Kombination — angeblich befinden. Die Zukunft des Minenmarktes hängt zunächst übrigens von der Entwickelung der Deep Levels ab: geht da, wie es jetzt scheint, Alles gut, dann werden diese Shares in sich besser; ist die Ausbeute ungenügend, dann müssen die besitzenden Großfirmen sich erst recht bemühen, ein Käuferpublikum heranzuziehen und zu diesem Zweck den ganzen Markt zu „poussiren". Das Aufgeben der Positionen ist auf diesem Gebiet nicht so ungewöhnlich; Goldshares prolongirt in London selbst der bestsituirte Kapitalist. Auch Lord Rothschild sagt, wenn er sich einmal auf ein Papier verlegt hat, dessen vortheilhaften Verkauf er irrend schon für die nächsten Wochen als möglich annahm, wohl ruhig seinem Makler, er wünsche das Papier nicht durch die Bücher der Firma gehen zu lassen und wolle es deshalb prolongiren. In London wundert man sich darüber nicht mehr als etwa über die Thatsache, daß Rothschild oder die Bank von England Papiere in Depot giebt, um Geld aus dem Markt zu ziehen und theuer zu machen.

Im Allgemeinen sind unsere Börsen still. Das zweite und dritte Publikum, das sich so gern überstürzt, fehlt und so erfinden geschickte Makler Spezialitäten wie A. E.-G., Northern-Pacific u. s. w., deren Hausse dann nicht allzu lange dauert. Auffallende Schwankungen zeigen die Bergwerksaktien, trotzdem von den Eisen- und Kohlenmärkten noch immer glänzende Berichte kommen. Wahrscheinlich wirken neue Faktoren an der Stelle des alten, ruhigen Publikums, das früher per Kassa kaufte und dann lombardirte. So starke Spekulanten, wie sie jetzt vom Rhein her meteorgleich an der berliner Börse erscheinen, sind fast immer schnell zur Umkehr geneigt. Das giebt dann für zwei Tage eine veränderte Tendenz, deren tiefster Grund nicht das Mindeste mit der eigentlichen Marktlage zu thun hat. Ueberhaupt wirkt die neue Mode, aus einzelnen kleinen Vorgängen auf die Gesammtkonjunktur zu schließen, nachgerade komisch. Die Börsenleute scheinen wirklich zu glauben, der ungeheure Aufschwung unserer Industrie könne plötzlich, von heute auf morgen, aufhören. Wenn sie für ein paar Tage etwa in die Rheinprovinz führen, so könnte schon der Anblick der zahlreichen elektrischen Bahnen ihnen einen annähernden Begriff von einer neuen, noch ganz unbegrenzten Verkehrsthätigkeit geben. Was da in aller Stille geschaffen wurde und noch weiter geschaffen wird, ist bisher noch nicht eingehend geschildert worden. Die Entwickelung der Straßenbahnen ist am Rhein und an der Ruhr bereits so weit gediehen, daß man schon mit einer Zeit rechnen kann, wo man von Gladbach bis nach Bochum „elektrisch fahren" wird. Dabei ist die Zahl der Fahrgäste so groß, daß der Eisenbahnverwaltung eine ernste Konkurrenz erwächst. Die Provinz pflegt den Kreisen und Städten die für solche Anlagen nöthigen Anleihen nicht zu verweigern. Unsere verschiedenen Elektrizitätwerke haben sich dort ganze Bezirke gesichert, so daß in den einzelnen Gegenden immer eine gewisse Einheit des Betriebes zu finden ist. Der noch vor Kurzem so ungenügenden Verbindung

der wichtigen Orte ist durch direkte Linien abgeholfen worden. Früher, als ich hier über diese Verhältnisse klagen mußte, fehlte eben noch überall das Geld; jetzt sind die nöthigen Summen ziemlich leicht beschafft worden. Das Gebiet der Straßenbahnen wird noch lange fruchtbarer Thätigkeit offen sein, obgleich leider auch hier schon das Prinzip „billig und schlecht" seine üble Wirkung zu zeigen beginnt.

Sehr beachtet wurde mit Recht die Generalversammlung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, deren Generaldirektor dabei zu einer Darlegung in großem Stil kam und in kluger Rede eben so viel Vorsicht in der Beurtheilung der vielleicht veränderlichen Zeit wie Vertrauen in die nächste Zukunft des elektrischen Geschäftes zeigte. Trotzdem, wie ich höre, über eine finanzielle Anlehnung der Gesellschaft an die Bankengruppe der Union weiter verhandelt wird, wurde doch auch die Möglichkeit einer ferneren Verbindung mit der alten Gruppe der Deutschen Bank angedeutet. Das Publikum darf drei Erwägungen nicht übersehen: die A. E.-G. und die Deutsche Bank stehen trotz der vorläufigen Trennung einander nicht feindlich gegenüber; die A. E.-G. und Siemens & Halske werden in absehbarer Zeit geschäftlich kaum zusammenkommen; und der alte Leiter der Deutschen Bank wird, getreu seiner bewährten Neigung für Vereinigung, auch in dieser bedeutsamen Angelegenheit seine Geschicklichkeit walten lassen. Die Bankleute glauben an einen schließlichen Erfolg, da sie zu der Persönlichkeit des Mittlers Vertrauen haben; die Techniker, die sich weniger um Personen kümmern, theilen in ihrer Mehrheit diese Hoffnungen nicht.

Eine lebhafte Kursbewegung entstand in einzelnen chemischen Aktien. Während Schering-Aktien von der ungünstigen Rohbilanz beeinflußt wurden, haben z. B. die der Badischen Anilinfabrik an einem Börsentage 20 Prozent gewonnen. Zu behaupten war eine solche Steigerung freilich nicht. Das Gerücht sprach von einer Verlegung der riesenhaften Fabrikbetriebe und einer Veräußerung der Grundstücke, etwa nach dem Muster der Portland-Cementfabrik bei Heidelberg. Nun ist es aber weder möglich, so ausgedehnte Anlagen einfach zu verschieben, noch leicht, bei solchem Terrainverkauf wesentliche Vortheile zu erringen. Wenn die Badische Anilin- und Sodafabrik von Ludwigshafen schiede, wäre dieser Platz, dessen Leben spendender Mittelpunkt sie ist, ganz außerordentlich geschädigt. Wahrscheinlich hatte die Kunde von der flotten Herstellung des künstlichen Indigo und von dem besonders gut rentirenden Verfahren bei der Fabrikation von hochprozentiger Schwefelsäure den Aktienkurs gesteigert. Chemiker sprechen bereits von einem „Schwefelsäure-Monopol." Auch die Höchster Farbwerke gingen beträchtlich in die Höhe. Ueber die elberfelder Farbenfabriken wird mir mitgetheilt, man beschäftige sich dort mit einem neuen Patent auf Herstellung direkt färbender Alizarinfarbstoffe; durch das neue Verfahren könne Baumwolle ohne Anwendung von Beizen direkt angefärbt werden.

In der Bankenwelt sprach man viel davon, daß eine seit 1869 bestehende hamburger Bank ein sehr ausgebreitetes und solides Kommissiongeschäft in Frankfurt a. M. und Berlin erworben hat. Natürlich konnte der höchste Preis nur von einem Institut bezahlt werden, dem vor Allem an einem vorbereiteten Boden in der Reichshauptstadt lag; deshalb kamen diesmal die großen berliner Banken, die sonst Alles aufzusaugen pflegen, nicht in Betracht. Was die Hamburger Kommerz- und Diskontobank beabsichtigt, ob sie von einer lohnenden Kontokorrentthätigkeit zu Finanzirungen und Emissionen übergehen will, wird sich bald zeigen; mit der modernen Industrie ist sie durch Schuckert schon lange verbunden.

Pluto.

Theater.

Von der reizenden Frau Réjane habe ich neulich gesagt, man dürfe sie eine moderne Künstlerin nennen, weil sie aus dem Geist des Monismus schafft und in seelischen Kämpfen das Wirken der Körperlichkeit dem mitleidigen Blick zu enthüllen weiß. Als sie, allzu früh leider, von uns geschieden war, erschien, an der Spitze einer Wandertruppe niedrigsten Ranges, Herr Ermete Zacconi und führte in italienischer Sprache deutschen Hörern germanische Meisterwerke vor, den Lear des Briten und Ibsens Gespenster. Die Stimmung, in der ich der Schmach zuschaute, schwankte zwischen Zorn und Heiterkeit. Es war wirklich beinahe belustigend, zu sehen, wie im Parquet, in den Logen und Rängen die Leute mit ihren Reclambüchern saßen und sich im Halbdunkel emsig bemühten, mit dem Auge wenigstens dem auf der Bühne gesprochenen Wort zu folgen, das ihrem Ohr unverständlich blieb. Jede Möglichkeit, die Kunst der Spieler zu kontroliren, fehlte den Nachlesenden oder verständnißlos Lauschenden; dennoch klatschten sie, so oft der Vorhang fiel, und heuchelten in den Zwischenakten hohe Begeisterung. In den Zeitungen war ihnen nämlich von wackeren Männern, die auch kaum ein italienisches Wort verstehen, erzählt worden, Herr Zacconi sei ein großer Schauspieler, dessen technisches Vermögen alles bisher Erschaute weit übertreffe, — und sie fürchteten nun, für ungebildet gehalten zu werden, wenn sie nicht die Grimasse der Begeisterung zeigten. Einer der Nichtsalsmodernen, der mich verlorenen Sohn mitunter der Ehre einer Ansprache würdigt, sagte nach dem Schluß der ersten Vorstellung zu mir: „Na, nicht wahr, der Mann muß Ihnen doch auch riesig imponiren, mehr noch als die Réjane? Er ist doch viel moderner. Und wie er seinen Körper in der Gewalt hat!" Ich antwortete: „Ja, fast so wie unser alter Freund Friedrich Haase." Mein gnädiger Gönner sah mich entsetzt an und lief spornstreichs davon. Er hielt mich wohl für unheilbar blödsinnig. Ich aber dachte der Frage nach: wie kommt es nur, daß heutzutage jede Darstellung des charakteristisch Häßlichen so überschwänglich geschätzt, jede scheinbar echte Wiedergabe des Wirklichen, Allzumenschlichen, so laut bewundert und das Schauspiel stilisirter Schönheit verächtlich belächelt wird, wie kommt es, daß man sich über alle Schwierigkeiten hinwegsetzt, eine unverständliche Sprache, die Uebertragung eines Gedichtes in eine seinem Wesen fremde, oft feindliche Zone willig hinnimmt, nur um den Reiz zu genießen, den das Bild kleiner, häßlicher Menschlichkeit dem Auge bietet?

Zweimal wurde ich bald danach zu der selben Frage zurückgeführt. In die Zeit, da Herr Zacconi uns mit seinen geschickt errechneten Leistungen beglückte, fiel das Jubiläum des Herrn Ludwig, der seit fünfundzwanzig Jahren auf der berliner Hofbühne junge und ältere Helden spielt und vom Knaben Karl zum Doktor Faust, vom Romeo zum Oranien herangereift ist. Er wurde geräuschvoll,

wurde sogar herzlich gefeiert, aber die eigentliche Theatergemeinde Berlins blieb stumm und hätte die Zumuthung, einem jubilirenden Schönredner zu huldigen, von ihrer Höhe herab mitleidvoll belächelt. Und doch ist Herr Ludwig nicht nur ein ungewöhnlich gewissenhafter und ernster Künstler, ein Mann, der mit dem Spiel niemals spielt und selbst an die kleinste Aufgabe die ganze Kraft setzt: er hat auch einen hellen, regsamen Geist, einen sicheren Histrioneninstinkt, verfügt über den Ausdruck starker, den Hörer packender Leidenschaft und hat als Hamlet, Posa, Acosta, Othello, als Massingers Herzog von Mailand und als Daniel in Hebbels Jugenddrama Leistungen geboten, die auf jeder ersten Bühne bestehen könnten. Als ich noch, mit dem Homer in der Mappe, ins Gymnasium ging, liebte ich diesen Heldenspieler mit dem ganzen Ueberschwang eines Knaben, der in der Mimenkunst unbewußt die gestaltende Kraft des Dichters bewundert; ich scheute, wenn Herr Ludwig eine neue Rolle spielte, keine unfromme Schullüge, um die letzte Nachmittagsstunde zu schwänzen und rechtzeitig an der Pforte zu sein, wo die Galeriebesucher den Einlaß ins Schauspielhaus erharrten, und ich erinnere mich, daß ich dem fast Vergötterten, als er zum sechsten Male den Hamlet spielte — ich war an allen sechs Abenden pünktlich auf dem Amphietheaterposten gewesen —, schüchtern einen mit Lorber umsäumten Rosenstrauß überreichte, dessen Kosten hoch oben im dunstigen Olymp aufgebracht worden waren ... Das ist lange her; und ich habe inzwischen, da ich der Werkstätte schauspielerischen Schaffens näher trat, erkannt, daß meines Lieblings technisches Können gering, sein Geberdenspiel monoton und die Fähigkeit, einer erdichteten Persönlichkeit das Wesenskleid zu geben, in unentwickelten Anfängen stecken geblieben ist. Als ich neulich aber, um in wehmüthiger Lust alte Erinnerungen aufzufrischen, am Schillerplatz die Aufführung des Don Carlos ansah — eine jämmerliche Aufführung, die kaum das Niveau eines mittleren Stadttheaters überragte —, fand ich in dem Malteser des Herrn Ludwig doch die Eigenschaften wieder, die den unkritischen Gymnasiasten einst in ihren Bann zwangen: die prachtvoll tönende, lyrisch schwingende Sprache, die klug und fein geführte Linie, die nur den Umriß einer adeligen Gestalt giebt, und den innigen Glauben an das vom Dichter dem Mimen auf die Lippe gelegte Wort. Herr Ludwig wäre unter günstigeren Lebensbedingungen ein großer Tragoede geworden und ein einsichtiger Regisseur würde ihm jetzt Gelegenheit geben, als Wallenstein, Timon, Macduff, Oedipus, Lear die ungebrochene Kraft zu bewähren. Die Zahl der Tragoedienspieler ist nicht mehr so groß, daß man eine starke, leidenschaftliche Individualität verkümmern lassen darf. Aber Herr Ludwig ist aus der Mode und der unselbständig irrlichtelirende Leiter des Schauspielhauses beugt sich dem Spruch des modernen Konzils, das diesen Spieler aus der Reihe der Möglichen weist. Ueber die Gründe, die zu dem harten Spruch führten, wird wahrscheinlich weder bei den Richtern noch bei

dem Gerichteten volle Klarheit herrschen. Herr Ludwig spielt den metaphysischen Menschen, die Krone der Schöpfung, den Helden der anthropocentrischen Weltanschauung; seine Menschen essen und trinken nicht, paaren sich nicht, wie anderes Erdengethier, mit den zur Mutterschaft bereiten Gesponsen, sind im Wollen und Vermögen nicht durch ringsum webende und wirkende Mächte determinirt, nicht sinnlichen Regungen unterthan. Er kann frisch und froh, düster und hitzig sein, kann — als Shakespeares Maroccaner und Doczys magyarischer Renommist — in allerlei Vermummungen den prahlenden Tartarin spielen, aber er wird niemals gemein, enthüllt niemals die Thierheit eines Menschengeschöpfes. Alles Körperliche ist für ihn nicht vorhanden, jede Spur des mannichfach bewegten Spieles der Sinne und ihrer Organe, jede Erinnerung an den unreinlichen, zu tragen peinlichen Erdenrest fehlt und nichts bleibt als die „Seele" des vom göttlichen Odem Belebten, die in schönen oder schrillen Tönen Lust und Leid kündet, — in Tönen nur, nicht im Ausdruck körperlicher Funktionen. Deshalb ist für Herrn Ludwig, der darin der Typus einer ganzen, mählich aussterbenden Spielergattung ist, die Sprache das wichtigste, das beinahe einzige Instrument mimischer Kunst. Er und seine Geschwister sinnen fast immer nur auf die klare, kluge, schöne und wirksame Gestaltung der Rede und vergessen völlig, daß die Kunst des Mimen — wie schon das Wort sie lehren könnte — in anderen Fähigkeiten wurzeln sollte. Sie sind die behenderen, nervöseren, weniger steifen, aber noch immer die Wesenszüge der Ahnen zeigenden Erben der Weimaraner, die Goethe in seiner stilisirenden Epoche zur Darstellung adeliger Würde, feierlicher Hoheit und höfischer Anmuth erzog.

Ich will hier nicht wiederholen, wie dieser Stil mit der derberen Art der Schroederschüler zusammentraf, wie aus der Mischung beider Elemente der sanfte und süße Burgtheaterrealismus entstand, wie starke Naturen von dem individuellen Reiz Ludwigs Devrient, Flecks, Dawisons, Dessoirs und Dörings die Schranken aller Schulen durchbrachen und wie in Parvenupolis schließlich die undisziplinirte, anarchische Spielerei aufkam, die vom berliner Klüngel heute so laut bewundert wird. Nur an den Einfluß der Italiener will ich noch einmal erinnern, an den Siegerzug der Ristori, Rossis und Salvinis, der auch auf Deutschlands Bretterbühne den Triumph des Fleisches sicherte. Diese üppigen Individualitäten kamen aus einem Lande kraftvollen Sinnenlebens, das sich um philosophische Doktrinen und spekulative Grübeleien nie in bangen Zweifeln bekümmert hat, sie traten ohne Schülerehrfurcht, von den lastenden Gewichten der Tradition nicht beschwert, an die Gestalten unserer klassischen Dichtung heran und fanden in der schon versteinert scheinenden Größe wieder die Menschlichkeit. Die Ristori bot als Lady Macbeth das klinische Bild der Nachtwandlerin, Salvini putzte den Theatertod eines Melodramenzuchthäuslers mit allen am letzten Bett Vergifteter beobachteten Symptomen, Rossi brachte als

Mohr von Venedig einen wirklichen, in jedem Wesenszug seine Rasse verrathenden Afrikaner und als Lear einen geistig und körperlich morschen, maranischen Greis auf die Bühne. Von dem metaphysischen Menschen, dem Menschen der natürlichen Gleichheit, dem ersonnenen Gebilde der Rousseauzeit, war da nichts mehr zu sehen; statt der im hellen Licht des Tages zum Leben nicht fähigen Schemen sah man von ererbter Kraft oder Schwäche, von allen ein Milieu bildenden Schicksalsmächten determinirte Söhne und Töchter bestimmter Rassen, Klassen, Kulturepochen . . . Die deutschen Schauer und Hörer hielten sich an die Technik; sie waren von dem reicheren sinnlichen Reiz der italischen Spielkunst entzückt, bestaunten froh die ungeahnte Fülle der malenden, charakterisirenden, jeder leisesten Regung dunkelsten Fühlens den Ausdruck findenden Geberden und merkten kaum, daß ihnen hier nicht nur technische Meisterschaft vorgeführt wurde, sondern das Kunstprodukt einer neuen oder ihnen doch fremden Weltanschauung. Wohl hatten die klügsten Köpfe schon lange vorher die Unzulänglichkeit des Bühnenspiritualismus erkannt, hatte Lessing an das Gesetz erinnert, „daß die Modifikationen der Seele, welche gewisse Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch diese körperlichen Veränderungen bewirkt werden"; aber diese Einsicht war auf die Vorpostenreihe beschränkt geblieben und nicht in das Bewußtsein der unbeirrt und fromm an den metaphysischen Menschen glaubenden Masse gedrungen. Jetzt beginnt selbst im friedsamen Reich der Einfalt dieser Glaube zu wanken; man spürt ihn noch in der Spätzeit, aber seine Wurzeln sind nicht mehr fest und er gilt nicht mehr als „zeitgemäß". Das ist die Hauptsache: es ist noch keine bewußte Abwendung von der alten Welt des Dualismus, es ist nur ein dunkles, unsicher und doch ruhelos tastendes Gefühl; man möchte gern auf der Höhe der Zeitgemäßheit sein und ahnt, daß diese Höhe nicht unter dem Himmel der mosaischen Legende zu finden ist. Für solche Abweichungen von der bisher beständigen Normaltemperatur ist das Theater ein guter Barometer; es zeigt — freilich mit allen barometrischen Ungenauigkeiten —, wie morgen das Wetter sein wird. Die Leute, die der monistischen Mimenkunst der Italiener und ihrer pfiffigen Nachahmer zujubelten, wußten nicht, daß sie den ersten Schritt aus dem Bannkreis der alten, bewährten Weltanschauung thaten; sie hörten von den durch das Sprachrohr der Presse kommandirenden Führern, es handle sich um den Kampf gegen die erstarrte Bühnenkonvention, und wärmten sich an der stolzen Hoffnung, die Taufzeugen einer neuen Technik zu sein. Der Kampf gegen die Theaterkonvention ist seit den Tagen des Euripides unendlich oft gekämpft worden und deutsche Leser können in der Hamburgischen Dramaturgie die heute wieder recht lehrreiche Stelle finden: „Die englischen Schauspieler waren zu Hills Zeiten ein Wenig sehr unnatürlich; besonders war ihr tragisches Spiel äußerst wild und übertrieben; wo sie heftige Leidenschaften auszudrücken hatten, schrieen

und geberdeten sie sich als Besessene und das Uebrige tönten sie in einer steifen, strotzenden Feierlichkeit daher, die in jeder Silbe den Komoedianten verrieth. Als Hill daher seine Uebersetzung der Zaire aufführen zu lassen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zaire einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragoedie gespielt hatte. Er urtheilte so: dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme und Figur und Verstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen; sie braucht keine Fehler erst zu verlernen; wenn sie sich nur ein paar Stunden überreden kann, Das wirklich zu sein, was sie vorstellt, so darf sie nur reden, wie ihr der Mund gewachsen, und Alles wird gut gehen. Es ging auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine sehr geübte, sehr erfahrene Person einer solchen Rolle Genüge leisten könne, wurden beschämt." Das geschah im Jahre 1736; sollen wir nun annehmen, die achtzehnjährige Frau Cibber habe die Titelrolle in Voltaires Tragoedie, die von den Parisern ein christliches Trauerspiel genannt wurde, in unserem Sinn „natürlich" gespielt, als ein körperlich greifbares, uns im Wesen vertrautes Geschöpf mit Blut, Nerven und Sinnen? Gewiß nicht; die Anfängerin war nicht so routinirt, der Herrschaft über das Publikum nicht so sicher wie ihre älteren Brettergenossinnen und ließ sich deshalb leichter als sie dressiren. Goethes Serlo hätte sie wahrscheinlich zu den „Naturalisten und Pfuschern" gerechnet; aber den verständigen Naturalisten der nachcomtischen Zeit würde die Schülerin des braven Aron Hill wie ein steif einherschreitendes Gespenst erscheinen. Heute will man Zolas homme physiologique auf der Bühne sehen, das nicht über die Mittelgröße hinausragende, von den im Milieu wirkenden Mächten bestimmte Menschengethier; deshalb wird Herr Zacconi, der kleine Erbe der großen Italiener, auf seiner Virtuosenwanderung mit Jubel begrüßt.

Darf ich über ihn ein Urtheil wagen? Vielleicht, mit der Reserve, die mangelhafte Kenntniß der italienischen Sprache und Volksart mir auferlegt; ich habe ihn wenigstens in ein paar Stücken gesehen, die ich so ziemlich auswendig weiß, und konnte ohne Anstrengung dem auf der Bühne gesprochenen Wort folgen. Herr Zacconi ist, wie unsere Börsenfeuilletonisten sagen würden, der Antipode der vom Hofschauspieler Ludwig repräsentirten Gattung. Für ihn giebt es nur körperliche Funktionen, er hat die gute alte Seele ganz abgeschafft und behandelt die Sprache, das wichtigste Werkzeug stilisirender Spieler, als eine recht unbeträchtliche Sache. Wenn er Ibsens Oswald Alving spielt, ändert er willkürlich den Text, drängt das Drama aus seinen Fugen und führt, als Alleinherrscher im Vordergrunde der Bühne, alle Symptome einer fortschreitenden Paralyse vor. Zwar wollte Ibsen nicht ein sorgfältig der Natur nachgezeichnetes Krankheitbild gaben, sondern das Symbol des Kirchenfrommen und Darwinisten gemeinsamen Begriffes der Erbsünde; zwar hat Lombroso, der seinen Landsmann Zacconi bewundert, in der „Zukunft" erzählt, Ibsens Paralytiker mache der

ärztlichen Weisheit des Dichters — der freilich auch nur Apotheker war — durchaus keine Ehre: Das bekümmert den ehrfurchtlosen Komoedianten nicht; ihm genügt, daß sein grelles, rohes Spiel auf zerrüttete Nerven wirkt. Und er hat Recht, denn mein Gönner vom Schiffbauerdamm findet ihn höchst modern und die rühmliche Meinung theilt der ganze Troß der geschäftigen Kunstmodisten. Ist diese an den flachen, anmaßenden Materialismus der vierziger Jahre erinnernde Spielart heute, in den Tagen Forels, Wundts und Flechsigs, wirklich noch gar so modern, entspricht sie den neuesten Lehren der Psychophysiologie?.. Ich will, als Laie und mit der Influenza im Leibe, der schwierigen Frage hier nicht die Antwort suchen, sondern hübsch bei der Stange bleiben, bei den gepriesenen Leistungen des Herrn Zacconi. Man hat in hohen Tönen seine Technik gerühmt und nicht gesehen, daß der Kreis seiner mimischen Mittel dem schärferen Blick doch recht eng umgrenzt scheinen muß. Er giebt dem müden skandinavischen Maler, dessen sehnendes Auge auf Montmartre für kurze Stunden eine bleiche Großstadtsonne sah und der seitdem nach dem heiß strahlenden Licht des Lebensfreude spendenden Phöbus Apollo lechzt, die hastige und hitzige Gestikulation des Südländers, er geberdet sich in unbewachten Momenten als Kean kaum anders als in der krankhaft orgiastischen Stimmung des zweiten Aktes der Gespenstertragoedie und er muß, um mit Shakespeares gigantischem Fabelkönig fertig zu werden, zu den plumpen Kniffen der Melodramatik greifen. Die technische Meisterschaft ganz großer Künstler wird von der Menge selten beachtet; sie verbergen dem hohen Adel und lieben Publico ihr Handwerkszeug und man ehrt sie, nach dem klugen Wort des Prinzen von Guastalla, am Besten, wenn man im Genuß ihres Werkes das Lob des Schöpfers vergißt. Sprechen die nicht zur Zunft Gehörenden mit unermüdlichem Eifer von der Technik eines Künstlers, dann ist mißtrauische Vorsicht geboten; gewöhnlich fehlt solcher Kunst die innere Größe, die Kraft und Ursprünglichkeit, die dem genießenden Sinn zum Begaffen äußerer Fertigkeiten die Muße raubt: der Fall Moriz Rosenthal, der Fall Wereschagin, der Fall Zacconi. Große Künstler erstreben und erreichen die Bescheidenheit der Natur, die ihre feinsten Wunder heimlich, in nächtiger Stille, wirkt und ihre Werkstätte streng dem neugierig spähenden Auge der lauten Menge verschließt. Von so schlichter Bescheidenheit ist die auf Augenblickswirkung bedachte Kunst des Herrn Zacconi recht weit entfernt. Er prahlt pantomimisch mit seiner Handwerkergeschicklichkeit, drängt die Mitspieler rücksichtlos in den Hintergrund und zeigt durch sein ganzes Gebahren, daß er, als Stern der kümmerlichen Wandertruppe, von allen im Bühnenbilde Vereinten die höchste Gage hat. Die Leute, die immer so laut nach Einfachheit schreien, sollten ihn nicht bewundern; aber sie bewundern ja auch Herrn Wereschagin, den Sensationenmaler, an den ich während der Zacconi-Abende so oft denken mußte. Beide, der Russe und der Italiener, erniedern den aufrechten Herrn

der Schöpfung zum zweizinkigen Gabelthier, Beide schmeicheln dem Heerdeninstinkt der Kleinen dadurch, daß sie auch in der scheinbar überragenden Größe die Gebrechlichkeit der Kreatur zeigen, Beide bleiben im Bereich der „physischen Weltordnung", die Schiller als für den sittlich reifen Menschen ungenügend verwarf, und Beide geben in der Darstellung des Niedrigen, Gemeinen, von ihrem Können die erfreulichsten Proben: der Russe, wenn er von überreichlichem Branntweingenuß aufgedunsene, im scharfen Frost erstarrte Soldaten und Muschiks malt, der Italiener, wenn er, mit einer Fülle derber und rüder Details, das Erwachen aus wüster Trunkenheit wiedergiebt. Ihre Helden, der Bonaparte des Russen und der Lear des Italieners, stammen aus dem Melodramenreich, sind aus Kammerdienerangen gesehene Helden, aber sie gefallen gerade deshalb der stets in melodramatischen Vorstellungen lebenden Menge, deren Fühlen die Kammerdienernaturen die Richtung weisen; und die Feineren, die nicht zur Menge gerechnet sein wollen, freuen sich, daß sie auch im Heldensaal die Bilder häßlicher, kleiner Menschlichkeit finden, — und würden sich selbst dann noch freuen, wenn sie als Grimasse erkennen müßten, was ihnen Menschlichkeit schien. Ists nicht schon genug, daß mit den Helden, den Großen und Starken, endlich einmal aufgeräumt und der stolze Ruf ihrer Schönheit für immer zerstört wird?

Paul Heyse, der Bewunderer heldischer Schönheit, hat irgendwo gesagt: „Je mehr man den Menschen und den Dingen auf den Grund kommt, desto häßlicher werden sie." Er hat unter der modischen Sucht, Menschen und Dingen auf den Grund zu kommen — einer Sucht, die ich nicht etwa tadeln möchte —, von allen den Deutschen noch lebenden Dichtern am Meisten zu leiden; und als ich sein Trauerspiel Vanina Vanini im Schillertheater gesehen hatte, wurde ich zum zweiten Male zu der am Schiffbauerdamm entstandenen Frage zurückgeführt. Das Drama wurde in vielen Zeitungen unfreundlich besprochen; und ich mußte wieder den Ursachen nachsinnen, die zu der jetzt beliebten Verachtung stilisirter Schönheit geführt haben könnten. Den Stoff seines Dramas hat Heyse einer Novelle Stendhals entlehnt; er hat den Titel und die Namen der meisten Hauptpersonen nicht verändert und ist im äußeren Gang der Handlung — bis auf den Schluß — dem französischen Dichter gefolgt. Von Alledem hat die Weisheit der berlinischen Literaturkritiker nicht das Geringste bemerkt. Die Herren, die sich mit ihrer Modernität brüsten, kennen also Stendhal nicht, den Taine 1866 den größten Psychologen des Jahrhunderts nannte und in dem Zola einen der Väter des Naturalismus verehrt. Ich will nächstens, in besserer Stimmung, versuchen, Einiges von ihm zu erzählen. Vielleicht finden wir in der Zeit der französischen Romantik die Antwort auf die Frage, die das Gespräch mit einem führenden Geist des berliner Nordwestens entstehen ließ. M. H.

Notizbuch.

War die Ueberschwemmung, von der Schlesien in diesem Sommer heimgesucht wurde, für das Gebirgsland ein Unglück? Die bejahende Antwort galt bisher als gewiß; aber was kein Verstand der Verständigen sieht, merkt manchmal in Einfalt ein Poetengemüth. Im Dezemberheft des „Wanderers im Riesengebirge" ist ein — übrigens gar nicht übles, recht geschickt und flott gereimtes — Gedicht veröffentlicht worden, in dem der Berggeist die zunächst immerhin verblüffende Ansicht ausspricht, die Ueberschwemmung sei für Schlesien eigentlich ein Glück gewesen, denn sie habe den Deutschen Kaiser in die geschädigte Provinz geführt und damit die Sehnsucht der Bevölkerung gestillt. Der gute Berggeist hat schon lange — wie es scheint, schon seit etlichen Jahrhunderten — auf den Besuch eines Deutschen Kaisers gewartet; auch Wilhelm der Zweite ist bisher seinem Wunsch noch nicht gefolgt und der arme, loyale Geist schildert seinen Schmerz über das vergebliche Harren mit schöner Beredsamkeit:

„Ich hab' ihn gelockt durch Bruders Mund,
Ich that meine Sehnsucht der Schwester kund, —
Er fuhr gen Norden und Süden;
Sein Hifthorn klang durch manchen Wald,
In meinem hat nie seine Büchse geknallt,
Mein Reich hat er immer gemieden.

Das war wirklich nicht mehr auszuhalten. Deshalb hat der Berggeist einen kühnen Entschluß gefaßt, über den er skrupellos plaudert:

Da hab' ich die Bäche hinabgesandt,
Daß sie verwüsten das wonnige Land,
Zermalmen die wohnlichen Stätten.
Durchs Volk erklang ein gellender Schrei, —
Und sieh! nun eilt der Kaiser herbei,
Zu trösten, zu helfen, zu retten.

Ich hab' es geahnt, ich hab' es gewußt:
Die Saite rührt' ich in seiner Brust,
Die stärker als andere tönet.
Und heute naht uns sein leuchtendes Bild;
Ich seh' ihn schreiten durchs Trümmergefild, —
Mit Segen sei er gekrönet!"

Der biedere Berggeist hat die Ueberschwemmung also nach eigenem Bekenntniß nur arrangirt, um den Kaiser für ein paar Stunden in seinen Bereich zu locken, und er ist mit dem Ergebniß seiner Bemühung äußerst zufrieden . . . Wer hätte gedacht, daß der demokratische Rübezahl auf seine alten Tage noch unter die Byzantiner gehen könnte! Künftig sollte er sich aber nicht wieder so anstrengen: es braucht ja nicht immer eine Ueberschwemmung zu sein; eine submissteste Eingabe an das Oberhofmarschallamt wird sicher auch nicht unwirksam bleiben.

* * *

Augenblicklich ist die ehrsame Zunft der Schweifwedler weniger um den Kaiser als um seinen Bruder bemüht. Prinz Heinrich von Preußen dampft an der Spitze des deutschen Geschwaders nach China und ist wahrscheinlich am Meisten erstaunt, aus schönen Reden und herrlichen Leitartikeln zu erfahren, daß seine

Reise eine weltgeschichtliche Bedeutung hat und ihn unübersehbaren Gefahren entgegenführt. Die vereideten Makler in Gassenpatriotismus und Hofdienerei geberden sich so aufgeregt, als rüste ein alter Kreuzritter zur Fahrt nach dem Heiligen Grabe. Ganz so schlimm ist die Sache, Gott und den Konstrukteuren moderner Panzerschiffe und Seegeschütze sei Dank, nun wohl nicht, sonst hätten sich für die Expedition nicht so viele Freiwillige gemeldet. Wir wollen hoffen, daß Prinz Heinrich gesund und froh heimkehrt und daß es seiner Geschicklichkeit gelingt, in Ostasien für das Deutsche Reich Vortheile zu erringen, die dauernden Werth haben und unsere Zukunft nicht mit dunklem Gewölk bedrohen. Und wir wollen, bei aller Achtung vor dem Heldenmuth kühner Seefahrer und Kolonisatoren, nicht vergessen, daß Gefahren nicht nur auf hoher See und in fernen Ländern zu fürchten sind, sondern auch in der unscheinbaren Tagesarbeit des Gewimmels der unendlich Kleinen. In der Zeitung der deutschen Berg- und Hüttenarbeiter konnte man neulich lesen, im Bergbau und Hüttenbetrieb seien vom ersten Oktober 1885 bis zum ersten Januar 1897 in Deutschland 9743 Menschen ums Leben gekommen, 1031 schwer, 17766 leicht verletzt worden. Aber von diesen Opfern, die auf den Schlachtfeldern der Industrie still, resignirt und ruhmlos verbluten, spricht man nicht gern. Wozu auch? Es würde höchstens die Freude an der Kurssteigerung der Bergwerkaktien stören.

* * *

Der Massenausstand der englischen Maschinenbauer wird von einsichtigen Sozialpolitikern aller Länder mit lebhaftem Interesse verfolgt, weil er in der inneren Wirthschaftgeschichte Englands leicht den Beginn einer neuen Epoche bedeuten könnte. Davon ahnt der bürgerliche Durchschnittsjournalist nichts und wundert sich deshalb über das Interesse, das in die Ferne schweift, statt sich an die deutsche Marinevorlage und den Zug gen Kiau-Tschau, die wichtigsten Ereignisse des scheidenden Jahrhunderts, zu klammern. Nun hat Herr Professor Brentano, einer der besten Kenner der englischen Gewerkschaften, den Strikenden gar einen Beitrag gesandt und die Hoffnung auf ihren endlichen Sieg ausgesprochen. Darob entstand in der kapitalistischen Presse zuerst Staunen und dann zornige Empörung. Die Herren, die solche Unklugheiten leisten, wissen eben nicht, daß eine vernichtende Niederlage der Trade-Unions nur der Sozialdemokratie Nutzen bringen kann, die in dem vom Chartismus durchfurchten Boden des Inselreiches bisher keine feste Wurzel fassen konnte. Wenn die englischen Arbeiter erkennen, daß mit der gewerkschaftlichen Bewegung trotz allen Opfern nichts zu erreichen ist, werden sie wahrscheinlich in die politische Bewegung nach kontinentalem Muster eintreten. Und eine englische Sozialdemokratie, die mit zähem Muth auf praktisch erreichbare Ziele losginge, wäre für die Entwickelung der europäischen Wirthschaftverhältnisse im Bourgeoissinn gefährlicher als die vom Hegelspuk im Vormarsch gehemmte Gefolgschaft unserer alternden Marxisten.

* * *

Herr Karl Frenzel, der Literaturkritiker der National-Zeitung, ist in den ersten Dezembertagen siebenzig Jahre alt geworden und wurde deshalb mit dem bei solchem Anlaß üblichen Ueberschwange gefeiert. Er selbst sprach recht bescheiden von seinem Werth und seine Rede hob sich angenehm von dem zum großen Theil thörichten Tafelgetöse ab. Herr Frenzel hat viel gelernt und gelesen, ist fleißig und gewissenhaft und gehört zu den feinsten und liebenswürdigsten Nicolaiten, zu den milden, gern behaglich schmausenden Rationalisten, die sich ein Bischen Sturm und Drang gern gefallen lassen,

aber gleich ungeduldig und böse werden, wenn der Drang etwa ins Unermeßliche schweift und der Sturm gar zu laut und beängstigend heult. Er findet in dieser besten der Welten eigentlich Alles sehr gut bestellt und mag die Leute nicht leiden, die immer Ungemach und fürchterliche Weltwenden verkünden. Ein freundlicher Vertreter eines allerliebst ruchlosen Optimismus. Er hat manches Hübsche geschrieben, neulich erst interessante Artikel über den Dichter des Don Quijote veröffentlicht und steht beträchtlich über dem Niveau der meisten neuberlinischen Zeitungschreiber. Daß ein solcher Mann gefeiert wird, ist sicher kein Unglück, auch nicht, daß man den Erben nicolaischer Weltanschauung in Champagnerlaune dem streitbaren Gotthold Ephraim Lessing vergleicht. Und daß am Ehrentage eines so milden, bürgerlich sittsamen Mannes auch die hohen Behörden nicht fehlen, ist leicht zu begreifen. Beim Frenzel-Bankett sprach Herr Bosse, der Kultusminister und Verfertiger des Boetticher-Attestes, in klingender Rede über die Herrlichkeit des freien, unabhängigen Schriftstellerberufes. Er, nämlich Herr Bosse, schwärmt für die Unabhängigkeit der Literatur, schwärmt überhaupt für die Freiheit geistigen Schaffens. Also sprach in Preußens Hauptstadt am zwölften Dezember des Jahres 1897 der preußische Kultusminister. Er wurde nicht ausgelacht. Die berliner Schriftsteller sind doch wohlerzogene Leute.

* * *

Zum Weihnachtfest haben einzelne freundliche Leser mir für die Liste wieder Bücher empfohlen, die sie für lesenswerth halten. Von Bildwerken: die Boecklin- und Lenbach-Mappen, das Klinger-Werk, Jordans „Menzel"; von illustrirten Zeitschriften: „Dekorative Kunst", „Das Museum", „Die Kunst unserer Zeit"; aus dem leichteren Genre: Heines „Bilder aus dem Familienleben" und Andersens illustrirte Märchen. Ferner: Lagardes „Deutsche Schriften", Treitschkes „Politik" und „Zehn Jahre deutscher Kämpfe", Bernhardis Tagebuchblätter, von denen eben der siebente Band, „Der Krieg gegen Oesterreich", erschienen ist, Lamprechts „Deutsche Geschichte", Grimms Essays, Spittelers „Lachende Wahrheiten", Fontanes „Effi Briest", Blums „Deutsche Revolution", Wildenbruchs „Tiefe Wasser", Gaupps „Spencer", Reimanns „Brahms", Dantes „Neues Leben", die Gesammtausgabe der Werke Nietzsches und die von seiner Schwester verfaßte Biographie, Lecestres Lettres Inédites de Napoléon I., Les déracinés von Maurice Barrès, Fieldings „Tom Jones", die „Wanderjahre" der Gebrüder Kunhardt, „Aus der Schule geplaudert" vom Freiherrn von Schlicht, „Geistlicher Tod", „Seine Gottheit" und „Junge Ehe" von Emil Marriot, Miß Marsdens „Reise nach Sibirien", Schaeffles „Kern- und Zeitfragen" und „Bau und Leben des sozialen Körpers", Mittelstaedts „Vor der Fluth", Hirschbergs „Lage der arbeitenden Klassen in Berlin", Langes „Arbeiterfrage", Lichtwarks „Arbeitfeld des Dilettantismus" und „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken", „Kaiser Wilhelm I." von Erich Marcks, Kohls Bismarck-Jahrbuch, Poschingers „Bismarck und der Bundesrath", Penzlers „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung", die „Kriegstagebücher" des Grafen Fred Frankenberg, Huxleys „Soziale Essays", Krumbachers „Geschichte der byzantinischen Literatur", Harts „Geschichte der Weltliteratur", Engels „Geschichte der französischen und englischen Literatur," Mauthners „Bunte Reihe" und „Nach berühmten Mustern", Heyses „Neue Gedichte", „Aus dem Leben Königs Karl von Rumänien", Deussens „Upanishads", Neumanns „Reden Buddhas", Taines Origines, Renans Geschichte Israels und Marc Aurel, Forels „Gehirn und Seele", Paulsens „Ethik". Für Erwachsene

und für Kinder sind in früheren Jahrgängen der „Zukunft" schon allerlei ernste und heitere Bücher empfohlen worden. Den Kindern wird diesmal wahrscheinlich besonders das Bismarck-Bilderbuch des Verlages A. Hofmann & Co. willkommen sein.

* * *

Ein neuer Lenz des Liberalismus naht und das Feldgeschrei „Gegen die Junker!" wird das freisinnige Bürgerthum in Stadt und Land zum herrlich entscheidenden Siege führen: Das wurde uns Monate lang in allen Tonarten verkündet. Nun scheint die Entscheidung leider wiederum verzögert zu sein: denn in der Vossischen Zeitung war neulich zu lesen: „Erst wenn die Klerikalen ihren Bund mit den Junkern geschlossen haben, wird der Liberalismus zu neuer Lebenskraft erwachen. Erst dann wird die große Masse des freiheitlich gesinnten Bürgerthumes sich erheben und fest und treu zusammenstehen, um die geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts gegen den Ansturm der vereinigten Dunkelmänner zu vertheidigen." Es ist ein Jammer, daß wir Ungeduldigen nun wieder warten sollen.

* * *

Die lieben Magyaren, die schlauen Totengräber der habsburgisch-lothringischen Großmacht, bemühen sich noch immer, den im deutschen Land oft beseufzten pester Trinkspruch des Deutschen Kaisers für ihre Politik brutaler Bedrückung nutzbar zu machen. In der offiziösen Zeitung Pesti Hirlap las man neulich die folgenden Sätze: „Der germanische Kaiser hat östlich der Leitha alles Deutschthum aufgegeben. Keine unserer Nationalitäten kann noch auf eine Stütze im Ausland rechnen. Keine Wirkung von außen her wird also noch die Einheit der ungarischen Nation hindern. Heute können wir Alles thun." Der Verfasser dieser netten Sätze heißt Gustav Beksics und ist Chef der sechsten Sektion in dem ungarischen Ministerium, dessen Chef der edle Baron Banffy ist. Man kann sich vorstellen, wie solche Frechheiten auf die bedrückten und geknebelten siebenbürgischen Sachsen wirken, und man möchte wenigstens wünschen, daß solche Folgen seines gewiß gut gemeinten, aber bedauerlichen Verhaltens im Lande der Arpadssöhne dem Kaiser nicht verborgen bleiben.

* * *

Nasse, schmutzige Straßen, eine feuchte, weichliche Luft: recht übles, gar nicht zur Winterfestlust stimmendes Weihnachtwetter. Von drei Bekannten, die einander begegnen, in Gummischuhen einherschlürfend, mit aufgekrempelten Hosen und tropfendem Schirm, sind zwei mindestens unwohl, von der Grippe geplagt, und der Dritte seufzt über die schlechten Zeiten. Ueber die schlechten Zeiten wird nun zwar vor Weihnachten immer gejammert, auch von Denen, die ganz gute Geschäfte machen. Diesmal ist aber die Stimmung besonders unerquicklich. Es ist, als sei das deutsche Leben an einem toten Punkt angelangt, das politische, soziale und individuelle. Die paar Themata, die während der letzten Jahre noch leidlich interessirten, sind allgemach erschöpft und die nicht von der Profitmehrung befriedigte deutsche Menschheit weiß wirklich nicht mehr, worüber sie sprechen soll. Am Schlimmsten geht es den Journalisten, von denen man interessante Artikel verlangt und denen dazu doch die Stoffe fehlen. Neulich wollte Einer in der Verzweiflung schon über das Wetter schreiben, — symbolisch natürlich, mit Ausblicken in die hohe und höchste Politik. Aber er besann sich: bis der Artikel erschien, konnte die Eisbahn eröffnet sein. Er setzte sich nieder und schrieb über die weithin Segen spendende Wirksamkeit der Generalsynode einen schönen Artikel, der niemals, mag Schnee oder Regen fallen, veralten kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Dezember 1897.

Dysangelium.

Rauh ist der Julfriede, der in heidnischer Zeit den alten Germanen schon heilig war, von unfreundlichem Geräusch diesmal durchbrochen worden. Die Kirchenglocken läuten mit mildem Klingen die stillste Nacht ein, die Wehennacht der bethlehemitischen Mutter, aber im deutschen Land sucht der Blick vergebens die aus der Jugendzeit gewohnte, in früheren Feierstunden ihm lieb gewordene Weihnachtstimmung, das weiße, den Hall der Schritte dämpfende Winterfestgewand auf den Straßen, die friedliche Ruhe in leiser pochenden Herzen. Wohl fehlen die Stimmen nicht, die wieder, wie im letzten Jahrzehnt schon so oft, brüllend den Anbruch herrlicher Tage verheißen, einer großen, den Lenz des Reiches in heller Sommersonnenpracht überstrahlenden Epoche deutscher Geschichte; doch dieser Stimmen Ruf hat zu oft, zu traurig getrogen, als daß er in ernstem Sinn noch frohen Glauben wecken könnte. Die Verständigen, Stillen, die nicht durch Amt und Pflicht gezwungen sind, sich mit politischen Dingen zu beschäftigen, haben sich längst in häusliche Arbeit und häusliche Freuden zurückgezogen; der in unserer einst so nüchternen Heimath, wie es scheint, nie mehr verstummende Festlärm tönt ihnen leidig ins geärgerte Ohr und sie sind zufrieden, wenn sie von den allzu öffentlichen Vorgängen nichts hören und sehen. Jetzt aber hat ein neues, fremd tönendes Geräusch, dem unter der Erdrinde ein unheimliches Knistern folgte, sie aufgescheucht und, während die Weihnacht dämmert, auf den offenen, sonst gemiedenen Markt getrieben. Da stehen sie in kleinen Gruppen beisammen, sehen bang in die Ferne und flüstern einander besorgte Rede zu. Sie wissen nicht, was ihnen drohen könnte, wissen, an kurzen Wintertagen, kaum, ob der Himmel hell oder um-

wölkt ist, und fühlen nur dumpf, daß irgendwo Etwas sich, nicht zum Guten, verändert hat. So fühlt der Blinde, dessen totes Auge die Gefahr nicht sieht, in den unangetasteten Nerven doch, daß ihm Unheil naht. Daß dieses Gefühl, daß der politische Instinkt in Deutschland noch so stark ist, muß den Freund seines Volksthumes mit Freude erfüllen. Die Besten sind von der Sorge zu neuer Thatkraft aufgerüttelt worden und bestürmen nun Jeden, der etwa in die geheimen Pläne der Mächtigen eingeweiht sein könnte, mit der Frage, was werden will. Unendlich oft hat man diese Frage vernommen, seit aus Kiel die Kunde kam: Deutschland fuhr, während die Salutschüsse über die Föhrde dröhnten, in Pulverdampf und Nebel hinaus.

Die Botschaft sprach von einem Schiff, von dem Kreuzer, der, an der Spitze einer Marinedivision, den Prinzen Heinrich von Preußen nach Ostasien trägt. Aber der Volkssinn, der in Schicksalsstunden eine öffentliche Meinung erzeugt, eine, die nicht in den Gesindezimmern der Ministerien oder in den heißen, verqualmten Stuben der Zeitungmacher entsteht, selten den Ausdruck findet und nie in Annoncenbeilagen gedruckt wird, dachte der tieferen Bedeutung des knappen Satzes nach und sah vor dem inneren Auge erbebend das Bild: Deutschland steuert im Nebel, von Pulverdampf umraucht und von ungeübter Hand geleitet, in eine unbekannte, ungewisse Zukunft hinaus. Das ist kein freundliches Weihnachtbild, keins, das den Lichtglanz der Christtanne mehren kann. Das Schiff hat ein sicherer Steuermann und der warnende Ruf des Nebelhornes vor Fährlichkeiten wenigstens im nordischen Meer bisher bewahrt. Damit das Reich Untiefen und Klippen vermeide, müssen auch wir vom festen Land aus das Nebelhorn durch die Nacht blasen lassen, — nicht, um Fremde, den selben Kurs Steuernde, zu warnen, sondern, um den Mann am Ruder zur Vorsicht zu mahnen.

Dieser Pflicht kann, so schwer sie ihm wird, auch der durch keinen amtlichen Auftrag dazu Berufene sich nicht entziehen; er darf es schon deshalb nicht, weil die berufenen Instanzen wieder einmal stumm und unthätig geblieben sind. Dem Deutschen Reich beginnt, so hören wir, eine neue Epoche, die der Bruder des Kaisers eine für die Nation bedeutende nennt und die nach menschlicher Voraussicht in einen Weltkrieg führen muß, und der Deutsche Reichstag fragt nicht nach dem Ziel, forscht nicht nach der Richtung des neuen Machtzuges, sondern verzettelt an armsälige Händel schmählich die Zeit; und die Willenssumme, die der Bundesrath im Reichsorganismus repräsentiren soll, bedeckt nächtiges Dunkel: man weiß nicht, ob er befragt, gehört worden ist oder ob er wieder nur, unwillig, aber mit guter

Miene, schweigt, um die Wunde eines siechenden Körpers nicht vor dem neugierigen Blick fremder Bosheit enthüllen zu müssen. Und die Presse, die, wenn sie sauber und selbständig wäre, mehr vermöchte als Regirung und Parlament, giebt, wie seit Jahren fast immer, die an amtlichen Stellen gewünschte Spiegelung der Ereignisse; was die berliner Bedienten nach Köln oder Hamburg schmuggeln, wird, als wäre es selbst gefundene Wahrheit und nicht werthloser Quark aus der Ministerialmeierei, weiterverbreitet, oft noch in neue papierne Phrasen verpackt. Wer nur die Stimme der Presse hört, mag wirklich meinen, alles Leid sei im deutschen Volk nun vergessen und über Nacht die schönste Hoffnung erblüht. Fast nirgends der Muth eigener Auffassung, kaum ein schwächliches Empfinden der ernsten Situation. Wozu haben wir Reichstag und Presse, die als unabhängige Instanzen doch den Gang der Staatsgeschäfte kritisiren und kontroliren sollen, wenn sie in solchen Stunden versagen? Welchen Werth hat ferner noch die Fiktion eines Verfassungstaates, wenn ein gebietender Wille allein so wichtige Entschlüsse bestimmt, wie sie im März 1890 und im Dezember 1897 gefaßt worden sind?

Daß es sich um einen persönlichen Willensakt des Kaisers handelt, haben den etwa noch Zweifelnden die Reden gelehrt, die in Kiel gehalten wurden, — ungefähr an der selben Stelle, wo vor zwei Jahren von den mit Champagnerscheckbüchern beschenkten Vertretern des bossisch freien und hochgemuthen Journalismus Jubelchöre zum weltgeschichtlichen Ruhm des Kanals angestimmt wurden, der nun zum gemiedenen Unheilswege geworden ist und statt des Namens des zuverlässigsten Monarchen den seines beredten Patrons, des Herrn von Boettticher, tragen sollte. Wieder war der Hafen bewimpelt, waren die prächtig gerahmten bunten Bilder zu sehen, die beinahe täglich jetzt sich irgendwo im deutschen Vaterlande dem Schaupöbel bieten, und diesmal fehlte auch nicht der Schwerter weihende Segen hoher Kirchenfürsten, die, in Purpur oder in Veilchenfarbe gekleidet, in den Prunkszenen der großen Opern immer so würdig wirken. Weithin in die Menschenwelt klingende Worte wurden gewechselt, Worte, wie sie aus Fürstenmund nicht mehr gehört worden sind, seit Napoleon schluchzend in Fontainebleau von den Garden Abschied nahm und Friedrich Wilhelm der Vierte rednerisch für die Befreiung des Berges Zion von islamitischer Herrschaft stritt... Es ist schwer, für ein ruhiges Urtheil über die Rede des Kaisers den richtigen Standpunkt zu finden; sie ist aus einander fremden Elementen, aus Kreuzfahrerromantik und kühlen kaufmännischen Erwägungen, seltsam gemischt und oft führt von einem zum anderen Satz den Suchenden keine Brücke. Der seiner

Volksgeschichte kundige Deutsche wird nicht leicht dem Monarchenwort glauben, daß die Hansa verfiel, weil der kaiserliche Schutz ihr fehlte, daß unser Reich jetzt zum ersten Male seinen überseeischen Aufgabe nach dem Pflichtgebot genügen soll, daß „Reichsgewalt Seegewalt bedeutet und Seegewalt und Reichsgewalt sich so bedingen, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann." Hat, als Bismarck den alten Kaiser berieth, dem an fernen Küsten weilenden, mit fremden Völkern handelnden Deutschen der ihm gebührende Schutz des Reiches gefehlt, hat der neue Nimbus des deutschen Namens ihm nicht mehr genützt als das Schiffsgeschütz eines Panzergeschwaders? Hat deutsche Kraft uns nicht ein großes, an Entwickelungmöglichkeiten reiches Kolonialgebiet gesichert, das dann unter wechselnden Verwaltunglaunen zu leiden hatte und dessen Schlüssel gegen einen nicht nur werthlosen, nein, im Besitz des zur See stärkeren Feindes eines Tages vielleicht noch gefährlichen Nordseefelsen eingetauscht wurde? Und ist nicht ohne Das, was nun plötzlich erst Seegewalt heißen soll, in einem von den verschiedensten Gefahren bedrohten Vierteljahrhundert die Reichsgewalt mächtig erstarkt, der Händlerwohlstand über alles Erwarten gestiegen? Diese tröstenden Wahrheiten erscheinen so unbestreitbar wie die Thatsache, daß die sorgsam gepflegte Hand moderner Truppenführer nicht mehr, wie die derbe Faust der Kreuzritter, mit Eisen gepanzert, sondern durch weiche Lederhülsen vor klimatischer Unbill geschützt, oft auch mit einem zierlichen Armband geschmückt ist . . . Die Willensrichtung des Kaisers ist diesmal auch für seine Volksgenossen schwer zu erkennen. Will er nur deutsches Leben und Eigenthum in der Ferne schützen, wirksamer, als der diplomatisirende Staatsanwalt es für nöthig hielt, dann wäre der große Aufwand an rhetorischem und szenischem Prunk zu entbehren gewesen, dann wäre auch die Nothwendigkeit der Expedition nicht zu erklären, die, wenn sie in dem jetzt geplanten Umfang ausgeführt wird, ungezählte Millionen verschlingen muß. Ein Kaiser kann öffentlich nicht immer Alles aussprechen, was ihm in der Seele ruht, und läßt mitunter wohl einen Anderen sagen, was er, ohne für jede Silbe haften zu müssen, Freunden und Feinden andeuten möchte. Prinz Heinrich von Preußen, der dem Bruder gewiß nicht aus dem Stegreif erwiderte, gab sich in seiner Rede als den Träger einer großen, neuen, gefahrvollen Mission; so spricht nicht ein Mann, der ein paar Priestern und Kaufleuten zeigen soll, daß Deutschland außer den alten Kasten auch noch seetüchtige Schiffe hat. Der Prinz ließ mehrfach merken, daß der Kaiser gern selbst die Führung der Expedition übernommen hätte, und daran kann ein Monarch nur denken, wenn es sich um einen Krieg, nicht um eine friedliche Demonstration

handelt. Er sprach von der Dornenkrone, die dem Bruder „erblüht" sei, und pries es als schönste Pflicht, im Auslande das Evangelium Wilhelms des Zweiten zu predigen, dem er zuerst die Titel des alten Hofstils gab und dessen Person er später geheiligt nannte. In diese familiären Auseinandersetzungen, deren Zweckmäßigkeit zweifelhaft ist, brauchte kein Fremder sich einzumischen, wenn sie nicht im hellsten Licht und vor den Ohren spöttisch gestimmter Feinde veranstaltet worden wären. Nun zwingt uns die Selbstachtung, die jedes mündige Volk sich bewahren muß, daran zu erinnern, daß eine Dornenkrone nur ein Haupt umkränzt, Einer nur den Völkern die frohe Botschaft gebracht hat, — Der, dessen Geburtstunde der Klang der Weihnachtglocken ehrfürchtig dankend begrüßt und dessen unkriegerische, von milder Leidenshoheit verklärte Gestalt dem Christen allein heilig ist. Prinz Heinrich sieht in dem Bruder den Heiland, dessen Wort ein den noch Unbekehrten zu predigendes Evangelium ist und der, wie einst der Galiläer, von sich selbst sagen darf: „Siehe, ich mache Alles neu!" Daß ein solches Gefühl heute noch möglich ist, muß befremden; daß ein solches Wort vor einer erstaunt lauschenden Welt ausgesprochen, gebilligt, gedruckt werden konnte, ist ein unsäglich trauriges Zeichen der Zeit. Dem ernsten Deutschen war schon das Legendenbild eines toten Sankt Wilhelm unfaßbar; es geht vollends über seinen Vorstellungskreis hinaus, daß er nun einen Lebenden, der Paraden abhält, Marinebilder malt, Truppen alarmirt, den Plan zu Festungwerken, Schiffsschotten und plastischen Gruppen entwirft, Dramatikern die zu wandelnden Wege weist, Rennyachten führt und Heidengötter besingt, als den unfehlbaren Heiland anbeten soll. Ihm ist der Kaiser ein sterblicher Mensch, der irren kann, manchmal schon geirrt hat, nach Menschenart öfter noch irren wird und dessen Willensakte deshalb, wenn sie geeignet sind, bestimmend in das Volksschicksal einzugreifen, der nachprüfenden Kontrole bedürfen.

Diesmal wäre ein Irrthum besonders gefährlich, denn nicht Kleines steht auf dem Spiel. Es klingt ja recht schön, wenn in der Schreibstube, beim warmen Kachelofen, tapfere Männer das Michelthum höhnen, das sich noch immer nicht über den Ozean wage, in die großen Welthändel nicht verwickelt sein wolle. Die Muthigen, die in fremden Zonen fürs Vaterland ihr Leben einsetzen, sind nicht gering zu schätzen, nicht viel geringer aber die Anderen, moralisch Muthigen, die in der Heimath, ohne nach Gunst oder Haß zu fragen, des Lügnerchores Geheul schrill mit schmerzender Wahrheit durchbrechen, — und dieser Wahrheitkünder Zeit scheint nun gekommen. Wir leben nicht mehr in den Tagen Heinrichs des Seefahrers, des Prinzen von Por-

tugal, der auf der Entdeckerfahrt nach einem Märchenindien die Goldküste fand; wir sind von eifersüchtigen Nachbarn und in ihrer Zuverlässigkeit unerprobten Freunden umringt, müssen heute noch in jedem Augenblick für den Kampf um unser Daseinsrecht gerüstet sein und dürfen uns nicht leichtherzig mit Macht und Ehre in Weltwinkeln festlegen lassen, wo der leiseste Anstoß zu ungeheuren Erschütterungen des Erdkreises führen kann, zu einem der zoologischen Kriege, in denen ganze Rassen vernichtet werden. In Otto Bismarck lebte sicher stets der empfindlichste Sinn für nationale Größe und der Einzige bebte vor keiner Gefahr; und doch hat er sich zwanzig Jahre lang unter Opfern bemüht, zwischen Deutschland und dem erwachenden Reich der Russen, deren Zukunft in Asien liegt, die Fläche zu verkleinern, auf der Reibungen möglich sind, hat er nicht eine Sekunde vergessen, daß sein Deutsches Reich auf Europas festem Boden mit ganzer Kraft früher oder später die Großmachtstellung zu vertheidigen haben wird. Er hat vorsichtig gezögert und jede denkbare Folge erwogen, ehe er auch nur eine Kohlenstation mit dem Recht der Gewalt erwarb, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er, wie jetzt geschäftig verbreitet wird und wie Caran d'Ache in einer boshaften Zeichnung gezeigt hat, sorgenlos dem gen China dampfenden Geschwader segnend die Hände nachstreckt. Er weiß, als guter Gärtner, daß die feinsten Früchte in der Stille reifen, hat in drei Kriegen gelernt, daß jedes vorzeitige Geräusch nur dem lauernden Feind nützlich wird, und würde, bevor er seine Landsleute in die Gefahr eines Weltkrieges lockt, sich und sie gewiß fragen, ob selbst das günstigste Spielerglück einen dem hohen Einsatz entsprechenden Gewinn bringen könnte.

Der deutsche Stamm braucht auf der bewohnbaren Erde mehr Raum, aber er braucht noch dringender ein ruhiges, flackernden Wünschen nicht erreichbares Lebenscentrum, eine stille und stetige Regirung, die nicht wähnt, mit dem kalten Strahl elektrischer Scheinwerfer den Himmel erhellen, mit dem Licht bunter Lämpchen das Reifen köstlicher Frucht beschleunigen zu können. Wer den Deutschen sagt, sie könnten von einem zum anderen Tage geometrische Entwickelungzeiträume überspringen und die Wesensform ihres geschichtlich bedingten Daseins ändern, wie einen Flottenplan, eine Uniform, einen Denkmalsentwurf, täuscht sich selbst oder will Andere täuschen und wird ernsten Männern als ein Bringer schlimmer Botschaft erscheinen. Er kann für kurze Abendstunden eine Weihnachtstimmung schaffen, aber eine, die nur in der Kinderstube, im Banngebiet rasch aufgebauter Puppenstädte, wirkt und deren ungesunde Romantik Erwachsene mit banger Sorge erfüllen muß.

Helden und Märtyrer.

Ein sehr verehrter früherer Vorgesetzter von mir hatte 1894 die Freundlichkeit, mir eine hübsche Photographie von sich zu schenken. Auf der Rückseite dieser Photographie befindet sich neben einer liebenswürdigen persönlichen Widmung, in der es hieß, daß sie mir „im Hinblick auf die jüngsten kolonialpolitischen Schmähungen" zugedacht sei, als Motto der goethische Ausspruch:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Ob dieses Motto für meinen sehr verehrten früheren Vorgesetzten oder für mich oder für uns Beide gelten sollte und wer insbesondere mit dem „Pöbel" gemeint war, dem er oder ich oder wir Beide unser Gefühl offenbart hätten und der demnach ihn oder mich oder uns Beide „verbrennen und kreuzigen" würde, Das habe ich nicht festgestellt. Ich habe es immer auf meinen verehrten früheren Vorgesetzten selbst bezogen. Jedenfalls habe ich seit dieser Widmung häufig an jenen goethischen Ausspruch gedacht und in der Geschichte nach Beispielen für seine Nutzanwendung gesucht. Ich glaube, daß das Ergebniß dieser Betrachtungen vielleicht nicht ganz ohne Interesse für die Leser der „Zukunft" sein wird*), und ich will deshalb einige geschichtliche Thatsachen zusammenstellen, die darauf Bezug haben. Dabei wird freilich das sentimentol klingende „Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten" nicht durchweg wörtlich zu verstehen sei. Denn wir haben hier nicht nur mit Helden der Empfindung und des Gedankens, sondern auch mit Männern der genialen — und hin und wieder brutalen — That zu thun.

Christoph Columbus hatte den Muth, auf allgemeine Kombinationen hin in die ferne, unbekannte Welt des Westens hinauszusegeln, und entdeckte dabei 1492 Amerika. Man hat über die geschichtliche Bedeutung dieser That-

*) Ich veröffentliche diese kleine Arbeit auf die Gefahr hin, daß mir von übelwollenden Leuten untergeschoben werden wird, ich versuchte mein eigenes kleines Schicksal mit den Laufbahnen der größten und reinsten Helden der Menschheitgeschichte in Parallele zu bringen. Um dieser thörichten Insinuation zuvorzukommen, will ich gleich bekennen, daß mich das hier behandelte Thema schon seit Jahren beschäftigt hat; 1887 bereits habe ich es in Sansibar oft mit Herrn Fritz Bley erörtert, der es ja auch im April 1896 in der „Zukunft" zum Theil in seinem Artikel „Konquistadoren" streifte. Verständige, mir nicht direkt feindlich gesinnte Leser werden, so hoffe ich, meine Darstellung einer merkwürdigen weltgeschichtlichen Erscheinung für ernst genug halten, um mir zu glauben, daß sie aus stofflichem Interesse entstanden ist, nicht aber aus einer persönlichen Nebenbeziehung, die mir selbst mindestens lächerlich scheinen würde.

sache niemals gestritten, wohl aber über das Verdienst, das Columbus dabei zukommt. Etwa, wie der Berliner sagte: „Ich weiß gar nicht, was für ein Gerede man davon macht, daß Columbus viermal nach Amerika gefahren ist; ich bin jetzt schon auf meiner siebenzehnten Fahrt nach New-York.“ Ich habe häufig bemerkt, daß der moralische Muth des individuellen Entschlusses nicht immer die genügende Anerkennung in der Mitwelt findet. Nicht Das ist das Bewundernswürdige bei einem Manne, daß er sein Leben im Dienst seiner Nation oder der Gesammtheit einsetzt, sondern, daß er der Masse gegenüber seine individuelle Einsicht zu behaupten wagt. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Soldat oder ein Feldherr seine Person auf höheren Befehl einsetzt, oder ob ein Mann es wagt, selbständig neue Bahnen einzuschlagen, und dabei sein Leben riskirt. „Es ist weit von Scipio Africanus Major bis zu Alexander und Caesar“, sagt Mommsen. Deshalb auch hat der feine Instinkt der Völker den Namen des „Großen“ nur den Helden der Weltgeschichte dauernd verliehen, die es wagten, auf ihre eigene Verantwortung kühn den Völkern der Erde neue Bahnen zu weisen.

Wenn Das richtig ist, so hat Columbus in der That Anspruch auf den Namen eines „Großen“. Denn es gehörte die Nervenkraft eines „Tollen“ oder eines „Großen“ dazu, die Segelfahrt über die Grenzen des alten „Erdkreises“ hinaus zu wagen, wo Nacht und sicherer, schrecklicher Untergang zu warten schienen. Toll aber war Columbus sicher nicht. Denn er machte mit der spanischen Krone, bevor er an sein Unternehmen schritt, zunächst einen sehr verständigen Geschäftsvertrag, in dem er sich für den Fall eines Erfolges eine Menge von Vortheilen ausbedang: neben der Erhebung in den Adelsstand die Würde eines atlantischen Admirals und die Stellung eines Vicekönigs in den neu entdeckten Ländern; den Zehnten der Kroneinkünfte aus diesen Ländern und ein Achtel vom Ertrag der etwa einzuführenden Handelsmonopole. Erst als ihm Das feierlich verbrieft und besiegelt war, fuhr er ab, — und, wahrhaftig, er entdeckte die vermutheten Länder im Westen des Atlantischen Ozeans. Anfangs war darüber große Freude in Spanien und Columbus wurde, seinem Vertrage gemäß, ehrenvoll in die zugesagten Würden eingesetzt. Bald aber fanden die Räthe in Madrid, daß Columbus „kein Verwaltungtalent“ besitze, daß er brutal gegen die Eingeborenen auftrete und daß er „Mißbrauch der Amtsgewalt“ begangen habe. Bekanntlich wurde er in Ketten nach Spanien zurückgebracht, seiner Aemter entsetzt und starb, wenn auch zeitweilig rehabilitirt, verarmt und gebrochen an Körper und Geist 1506 in einem Kloster zu Valladolid. Dies Alles wurde ihm angethan, trotz den von der Krone vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen. Ich hoffe, er hat, auch in seiner letzten Stunde, groß genug gedacht, nicht etwa die unglückliche Fahrt über den Atlantischen Ozean zu beklagen, die seinen

Lebenslauf zerstörte, sondern ist stolz im Vorgefühl Dessen, was sein Entschluß für die Menschheit bedeutete, gestorben.

Fernando Cortez drang 1519 mit einer kleinen Truppe von etwa fünfhundert Mann kriegerisch in das Reich des Montezuma ein und eroberte Mexico mit bewaffneter Hand für den König von Spanien. Auch diese Gabe wurde freundlich angenommen und Cortez zum General-Gouverneur ernannt. Allein auch diesmal fand man bald in Madrid, Fernando Cortez habe „Mißbrauch der Amtsgewalt" begangen und sei zu brutal gegen die Eingeborenen verfahren. Aber ich möchte wissen, wie Cortez es hätte anfangen sollen, um ein Reich wie Mexico innerhalb der Sphäre der für Spanien normalen Amtsgewalt zu unterwerfen und im Zaum zu halten. Das Recht Spaniens auf Mexico beruhte ausschließlich auf Gewalt, wie es immer und überall bei Eroberungen der Fall ist. Oder meint man etwa, fremde Völker würden sich durch Sanftmuth und schöne Worte zur Unterwerfung an Andere bewegen lassen? Es ist sehr wohl zu verstehen, wenn eine Nation vorzieht, ein solches Recht der Waffen überhaupt nicht auszuüben. Dann muß sie eben auf eine Ausdehnung dieser Art verzichten, wie es ja manche Stämme thun; z. B. die Eskimos im Norden und die Akkas in Centralafrika. Aber die Spanier gehörten nicht zu dieser Klasse von Völkern. Sie traten erobernd jenseits des Atlantischen Ozeans auf und vielleicht hat keine Nation mehr Konquistadoren hervorgebracht als die spanische. „Abenteurer" nennt sie der Kulturmensch mit verächtlichem Achselzucken. Aber aus den Handlungen dieser „Abenteurer" sind Städte wie Rio de Janeiro und New-York, Sydney und San Francisco emporgestiegen; ohne solche Abenteurer hätte es weder ein Römerreich noch ein Großbritannien gegeben. Der Gott, der in der Geschichte und in der Natur sich offenbart, hat augenscheinlich auch einen anderen Maßstab für die Aburtheilung solcher Persönlichkeiten. Jedenfalls sind sie besondere Werkzeuge für die Fortentwickelung des geschichtlichen Lebens. Ueberall in der Entfaltung des Lebendigen offenbart sich das Gesetz, daß der Tüchtigere überleben soll, daß die höhere Kultur die niedere beseitigen muß — wenn sie sich sie nicht einverleiben kann —, damit die auf unserer Erde lebende Menschheit sich vervollkommne.

Mehr als irgend ein Spanier hat Fernando Cortez an der Ausübung dieses höchsten Gebotes mitgearbeitet. Aber er verfiel dem allgemeinen Loos: dem Neid der Mitbetheiligten. Im Jahre 1526 wurde er des „Mißbrauches der Amtsgewalt", der „Brutalität gegen die Eingeborenen" und des „Strebens nach Unabhängigkeit" angeklagt. Wohl ließ die spanische Krone die Verurtheilung des Eroberers von Mexico nicht zu. Aber er blieb eine abgethane, gefallene Größe und starb 1547, gebrochen an Körper und Geist, in der Verbannung, bei Sevilla, fern vom Hof der spanischen Herrscher.

Sir Walther Raleigh begründete 1584 die Kolonie Virginia, an

die sich später die Schaffung New-Englands und aller übrigen nordamerikanischen Staaten knüpfte. Er ist also der Schöpfer der englischen Herrschaft in Nordamerika. Er war bekanntlich ein sehr intimer Freund der jungfräulichen Königin Elisabeth, der zu Ehren er seine Kolonie „Virginia" benannte. Wegen dieser engen Beziehungen wurde er beim König Jakob dem Ersten hochverrätherischer Tendenzen beschuldigt und 1603 zum Tode verurtheilt. Der König „begnadigte" ihn zu lebenslänglicher Kerkerhaft im Tower, wo Raleigh sein Werk über die allgemeine Weltgeschichte schrieb. 1616, nachdem er dreizehn Jahre in einer elenden Zelle des Tower geschmachtet hatte, begnadigte ihn der König zum zweiten Male und schickte ihn an der Spitze einer Expedition nach Guayana, um die englischen Interessen gegenüber den Spaniern zu vertreten. Das geschah mit dem ausdrücklichen Befehl, gegen die Spanier nicht zu kämpfen. Trotzdem wurde Sir Walther Raleigh bei St. Thomas in ein Gefecht verwickelt, in dessen Verlauf er die Stadt St. Thomas verbrannte, wobei sein eigener Sohn fiel. 1618 kehrte er nach England zurück, — und nun wurde die Begnadigung vom Jahre 1603 rückgängig gemacht. Der Begründer der englischen Herrschaft in Nordamerika wurde vor dem Tower in London wie ein gemeiner Verbrecher enthauptet.

Lord Clive hat im vorigen Jahrhundert das Reich von Britisch-Indien begründet und insbesondere Bengalen mit Calcutta erobert. Als er im Jahre 1767 nach London zurückkehrte, wurde er vom Parlament des „Mißbrauches der Amtsgewalt" gegen die Eingeborenen und grober Erpressung angeklagt. Er wurde einer Jahre lang währenden Untersuchung unterworfen; sie endete zwar nicht mit einer formellen Anklage, aber mit einem Tadelsvotum. Sie traf in ihrer moralischen Wirkung Lord Clive so tief, daß er sich 1774 erschoß, trotzdem ihm die Regirung als Rehabilitation beim Beginn des amerikanischen Revolutionkrieges das Oberkommando angeboten hatte; er lehnte den Antrag ab und wählte den Tod von eigener Hand. Dieser Abschluß der Laufbahn des Helden von Bengalen ist nun freilich nach meiner Ansicht ausschließlich dem Laster des Opiumrauchens zuzuschreiben, dem er fröhnte und das seine Nerven zerrüttete. Ich kann mir wenigstens nicht vorstellen, daß Jemand, der die Nervenkraft besaß, ein Reich am Ganges zu begründen, später, wenn seine Nerven nicht völlig zerrüttet sind, den schlechten Geschmack zeigen wird, sich wegen eines Parlamentsbeschlusses zu erschießen.

Diese Beispiele aus den Schicksalen der Konquistadoren ließen sich leicht vervielfältigen. Sie haben fast Alle ein schlechtes Ende genommen. Aber auch die eigentliche politische Geschichte der Menschheit bietet genug Analogien.

Die Athener waren besonders groß darin, ihre besten Männer undankbar von sich zu stoßen. Aristides, der „Gerechte", wurde verbannt; Themistokles, der Held von Salamis, und Alkibiades starben in der Verbannung, Miltiades,

der Sieger von Marathon, starb im Gefängniß. Kluge Leute, wie Solon, verbannten sich lieber gleich selbst, wenn sie Etwas für ihren Staat gethan hatten. Ich glaube, daß es vornehmlich das Neidgefühl der Menge gegen die Ausnahmenaturen war, das diese Schicksale schuf und das eine große politische Entwickelung des hellenischen Stammes unmöglich machte.

Für Karthago gilt das Selbe. Das große Haus der Barkiden erlag eben diesem Naturgesetz. Hamilkar Barkas, der geniale Held vom Berge Eirkte auf Sizilien, mit seiner „Löwenbrut", Hannibal, Hasdrubal und Mago, — sie haben den Kampf des Einzelnen gegen das Gesindel in seiner ganzen tragischen Bitterkeit durchzukosten gehabt; und niemals wohl ist dieser Kampf großartiger und vornehmer durchgeführt worden als von Hamilkar und Hannibal. Karthago ließ sie fallen; Hannibals weiterer Siegeszug um das westliche Mittelmeerbecken war umsonst. Er mußte in der Verbannung Hand an sich selbst legen... Das flammende Karthago, dessen Schein über die Jahrtausende hinüberlodert, beleuchtet das Schlußurtheil, das die Geschichte über diese Barkiden-Tragoedie ausgesprochen hat.

Ganz anders war die Römerwelt. Hier stieg und sank der Einzelne mit dem Ganzen und entsprechend seiner Leistung für die Gemeinschaft. Hieraus entsteht jenes Gefühl der Solidarität der einzelnen Interessen mit denen des Staates, das den römischen wie den englischen Patriotismus ausmacht, und der Nationalstolz, der die Grundlage der Weltherrschaft dort wie hier ist. Beispiele rohen nationalen Undankes weist die Geschichte Roms, meines Wissens, bis zur Kaiserzeit nicht auf. Denn die Opfer der Revolutionen, in deren Verlauf politische Gegner um die Existenz rangen, gehören nicht hierher. Der Untergang der Gracchen und Caesars ist in seiner sittlichen Bedeutung von der Abschlachtung der Themistokles und Hannibal sehr verschieden. In dieser Thatsache ist die verschiedenartige Entwickelung von Rom und Hellas im Wesentlichen begründet. Denn auf der Billigkeit der Gesammtheit gegen die Einzelnen und wiederum auf der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze beruht schließlich jede staatsmännische Befähigung der Völker und jedes politische Handeln. Wie kann ein Staatswesen die volle Anspannung der individuellen Arbeitkraft für die Interessen der Gesammtheit erzielen, wenn es nicht im Prinzip Jeden, der mitschafft, an den Ergebnissen seiner Mitwirkung entsprechend interessirt? Es ist doch naiv und fast läppisch, die Aufopferung des Individuums für eine Genossenschaft zu verlangen, die bereit ist, später schmähliche Praktiken gegen dieses Individuum anzuwenden.

Ich bin hier ein Wenig über den Rahmen dieser Ausführungen hinausgegangen; und ich scheine vielleicht Partei zu nehmen, wo ich doch nur einige Thatsachen zusammenstellen wollte. Aber in Wirklichkeit nehme ich keineswegs Partei. In den meisten der aufgezählten Fälle ist die Haltung der

„Heerde" durchaus zu verstehen. Nietzsche ist meiner Ansicht nach im Unrecht mit seiner Verurtheilung der „Heerdenmoral" gegenüber dem „Starken", dem „Uebermenschen". Denn die Menschheit ist eine Heerde; und nur als organisirte Heerde hat sie ihre überlegene Stellung auf der Erde errungen. Der Ausdruck dieser Organisation ist die „Heerdenmoral". „Ein Hirte und eine Heerde"! Wozu also das Gezeter gegen diese Heerde? Die Gesellschaft ist in ihrem Recht, wenn sie die Bedingungen ihrer Existenz für unantastbar und heilig erklärt und jede Durchbrechung der Schranken gebührend bestraft. Unrecht hat sie gegenüber großen Persönlichkeiten nur dann, wenn sie die Bedingungen, die innerhalb der Organisation bestehen; ohne Weiteres auf Verhältnisse überträgt, die thatsächlich außerhalb dieser Organisation liegen und wo demnach nicht der „Gesellschaftvertrag", sondern einzig und allein das sogenannte „Kriegsrecht" gilt, d. h. das natürliche Verhältniß des Rechtes des Stärkeren. Und die Heuchelei fängt da an, wo sich ein Staat zwar die Früchte einer solchen Nichtachtung des zu Hause geltenden Rechtes gern aneignet, aber in sittliche Entrüstung ausbricht gegenüber Dem, ohne dessen Zurückgreifen auf das natürliche Recht des Stärkeren diese Früchte gar nicht zu erreichen gewesen wären. Dazu kommt, daß bei solcher Verurtheilung meistens Neid und persönliche Eifersucht eine besondere Rolle spielen. Die schwächeren Mitbewerber benutzen das aufgeregte Gefühl der „Heerdenmoral", um erfolgreiche und deshalb unbequeme Nebenbuhler zu beseitigen. Die gerechte Nachwelt hat denn auch fast immer für diese Verurtheilten gegen die Richter Partei genommen. Die Themistokles und Hannibal, die Columbus und Sir Walter Raleigh sind heute populär und die Meute, die sie niederhetzte, wird mit Verachtung gestraft.

Das Wunderbarste bei diesen Vorgängen, die sich mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes immer zu wiederholen scheinen, ist die Thatsache, daß sich der Haß der zeitgenössischen Masse mit ganz besonderer Wuth gegen die Begründer der Moral selbst zu kehren scheint. Meine Darstellung muß sich vor dem Geheimniß der Wesenhaftigkeit Jesu Christi bescheiden. Wir haben es hier nur mit seiner menschlichen, geschichtlichen Erscheinung zu thun. Und da lehrt uns jede Aeußerung, jede Handlung, die überliefert worden ist, daß eine zartere und zugleich großartigere Persönlichkeit niemals über die Erde gewandelt ist. Was die Völker, denen die Erde gehört, Sittengebot nennen, stammt von ihm. „Du sollst Gott über Alles lieben und Deinen Nächsten wie Dich selbst": in dieser Forderung ist Alles enthalten. Die Bergpredigt ist im Wesentlichen nur die tiefsinnige Enthaltung dieses obersten Grundsatzes; und wenn Christus der Menschheit zuruft: „Nehmet auf Euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet Ihr Ruhe finden für Eure Seelen", so hat er damit das höchste Ideal der Sittlichkeit für unser Geschlecht aufgestellt, — das freilich stets ein

Ideal bleiben wird. „An ihm war kein Falsch"; und doch ist er abgeurtheilt und hingerichtet worden wie ein gemeiner Verbrecher. Man denke sich den feinsinnigen Denker der Bergpredigt vor dem Tribunal grobhirniger Richter und in den Händen brutaler Henkersknechte: dann versteht man das Weh, das die Welt bei jeder Erinnerung an diese ungeheure Tragoedie durchzittert. Mehr noch als der Spruch der Richter erschüttert das „Kreuziget ihn!" der brüllenden Menge, die ihm noch vor einigen Tagen ihr „Halleluja" zugejubelt hatte... „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun."

Etwa vierhundert Jahre früher hatte ein sehr ähnliches Schicksal Sokrates betroffen. Man hat häufig Sokrates mit Christus verglichen. Aber diese etwas nüchterne Persönlichkeit kann doch nicht neben den poesievollen und lichtverklärten Märtyrer von Golgatha gestellt werden. Nur in dem einem Punkte trifft der Vergleich zu, daß sie Beide die Vertiefung und Veredlung der überlieferten national-religiösen Vorstellungen erstrebten und daß das sittliche Ideal für Beide den Ausgangspunkt ihres Wirkens bildete. Sokrates hat zum ersten Male in der abendländischen Welt den Begriff des Gewissens und der sittlichen persönlichen Verantwortung proklamirt und, ähnlich wie nach ihm Christus, die Thatsache festgestellt, daß Unrecht leiden besser sei als Unrecht thun; τὸ ἀδικεῖσθαι βέλτιον τοῦ ἀδικεῖν, wie Plato es formulirt. Hiermit ist der Kernpunkt der allgemeinen menschlichen Heerdenmoral ziemlich genau festgelegt. Dem Sokrates ist auch als dem Ersten in der europäischen Philosophie die erkenntnißtheoretische Wahrheit aufgedämmert, daß der Mensch nichts wissen könne, da er in seinen Vorstellungen von den ihm gegebenen Sinnesorganen abhängig sei, — eine Wahrheit, die über Plato hinaus bis zu Kant und unserer modernen Philosophie führte. Seine reine und hohe Persönlichkeit spiegelt sich in den Männern wieder, die ihm anhingen und von denen ich außer Plato hier nur noch Xenophon nennen will. Er war eine ernste und lautere Natur, die ganz in dem Bestreben aufging, Das, was sie für recht und wahr erkannte, den Mitbürgern zu Theil werden zu lassen. Bekanntlich verurtheilten diese atheniſchen Mitbürger im Jahre 399, weil er neue Götter lehre und die Jugend verderbe, den Siebenzigjährigen zum Tode. Auch hier liegt der Höhepunkt der Tragik nicht darin, daß drei elende Gesellen sich dazu hergaben, die Anklage gegen ihn zu erheben, sondern in der Thatsache, daß die Mehrheit seiner Volksgenossen gegen ihn entschied.

Sokrates starb würdig und vornehm, wie er gelebt hatte, und bethätigte dadurch den Grundsatz, daß Unrecht leiden besser sei als Unrecht thun. Das Anerbieten Kritons, ihn durch die Flucht aus dem Gefängniß zu retten, lehnte er mit dem Hinweis ab, daß den Gesetzen gehorcht werden müsse. Wie bei Christus, so war auch bei Sokrates gerade seine Hinrichtung und die Art, wie er seine Ueberzeugung mit dem Tode besiegelte, die Ursache,

daß seine Lehren von einer Reihe philosophischer Schulen in den Ideenkreis der Menschheit übergeleitet wurden.

Johann Huß trat auf unserem Kontinent zum ersten Male für die Auffassung ein, die seitdem die Grundlage der protestantischen Welt geworden ist, daß die Bibel die einzige Quelle des christlichen Glaubensinhaltes sei. Er wurde dafür vom Konzil zu Konstanz 1415 zum Tode verurtheilt und unter furchtbaren Qualen vor versammeltem Volk lebendig verbrannt. Er starb standhaft und groß, wie Sokrates und Christus gestorben waren. Auch ihm wurde in seiner letzten Stunde die „Stimme des Volkes" nicht erspart, das an seinem Untergang froh und thatkräftig Antheil nahm. Ein altes Mütterlein schleppte mühsam ein Bündel Reisig herbei und warf es in den brennenden Scheiterhaufen, um sich Himmelslohn zu verdienen. Nichts hat mir von Hussens Seelengröße eine so hohe Meinung eingeflößt wie der Ausruf, den ihm dieser Anblick entlockte: „O sancta simplicitas", rief er aus, da er schon inmitten der Flammen stand. Nur ironisches Erstaunen, nicht aber Haß und Verzweiflung ergriff ihn beim Anblick dieser edlen Bekundung der siegenden „öffentlichen Meinung".

Wir sehen: es ist überall die selbe Geschichte. Je bedeutender, ja, je reiner die Persönlichkeit eines Neuerers in der Menschheit ist, um so vernichtender das Urtheil der Masse, um so tragischer sein Schicksal. Die Geltung dieses Gesetzes beschränkt sich nicht einmal auf die politische und religiöse Entwickelung der Menschheit; auch die exakten Wissenschaften sind davon nicht immer ausgenommen. Ich brauche nur an den Lebenslauf Galileis zu erinnern, der, ein zahmer und fleißiger Gelehrter, als Nachfolger des Kopernikus in Jahre lang dauernder mühevoller Arbeit die Gesetze des Sternenhimmels entdeckt und geklärt hatte und dafür von der Inquisition wüthend verfolgt wurde. Er entging dem Feuertode nur dadurch, daß er sich bequemte, seine Lehre, an die heute jedes Schulkind glaubt, zu widerrufen.

Die alten Hellenen hatten das psychologische Gesetz, das alle diese Erscheinungen erklärt, bereits richtig erfaßt. Sie warnten den Menschen vor der Hybris, dem Emporstreben des Individuums über die Schranken und Maße des Hergebrachten. Und doch ist ein solches Durchbrechen der Schranken immer wieder nöthig, wenn die Entwickelung des Menschengeschlechtes nicht stillstehen, sondern zu höheren Kulturformen führen soll, und selbstlose, ihrer Kraft bewußte Naturen werden sich durch die Warnung vor dem Zorn der Götter nicht schrecken lassen. Hier liegt der tragische Konflikt begründet, der die Entwickelung unserer Art von Anfang an durchzieht und der zu dem erschütternden Schauspiel geführt hat, daß die Weltgeschichte ihren größten Geisteshelden mit dem Lorber so oft auch die Dornenkrone des Märtyrers reicht.

London. Dr. Karl Peters.

Ein Mann über Bord.*)

Der Handelnde ist immer gewissenlos. Es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende. Goethe.

Von den alten Athenern hat es mich immer sonderlich verdrossen, daß sie ihre verdienten Männer, die Aristides, Themistokles, Alkibiades, Perikles, wenn sie irgend einer mächtigen Partei unbequem wurden, vor Gericht luden und auf Grund eifrig zusammengetragener Beschuldigungen verurtheilten. Auch heute will es mir nicht in den Sinn, daß das An-den-Pranger-Stellen eines um sein Vaterland verdienten Mannes Etwas sei, das jemals irgend einem Volk zur Ehre gereichen könne. Ich begreife den Hohn, mit dem die Franzosen uns im März 1895 unseren Mangel an Loyalität vorhielten... Sollte es vielleicht nicht Zufall sein, daß wir ein deutsches Wort für Loyalität in seiner jetzigen Bedeutung nicht haben?

Nun ist leider ganz neuerdings wieder ein Mann, der dem Vaterlande, bedeutsame Dienste geleistet hat, vor Gericht gestellt, verdammt und der allgemeinen Mißachtung preisgegeben worden. Es kam so: Etwa vor sechs Jahren hatte Dr. Karl Peters als Reichskommissar den Kilima-Njaro-Distrikt zu verwalten. Eine ganz geringe Truppenmacht stand ihm zur Verfügung. Mit Schußwaffen reichlich versehene kriegerische Negerstämme hielten die weit vorgeschobene deutsche Station in Schach. Möglich, daß Peters damals einen strategischen Fehler machte, als er die Station verlegte, möglich, daß er einen diplomatischen Fehler machte, als er sich mit einem schwachen Sultan gegen den mächtigen verbündete. Thatsache ist, daß er und seine Leute in Gefahr lebten, von einem an Zahl weit überlegenen Feind überwältigt zu werden. Thatsache ist ferner, daß, als der tapfere Nachfolger des Dr. Peters das System eiserner Strenge fallen ließ, er von der feindlichen Uebermacht vernichtet wurde.

Peters war in der Lage eines vom Feind bedrohten Festungskommandanten mit zum Kampf nicht ausreichender Mannschaft. Ihm stand das Recht über Leben und Tod seiner Leute zu. In dieser Zeit ließ er zwei Todesurtheile vollstrecken, eines wegen Entweichen aus der Kettenhaft, das andere wegen nächtlichen Einbruches. Auf beiden Vergehen stand Todesstrafe, weil Kriegszustand herrschte. Und eben, weil die Station sich so zu sagen in Belagerungzustand befand, glaubte man jede Milde unangebracht; man mußte bei der an Zahl kleinen schwarzen Mannschaft einer Lockerung der Disziplin vorbeugen. Ob Das richtig war oder nicht, können wohl nur Die entscheiden,

*) Fräulein Frieda von Bülow hat in unseren ostafrikanischen Kolonien gelebt und über dort bestehende Sitten gute Bücher veröffentlicht. Das Urtheil, das sie hier, als Frau und Sachkennerin, über Peters und seine Richter fällt, sollte verständige Deutsche nachdenklich stimmen.

die selbst in ähnlicher Lage gewesen sind. Major von Wissmann, der als erste Autorität in diesem Falle angesehen werden muß, hat ausgesprochen, Peters habe damals durchaus richtig gehandelt.

Einige Zeit nach jenen Verurtheilungen tauchten, von englischen Missionaren ausgehend, Gerüchte auf, die den deutschen Führer beschuldigten, er habe sich von niedrigen persönlichen Motiven leiten lassen. Auf Antrag des Dr. Peters wurde die Angelegenheit amtlich untersucht. Peters wurde freigesprochen und wegen seines Verhaltens am Kilima-Njaro belobt. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde er dem Auswärtigen Amt attachirt und später, nachdem er vom Kolonialdirektor für den Gouverneurposten vorgeschlagen worden war, den dann Wissmann erhielt, zum Landeshauptmann am Tanganyika ernannt; er begab sich aber nicht sogleich auf diesen Posten.

Plötzlich, etwa fünf Jahre nach den Vorgängen am Kilima-Njaro, und zwar unmittelbar nachdem Peters sich wieder an die Spitze des Kolonialvereines gestellt und eine lebhafte Kundgebung für unsere Flotte veranlaßt hatte, wühlten die Flottengegner im Reichstag die alte, lange vergrabene Angelegenheit auf. Ihr Ziel war offenbar, einen so unbequem werdenden Gegner der Parteiinteressen politisch tot zu machen. Sie durchstöberten also das Privatleben des zu Vernichtenden und fanden natürlich, was man immer findet, wenn man mit Eifer sucht: schwache Stellen im Charakter, die sich angreifen ließen. Peters selbst hatte sich freilich auch nie für einen besonders edelmüthigen oder in jedem Sinne mustergiltigen Menschen ausgegeben, sondern, im Gegentheil, die Fehler seines Temperamentes mit ungewöhnlicher Offenheit zur Schau getragen und eingestanden. Alle, die mit ihm zu thun hatten, wußten immer, daß sie mit den Mängeln dieses scharf ausgeprägten Charakters zu rechnen hatten wie mit den Vorzügen. Diese Fehler und Mängel nun zog man ans Licht. Jeder belastenden Aussage glaubte man unbesehen und verschloß dem Wort Derer, die den kühnen Mann ehrten, das Ohr. So wurde es möglich, den kolonialen Bahnbrecher und deutschen Großmachtpolitiker in öffentlicher Reichstagssitzung als einen gemeingefährlichen Verbrecher hinzustellen, der nach Recht und Gesetz an den Galgen gehöre.

Gewiß mag sich damals Mancher mit heimlichem Schaudern gefragt haben: Wie würde es mir wohl ergehen, wenn ich einer solchen einseitigen Beleuchtung der geheimsten Wesenswinkel unterzogen würde? Eine derartige moralische Niedermetzelung, vom sicheren Platz des Reichstagsabgeordneten aus an einem Wehrlosen verübt, ist in der That etwas Schauerliches. Das unglückliche Schlachtopfer muß einfach Alles über sich ergehen lassen und kann nicht Gegenrede stehen, wenn es nicht Mitglied des Hauses ist. Das ganze Volk hört die Ankläger und nur die Ankläger, — und die Donnerworte sittlicher Entrüstung hallen im ganzen Lande wieder, daß selbst das Ausland

verwundert aufhorcht. Bis der mit Schmach Ueberhäufte selbst spricht, hat sein Wort in der öffentlichen Meinung schon den Kredit verloren. Der Richter hat nachher nichts mehr zu thun: die leicht zu leitende Menge hat gerichtet.

Von ihrem Parteistandpunkt aus, da es galt, einen Gegner unschädlich zu machen, handelten jene rücksichtslosen Ankläger ganz richtig. A la guerre comme à la guerre. Ohne Zweifel aber über übertrafen sie Peters an Schonungslosigkeit in der Kriegführung. Sofort und eben so kräftig, wie die Beschuldigungen ausgestoßen wurden, mußte damals im Reichtag gegen dieses Vorgehen protestirt werden. Nichts davon geschah. Man sprach antinational gesinnten Parteikämpfern nicht das Recht ab, einen Mann zu richten, der, wie er auch menschlich geirrt haben mochte, doch stets mit seiner ganzen Kraft für die Größe Deutschlands thätig gewesen war. Der wohlgezielte, wohlvorbereitete Ansturm hüllte sich in das ehrwürdige Gewand christlicher Moral. Das war eine verwegene Drapirung für Männer, die das Christenthum und die herrschende Sitte aus Ueberzeugung bekämpfen. Trotzdem that sie die gewollte Wirkung. Der Hohn blieb scheinbar unbemerkt. Man faßte nicht ins Auge, daß Menschen, deren Gesichtskreis nie durch die Berührung mit fremden Völkern und Sitten erweitert wurde, gar nicht im Stande sind, Vorgänge im Inneren des tropischen Afrika zu verstehen. Ihnen fehlt einfach jede Vorbedingung zum Urtheil auf diesem Gebiet.

Jener Tragoedie im Reichstag folgten ein paar Gerichtsverhandlungen als Nachspiel. In der letzten, der Verhandlung vom fünfzehnten November, wurde das Zeugniß der Sachverständigen Wissmann, von Schele, Bumiller, auf das sich der Angeklagte berufen hatte, als unwesentlich zurückgewiesen. Dagegen wurde einer in der Weinlaune gefallenen, von einem Tischgenossen wiederholten Aeußerung volle Beweiskraft beigelegt. Peters wurde der ihm zur Last gelegten Vergehen schuldig erkannt. Damit ist er für Deutschland vorläufig erledigt. Wir haben in ihm vielleicht unseren entschlossensten und begabtesten Kolonialpolitiker verloren. Wo ist der Ueberfluß an bahnbrechenden Persönlichkeiten, der solches Abstoßen des besten Materials erklären könnte? Doch es ist geschehen und Dr. Peters kommt für die kolonialpolitische Zukunft unseres Landes einstweilen nicht mehr in Frage. Gern oder ungern müssen wir ihn nun sich selbst und seinen englischen Gastfreunden überlassen.

Die Folgen des „Falles Peters" aber wird man in unseren Kolonien noch schmerzlich spüren. Schon hat in Berlin der Kolonialrath ernstlich berathen, wie das Strafverfahren gegen die Eingeborenen gesetzlich zu regeln sei. Man sieht ein, daß die Bestimmungen für die einzelnen Distrikte und einzelnen Stämme verschieden sein müssen. Welche Fülle neuer Verordnungen stellt Das in Aussicht! Welche Fülle neuer Schwierigkeiten! Wo durchaus der einzelne Fall dem Urtheil des einzelnen Beamten oder Pflanzers

oder Kaufmannes überlassen bleiben müßte, wird man künftig eine schriftliche Eingabe mit genauer Darlegung des Straffalles beim nächsten Bezirksamt einreichen. Das Bezirksamt wird den Fall zu untersuchen und darüber Akten anzulegen haben. Dann wird es ein Strafmandat abgehen lassen — gemäß Paragraph X der neuen Verordnung —, das den Ort seiner Bestimmung erreicht, wenn der Antragsteller und der Sünder längst über den Anlaß zur Tagesordnung übergegangen sind. Dann aber ist die vorschriftgemäße Strafe zwecklos für den Herrn und unverständlich für den Diener.

Die Arbeit unter Wilden hat ihren hohen Reiz einzig darin, daß sie der Individualität freien Spielraum gewährt. Freiheit der Entschließungen ist aber auch für den Kolonisator das Allerwichtigste: ist sie ihm doch der Ersatz für die Sicherheit geordneter Verhältnisse und für Alles, was sonst in der civilisirten Welt den Einzelnen stützt. Mit unserer mißtrauischen Ueberwachung, unserer vorsichtigen Beseitigung temperamentvoller Persönlichkeiten, unserem schwerfälligen, in Schreiberei erstickenden Regirungsystem können Kolonien nicht gedeihen. Zwischen dem Aufwand der Mittel und dem Erreichten wird das Mißverhältniß immer größer werden. Es geht die Sage, daß jetzt in unseren Kolonien auf $1^2/_3$ Weiße ein Regirungbeamter kommt. . . . Wenn wir so fortfahren, werden, fürchte ich, unsere der Entwickelung fähigen Kolonien auch ferner nicht viel mehr bedeuten als ein kostspieliges Experiment und wir werden sie über kurz oder lang für ein Billiges England überlassen. Und dann haben die Gegner einer deutschen Großmachtpolitik ihr Ziel erreicht.

Frieda Freiin von Bülow.

Majestätbeleidigung.*)

Wer im Journalismus thätig ist, kann sich überhaupt des Gefühles nicht erwehren, daß die Beleidigungsklagen zu einer unvernünftigen Plage ausgeartet sind, von der es Wunder nehmen muß, daß sie bei einem so durch und durch verständigen Volke, wie es die Deutschen doch eigentlich sind, solchen Umfang annehmen konnte.

*) S. „Zukunft" vom 11. Dezember 1897.

Was von Beleidigungen im Allgemeinen gilt, ist doppelt zutreffend für die Majestätbeleidigungen.

Es ist eine ganz irrige Annahme, daß mit strenger Verfolgung aller über den Herrscher gefallenen mehr oder minder despektirlichen Aeußerungen dessen Ansehen gesteigert oder das monarchische Gefühl gestärkt werden könnte. Man macht aus dem Kaiser einen unnahbaren, aber keineswegs beliebten und volksthümlichen Götzen, wenn man jede, nicht immer gar so übel gemeinte Bemerkung, die Jemand in übermüthiger Laune, im Verdruß oder Aerger über ihn macht, mit grimmiger Strenge aufspürt, verfolgt und bestraft. Volksthümlichkeit und Unantastbarkeit schließen einander aus; und der rechte, echte Monarch kann nicht im Zweifel sein, welche von beiden Eigenschaften vorzuziehen sein wird.

Nun geht es freilich aus verschiedenen Gründen nicht an, den Leuten, die aus der ungehobelten Polemik gegen alle Welt ein Geschäft machen, von vorn herein Straflosigkeit zuzusichern. Aber der grenzenlose Unfug, zu dem die abschreckende Mehrung der Majestätbeleidigung-Prozesse ausgeartet ist, kann und muß eingedämmt werden.

Dazu giebt es zwei sehr einfache Mittel. Zunächst scheide man, wofür die Form leicht zu finden ist, die in vertrauten Kreisen gefallenen Aeußerungen aus. Die Oeffentlichkeit sollte ein unerbittlich gefordertes Kriterium sein. Damit entfallen zunächst 99 Prozent der gehässigen Denunziationen. Dann aber sollte die Böswilligkeit, die Tücke und Niedertracht, die vielfach auch einem ungeübten Auge in respektwidrigen Aeußerungen über den Monarchen erkennbar sind, unterschieden werden von der ehrlichen, wenn auch scharfen Kritik. Dazu ist aber eine weitere Bestimmung erforderlich; denn in Gesetzesparagraphen lassen sich die haarfeinen Unterschiede, um die es sich da oft handeln wird, nicht einzwängen. Häufig wird ein warmherziger Patriot schuldig befunden werden, während der tückische Schleicher, der seine Worte vorsichtiger zu wählen versteht, straffrei bleibt.

Das Gesetz wird zu bestimmen haben, daß jede öffentliche und absichtliche Majestätbeleidigung zu verfolgen, daß aber stets die Zustimmung des Monarchen einzuholen ist. In dieser letzten Bestimmung wird eine wohlthätige Korrektur für übereifrige und ein willkommener Rückhalt für solche Staatsanwälte liegen, die keine Freude an derartigen Prozessen haben, aber ihre Pflicht thun müssen.

Der gegenwärtige Zustand ist unhaltbar; darüber kann unter Männern, die das deutsche Volk nicht zu einem byzantinischen machen lassen wollen, ein Zweifel nicht bestehen.

A. J. Mordtmann,
Chefredakteur der Münchener Neuesten Nachrichten.

Die Universität London.*)

In der Verwaltung einer britischen Universität giebt es zwei Faktoren, die man in der Leitung der Angelegenheiten einer deutschen Universität vergeblich suchen würde. Der eine ist in England die sogenannte convocation (in Schottland council genannt), die aus allen Denen besteht, die an der betreffenden Universität graduirt haben. Sie haben meist das Recht, im Namen der Universität einen oder zwei Vertreter in das Parlament zu wählen, und stellen auch in der Regel mehrere Vertreter in den aktiven Verwaltungausschuß ihrer Hochschule; denn nach englischer Anschauung haben sie dort allerlei Interessen zu vertreten. Während sich in Deutschland die früheren Studenten einer Hochschule höchstens bei einem Jubiläum wieder in größerer Zahl zusammenfinden und dann zwischen denen, die an dem betreffenden Ort nur studirt, und denen, die dort auch graduirt haben, keinerlei Unterschied gemacht wird, unterscheidet man in England zwischen beiden; die Graduirten einer Universität stehen fast immer in dauerndem Zusammenhang und halten regelmäßige Zusammenkünfte ab. Der andere Faktor in der britischen Universitätverwaltung, den Deutschland nicht kennt, sind die Studenten. Sie wählen nämlich fast überall den alljährlich oder alle paar Jahre wechselnden höchsten Universitätbeamten, in England Chancellor, in Schottland Lord Rektor genannt, gewöhnlich einen im politischen oder im wissenschaftlichen Leben der Nation ausgezeichneten Mann. So sind nahezu alle englischen Premierminister Kanzler der Universität Oxford gewesen. Da dieses Ehrenoberhaupt der Universitäten im Verwaltungrath Sitz und Stimme hat und meist ein Mann von großem persönlichen Ansehen ist, so ist dieses Amt, wenn sein Inhaber seine Stellung zu einem bestimmten Einfluß auf die Gestaltung der Universitätgeschicke benutzen will, durchaus nicht einflußlos. Allerdings wird kaum je von diesem Einfluß Gebrauch gemacht, da der Kanzler oder Lord Rektor fast immer auswärts wohnt und deshalb geschäftlichen Sitzungen nicht leicht beiwohnen kann.

Die Gründungurkunde der University of London enthielt keinerlei Bestimmung über die Graduirten der Universität. Sie waren darin weder zu einer besonderen Körperschaft unter besonderem Namen vereinigt, noch hatten sie irgend welchen Theil an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten. So lange es nur eine kleine Anzahl Graduirter von London gab, war ein Vergleich mit der Bedeutung der Konvokation von Oxford oder Cambridge kaum zu ziehen. Aber bei dem raschen Aufblühen der Neugründung stieg die Anzahl nicht unbeträchtlich mit jedem Jahre, um so mehr, als in den ersten dreißig Jahren ihres Bestehens ja noch kein nennenswerther Abgang zu verzeichnen

*) S. „Zukunft“ vom 18. Dezember 1897.

war. Schon 1848 bildete sich ein einflußreicher Ausschuß der Graduirten zum Zwecke des Schutzes ihrer akademischen und allgemeinen Interessen und zur Pflege näherer Beziehungen unter einander und mit dem aus sechsunddreißig Fellows bestehenden Senat der Universität und zugleich mit der weiteren Absicht, die Graduirten von London zu einer anerkannten Körperschaft zusammenzuschließen und ihnen im Parlament eigene Vertreter zu schaffen. Der Ausschuß begann seine Thätigkeit mit der Aufnahme einer praktischen Frage von weitreichender Bedeutung. Auf den Universitäten Oxford und Cambridge war das Gradexamen für Aerzte zugleich das Staatsexamen oder, um es genauer auszudrücken, verlieh die Graduirung zugleich das Recht zu medizinischer Praxis. In der Gründungurkunde der Universität London war Dies übersehen worden, aber die wohlangewandte Thatkraft des Ausschusses erreichte bereits 1854 ein Statut, wodurch der Grad des M. D. (Doctor of Medicine) der Universität London ebenfalls zugleich Erlaubnißschein zur Praxis wurde. Vier Jahr später erkannte ein weiteres Patent die Graduirten als Theil der Körperschaft der Universität an und gab ihnen offiziell das Recht, sich als Konvokation zu versammeln. 1858 erhielt der Senat noch das Recht, den Grad der Baccalaureus und Magister der Chirurgie zu verleihen, und vom sechsten Januar 1863 endlich stammt die Urkunde, die noch jetzt die Organisation der Universität London bestimmt und nur in einigen Punkten minderer Wichtigkeit abgeändert worden ist. Nach dieser Urkunde ist die Königin selbst die Inspektorin der Universität, die fast ausschließlich von dem Senat verwaltet wird. Dieser besteht aus dem Kanzler, dem Vizekanzler und sechsunddreißig Fellows; von diesen ernennt die Krone siebenundzwanzig nach freiem Ermessen und die weiteren neun auf Vorschlag der aus allen Graduirten der Universität, die jährlich fünf Shilling zahlen, gebildeten Konvokation aus einer dreimal so großen Kandidatenliste, so daß für jede leer gewordene vierte Stelle drei Kandidaten von der Konvokation aufgestellt werden und die Regirung gezwungen ist, einen davon zu wählen. In wissenschaftlicher Hinsicht theilt sich der Senat in fünf verschiedene Ausschüsse, jedoch so, daß ein Mitglied sehr wohl mehreren angehören kann. Der erste Ausschuß hat die Prüfungen der philosophischen, naturwissenschaftlichen und juristischen Fakultät unter sich, der zweite die der medizinischen, der dritte die Bibliothek, der vierte die Schulinspektion und Schulprüfungen und der fünfte eine Thierheilanstalt, die aus Privatmitteln gegründet worden ist.

Es giebt wohl keinen Fall in der Geschichte einer anderen Hochschule, in dem geistige Zeitströmungen so rasch und sicher auf die innere Entwickelung der Anstalt gewirkt haben wie bei der Universität London. Sie, die erst 1863 gründlich reformirt worden war, bedurfte schon 1867 einer weiteren Reform. Während die Reformakte dieses Jahres den Graduirten das Recht gab, einen

Vertreter ins Parlament zu senden, gab ein neues Patent der Universität zugleich die Befugniß, besondere Prüfungen für Frauen einzurichten, — und damit hielt die moderne Frauenbewegung ihren Einzug in die Hallen der jungen Hochschule, um in ihr schneller als an jedem anderen Orte Europas eine Reihe wichtiger Siege zu erfechten. Zunächst war die neue Erlaubniß an Frauen zur Ablegung einer akademischen Prüfung noch durch allerlei Einschränkungen erschwert. Vor Allem war den Frauen nach den Bestimmungen von 1867 das gewöhnliche Examen nicht zugänglich und sie erhielten noch keine akademischen Grade, sondern man hatte für sie zwei besondere Zeugnisse geschaffen, eins über eine gewisse allgemeine Bildung und eins über höhere Leistungen. In dem Examenplan für beide Prüfungen war der Nachdruck auf die Gegenstände gelegt, von denen man annahm, daß Frauen und ihre Lehrer sie bevorzugen würden. Daß Das ein Mißgriff war, zeigte sich bald genug; die Zahl Derer, die von diesen neuerrungenen Vergünstigungen Gebrauch machten, war sehr klein und die neuen weiblichen Zeugnisse erfreuten sich keiner besonderen Achtung. Außerdem stellte sich heraus, daß die Frauen sich in ihren Prüfungen keineswegs in ihren sogenannten Spezialfächern auszeichneten, sondern in den alten Sprachen und in den Naturwissenschaften. Oft lenkten die Lehrkräfte an höheren Mädchenbildunginstituten die Aufmerksamkeit des Senates darauf, daß die Frauen einen ausschließlich für sie entworfenen Lehrplan keineswegs liebten, sondern vorziehen würden, zu den gewöhnlichen akademischen Graden und Ehren zugelassen zu werden und sich den selben Prüfungen zu unterwerfen wie die männlichen Kandidaten. Diese Neuerung war aber nicht so leicht durchzusetzen. Was würde man in Deutschland am Anfang der siebenziger Jahre gesagt haben, wenn sich damals das weibliche Geschlecht ernstlich um die Zulassung zu dem Universitätstudium und den Universitätprüfungen gedrängt hätte! Eine endlose Erörterung all der schlimmen Folgen begann, die ein solcher Schritt für die Männer, die Frauen im Allgemeinen, die künftigen Graduirtinnen, die nächste Generation, das englische Weltreich, die Menschheit und die Marsbewohner haben könnte, und mehr als einmal schien es, als sollte die ganze Sache scheitern. Schließlich aber gaben Senat und Konvokation nach und nahmen das Ergänzungpatent von 1878 von der Krone an, das jeden akademischen Grad, jede akademische Ehre und jeden akademischen Preis der Universität beiden Geschlechtern unter genau den selben Bedingungen zugänglich machte. Die Universität London, die in den dreißiger Jahren so entschieden damit gebrochen hatte, das Universitätstudium an ein religiöses Bekenntniß zu knüpfen, wurde in den siebenziger Jahren die erste Universität des Vereinigten Königreiches, die die Frauen zu ihren Prüfungen und Graden zuließ. Damit war wiederum eine neue Bahn betreten und ein neuer Anstoß für die Gesammtentwickelung der britischen Universitäten

gegeben. Das Patent, das das Recht der Frauen auf die akademischen Grade schuf, gab auch die Erlaubniß zur Zulassung von Frauen zur Konvokation, machte diese Zulassung selbst aber noch von einem Beschluß der Konvokation abhängig, der im Januar 1882 erfolgte. Seitdem haben die weiblichen Graduirten in der Konvokation gleiche Rechte mit den männlichen und eben so gleiches Stimmrecht für die Parlamentswahlen. Das ist einer der ziemlich zahlreichen Fälle, wo Frauen in England bereits das politische Stimmrecht besitzen.

Noch in einer dritten Beziehung ist die Universität London bahnbrechend für die höhere Bildung und ihre Mittel und Wege in England geworden, wenn ihr in dieser Hinsicht auch zur Zeit noch keine andere Lehranstalt in ausgedehnterem Maße gefolgt ist. Obgleich ihr System für das Gebiet der mittleren Bildung, die in den sogenannten Local Examinations der verschiedenen Universitäten gepflegt wird, geradezu allgemeine Nachahmung gefunden hat, hat man doch anderswo — meistens wohl aus selbstsüchtigen Motiven — nicht gewagt, es auch auf das Studium mit dem akademischen Grade als Ziel zu übertragen.

Als das Patent von 1858 die Bestimmung aufhob, daß die Kandidaten für die Grade der Universität London nach Bestehen des Aufnahmeexamens einen zweijährigen Besuch einer der affiliirten Anstalten nachweisen müßten, da machte sich sehr bald die Nothwendigkeit geltend, doch in anderer Weise dafür zu sorgen, daß ein gewisser regelmäßiger Stufengang des Studiums gewahrt bleibe; zu diesem Zwecke wurde 1859 in der philosophischen Fakultät ein Zwischenexamen (Intermediate Examination) eingerichtet und dadurch eine Stufenlage von drei je durch ein Studienjahr getrennten Prüfungen geschaffen, die sich als außerordentlich segensreich bewährt hat, da nun in der Ausbildung der Studenten natürlich sehr viele Institute mit einander in Wettbewerb traten und es sich durch einfache Statistiken sehr leicht zeigen ließ, von welchem Institut der höchste Prozentsatz der Kandidaten die Prüfungen bestand. 1860 folgte die gleiche Einrichtung in der naturwissenschaftlichen Fakultät. Als 1863 die Grade eines Baccalaureus und Magister der Chirurgie als Vorstufen für den medizinischen Doktorgrad eingerichtet wurden, hatte auch die medizinische Fakultät diese Einrichtung übernommen und 1867 folgte endlich auch die juristische Fakultät: sie schob ein Zwischenexamen vor der Baccalaureatsprüfung ein. An diese Abstufung der Anforderungen und diese in geregelter Zeitfolge sich steigernden Examenansprüche hat sich die englische Anschauung so gewöhnt, daß sie es als ein Zeichen der Minderwerthigkeit eines Diplomes auffaßt, wenn es zu haben ist, ohne daß man durch eine solche Examenreihe mit längeren Zwischenpausen geht. Das hat zum Beispiel das Ansehen des deutschen Doktortitels für Ausländer sehr stark beeinträchtigt. „Da fährt man ja nur auf zwei Tage aufs Festland, läßt sich drei Stunden prüfen und

kommt mit dem Diplom wieder heim," lautet die englische Beschreibung dieses Vorganges, wobei allerdings nicht erwähnt wird, daß man vorher eine eigene wissenschaftliche Abhandlung geschrieben haben muß. Immerhin wird die Prozedur der Erwerbung eines londoner Grades fast immer sehr viel langwieriger sein als die des deutschen Doktorgrades. Die deutschen Unterrichtsverwaltungen könnten das Ansehen des deutschen Titels für Ausländer übrigens sehr leicht wieder heben, wenn sie verordneten, daß ein Ausländer, um an einer deutschen Universität zu promoviren, mindestens drei Jahre vorher das deutsche Abiturientenexamen gemacht haben muß und daß kein fremder Grad als Aquivalent dafür angenommen werden darf. Angesichts der Thatsache, daß sich z. B. die Immatrikulationprüfung der Universität London mit den Anforderungen beim Uebergang von Obersekunda nach Unterprima eines deutschen Realgymnasiums fast genau deckt, während z. B. die Eingangsprüfung an den schottischen Universitäten nur etwa mit unserem Einjährig-Freiwilligen-Examen auf gleicher Höhe steht, würde ein solcher Schritt sachlich nur allzu gerechtfertigt sein.

Auch in anderer Hinsicht stand die Entwickelung der Universität London nicht still. Bis 1870 hatte die Universität erst in Somerset House, dann in Marlborough House und schließlich in Burlington House von der Regirung eine Wohnstätte erhalten. 1870 eröffnete die Königin selbst das prachtvolle neue Gebäude in Burlington Gardens, das noch heute der Sitz der Universität ist. Daß die neue Universität sich hinsichtlich der Lehrfächer und ihrer Zusammenstellung und Wahl keineswegs auf den Boden der klassischen Philologie stellte, ist schon aus den Bestimmungen über das Aufnahmeexamen ersichtlich, das nur Latein obligatorisch macht, dagegen Griechisch mit den modernen Sprachen in Alternative stellt. Aber sie ging noch weiter. Zuerst unter allen britischen Hochschulen begann sie in ihren Prüfungen größeren Nachdruck als auf die alten Sprachen auf Englisch, auf englische Sprache, Sprachgeschichte und Literaturgeschichte, zu legen. Schon 1859 wurden besondere Maßregeln getroffen, um englische Philologie und Literatur in die Prüfungen für den Grad eines Magisters der freien Künste „mit Ehren" aufzunehmen. 1860 wurde an der Universität London die erste naturwissenschaftliche Fakultät in England begründet, damals ein kühner Versuch, der aber seitdem, wie schon gezeigt, vielfache Nachahmung gefunden und die historischen vier Fakultäten für immer gesprengt hat. Als die deutsche Bibelkritik und Dogmengeschichte den Beweis erbracht hatten, daß eine Behandlung religiöser Urkunden auch im Geist der modernen Wissenschaft möglich sei, ohne daß die Tendenz, eine bestimmte Dogmenreihe damit zu beweisen, dabei beherrschend zu Tage trete, errichtete man nach und nach auch Prüfungen im Hebräischen des Alten Testamentes, im Griechischen des Neuen Testamentes und in historischer Bibel-

kunde, ohne dabei den Grundsatz der Ausschließung jeder Bekenntnißfrage aufzugeben. Neuerdings ist sogar vorgeschlagen worden, den Titel Doktor der Theologie (Doctor of Divinity, abgekürzt DD.), den in England nur englische Hochkirchler, in Schottland nur schottische Hochkirchler bekommen können, auf Grund einer Prüfung in rein geschichtlicher, philologischer und kritischer Kenntniß des Christenthumes zu verleihen.

Auf medizinischem Gebiet ist wohl die Errichtung einer eigenen Prüfung in Hygiene (1876) und auf dem Lehrgebiete die Errichtung einer eigenen Prüfung in der Kunst, Theorie und Geschichte der in England so arg vernachlässigten Pädagogik (1883) das bedeutsamste Ereigniß, weil beide vorbildlich für eine große Zahl anderer Institute geworden sind, gerade wie die Ausbildung der Prüfungen im Englischen in London die Universität Cambridge veranlaßte, mit der Gründung einer eigenen Prüfungsgruppe für mittelalterliche und moderne Sprachen vorzugehen.

Ist es das selbst von ihren altklassischen Gegnern kaum ernsthaft bestrittene Verdienst der Universität London, auf fast allen Lehrgebieten den übrigen akademischen Anstalten Großbritanniens als leuchtendes Beispiel vorangegangen zu sein, so hat doch die Universität London nicht weniger Gutes direkt dadurch gewirkt, daß sie die Lernziele ihrer Examenkandidaten erhöhte und dadurch eine große Anzahl begabter und arbeitlustiger junger Leute zu Studien anspornte, die sie sonst niemals gemacht haben würden, und sie so mit einer höheren Bildung ins Leben entließ, als sie sich namentlich in naturwissenschaftlicher Hinsicht auf einer der alten Universitäten anzueignen vermocht hätten. Natürlich kann eine solche Prüfunguniversität, deren Examenfächer und Bestimmungen unter allen Umständen auf die große Menge zugeschnitten sein müssen, niemals die Studiengelegenheiten ersetzen, die die Proseminare, Seminare, Institute und Laboratorien der deutschen Universitäten mit den ersten Größen der betreffenden Wissenschaften an ihrer Spitze zu bieten vermögen, wie denn überhaupt das Spezialstudium jeder Art die schwächste Seite der britischen Universitäten ist. Aber was ohne solche Anstalten für die Hebung der Norm des wissenschaftlichen Wissens geschehen kann, Das hat die Universität London geleistet. Von 1838 bis 1888 hatten an 20000 Studenten und 1450 Studentinnen ihr Aufnahmeexamen bestanden. Seit 1889 hat sich die durchschnittliche Summe der männlichen Immatrikulirten immer um 1300 gehalten, während die Anzahl der weiblichen von 244 auf 445 gestiegen ist, sich also in der gleichen Zeit nahezu verdoppelt hat. Fast gleich groß ist der Zunahmeprozentsatz bei dem Zwischenexamen der philosophischen Fakultät. Da haben wir von 1838 bis 1888 4200 Studenten und 343 Studentinnen, die es bestanden. Aber während die Zahl der Jünglinge seitdem von 260 auf 110 gefallen ist, ist die Zahl der Mädchen von 70 auf 110 gestiegen.

Dabei fallen durchschnittlich etwa fünfzig Prozent sämmtlicher Kandidaten durch, ein bei deutschen Prüfungen unerhörter Prozentsatz, der zugleich deutlich zeigt, in welchem Maße die Anforderungen dieser Prüfungen über die durchschnittlichen Kenntnisse in dem betreffenden Alter unter der gebildeten Jugend hinausgehen. In dem Zwischenexamen für Naturwissenschaft liegen die Verhältnisse ähnlich. Im Ganzen hat an der Universität London bis jetzt an weiblichen Graduirten folgende Anzahl graduirt, die durch die in Klammer beigeschlossene Anzahl der Männer leicht jeden beliebigen Vergleich ermöglicht: Baccalaureen der Freien Künste 606 (4569); Magister der Freien Künste 49 (567); Doktoren der Literatur 1 (9); Baccalaureen der Naturwissenschaft 106 (1010); Doktoren der Naturwissenschaft 5 (118); Baccalaureen der Rechte 2 (595); Doktoren der Rechte 0 (69); Baccalaureen der Medizin 48 (1776); Doktoren der Medizin 15 (940); Baccalaureen der Chirurgie 10 (372); Magister der Chirurgie 1 (52); Baccalaureen der Musik 1 (26); Doktoren der Musik 0 (5). Es haben also 844 Frauen und 9108 Männer Grade erworben, so daß auf eine Frau immer noch etwa 10 Männer kommen. So viel über die Zahlen von londoner Graduirten, die es zur Zeit giebt. Einen wirklichen Vergleich der Zahlen beider Geschlechter gewinnt man aber erst, wenn man in Rechnung zieht, daß die Frauen ja bis 1878 von den Graden der Universität ausgeschlossen waren. Auch dann dauerte es natürlich noch eine Weile, bis sich das neue Frauenstudium eingerichtet hatte. Aber von 1888 an etwa können doch die Zahlen als ziemlich stetig gelten. Stellt man die Zahlen der Frauen, die seitdem graduirt haben, neben die der Männer in der selben Zeit (die Männer in Klammer), so ist das Verhältniß für die erwähnten Fächer folgendes: in den Freien Künsten (Bac.) 425 (1143); (Mag.) 40 (139); (Dokt.) 1 (5); in der Naturwissenschaft (Bac.) 78 (450); (Dokt.) 3 (30); in der Rechtswissenschaft (Bac.) 1 (143); (Dokt.) 0 (22); n der Medizin (Bac.) 100 (544); (Dokt.) 14 (323); in der Chirurgie (Bac.) 8 (185); (Mag.) 1 (25); in der Musik (Bac.) 1 (12); (Dokt.) 0 (2); d. h. es stehen 612 Frauen 3023 Männern gegenüber, so daß auf eine Frau nicht einmal fünf Männer kommen.

Die Epoche des unbegrenzt freien Studiums (mit Ausnahme der Medizin) und der streng zeitlich und sachlich geregelten und abgestuften Prüfungen an der Universität London war eine Epoche großen Segens für die ganze höhere Bildung des gesammten Inselreiches, weil sie das Wissen aus alten Zunftschranken hinausgeführt, den Kreis der zum Borne der Wissenschaft Zugelassenen unendlich erweitert und durch mächtige Anregung des Wettbewerbes das neue Wissen außerordentlich vertieft hat. Damit sind aber auch die Schranken dieser Einwirkung gegeben. Die allgemeine Norm des gelehrten Wissens läßt sich auf diesem Wege fördern, ein ins Feinste ausgebildetes

Spezialstudium aber nicht mehr. Für ein solches ist innerhalb eines solchen Prüfungskörpers kein Raum; und auch die einzelnen Anstalten, die sich besonders mit der Ausbildung der Studenten der Universität London beschäftigen, können nicht jede für den einen oder die zwei Spezialisten in dem einzelnen Fach besondere Lehrkurse gründen. So drängt die ganze große Institution schließlich doch noch auf die Gründung eigener Spezialkurse hin, sogenannter Graduirtenkurse (post-graduate-classes), die unseren Universitätseminaren entsprechen. Auf dieses Ziel richtet sich denn auch seit dem Anfang der neunziger Jahre eine starke Strömung in London, die Parlament und Regirung häufig beschäftigt hat, ohne daß bisher irgend etwas Endgiltiges erreicht worden wäre. Daß nur eine Akademie, die über allen anderen londoner Anstalten stände und nur Spezialgebieten sich widmete, eine auf die Dauer befriedigende Lösung bieten kann, ist klar. Die sechsunddreißig Mitglieder des Senates von heute würden einen ausgezeichneten Grundstock für einen solchen akademischen Lehrkörper bilden, wie er sich vielleicht nicht zum zweiten Male in der Welt zusammenfindet, wenn auch eine Ergänzung der zu lehrenden Fächer und der sie vertretenden Lehrkräfte, zunächst mindestens auf die doppelte Anzahl, unabweisbare Nothwendigkeit sein würde. Zahlreiche Mitglieder des londoner Senates würden die Uebertragung eines solchen Lehramtes mit Freude begrüßen. Für England wäre damit ein großer Fortschritt erreicht. Von dem Augenblick der Gründung an brauchten sich die englischen Spezialisten ihre Fachausbildung nicht mehr in den Seminarien, Laboratorien und Instituten des Festlandes und besonders Deutschlands zu holen.

In den zwei letzten Jahren sind den beiden Häusern des englischen Parlaments zweimal umfassende Gesetzentwürfe vorgelegt worden, die die Gründung einer Lehruniversität London zum Ziele hatten. Aber keine völlige Neugründung, sondern nur eine Neugestaltung der akademischen Lehrverhältnisse Londons dadurch, daß um eine namhafte Anzahl höherer Institute Londons, voran das University College und das Kings College, ein gemeinsamer Rahmen gelegt wurde. Zweimal haben sich mehrere angesehene Lehrinstitute und andere Interessentengruppen zu kräftigem Widerstande vereinigt und dadurch die Bill im Parlament zu Fall gebracht. Aber damit haben sich die Träger der Bewegung und die hinter ihnen stehenden Massen nicht zufrieden gegeben, sondern durch eine ganze Reihe von neuangeknüpften Verhandlungen und Kompromissen es endlich dahin gebracht, daß dieser Widerstand verstummte. Die sogenannte Cowperverfassung, die schon beinahe gesichert schien, wurde so 1896 schließlich doch noch vom Parlament verworfen und kann seitdem als endgiltig beseitigt gelten. Die Bill, die sie beantragte, enthielt zugleich den Antrag auf Einsetzung einer königlichen Kommission, der alles Wesentliche in der neuen Universitätverfassung über-

lassen bleiben sollte. Aber eben Das schien der Opposition gefährlich. So sind denn im Laufe des letzten Jahres Normen und Schranken festgestellt worden, an die eine künftige Kommission, die mit der Ausarbeitung der Verfassung der neuen Lehruniversität betraut werden wird, gebunden sein soll, und in dieser neuen Form hat der Antrag im Juli dieses Jahres siegreich die dritte Lesung im Oberhaus bestanden. Nach dieser Bill sollte die Gestaltung der Universitätverfassung in die Hände einer Kommission von sieben Mitgliedern gelegt werden, die aus dem Baron Davey, dem Lordbischof von London, Joseph Baron Lister, Sir William Roberts, dem um das englische Hochschulwesen hochverdienten Sir Owen Roberts, dem Professor des Griechischen der Universität Cambridge Jebb und dem Vorsitzenden der Konvokation der Universität London bestehen sollte. Ihre Amtsdauer sollte bis Ende 1898 reichen, aber bis Ende 1899 durch besonderen Beschluß der Krone verlängert werden können. Was die Kommission beschlösse, sollte in der London Gazette zur öffentlichen Kenntniß gebracht und beiden Häusern des Parlamentes vorgelegt werden und erst Gesetzeskraft erlangen, wenn es der Geheimrath der Königin sanktionirt hat. Nicht nur das Parlament, sondern auch der Senat und die Konvokation der jetzigen Universität London, ja jede sonst irgendwie betheiligte Körperschaft sollte dazu noch Einspruchsrecht haben. So hoffte man als Ergebniß eine Verfassung sicherzustellen, die möglichst allen Theilen Rechnung trüge, wenn sie freilich auch das Wesenszeichen eines Ausgleiches zwischen den verschiedenartigsten Interessen an der Stirn trug.

Die Grundzüge, an die die Kommission gebunden sein sollte, waren die folgenden: Zunächst sollte der Senat nicht mehr wie bisher aus einem Kanzler, einem Vizekanzler und 36, sondern künftig aus einem Kanzler, Vizekanzler und 55 Fellows bestehen; davon sollte ferner nicht mehr, wie bisher, die Krone 27 und die Konvokation 9 wählen, sondern sie sollten sich auf ganz neue Weise zusammensetzen. Fünf Fellows ernennt die Krone, deren Rechte somit von Drei Viertel auf Ein Elftel zusammenschrumpfen; 17 stellt die Konvokation (ihren Vorsitzenden und 16 freigewählte Mitglieder), deren Rechte also unter ihr bisheriges Viertel sinken; 2 stellt (und alles Folgende ist nun neu) das Royal College of Physicians und 2 das Royal College of Surgeons; 4 stellen die Inns of Court und 2 die Incorporated Law Society; 2 stellt das University College und 2 das Kings College; 1 die Stadt London; 2 der Londoner Landschaftrath (London County Council) und 16 die Fakultäten. Dieser buntscheckige Senat ist die höchste Verwaltungbehörde der Universität, die also, in deren Hand ihre Gesammtleitung liegt. Nur darf er keine religiöse Rücksichten walten lassen, keinen akademischen Grad ohne Examen verleihen und das Geschlecht keinerlei Rolle spielen lassen, so daß vor ihm Mann und Weib ganz gleich gestellt sind. Er theilt sich in

drei ständige Komittees für interne Studenten, externe Studenten und Universität-Ausdehnung. Das führt uns zu der grundlegenden Neuerung der ganzen Bill. Während die Universität London bisher weder Professoren, Studenten (im eigentlichen Sinne, also Unterrichtete) noch Lehrräume besaß, soll sie künftig sich dieser Institutionen erfreuen. Ihr Lehrkörper soll bestehen aus Professoren, deren Assistenten, Lektoren und Dozenten, die die Universität (also der Senat) aus eigener Macht bestellt; ferner aber auch (und Das ist uns Deutschen etwas ganz Seltsames) aus Mitgliedern der Lehrkörper von Bildunginstituten innerhalb eines Raumes von dreißig englischen Meilen von dem Universitätgebäude, die der Senat als Universitätlehrer anerkennt und die also auf einem Flächenraum von 2800 englischen Meilen zerstreut wohnen und lehren. Daß eine solche ungeheure Fläche in das Areal der Lokaluniversität London einbezogen worden ist, bedarf einer Erklärung. Es handelte sich nämlich darum, das Holloway College, das feinste, größte und reichste Damencollege Englands, das ein gutes Stück abseits von London liegt, noch mit einzubeziehen, und da man damit doch nicht eine räumliche Ausnahme machen konnte, so nahm man den Umkreis so weit an. Holloway College, ein Alumnat für etwa 300 Damen, ist nur durch eine Stiftung von vielen Millionen möglich geworden; solche Anstalten sind aber selbst für englische Verhältnisse so theuer, daß sie sich kaum zu stark vermehren werden.

Diesem doppelgestaltigen Lehrkörper entsprechen nun auch zwei Gruppen interner Studenten. Als interner Student gilt nämlich Jeder, der sich bei der Universität London durch Bestehen des Eingangsexamen immatrikuliren läßt und dann entweder einen Studienkursus der Universität besucht oder unter einem oder mehreren als Universitätlehrer vom Senat anerkannten Männern in dreißig Meilen Umkreis studirt. Zu diesen beiden Gruppen von internen kommen dann noch die externen Studenten. Sie setzen sich aus allen Denen zusammen, die zwar das Immatrikulationexamen bestehen, dann aber nicht unter einem Universitätlehrer in dreißig Meilen Umkreis studiren, sondern sich sonst irgend welchen Unterricht beschaffen oder auf eigene Faust in das verschlossene Gebiet der Wissenschaft einzudringen suchen. Zwischen beiden Gruppen soll künftig hinsichtlich der Prüfungen ein Unterschied bestehen. Die privilegirten Studenten (so hat die öffentliche Kritik bereits die Internen getauft) sollen wesentlich von ihren Lehrern geprüft werden, während die Externen zu der Prüfung schreiten, ohne je vorher von einem der Männer unterrichtet worden zu sein, die die Fragen stellen. Jedes Diplom soll einen Vermerk tragen, ob es im Internenexamen oder im Externenexamen errungen worden ist; denn die Vertreter der höheren Bildung halten sich für berechtigt, von einem Kandidaten, der nicht einen der vorgeschriebenen und von der Universität kontrolirten Studiengänge durchgemacht hat, wesentlich

stärkere Bürgschaften für seine Befähigung zum Tragen akademischer Ehren zu verlangen als von einem Kandidaten, der nicht nur seine Prüfung vor der Universität ablegt, sondern auch unter ihrer Aufsicht sich sein Wissen erobert hat. Das ist ganz begreiflich und berechtigt. Unbegreiflich ist nur, wie man meinen kann, damit sei der alte Grundsatz der Lernfreiheit nicht aufgegeben. Allerdings soll für beide Prüfungarten der selbe Maßstab der Anforderungen gelten; aber die den Prüflingen vorgelegten Fragen werden doch verschieden sein müssen. Uebrigens statuirt die Bill selbst einen Unterschied, und zwar einen einseitigen. Die Internen sollen auch zu den Externen-Prüfungen zugelassen sein, wenn sie es wünschen, natürlich nicht aber die Externen zu den Internen-Prüfungen. Wohin wird Das führen? Werden die Externen, bisher der Stolz der Alma Mater Lundunensis, nun deren Stiefkinder werden? Freilich ist nicht zu bestreiten, daß das Einpauken für ein bestimmtes Examen, das in England leider in weitem Maße die Stelle einnimmt, die einem umfassenden Studium gebührte, durchaus nicht einem planmäßigen Studium unter der Leitung erfahrener und erprobter Fachmänner gleichkommt und daß es deshalb sachlich berechtigt ist, einem Kandidaten, von dem nicht nachgewiesen ist, daß er nicht nur für das Examen eingepaukt ist, wesentlich schärfer auf den Zahn zu fühlen als einem Prüfling, dessen Lerngang klar vor den Augen des Examinators liegt und dessen methodische und umfassende Schulung also von vorn herein über jeden Zweifel erhaben ist. Auch die Männer, die in die Kommission berufen werden sollten, empfinden naturgemäß diese Schwierigkeiten, und wenn unter ihnen Einer, Sir Owen Roberts, in dem höheren deutschen Bildungwesen vorzüglich zu Hause ist, dann muß ihm Das doppelt empfindlich sein. Es ist noch nicht lange her, da ermahnte Sir Owen bei einer öffentlichen Preisvertheilung seine jugendlichen Landsleute, der Rassenverwandtschaft zwischen Deutschen und Engländern stets zu gedenken und in ihrem Studium dem Beispiel ihrer arbeitsamen Stammesgenossen strebsam nachzueifern.

Noch sind die Bestimmungen des University of London Act 1897 fern von dem Punkte, wo sie Gesetz werden. Aber daran, daß eine neue Epoche in der Entwickelung dieser Universität bevorsteht, zweifelt wohl Niemand, mag nun der jetzt in den Hintergrund geschobene Plan der Errichtung von Spezialfachkursen nach deutschem Muster oder post-graduate-classes bald verwirklicht werden oder nicht. Daß ohne seine Verwirklichung die Universität London ein Torso bleiben wird, weiß jeder geschulte Fachmann, der seine Leistungen einer wirklichen Spezialausbildung verdankt, auch wenn ihm der Blutegel noch nicht ein zu erschreckend großes Studiengebiet erscheint und er sich deshalb bescheiden auf des Blutegels Hirn beschränkt.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Siemens oder Lueger?

Wenn es für die Deutsche Bank keine orientalischen Bahnen gäbe, hätte man in Berlin doch einen Vorwand gefunden, um die schnell auf die erste folgende zweite Reise des Herrn Dr. Siemens nach Wien zu erklären. Und wenn man offen sagte, daß es sich um die wiener Gasanleihe von dreißig Millionen Gulden handelt, so wäre auch damit nur die halbe Wahrheit ausgesprochen. Denn die Trambahnkonzession ist für Herrn Siemens im Grunde viel wichtiger als die Gasanleihe.

Die Großstadt Wien steht vor drei Verlegenheiten. Erstens ist das Pflaster vieler Straßen, in die der Magistrat neue Gasröhren legen läßt, aufgerissen; zweitens muß der ungenügende Trambahnverkehr so bald wie möglich in elektrischen Betrieb übergeleitet werden; und drittens ist es für die antisemitischen Stadtväter nicht leicht, eine beträchtliche Anleihe aufzunehmen.. Aus der wiener Presse gewinnt man den Eindruck, daß von der einigermaßen befriedigenden Lösung dieser Schwierigkeiten das Schicksal des dortigen Bürgermeisters abhängt, des vergötterten Dr. Lueger, der nicht nur wegen seines Antisemitismus gewählt wurde, sondern in dem man auch einen Reformator der Stadtverwaltung gefunden zu haben hoffte. Solche Reformen sind aber in Zeiten innerpolitischer Stürme selbst von dem Stärksten nicht leicht durchzuführen; der österreichische Rentenmarkt ist vereinsamt und die ausländischen Kapitalisten wollen nicht einmal die dortigen Staatsfonds anschaffen, werden also für eine Kommunalanleihe noch weniger Meinung haben.

In der Gasfrage hat Dr. Lueger wahrscheinlich Recht; aber gerade diese Sache hat ihm von den Philistern die meisten Vorwürfe eingetragen. Die englische Gesellschaft, deren Herrschaft mit dem nächsten Jahr zu Ende geht, hatte — übrigens im Gegensatz selbst zu manchen deutschen Mittelstädten — die alleinige Konzession. Daher ihre ungemein hohen Preise, ihr trübes Licht und ihre Weigerung, sich dem wachsenden Bedarf über den Rahmen ihres Vertrages hinaus anzubequemen. Alle Reklamationen halfen nicht: die Gesellschaft glaubte zu fest an die Erneuerung ihrer Konzession, denn sie erinnerte sich an die siebenziger Jahre, wo unparteiische Stimmen die erste Erneuerung bereits heftig bekämpft, aber gegen die bekannten noblen Organe der öffentlichen Meinung nicht durchzudringen vermocht hatten. Diesmal aber täuschten die Herren sich; und wer jetzt die Straßen Wiens durchschreitet, kann in Haufen die alten Röhren liegen sehen, deren Dimensionen so klein sind, daß weitere Anschlüsse ohne Gefahr unmöglich gewesen wären. In einzelnen Straßen müßte der Druck künftig sogar um mehr als das Doppelte erhöht werden und bei den alten Röhren würde darunter die Dichtung leiden.

Nun will Wien das auch bei herabgesetzten Preisen noch sehr rentable Gasgeschäft selbst übernehmen. Der Magistrat mußte sicher erwarten, durch billigeres und helleres Gas werde er sich populär machen; es ist aber anders gekommen. Zu einer guten Gasbeleuchtung gehören neue Röhren: und um die Röhren zu legen, muß man, es geht nicht anders, das Pflaster aufreißen. Das ärgert den gemüthlichen Wiener. Auch zwingt der Bürgermeister die englische Gesellschaft, ihre eigenen Röhren herauszunehmen. Das wäre nicht nöthig, aber der spottlustige Wiener würde an dieser Gegenchicane schon sein Vergnügen haben, weil den Aktionären daraus eine Extraausgabe von vielen Hunderttausenden erwächst, wenn nicht der unwegsame Zu-

stand der Straßen dadurch noch verlängert würde. So haben sich selbst manche Anhänger des Dr. Lueger in eine Erbitterung hineingeredet, die von den ihm feindlichen Mitbewerbern um Das, was man Volksgunst nennt, weidlich ausgebeutet wird. Das Schlagwort lautet: „Wir leben jetzt im Zeichen der Elektrizität; wozu brauchen wir uns da noch ein neues Gasunternehmen aufzuladen?" Und der Ruf wird um so lauter, je länger es dauert, bis die dreißig Millionen herangeschafft sind.

Alle Techniker vertreten gegenüber dieser falschen Volksmeinung die Ansicht, eine städtische Gasgesellschaft werde für Wien nicht nur sehr nützlich, sondern auch sehr gewinnreich sein. Alle Erfahrungen lehren, daß mit der Verbreitung der elektrischen Beleuchtung zunächst auch der Gasbedarf steigt, weil eben das Bedürfniß nach Licht ganz allgemein zunimmt. Auch wird an Gas, das zum Kochen und Heizen abgegeben wird, viel verdient, weil der Preis sehr niedrig sein kann. Die eigentliche Aufgabe der Gaswerke beginnt doch erst mit der Dunkelheit; am Tage, wo der Bedarf gering ist, können sie viel billiger sein. In einer gut eingerichteten Anstalt kostet, wie man mir vorrechnet, der Kubikmeter Gas an Material kaum 3, einschließlich aller Unkosten und Amortisation höchstens 5 Pfennige, der Gewinn ist also selbst bei einer billigen Abgabe groß. Die Laternen sind wohl fast überall Eigenthum der Städte, so daß die beträchtlichen Summen für diese Anschaffung wegfallen. Am Meisten kosten natürlich die Röhren, über deren Qualität jetzt nicht mehr besonders zu wachen ist. Denn schlechte Röhren fabrizirt man wohl kaum noch, da heute, wo die guten so billig sind, für schlechte die Käufer fehlen würden.

Das Geld für diese Röhren fehlt nun Herrn Lueger noch. Dreißig Millionen Gulden sind in der heutigen politischen Lage Oesterreichs und Wiens nicht leicht zu beschaffen. Das merkt man an der geringen Zahl der Offerten und an den nicht besonders günstigen Bedingungen; die beste gewährt eine vierprozentige Anleihe zum Kurs von $97^3/_4$ Prozent, — aber auch nur fest auf ein Drittel des Betrages. Und dieser Bieter sucht seinen Vortheil noch dazu auf einem anderen Gebiet: bei der Trambahn. Jede größere deutsche Stadt würde ihre Anleihe billiger bekommen, nämlich $3^1/_2$ prozentig etwa zum Parikurs. Wir werden ja jetzt sehen, wie günstig z. B. Berlin seine 68 Millionen erhält, die doch nicht so produktiv wie eine Gasanleihe angelegt, sondern hauptsächlich zur Kanalisirung verwendet werden sollen. Herr Lueger wird vorläufig den Röhrenfabrikanten noch höhere Zinsen vergüten müssen, als sie bei einer Anleihe nöthig wären, und sich außerdem um die Sparkassen bemühen, die sich hoffentlich nicht ganz festlegen, sondern noch immer mehr Dreimonatwechsel als Kommunalobligationen kaufen werden.

Ohne die Pferdebahn hätte die Deutsche Bank sich um die Gasanleihe wohl gar nicht bekümmert. Die wiener Tramway fährt sehr langsam, um die Pferde zu schonen, die sonst noch vor Einführung des elektrischen Betriebes erneuert werden müßten, und sie schafft keine neuen Wagen an, die bis zur Betriebsumwandlung nicht mehr abzuschreiben wären. Der Verkehr stockt, man merkt, daß er seinem Ende naht, und die Wiener warten ungeduldig auf die Einführung des elektrischen Betriebes. Leider gehts damit auch nicht so schnell, wie sie wünschen. Siemens & Halske, die, um der Zustimmung der Trambahngesellschaft sicher zu sein, den größten Theil der Aktien gekauft haben, wollen die Umwandlung für eigene Rechnung machen. Herr Lueger möchte aber — was ja sozialpolitisch ganz richtig ist — auch dieses Unternehmen verstadtlichen. Dazu wäre natürlich mehr Geld nöthig, als Wien jetzt auftreiben kann,

und auch große technische Erfahrung. Ob sich Herr Lueger die Sache leicht gedacht hat, weil Wien schon zwei elektrische Centralen besitzt, oder ob er die Konkurrenz gegen Siemens & Halske marschiren lassen wollte, um möglichst günstige Bedingungen zu erhalten: jedenfalls ist aus seinen öffentlichen Darlegungen nicht klar zu erkennen, welchen Ausweg er zu finden hofft. Siemens & Halske hätten, falls sie den Zuschlag erhielten, mindestens dreihundert Motorwagen zu machen, dazu die Oberleitung, die Schienen u. s. w., — kurz, es wäre ein großes Geschäft. Natürlich kann das Alles während der Geltungdauer der alten Trambahnkonzession nicht amortisirbar werden; die berliner Firma fordert deshalb eine beträchtliche Verlängerung der Konzession: wieder eine Schwierigkeit! Die wiener Stadtväter sind klug genug, um zu wissen, daß Siemens & Halske die Straßenbahnen, wenn sie sie einmal haben, auch festhalten. Man zieht also die Firma hin, da man hofft, ihr großer Besitz an Tramwayaktien werde sie schließlich zur äußersten Nachgiebigkeit zwingen. Diese Annahme scheint aber seit der Bildung der Trustgesellschaft entschieden veraltet; ich halte es sogar für sicher, daß dieser Trust mit der Verwerthung seines Aktienpostens ohne Unbequemlichkeit noch recht lange warten kann. Inzwischen steigt aber die Verkehrskalamität, die Wiener schimpfen und alle Hausmittelchen aus der Magistratsapotheke, wie z. B. die Errichtung eigener Linien, nützen nicht, da die Hauptstrecken doch der Gesellschaft gehören.

Herr Lueger sagt sich: Siemens & Halske brauchen die Trambahn, deshalb muß mir die Deutsche Bank die Gasanleihe abschließen. Herr Siemens von der Deutschen Bank sagt sich: Wien braucht die Gasanleihe und braucht eben so nöthig die elektrische Trambahn, deshalb muß Herr Lueger, dessen Ansehen durch diese Dinge bedroht ist, mir entgegenkommen. Scheinbar ist also hier der Bankdirektor gegen das Stadtoberhaupt im Vortheil, weil der Eine sich nur nach dem einen Geschäft sehnt, der Andere aber beide rasch und gut erledigt haben muß. Schließlich hat aber Herr Lueger zu entscheiden und Herr Siemens muß sich am Ende doch nach der Stimmung seines in Nöthen befindlichen Kontrahenten richten.

Wien kann in dieser Doppelangelegenheit viel Geld nur von der Deutschen Bank bekommen; die Banken der Schuckert-Gesellschaft, die noch in Betracht käme, sind zu solchen Geschäften nicht mobil genug. Eins ist sicher: Herr Lueger bekommt seine Anleihe, wenn er, im Gegensatz zu seinen Reden, in der Trambahnfrage sich nachgiebig zeigt. Da ihn eine offene Demüthigung aber auf seinem Posten unmöglich machen würde, so wird wohl nach langem Hin- und Herziehen eine Form ersonnen werden, die den Rückzug des Allmächtigen den Blicken verbirgt. Uebrigens darf man nicht glauben, daß die Bankleute diesmal nur an ihren Vortheil denken; man hört jetzt häufig die Erwägung aussprechen, ob es nicht prinzipiell besser wäre, das antisemitische Wien zunächst sich selbst zu überlassen. Boshafte Männer von Witz und Einfluß wenden jedoch ein, Herr Lueger werde nach seinen früheren Erklärungen blamirt sein, wenn er jetzt wirklich mit den Banken abschließt, und darunter müsse seine Stellung und sein System erst recht leiden. Abwarten! . . Einstweilen verbreitet sich in der Bankwelt der gute Ruf von Luegers Unnahbarkeit. Das ist das Haupt; über die Glieder schweigt des Sängers Höflichkeit. Während diese Zeilen geschrieben werden, vermag noch kein Mensch zu sagen, wie Wien seinen lokalen Verlegenheiten entrinnen wird. Es ist ein unblutiger Zweikampf und es kommt darauf an, wer der Schlauere ist: der Bürgermeister oder der Bankdirektor. Pluto.

Notizbuch.

Ein Minister, der sich in einem von ihm abhängigen Blatt überschwänglich loben läßt, zeigt einen schlechten Geschmack und einen betrübenden Mangel an politischer Klugheit. Denn ein geschmackvoller Mann läßt sich von gemietheten Leuten nicht loben, die ihn nicht tadeln dürfen, und ein kluger Mann weiß, daß unter dem offiziösen Gesinde selten Einer zu finden ist, der, auch beim besten Willen, dem Brotherrn nützliche Dienste zu leisten vermag. Das haben die Fälle Caprivi und Marschall gelehrt, lehrt jetzt wieder die lächerliche Lobeshymne, die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung über die sogenannte Programmrede des Grafen Posadowsky angestimmt worden ist. Von dieser seltsamen Rede, die den fleißigen und begabten Staatssekretär auf schlimmem, sonst nur von tänzelnden Phraseuren beschrittenem Wege zeigt, wird man leider wohl noch häufig sprechen müssen. Für heute sei daraus nur der Satz erwähnt: „Wenn wir zu der Erkenntniß kommen, daß die landwirthschaftlichen Interessen unter den gegenwärtigen Konjunkturen nicht genügend geschützt sind, dann müssen wir auch der Landwirthschaft einen höheren Schutz gewähren.“ Dieser an die denkwürdigsten Aussprüche des berühmten Herrn de la Palisse erinnernde Satz wird von Denen um Lauser — Siehe Jesus Sirach 14, 3 — als ein Produkt höchster Staatsweisheit gefeiert. Freilich: die anderen Sätze der langen Rede sind leider auch nicht viel besser. Möchte der Graf Posadowsky seinen Sinn nicht der Erkenntniß öffnen, daß man nur reden soll, wenn man Etwas zu sagen hat?

* * *

Von dieser Erkenntniß war sein Vorgänger weit entfernt: er redete immer, zu jeder Stunde, schwieg nur einmal bestürzt, als Herr Eugen Richter ihm mit rauhem Griff die Maske vom Antlitz riß, und hat seitdem längst die Rednerfähigkeit wieder gefunden. Er redete auch neulich wieder, als der gute Onkel Chlodwig dem in die beschränkte Oeffentlichkeit des magdeburger Oberpräsidiums Flüchtenden ein Abschiedsmahl bereitet hatte, und war diesmal sogar sehr gerührt. Herr von Boetticher erinnert sich nicht mehr daran, daß er eine hübsche Weile unter einem gewissen Bismarck im Reichsdienst stand und von ihm aus unerträglicher Verschuldung erlöst wurde, gedenkt aber dankbar der herrlichen Tage, da er an der Seite des Fürsten zu Hohenlohe wirken und schaffen durfte, der „die schützende Hand über ihn gehalten habe“. Die Sache stimmt; es gehört in der That zu den unermeßlichen Verdiensten des jetzigen, in seiner Art einzigen und deshalb der Gehaltserhöhung würdigen Kanzlers, der im Nebenamt Gutsherr von Werki ist, daß er lange die schützende Hand über den treuesten der Schwiegersöhne hielt. Wie diese Hand fortgestoßen wurde und kraftlos dann niedersank, mag man in der „Zukunft“ vom neunzehnten Oktober 1895 nachlesen. . . In der liberalen Presse ist Herr von Boetticher übrigens noch immer ein großer Mann. Schon Shakespeare hat erkannt, wie oft der übergoldete Staub höher geachtet wird als das bestaubte Gold. .

* * *

Bei C. G. Naumann in Leipzig erscheinen nächstens Nietzsches „Gedichte und Sprüche“. Aus der sehr interessanten Vorrede, die Frau Elisabeth Förster-Nietzsche dem kleinen und doch so reichen Buch auf den Weg gegeben hat, sei hier, mit der Erlaubniß der Verfasserin, Einiges mitgetheilt: „Leider ist der größte Theil von meines Bruders Jugendgedichten nicht mehr vorhanden, da er zu allen Lebens-

zeiten eine große Neigung hatte, seine früheren Produktionen zu verbrennen. Was überhaupt noch existirt, ist entweder rein zufällig dem Feuer entgangen oder von mir heimlich weggenommen und aufbewahrt worden, da ich die Gedichte, trotz meines Bruders späterem, sehr abfälligem Urtheil, aufrichtig bewunderte. Wie reich manches Jahr an Dichtungen gewesen und wie viel davon verloren gegangen ist, sieht man noch aus einer früheren Aufzählung seiner wissenschaftlichen, musikalischen und poetischen Leistungen, die er am Schluß jedes Jahres zusammenzustellen pflegte ... Aeußerlich scheint zwischen den Jahren 1864 und 1871 ein langer undichterischer Zwischenraum zu existiren, aber das Fehlen aller Gedichte erklärt sich aus einem anderen Grund. Mein Bruder lebte während dieser Zeit zum größten Theil fern von zu Hause und veranstaltete vor jeder Ferienreise nach der Heimath, wie er mir selbst erzählte, ‚ein großes Brandfest', ein besonders umfangreiches im Jahre 1866 unter dem Einfluß des schopenhauerischen Pessimismus. Er schreibt darüber im Sommer 1867: ‚Ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntniß von da an bei einem Jünglinge zu datiren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht.' Aber auch nach diesem großen Autodafé hat er wieder von Neuem zu dichten begonnen, z. B. Ostern 1867 und im Sommer 1868. Er sprach damals viel in Knittelversen und diese Lust am Reim war bei ihm immer ein Anzeichen, daß er auch sonst dichterisch produktiv war, was noch in späteren Lebensperioden zu beobachten ist. Der lustige Knittelvers war gleichsam nur das weiße Schaumgekräusel, das von dem tiefer bewegten Meer Zeugniß gab. Liegen nun aus einer solchen Zeit, wo er Tage lang geneigt war, in heiteren Reimen zu sprechen, keine ernsten dichterischen Produktionen vor, so bin ich vielmehr geneigt, zu glauben, daß sie vernichtet sind, als daß überhaupt nichts vorhanden gewesen sein sollte. Mein Bruder betrachtete das Dichten von der Mitte der sechziger Jahre an bis Anfang der achtziger nur als ein Mittel, sich gelegentlich heiter oder sentimental zu äußern. Er sah dichterische Versuche mit sanftem Spott als reine Allotria an, deren man sich neben den ernsten philosophischen, wissenschaftlichen Bestrebungen im Grunde zu schämen hatte. So sind mir sämmtliche Gedichte in diesem Zwischenraum nur ganz zufällig und sub rosa von meinem Bruder mitgetheilt worden und ich erinnere mich noch recht gut, daß ich hier und da Gedichte gehört habe, die später nicht wiedergefunden worden sind ... Auch im Frühjahr und Sommer 1876 zeigte sich die Lust an Reimen, aber nur das eine Gedicht ‚Der Wanderer' giebt uns ein Beispiel der ernsten Dichtungart. Im Herbst 1877 kam er aus den Bergen mit der Neigung, in Versen zu sprechen; die Gedichte ‚Am Gletscher' und ‚Der Herbst' geben Zeugniß von seiner tiefpoetischen Stimmung, die im Frühjahr 1878 wiederkehrte und in den Widmungen zu ‚Menschliches, Allzumenschliches' einen deutlichen Ausdruck fand. Leichter Scherz und poetischer Ernst kamen hier zusammen. Auch das Frühjahr 1882, besonders aber der Herbst 1884 war überreich an scherzhaften Knittelversen; mancher davon ist zum „Spruch" geworden. Welche Fülle von Dichtungen sind aber auch gleichzeitig entstanden!... Wenn ich mir aber nochmals die Stimmung meines Bruders dem Dichten gegenüber, während der Jahre 1866 bis 1881, in ihrer Gesammtheit vergegenwärtige, so kommen mir unwillkürlich die heiteren, spöttischen Verse von ‚Dichters Berufung' in den Sinn. Der Vogel Specht ruft dem Poeten achselzuckend zu: „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter'

und der zweifelnde Poet erkennt halb mit Lachen, halb mit Beschämung, jedenfalls mit Ironie, daß der Vogel Recht hat, — er ist ein Dichter, aber bis dahin ein Dichter wider Willen. Aber nicht umsonst mahnte mein Bruder mit Innigkeit: amor fati! —, auch mit seinem Schicksal als Dichter fing er an, sich auszusöhnen, ja, es zu lieben. Im Frühjahr 1882 erschienen in Schmeitzners Monatsheften: ‚Die Idyllen aus Messina' und im Sommer in der ‚Fröhlichen Wissenschaft': ‚Scherz, List und Rache' . . . Auch von da an giebt es in seinen Werken noch genug an die Adresse der ‚Dichter' gerichtete schalkhafte Vorwürfe und spöttische Bemerkungen, selbst leidenschaftliche Anklagen; wie er auch sonst seine eigensten Eigenschaften mit Humor, Ironie und Schmerz betrachtete; aber im Geheimen, im Kämmerlein, wuchs ihm die seligste Lust, das Selbstbewußtsein, ja der Uebermuth und jene himmelstürmende dichterische Kraft, die ihn befähigte, über Vieles, ‚tausend Meilen hinauszufliegen, was bisher Poesie hieß.' Und wie mein Bruder Alles, woran er rührte, schöpferisch neu gestaltete und mit der Gluth seiner innersten Erlebnisse erfüllte, so schuf er sich auch den in der höchsten Entzückung des dichterischen Geistes konzipirten und mit seinem Herzblut niedergeschriebenen Stil des Zarathustra . . . Da dieses Büchlein nur eine Sammlung von meines Bruders Dichtungen in rhythmischer Form sein soll, so bringt es nur die wenigen rhythmischen Abschnitte aus dem vierten Theil des Zarathustra, die zum Theil mein Bruder selbst mit den Dionysos-Dithyramben verknüpft und zusammengestellt hat. Diese Dionysos-Dithyramben sind nach einem eigenhändigen, nicht ganz vollendeten Manuskript meines Bruders gedruckt. Manches kommt Einem in dieser Zusammenstellung mit einigen wenigen hinzugefügten Versen seltsam neu vor; z. B erscheint die Klage des Zauberers als Klage der Ariadne und schließt mit einer Erscheinung und Antwort des Dionysos. Mein Bruder schreibt im November 1888: ‚Wer weiß außer mir, was Ariadne ist! . . . Von allen solchen Räthseln hatte Niemand bisher die Lösung; ich zweifle, daß je Jemand auch hier nur Räthsel sah.' Wer versteht und löst nun dieses Ariadne-Räthsel? Wer deutet die Hinzufügung eines feierlichen Spruches zu ‚Unter Töchtern der Wüste'? Ist es schwermüthiger, leidenschaftlicher Ernst oder ist es Ironie? Ist es vielleicht der feierlich-stärkende Tugendspruch, das ‚Tugend-Geheul', nach welchem die Europäer-Würde, die Europäer-Inbrunst verlangt? Ich hüte mich, eine Antwort zu geben und die freie Forschung in vorgeschriebene Bahnen zu lenken. Mein Bruder empfand die Dionysos-Dithyramben so eng mit dem Zarathustra verbunden, daß er sie die Lieder Zarathustras nannte, ‚welche er sich selber zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge . . .'" Blicken wir nun auf diese dreißig Jahre dichterischer Entwickelung zurück, so ergreift uns tiefe Wehmuth. Ach, wie mein Bruder doch immer der Selbe geblieben ist, an den selben Dingen gelitten hat, sich auf die selbe Weise über die Bitternisse des Lebens zu trösten suchte und nach den selben Idealen sehnte! Wie finden wir vom Anfang bis zum Ende das Gefühl der Vereinsamung, der Heimathlosigkeit, die innige persönliche Beziehung zu der Natur, eine eigenartige musikalisch-lyrische Stimmung, die Sehnsucht nach dem verstehenden Freunde, den Schmerz, losgelöst zu sein von Allem, was sonst die Menschen lieben, ersehnen, ehren, fürchten und was sie beglückt; wie sucht er den schwermüthigen Untergrund seiner Natur, alle bitteren und traurigen Erlebnisse, durch schalkhafte Ironie, durch allerhand Scherze, selbst in derber Form,

zu verhüllen und sich erträglicher zu machen, — und wie entfaltet sich immer stärker und machtvoller der Zug und Flug nach der Höhe, wie wächst von Jahr zu Jahr die Seligkeit des eigenen Glückes, des einsamen Höhenglückes!

Und zuletzt strahlt noch einmal die leuchtende Sonne seiner Seligkeit in tausend entzückenden Farben:

„Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
holt Dein Blick mich noch ein,
holt Dein Glück mich noch ein.
Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit —“

Aber düster nahte die lange, lange, graue Dämmerung und brach plötzlich herein.

Die Sonne sank!“

* * *

Ein londoner Barrister schreibt mir: „Da Sie in Ihren Ausführungen vom elften Dezember (über Beleidigungprozesse und den Erlaß des preußischen Justizministers) auch englische Verhältnisse in den Kreis Ihrer Betrachtungen ziehen, mag es mir vielleicht gestattet sein, ein paar ergänzende Bemerkungen anzuschließen. In erster Reihe wird es Ihren Lesern interessant sein, zu erfahren, daß gegenüber den im Jahre 1895 in Preußen verhandelten 35 288 Beleidigungfällen die englische Justizstatistik für das selbe Jahr die Ziffer 214 für Libel (d. h. schriftliche Beleidigung) und 190 für Slander (d. h. mündliche Beleidigung) als zur Verhandlung im Wege des Civilverfahrens eingetragen registrirt. Dazu kommen 34 Straffachen wegen Libel (Slander kann nicht strafrechtlich verfolgt werden). Von diesen Civilsachen sind 249 während des Jahres 1895 erledigt worden und der gesammte den Klägern zuerkannte Schadenersatz beläuft sich auf 7790 Pfund Sterling. Als Resultat der Kriminalprozesse sind in der erwähnten Periode 23 Verurtheilungen, darunter 10 zu Gefängnißstrafe, verzeichnet. Ohne hier näher auf die einigermaßen komplizirte Lehre von der Beleidigung einzugehen, will ich nur bemerken, daß, abgesehen von dem angeführten Unterschiede in der Behandlung von Libel und Slander, das zuletzt genannte Vergehen (mit Ausnahme von sehr flagranten Fällen) im Großen und Ganzen nur dann verfolgbar ist, wenn eine substantielle Schädigung entstanden oder zu erwarten ist. Schimpfnamen, wie originell sie auch immer sein mögen, sind in England nicht klagbar und in diesem Sinne existiren Verbalinjurien, wie Sie zutreffend bemerken, nicht vor dem Forum des englischen Rechtes. Die hierauf bezügliche Gattung von Prozessen mag allerdings dazu beitragen, die Zahl der Beleidigungfälle vor den preußischen Gerichten so ungeheuerlich anschwellen zu lassen; die ausschließliche Erklärung für die Verschiedenheit der Ziffern bietet sie jedoch unzweifelhaft nicht. Welcher Art sind wohl die sonst hierbei noch mitwirkenden Faktoren? Sind die Deutschen so sehr viel streitlustiger, wird ihnen der Kampf ums Recht zu leicht gemacht oder sind sie krankhaft dünnfellig, wie Schopenhauer einmal behauptet hat?“

* * *

An einen Besuch, den der Kaiser dem Fürsten Bismarck abgestattet hat, werden, wie es so üblich ist, in der Presse allerlei gewagte Vermuthungen geknüpft. Der Mann im Sachsenwalde soll plötzlich für die nach China steuernde Expedition

Feuer und Flamme sein, der Kaiser soll ihn in seine geheimsten Pläne eingeweiht haben, — und so weiter, ohne Grazie, aber ins Unendliche oder, wie man jetzt lieber sagt, ins Uferlose. Solche Versuche haben sich nach jedem Besuch des Kaisers beim alten Kanzler erneut und jedesmal hat sichs später gezeigt, daß von all den schönen Geschichten nicht ein winziges Sterbenswort der Wahrheit entsprach. Die eifrigen Leute, die sich rastlos immer wieder bemühen, den alten Kanzler als heimlichen Helfer bei den wechselnden Experimenten des neuen Kurses vorzuführen, werden sicherlich weder im Neuen Palais noch in Friedrichsruh Dank erwerben; ihr Uebereifer treibt sie zu den ungeschicktesten Taktlosigkeiten. Daß die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Fürsten wiederhergestellt sind, ist sehr erfreulich; bisher aber ist die Thatsache noch nicht bestritten worden, daß bei den kurzen Begegnungen beider Herren von politischen Vorgängen und Möglichkeiten nicht mit einer Silbe gesprochen wurde. Daß von diesem Brauch auch diesmal nicht abgewichen ward, erzählen Personen, die zum Hause Bismarck keine Beziehungen haben, Jedem, ders hören will. Die Politik, die jetzt in Ostasien ihr Heil versucht, ist bekanntlich das eigenste Werk des Kaisers; und es liegt im Interesse beider für unser Vaterland wichtigen Männer, daß dieser Thatbestand nicht verdunkelt wird.

* * *

Da China jetzt in der Weihnachtmode ist und es in allen Zeitungen von Chinesereien wimmelt, wird es für den zeitgemäßen Deutschen dringend, sich mit dem Mann zu beschäftigen, der für das Geistesleben des Reiches der Mitte wichtiger ist als der knackfüßige Buddha, wichtiger sogar als der Anblick evangelischer Panzerschiffe. Er heißt Khung-Fu-Tse, ist den Germanen besser unter dem latinisirten Namen Confucius bekannt und wurde in der Provinz Schantung geboren, die jetzt die heiße Begierde christlicher Europäer erregt. Er war zuerst Aufseher eines Getreidespeichers und wurde dann, wie nach ihm noch mancher Besucher der Produktenbörse, Sittenlehrer und Philosoph. Aber er wurde auch Minister, was in unseren höheren Kulturverhältnissen kaum besonders klugen, gebildeten und untadeligen Männern passirt. Sein Sittengesetz ist sauber und nüchtern und von aller Mystik frei. Er will auf der Erde das Glück der chinesischen Menschheit begründen, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, und mahnt, als ein verständiger Weltmann, besonders die Mächtigen dieser Erde, an Schlichtheit, Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit ihres Wandels den Unterthanen ein Muster zu sein, weil nur durch ein gutes Beispiel der auf des Lebens Gipfel Gestellten die Glückseligkeit der Masse gesichert werden könne. Von seinen Sittensprüchen — aus den Büchern Tschung-Yung und Lun-Yu — sollen hier ein paar nicht ganz unmoderne mitgetheilt werden. „Denke nur an Gewinn, nur an Handelsprofit, — und Du wirst Rachsucht und Groll gegen Dich waffnen." „Der nicht nachdenkende, Künftiges nicht früh voraussehende Mensch wird von schwerer Kümmerniß heimgesucht werden." „Ein bedeutender Mensch erröthet furchtsam bei dem Gedanken, der Hall seiner Worte könne lauter sein als der Ruhm seiner Thaten." „Der bedeutende Mensch spricht erst, wenn er sicher ist, daß sein Wort That werden kann, und schweigt, so lange auf seinen Worten der häßliche Schein der Ruhmredigkeit ruhen kann." „Vor lautem, überschwänglichem Wortgetöse, vor eitlem, gespreiztem Gebahren und vor übertreibender Forderung sklavischen Gehorsams erfaßt den Weisen die Scham." „Geräuschvolle Schaustellungen, flüchtig nur auf die Sinne wirkender Pomp und dekorative Wirkungen haben zur Glückseligkeit der Völker nie viel geholfen." Der Mann ist schon lange tot.

Theater.

Unter den mit nie welkendem Zauber wirkenden Bildern Boecklins, die jetzt in der berliner Kunstakademie schlecht ausgestellt sind, führt eins uns den Herrgott vor, der Adam, dem eben Geschaffenen, die Erde zeigt. Es ist nicht der Herr Zebaoth, der mächtige Führer streitbarer Himmelsheere, auch nicht der düster dräuende Jahwe, der an den Söhnen rachsüchtig die Sünde der Väter straft, nicht der von mystischen Schrecken umwehte gewaltige Greis einer unfrohen, finsteren Legende, sondern ein guter, hell und freundlich blickender Mann, der an dem Sechstagewerk selbst offenbar die größte Freude hat, Alles, was er gemacht hatte, sehr gut findet und den am letzten Schöpfungtage auf die Beine Gestellten gern vor Fährlichkeit und Ungemach bewahrt wissen möchte. Es ist der Gott des ersten Kapitels der Genesis, des heitersten, kindlichsten im ganzen Alten Testament, ist der Herr, der in guter Laune eines Tages gesprochen hatte: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet." Ob der Adam, den er gemacht hat, zu solcher Aufgabe taugt, ob er stark und klug genug ist, über Alles, was kreucht und fleucht, was schwimmt und schreitet, zu herrschen und auf der Erde der Statthalter Gottes zu sein? Der Schöpfer selbst, der mit dem eigenen Werk sonst doch so zufriedene, scheint zu zweifeln und mustert sein aufrechtes Geschöpf beinahe besorgt. Das ist begreiflich; denn dieser Adam sieht nicht aus, als sei er geeignet, zwischen dem Gott und dem Thier den Platz zu behaupten und in der Zeitlichkeit alles Lebenden höchster Richter zu sein. Es ist nicht der starke, in Kraftfülle strotzende Adam, den man auf alten Bildern sieht, sondern ein kümmerliches, knabenhaft unreifes Wesen, das zu früh zum Leben erweckt scheint, die nackten Glieder noch nicht zu brauchen versteht und verlegen, in fast komisch wirkender genirter Haltung, in die fremde Welt hineinblinzelt. Ist dem Schöpfer der erste Versuch nicht völlig gelungen? Nahm er den Thon noch zu weich? Und soll in erneutem Bildnerbemühen sich mählich erst der Typus entwickeln, den der gute Gott für seine Zwecke ersehnt, der die Erde zu bevölkern und sich unterthan zu machen, der Gewaltthat Starker zu wehren und die Schwäche zu schützen vermag? . . . Es ist kein im Kirchensinn frommes Bild, es würde in keines anerkannten Kultes Dome passen und verräth in dem greisen Meister dennoch einen kindlichem Wunderglauben offenen Sinn. Es erinnert ein Bischen an Renan, der unter einer sanften Skepsis immer, wie unter dünner Haut das pochende Herz, einen reichlichen Rest unausrottbarer Frömmigkeit barg und, nach Nietzsches boshaftem Wort, auf lebensgefährliche Weise anzubeten verstand. Es könnte von einem Manne gemalt sein, der muthig in der von moderner Wissenschaft bereiteten Weltanschauung lebt, von der Bibel nur das

erste Kapitel der Genesis kennt und sich bemüht hat, aus dem Geist dieses Kapitels mit ehrfurchtlos lächelnder Kraft, aber mit heiterem, unverbittertem Gemüth den alten Legendengestalten den neuen Körper zu schaffen.

Nur ein Thor wird sich erdreisten, den großen Schweizer für ein bestimmtes Gedankensystem in Anspruch zu nehmen. Arnold Boecklin hat von Condillac und Geoffroy Saint-Hilaire, von Darwin und Spencer vielleicht nie Etwas gehört und scheint in seinem unbegrenzten, herrlich prangenden Phantasiereich von dem festen Boden der Positivisten recht weit entfernt. Und doch wird man sagen dürfen, daß sein Adam nur im neunzehnten Jahrhundert gemalt werden konnte, nur in der Zeit, die statt des alten einen neuen Glauben gebären sah. Der unsichtbare, geheimnißvolle Chor, von dem die alten Dichter ehrfürchtig flüsterten, der brausende Chor der einer Zeit die Stimmung gebenden Mächte hat verwehte Töne auch in sein waches Ohr gesandt, auch in seinem Sinn ein Echo geweckt. Taine hat irgendwo einmal gesagt, zwischen einem Buchenplatz im versailler Park, einer philosophischen Folgerung Malebranches, einer Poetenkunstvorschrift Boileaus, einem Hypothekengesetz Colberts und einer Sentenz Bossuets über das Gottesreich könne der tiefer dringende Blick den Zusammenhang spüren, weil alle diese scheinbar so verschiedenen Bethätigungen bewußten Wollens aus einer allen zugleich Lebenden gemeinsamen Kollektivstimmung hervorgegangen seien und weil, wie er es ausdrückt, les faits communiquent entre eux par les définitions des groupes où ils sont compris. Und er hat es als eine Aufgabe des Geschichtschreibers bezeichnet, nach dem Muster der Naturforschung zu zeigen, wie bei einem Künstler, in einer Schule, einem Jahrhundert, einer Rasse die in ihren Lebensbedingungen, ihrem Geschlecht und Charakter verschiedensten Persönlichkeiten uns dennoch einen — trotz unendlicher Differenzirung — gemeinsamen Typus bieten. Auch Boecklin, der in der modernen Welt ein hoher Fremdling scheint, ein Prinz Vogelfrei aus fernen Märchenzonen, ist ein Kind seiner Zeit, der Zeit einer neuen Renaissance. Er folgt nicht in die vom demokratischen Geist gewiesene Richtung: ihn zieht es in die Gefilde der Seligen, zu der heiteren Lebensfreude der hellen Heidenheit, und er sieht selbst im Land seiner Toten nicht den düsteren Trauerpomp, nicht die bleiche Büßermiene, die im Reich des von zitternden Asiaten ersonnenen Rachegottes die Sünder schreckt. Sein Sehnen sucht die Natur, die still waltende, selbstherrisch stolze, und er flüchtet aus der dumpfen Geistigkeit des Buchglaubens, der ihm den freien Athemzug hemmt, zu dem großen Pan, in die Wunderwelt der Nixen, Wassermänner, Dryaden und Faune. Man dürfte den Pangläubigen einen Pantheisten, man darf ihn nicht einen Christen nennen; der Galiläer steht seinem Empfinden ferner als die im bekränzten Tempel thronende Venus Amathusia. Er ist nicht durch das dürre Gelände der Theorie geschritten, hat sich um Evolutionisten und Monisten wohl nie gekümmert und ist dennoch

an manchem Punkt mit den freiesten Geistern der modernen Wissenschaft zusammengetroffen. Das Schöpfergefühl großer Künstler leitete ihn, das mit fremden, von fettigen Fingern entwürdigten Werthen nicht wirthschaften mochte und das von den Vätern Ererbte erst selbst denkend zu erwerben suchte, um es zu besitzen . . . Man hat ihn verhöhnt, weil er seit Jahrzehnten das Problem einer Flugmaschine ebrütet. Ist dieses fruchtlose Mühen nicht vielleicht mehr als eine Schrulle? Weil der Künstler — der kein Gelehrter ist und die intellektuellen Hemmungen des Gelehrten nicht kennt — an eine vorwärts führende Entwickelung der Menschheit glaubt, hofft er, die Menschen würden bald in die Himmelshöhe den Flug wagen können, und sucht ihrem Sehnen das Werkzeug. Dessen dürfte ein frommer Christ, dem alles Leben in der Zeitlichkeit nur die Läuterung zu reineren Daseinsformen bedeutet, niemals sich vermessen. Der selbe Mann, der die Flugmaschine besinnt, hat den guten Gott im mit leuchtenden Sternen bestickten Kleid und den Adam einer natürlichen Schöpfungsgeschichte gemalt.

Diesem Adam ähneln die Geschöpfe der meisten modernen Dichter. Während die Mehrheit der in Thon oder Farbe Menschen bildenden Künstler noch immer im Kreis der von den schönen Göttern Griechenlands oder vom milden Nazarener beherrschten Vorstellungen lebt, für Pallas Athene und Aphrodite erglüht oder das verzückte Auge zum Wolkendunst des mosaischen Himmels emporschweifen läßt und in der Antike, bei den Renaissanceheroen des fünfzehnten Jahrhunderts oder bei christlichen Meistern Anregung sucht und findet, sind die Dichter, die nur mit dem verhallenden Wort wirken können, unerschrocken vorwärts geschritten, vom Wirbelwind neuer Gedanken rastlos vorwärts getrieben worden und rufen dem Weltenschöpfer, an dessen Allmacht sie nicht mehr glauben, mit Goethes Prometheus in Titanentrotz zu:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Der Verkünder der Götzendämmerung hat gesagt: „Das Christenthum ist ein System, eine zusammengedachte und ganze Ansicht der Dinge. Bricht man aus ihm einen Hauptbegriff, den Glauben an Gott, heraus, so zerbricht man damit auch das Ganze: man hat nichts Nothwendiges mehr zwischen den Fingern. Das Christenthum setzt voraus, daß der Mensch nicht wisse, nicht wissen könne, was für ihn gut, was böse ist: er glaubt an Gott, der allein es weiß. Die christliche Moral ist ein Befehl; ihr Ursprung ist transszendent; sie ist jenseits aller Kritik, alles Rechtes auf Kritik; sie hat nur

Wahrheit, falls Gott die Wahrheit ist, — sie steht und fällt mit dem Glauben an Gott.“ Was hier von der moralischen Welt gesagt ist, insbesondere von der englischen Sucht, jede kleine Emanzipation von der Theologie durch moralfanatischen Eifer zu sühnen, Das gilt, wenn man es richtig versteht, auch für das Poetenreich: auch da mußte in der Stunde, wo der Glaube an einen persönlichen Gott zu welken begann, das metaphysische Gewölk wich und der Ruf nach tapferer Konzentration auf das Diesseits zur Losung wurde, die bisher so sichere Basis bersten, mußten die Grenzen der Weltanschauung verrückt und zu neuen Zielen neue Wege gesucht werden. Der in langer, unübersehbarer Entwickelung aus niederer Art entstandene Mensch, der auf der Erde lebt, nur auf der Erde Lohn und Strafe empfängt, Lust und Leid erfährt, sieht anders aus als der von einem allmächtigen Herrn des Himmels Geschaffene, mit göttlichem Odem Beseelte, von einem geheimnißvollen Willen zum Beherrscher der Erde Bestimmte, der, weil er vom verbotenen Baum der Erkenntniß gegessen hat, auf verfluchtem Acker sich im Schweiß seines Angesichtes kümmerlich nähren und nach harter Prüfung erst, als ein von irdischen Schlacken Geläuterter, in die warme, strahlende Herrlichkeit des Himmelreiches eingehen soll. Er sieht anders aus, bekennt sich zu anderen Sittengesetzen, wählt zu anderen Zwecken andere Mittel und zweifelt respektlos an der ewigen Geltung des Aichungstriches, der das Gute für immer vom Bösen zu trennen schien. Kann der nicht mehr von transszendentem Idealismus befangene Mensch noch eben so denken und handeln wie sein im Bannkreis der Metaphysik lebendender Ahn, der auf himmlischen Lohn hoffte, vor himmlischer Strafe bangte? Und kann der Dichter nach einem nie gesehenen, nie auch nur als vorstellbar empfundenen Bilde Menschen schaffen, ein Geschlecht, das ihm gleich sei, wie er leidet und liebt? Die Muthigsten, deren Blick stets am Weitesten reicht, antworteten: „Nein; unsere Lebensbedingungen sind verändert, unsere Weltanschauung, die ganze Summe unseres Empfindens hat sich gewandelt, die Grenzen unserer Erkenntniß haben sich erweitert, — zu neuen Ufern lockt uns ein neuer Kahn. Der Gegenstand der alten Dichtung war das freie Walten des Willens, der mit anderen Willensbethätigungen in hartem Anprall zusammenstieß oder sich an der steinigen Klippe fester, vom Rost der Zeiten bedeckter Vorstellungen brach; wir glauben nicht mehr an den freien Willen, in uns wirken nicht mehr die dominirenden Vorstellungen einer verschollenen Zeit, unser Interesse heftet sich an den wirklichen, in eine lange Entwickelungreihe gestellten Menschen, den wir sehen und hören, der ringsum auf der bewohnten Erde Alles erneut, und an die zum Theil schon erforschten Gesetze, die dieser Menschheit Beziehungen regeln.“ Sie riefen, wie Pierre Sandoz in Zolas L'Oeuvre: Étudier l'homme tel qu'il est, non plus leur pantin métaphysique, mais l'homme physiologique, déterminé par le milieu, agissant sous le jeu de tous ses organes! Das war ihr Ziel . . . Diese neuen

Propheten waren von Selbsttäuschung und Großmannssucht nicht völlig frei; denn nicht alle alten Poeten hatten sich mit der metaphysischen Gliederpuppe begnügt und mancher Fuß hatte seit Jahrhunderten schon die Pfade betreten, die den Findern nun wieder neu schienen. Aber ohne Uebertreibung und Selbsttäuschung gehts bei der Geburt neuer Dogmen selten ab und kein Religionstifter hätte früh die Menge gewonnen, wenn er nicht verkündet hätte, nie sei vor ihm auf seinen Wegen Einer gewandelt. Auch diesmal war das Dogma nicht so neu, wie die Jünger wähnten; seit es in dichter Schaar aber die Gläubigen vereint hat, wimmelt es in der Dichtung von verpfuschten, verkümmerten, morschen, halb kaum fertig gemachten Menschengeschöpfen, die sämmtlich dem boecklinischen Adam ähneln. Das Dichterreich gleicht seitdem einer Klinik, in der Leidende untersucht und gepflegt, vom Leiden Erlöste auf den Sezirtisch gebreitet werden. Es handelt sich nicht, wie beschränkte berliner Kunstpfaffen ohne Ermatten behaupten, um eine veränderte Technik, sondern um eine veränderte Weltanschauung. Die Veränderungen der Technik können Dem nicht beträchtlich scheinen, der weiß, wie oft sie versucht, durchgesetzt und wieder beseitigt worden sind, und der sich erinnert, daß schon die Sophron, Hipponax und Herondas in ihren mimischen Spielen statt straff komponirter Dramen lose aneinandergereihte Lebensausschnitte im Stil der heute Modernsten gaben und daß schon der wackere Christian Weise, ganz wie heute Herr Arno Holz, der Sprache des Alltagslebens die Bühne erobern wollte. Technische Veränderungen kommen und gehen; aus einer gewandelten Weltanschauung kehrt Keiner unversehrt in das alte Bewußtsein zurück.

Solche Wandlungen vollziehen sich langsam; und die Trefflichen müssen uns heiter stimmen, die, all in ihrer dreisten Unwissenheit, erzählen, die „neue Kunst" sei im Jahre 1890 entstanden, in Berlin natürlich, und ihr erster, ragender Repräsentant sei der unermeßliche Webermeister aus Schreiberhau. Dieser Wahn mag für das Geschlenther sehr nützlich sein, für die Nullen, die immer, um Etwas zu gelten, den Einer suchen, für die schlauen Marodeure, die zwischen den Schlachten lungernd nach Beute spähen und nur darauf sinnen, wie sie einen Vortheil, ein Aemtchen, eine Pfründe erlisten können. Die Anderen wissen, daß Herr Hauptmann, in dem sie den feinen Künstler und den klugen Eklektiker ehren, nichts Neues gebracht hat, nicht das allergeringste, daß er nebst seinem Troß mit dem Werkzeug arbeitet, das, seit den Tagen der Gogol, Dickens, Balzac, stärkere Hände bereitet haben, und daß nur bewußte Schwindler sich stellen, als sei in allen Poetenprovinzen der Erde jetzt schon der Einfluß der Hauptmannschaft zu spüren. Die neue Kunst, die der Rede werth ist, stammt aus der Zeit des geistigen Zusammenbruches, dessen politischer Ausdruck die französische Revolution der Jahrhundertwende war, sie wurde von den Pionieren der neuen Naturforschung und Psychologie entbunden, von den Condillac, Geoffroy Saint-Hilaire, Comte ins helle Leben geführt, von den Darwin, Spencer und Haeckel zu bewußtem Wirken erzogen.

Als Friedrich auf dem Preußenthron saß und über den Christenglauben boshafte, oft rohe Witze riß, die ihm im Land seines Enkels heute das Maximum der den Gotteslästerern drohenden Strafen eintragen würden — man denke nur an den vierten Gesang des Palladion, den sicher kein braver Christ und doch ein braver Soldat gedichtet hat —, als der Weise von Ferney gegen Priestertrug und den dummen, verderblichen Götzenglauben der Masse zeterte, als die Encyklopädisten dem aus langen, bangen Träumen erwachten Geist die Waffen schmiedeten und Diderot, der wild gewordene Hausvater, rief, am Darm des letzten Pfaffen müsse geschwind der letzte König aufgeknüpft werden, — damals entstand die neue Weltanschauung, wurde das Erdreich gelockert, dem auch die noch immer nun neu genannte Kunst entkeimen konnte. Lange tobte zwischen den durch die Namen Voltaire und Rousseau bezeichneten Richtungen der Streit; und es klang wie eine kecke Symbolistenglosse, als man vor ein paar Tagen das thörichte Telegramm in den Zeitungen las, die Särge der beiden Männer seien geöffnet worden und Voltaires Kopf sei sehr gut erhalten, während in Rousseaus Sarg nur das kaum kenntliche Skelett noch zu finden war ... Ja, Voltaire hat die Zeit überdauert und von Rousseau blieb nur das ehrwürdige Gerippe und mit ihm moderte in der Gruft sein Dogma von dem angeborenen Recht der natürlich gleichen Menschen, mit ihm verweste der Wahn, der die Romantiker in rostiger Turnierrüstung zum Gespensterkampf trieb. Rousseaus Versuch, das starre Dogmengefüge des Katholizismus in die weichere Form eines sanften Deismus zu lösen, blieb der dem wechselnden Tag trotzende Erfolg versagt; er führte die prachtvoll begabten Söhne des großen demokratischen Empfinders, Chateaubriand, Hugo und die internationale Schaar der Kleineren aus der Romantikerschule, vom Prunkgott der römischen Priester zum mystischen Abgrunde der Gnostiker zurück, aber er lehrte sie nicht den unsichtbaren Gott Spinozas, nicht das biologische Gesetz der neuen Wissenschaft erkennen. Voltaire durchlöcherte mit der scharfen Lauge seine Geistes das geweihte Bahrtuch, unter dem die Klassiker schlummerten — die klassischen Rhetoren Frankreichs, nicht Shakespeare und Goethe, die ewig Jungen —, und gab der längst zum Sterben reifen Weltanschauung den Gnadenstoß. Keiner hat mit so derbem Griff wie er an dem Gitter des alten Vorstellungskreises gerüttelt. Keiner? Doch: Einer theilt mit ihm den Ruhm, — wenn es, wie Zarathustra kündet, rühmlich ist, Fallendes in die Tiefe zu stoßen. Bonaparte, der so gern von seinem System sprach, war wirklich der Schöpfer eines neuen Systems; während er mit klingendem Tritt das Erdreich durchraste, Throne umwarf, die roi fainéants strafte und zum Hofgesindedienst erniederten Monarchen lächelnd von seinen Unterlieutenantstagen erzählte, brachen die alten Heiligthümer, schienen die Grenzen der Menschheit verrückt. Staunend sah Europa, mit bang verhaltenem Athem, das nie erschaute, nie für möglich gehaltene Schauspiel, das in der gemeinen Wirklichkeit das plebejische Genie zum Siege

führte, das großartige Trauerspiel vom Erliegen der Legitimität. Das konnte geschehen? So steile Höhen konnte der von keinem schwindligen Gewissen gehemmte korsische Parvenu zu erklettern wagen? ... Er stürzte vom Gipfel der Macht und die im Bett echtbürtiger Königinnen gezeugten Potentaten jubelten laut; aber das Beispiel war einmal, zum ersten Male in der modernen Welt, gegeben und die Erinnerung an diesen Aufstieg des Stärksten war aus dem Sinn der Menschen nicht mehr zu tilgen. Joseph de Maistre hatte, als der Erste Konsul schon nach dem Purpur schielte, gesagt: „Es hat niemals eine Herrscherfamilie gegeben, deren plebejischen Ursprung man nachweisen konnte; gelingt einst dieser Nachweis, dann wird damit eine neue Weltepoche beginnen." Er behielt Recht: die nachnapoleonische Welt glich nicht mehr den ruhenden Reichen des Feudalismus; ihr war die Ehrfurcht vor Altem, heilig Scheinendem für immer gründlich abgewöhnt. Der letzte Imperator hat der Demokratie den größten Dienst geleitet; er hat, während Voltaire von den Altären den schützenden Vorhang zog, den bewundernd zu ihm emporblickenden Völkern gezeigt, wie Throne gezimmert werden. Den Ansturm so gewaltiger Gegner konnte selbst der mächtige, schlau erdachte Bund zwischen Thron und Altar nicht in alter Kraft überleben. Erst als die beiden Gewaltigen ihre Arbeit gethan hatten, konnte aus rauchenden Trümmern die neue Weltanschauung entstehen, konnte auch die neue Dichtung sich in die Klarheit tasten. Die Herren, die so eifrig über die neue Kunst schwatzen, sollten an Voltaire und Bonaparte dankbarer denken als an die berliner Geschmäcklerpfaffen.

Der erste, der im Gallierlande der neuen Weltanschauung dichtend den Ausdruck suchte — in Goethes, des Allumfassers, Reich hatte sie längst erhellende Strahlen gesandt —, war Henri Beyle, der sich, nach der Geburtstadt des von ihm innig geliebten Winckelmann, Stendhal nannte. Es sah eine Weile aus, als wolle er sich dem Romantikerschwarm anschließen, der das Evangelium von der nahenden Rache des Fleisches durch die Gassen rief oder, zur Abwechselung, in lyrischer Leidenschaft die Wunder der Weltseele sang. Doch den Erwachsenden zogen zwei Gewalten bald in die traumlose Wirklichkeit: die klare Geisteskraft Voltaires und der Encyklopädisten und der Feuerschein, den das flammende Genie Bonapartes in sein bewegtes Jugendleben warf. Auf keines Künstlers innerstes Werden hat Napoleon stärker als auf Stendhals gewirkt; und es ist kein Zufall, daß Nietzsche ihn an der Stelle nennt, wo auch er, wie vor ihm Goethe, Hegel und mancher Andere, sich vor dem Uebermenschen aus Korsika beugt. „Die Gesellschaft ist es", heißts in der „Götzendämmerung", „unsere zahme, mittelmäßige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig zum Verbrecher entartet. Oder beinahe nothwendig: denn es giebt Fälle, wo ein solcher Mensch sich stärker erweist als die Gesellschaft: der Korse Napoleon ist der berühmteste Fall. Für das Problem, das hier vor-

liegt, ist das Zeugniß Dostojewskijs von Belang, — Dostojewskijs, des einzigen Psychologen, anbei gesagt, von dem ich Etwas zu lernen hatte: er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhals." Daß der antichristliche Brecher alter Tafeln, der hitzigste Hasser des Nazareners, sich als dankbaren Schüler des Raskolnikowdichters bekennt, der die in frommer Einfalt Glaubenden verherrlichte und die Sünder das Kreuz auf sich nehmen hieß, muß beim ersten Hören befremden; daß er Beyle bewundert, ist leicht zu begreifen. Stendhal glaubte an keinen Gott, keinen Bringer einer frohen Botschaft, und war von jeder Moralinsäure völlig frei. Er war ein kräftiger, gesunder, thätiger Mann, der mit achtzehn Jahren als Lieutenant bei den Dragonern stand, später in der Verwaltung und im diplomatischen Dienst gern seine Schuldigkeit that und freiwillig den Krieg gegen Rußland mitmachte. Ein überzeugter Aristokrat, dem, nach dem Grundsatz: humanum paucis vivit genus, die Erzeugung überragender Persönlichkeiten der höchste Menschheitzweck schien. Er war bis zur Grausamkeit hart und herrisch, rühmte sich seiner Mitleidlosigkeit, kannte kein Vorurtheil, verlachte die Tradition und ihr Ehrfurchtgebot, liebte die Kinder seines Geistes mehr als den Vater seines Leibes und schämte sich nicht, vor Aller Augen stolz und eitel zu sein. Solche Eigenschaften mußten ihm die Gunst des Mannes erwerben, der die mit dem christlichen Sittenstempel geprägten Werthe umwerthen wollte. Stendhal verdiente auch als Künstler diese Gunst; Taine mag, als er die russischen Meister kennen lernte, bereut haben, daß er ihn den größten Psychologen des Jahrhunderts genannt hatte: den Dichter von Rouge et Noir wird man stets zu den stärksten und feinsten Analytikern der Menschenseele rechnen müssen. Man wird sogar sagen dürfen, daß diese analytische Kunst, diese gefährliche Gabe, alle Seiten der Dinge, alle dem Menschensinn und der Menschengier erreichbaren Möglichkeiten mit einem Blick zu umfassen, dem Bewunderer Shakespeares, Pascals und Bonapartes den Willen lähmte; er hat es selbst, klar wie immer, erkannt, als er den Satz niederschrieb: Je connais si fort le jeu des passions, que je ne suis jamais sûr de rien, à force de voir tous les possibles. Er konnte den Stil von den Resten der Romantikerrhetorik reinigen, konnte die schmucklose Nüchternheit des Code nachahmen, aber er vermochte nie die Konzentration des Bewußtseins, die Beschränkung des Blickes auf Nahes und Nächstes, die heilsame Begrenztheit des assoziativen Vermögens zu erreichen, die den großen Willensmenschen die Ueberlegenheit giebt. Er war eben — wenn ers lächelnd auch leugnete, die Schriftstellerei nur im Nebenamt trieb und lieber ein kleiner Beamter als ein verzärtelter homme de lettres sein wollte — ein Dichter; und es ist die Wonne und das Martyrium der Dichter, daß sie sich selbst und die Anderen leben sehen und hören und selten im Stande sind, den mitjubelnden und mitleidenden Sinnen die feste Schranke zu ziehen, die auch der Starke braucht, wenn er die ganze, gesammelte Kraft seines Willens auf ein bestimmtes

Ziel zu richten strebt. Diese wichtigste Kraft seines Vorbildes Bonaparte blieb Beyle versagt; aber er ermüdete nie in dem Bemühen, die Bedingungen zu erforschen, unter denen in der bürgerlichen — oder, wie wir heute sagen würden: in der bourgeoisen — Welt bonapartische Erfolge noch möglich wären. Er sah sich in der zahmen, mittelmäßigen, verschnittenen Gesellschaft um und fand, die Kunst des Heuchelns sei hier nützlicher, dem Strebsamen nöthiger als alle heldische Tapferkeit, sie sei l'art de la faiblesse, und man müsse in schwachgemuther Zeit den Krieg heimlich, aus dem Hinterhalt, führen. Wie er seinem Julien Sorel diesen Krieg führen hilft, einen Indianerkrieg, den ein genialer, mit allen Schluchten, Schleichwegen und Schlupfwinkeln der Wildniß vertrauter Stratege leitet, wie er die kleinen Unwahrhaftigkeiten und Schmutzereien des bürgerlichen Alltagskampfes ums Dasein enthüllt, das Spiel der Schlauen und das Gegenspiel der Listigen zeigt und den zähesten Heuchler endlich durch die erste leidenschaftliche, also unkluge Regung im selbst gesponnenen Netz vernichtet werden läßt: Das konnte nur einem Meister der Psychologie gelingen, — dem Dichter der psychologie en action, wie Taine mit treffendem Wort gesagt hat.

. . . Ich kann heute nicht mehr von Stendhal erzählen, nicht verweilend die wundervolle Griechennacktheit seiner Darstellung rühmen, nicht die Grenze zu zeigen versuchen, die seinem besonderen Genie, seinem stets den kompliziertesten Fall suchenden Spürsinn gesetzt war. Er verbindet dem achtzehnten das neunzehnte Jahrhundert; und wenn er auch nicht ein so starker Plastiker war wie Balzac, der in dem Rivalen früh die macchiavellische Geisteskraft erkannte, so ist er dafür in seinen Hauptwerken doch reiner und feiner als der oft in erborgtem Glanz prunkende schlimme Stilist der Menschheitkomoedie. Sein Ziel hat er selbst mit dem Satz bezeichnet: Voir clair dans ce qui est; und er sah die Wirklichkeit klar, sah, ohne sehen zu wollen, ohne die Absicht des nach Notizen lüsternen Literaten — Das unterscheidet, mit manchem Anderen, ihn von seinem Schüler Bourget —, und konnte Gesehenes mit der stillen Schlichtheit des Meisters gestalten. Er ist der unübertroffene Schilderer der kleinen Erbärmlichkeiten, die in einer von sozialer Heuchelei zerfressenen bourgeoisen Gesellschaft üblich sind; aber sein innerstes Sehnen zog ihn, von dem man wie von Borgia sagen könnte: è tutto festo, in die Tage der Renaissance, in die Zeit der starken, von keinem Skrupel noch Zweifel geplagten Brecher der Sittengesetze. Deshalb liebte er den großen Stendaler Winckelmann, den Entdecker der klassischen Kunst, deshalb wollte er Milanese genannt sein, deshalb lockte Italien ihn, das Land heißerer Temperamente und härterer Willenswirkung. Da athmete der stolze Ideologe auf, der sich in der dumpfen Luft und im engen Pflichtenkreis der Bürgerlichkeit immer ein Bischen beklommen fühlte, da fand er den Stoff zur Chartreuse de Parme und zu der kleinen Novelle Vanina Vanini, der Paul Heyse sein neues Drama entnommen hat. Wer die Novelle dem Trauerspiel vergleicht, wird zu dem merkwürdigen Ergebniß kommen, daß der 1783 geborene Franzose

viel moderner ist als unser sechzigjähriger münchener Meister. Bei Stendhal geht Alles natürlich zu, ganz wie in der gemeinen Wirklichkeit. Die Prinzessin, die sich in den mädchenhaft zarten, in Mädchenkleider vermummten entsprungenen Karbonaro verliebt, in seinem Arm zum ersten Male die erwachenden Sinne sättigt, für alle abstrakten Gefühle, alle Kämpfe um Freiheit, Ehre und Vaterland, nicht das geringste Verständniß hat, des Buhlen Gefährten verräth, um ihn ganz für sich selbst zu haben, des Verrathes sich nicht eine Sekunde schämt und schließlich, da der Geliebte ihr dennoch verloren ist, einem stattlichen Fürstensohn ruhig die Hand zum Ehebund reicht: diese in jedem Wesenszug echte Weiblichkeit könnte man heute noch, ohne lange zu suchen, in römischen Herrenpalästen finden. Bei Heyse ist Alles ins Heroische und Romantische gesteigert; seine Vanina erglüht für die heiligsten Güter der Menschheit, für die hohen Begriffe von Freiheit und Vaterland, sie kämpft mit den alten Tragoedienwaffen und sucht verzweifelnd endlich den Tod; ihr Jubeln und Jammern scheint aus fernen Märchenreichen zu stammen, denen alles Menschliche ewig fremd geblieben ist. Ob es aber gelingen kann, ohne die alten Nothbehelfe der Teleologie, mit einer nur den kausalen Zusammenhängen irdischen Lebens nachspürenden Kunst aus kleiner, fest auf der Erde stehender Menschheit, die, nach Goethes Wort, nicht einmal bis zur Höhe der Eichen und Reben reicht, ein starkes erschütterndes Drama zu schaffen?

Noch freut in den Großstädten die Menge sich an jeder Darstellung des charakteristisch Häßlichen, noch wird das Schauspiel stilisirter Schönheit verächtlich belächelt und tief unter die leere, lärmende Melodramatik angeblicher Naturalisten gestellt. Es ist, als könnten die Vielzuvielen sich an ihren Ebenbildern nicht satt sehen, nicht oft, nicht laut und höhnisch genug den Ruf hören: Ihr seid arm und elend, hilflos und verlassen, könnt Euch zu großem Thun nicht ermannen, seid mit Eurer in steile Höhen strebenden Seele das Spiel jedes Lufthauches, jeder Funktion Eures Neurasthenikerleibes unterthan... Wir hatten zu lange in den luftlosen Räumen reiner Geistigkeit gehaust; nun fordert, nach dem ewigen Gesetz des Kontrastes, das Fleisch wieder sein Recht und die Masse stürzt sich, wonnig erschauernd, in die Theater, wo die verpfuschten, verkümmerten, morschen, halb kaum fertig gemachten Menschengeschöpfe der entgötterten Welt von schlauen Dichtern und Spielern ihnen vorgeführt werden. Der Instinkt der Ermüdeten wirkt; und es ist wie ein wirres Toben vom Leid Berauschter, die, weil sie der eigenen Kleinheit und Schwäche sich zagend bewußt sind, im Bühnenbild nun das Kleine nicht klein, das Schwache nicht schwach genug sehen können. Der Rausch wird endlich weichen; und dann wird, wir dürfen es hoffen, der große, hell blickende Dichter moderner Weltanschauung erscheinen, der den Zweifelnden zeigt, daß auch der boecklinische Adam in packende, wehe Tragoedien hineinzuwachsen vermag. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. * Soeben erschien:

Paul Heyse, Neue Gedichte und Jugendlieder.
Geheftet M. 5.— Gebunden mit Goldschnitt M. 6.20.

— „ — **Das Goethe-Haus in Weimar.** 24 Seiten mit 21 Abbildungen. Elegant kartonnirt M. 1.—

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Otto Gildemeister, Essays.
Zwei Bände. Preis eines jeden Bandes: Geheftet M. 6.— Gebunden M. 7.—

. . . Christentumsfeindlich wie widerkirchlich — **aber interessant!** — sagt Hofpred. a. D. Stöcker in d. D. Ev. Kirchztg. von

Georg Brandes
Hauptströmungen der Litteratur
des 19. Jahrhunderts.
6 Bde. 5. Aufl. 1897. Eleg. brosch. M. 25.—.
Nach d. neuest. dän. Orig.-Ausgabe neu übersetzt und bedeutend vermehrt. Vornehmste, vergleichende, Freiheit d. Individuums, Freiheit auf a. Gebieten d. Lebens fördernde Litterärgeschichte. Cataloge (neue u. alte Werke) gratis und franko.
H. Barsdorf Verlag in Leipzig.

Ehe
Sie Festgeschenke kaufen, verlangen Sie gratis und franco von Hannemann's Buchhdlg., Berlin 12, Friedrichstrasse 208, Katalog
billiger Gelegenheitskäufe
in Büchern: Jugendschriften, Prachtwerke, Romane, Konversations-Lexika, Klassiker, Gedicht- und Geschenkwerke! Für Jung und Alt sind die willkomm. u. wertvollsten Geschenke
Bücher.

In **Zukunft**
verwende man nur noch:
Vieh-Wasch-Essenz „Columbia"
Nächstgelegene Bezugsquelle zu erfahr. durch
P. Ovenbeck & Co., Hamburg.

Fahre wohl
in Wagen und Schlitten
Lebensstrom
für Zimmer und Bureau,
vorzügliche selbstheizende Apparate der Deutschen Glühstoff-Gesellschaft, Dresden. Z.

10%
Rabatt auf 10 Loose.

Görlitzer Lotterie.
Ziehung vom 15.—18. December.
Hauptgewinne ev. Werth 250 000, 150 000, 100 000, 50 000 Mk.
Viertel-Loose à 2,75 Mk.
Ganze Loose à 11 Mk.
10 Viertel für 25 Mk.,
10 Ganze für 100 Mk.
Carl Heintze, Berlin W., Unter d. Linden 3.

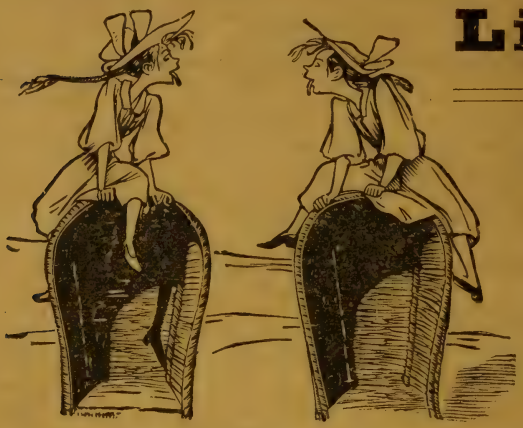
Zur gefl. Beachtung!

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Schall & Grund,** Hofbuchhändler, **Berlin W. 62,** Kurfürstenstr. 128, betr. **„Fürs deutsche Haus"** bei.

G. Fritzsche, Hamburg.

Gerhofstrasse 5.

Sehr beachtenswert inbezug auf den Humor in Versen und Bildern ist:



Lies und Lene.

Die Schwestern von
„Max und Moritz".

Eine Buschiade
für Gross und Klein in
sieben Streichen

von Hulda von **Levetzow.**
Reich illustr. v. **F. Maddalena.**

Preis eleg. kart. 2 Mk.

Porto im Inland 20 Pf, fürs Ausland 40 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen der Welt.

Schönstes und neuestes Kinderbilderbuch!

40 Auflagen in 8 Monaten. Seitenstück zum „Struwwel-Peter".

Die Struwwel-Liese

oder
lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder.

Von
Dr. J. Lütje.
Mit 48 farbigen, humoristischen Bildern
von **F. Maddalena.**

Preis 2 M.,
auf
Carton
(unzerreissbar)
3 Mark.

Porto im Inland 20 bezw. 30 Pf., fürs Ausland 40 bezw. 50 Pf.

Gelegenheitskäufe für den Weihnachtstisch.

Zu beziehen durch:

Litterarisches Institut, Berlin S.W. 48

Friedrichstrasse 246.

Bei vorheriger Einsendung des Betrages franko Zusendung innerhalb Deutschlands.

1001 Nacht! Nicht für Kinder!

Uebersetzt von **Dr. G. Weil,** Prof. d. oriental. Sprachen a. d. Universität Heidelberg.

4 Teile von je 400 Seiten.

Gr. Oktav mit 718 **prächtigen Illustrationen.**

Einzige, vollständige, deutsche Ausgabe des **arabischen Originals, unverkürzt, ohne jede Auslassung,** bietet eine überaus anziehende Spiegelung orientalischen Lebens und glühender orientalischer Phantasie. Mit den zahlreichen Bearbeitungen für die Jugend darf diese Ausgabe nicht verwechselt werden, da sie sich ihres Inhalts und der Abbildungen wegen in **keiner Weise für Kinder eignet.**

Preis in 2 **orientalische Prachtbände** gebund. nur **14,00 Mk.** statt 20,00 **Mk.**

Die Völker der Erde.

Herausgegeben von **Dr. Platz.**

Asien. 440 **Seiten** mit 220 **Illustrationen,** darunter 44 **Vollbilder** und 4 **geographische Karten.**

Amerika. 275 **Seiten** mit 33 **Illustrationen,** darunter 31 **Vollbilder** und 4 **geographische Karten.**

Afrika. 282 **Seiten** mit 118 **Illustrationen,** darunter 27 **Vollbilder** und 3 **geographische Karten.**

Europa. 344 **Seiten** mit 152 **Illustrationen,** darunter 45 **Vollbilder** und 6 **geographische Karten.**

Australien. 230 **Seiten** mit 95 **Illustrationen,** darunter 26 **Vollbilder** und 1 **geographische Karte.**

5 Prachtbände = 1571 Seiten mit 673 Illustrationen, darunter 173 Vollbilder nebst 18 mehrfarbigen geogr. Karten

anstatt Mk. 37,00 **für nur Mk. 21,00.**

Kann nur im Ganzen abgegeben werden.

Der sinnreiche Junker

Don Quixote von La Mancha Nicht für Kinder!

von **Miguel Cervantes de Saavedra.**

Aus dem Spanischen übersetzt mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von **Heinrich Heine.**

4. durchgesehene Auflage,

mit 102 Illustrationen in 2 hochelegante Bände gebunden statt 14,00 nur 10,00 Mk.

Tiere der Heimat

von **Adolf** und **Karl Müller.**

680 Seit. Text mit 47 in Farbendruck künstlerisch ausgeführt. Bildertafeln.

3. Auflage. 4° in Prachtband gebunden

statt 32,00 Mk. nur 19,50 Mk.

Schreibmaschine HAMOND
weitaus bestes System
F. Schrey, Berlin SW 68.

Prachtvolles Festgeschenk.

Kartenformat 46:57cm.
In Leder geb.
32 M.

E. DEBES' NEUER HANDATLAS
59 Haupt- u. 120 Nebenkarten
mit alphab. Namenregister.

Prospekt auf Wunsch gratis u. franko.

H. WAGNER & E. DEBES
LEIPZIG.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Franz Stuck-Album. Ueber **100 Reproduktionen** nach Gemälden und plastischen Werken, Handzeichnungen und Studien.

Mit dem Porträt des Künstlers von Franz v. Lenbach in Heliogravüre.
Text von Otto Bierbaum. Ein stattlicher Quartband in genialer Ausstattung.
Prachtwerk allerersten Ranges!
statt 40,00 Mk. nur 24,00 Mk.

Von Ocean zu Ocean.

Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens.
Von **A. von Schweiger-Lerchenfeld.**

958 Seiten gr. 8°, mit **12 Farbendruckbildern, 215 Illustrationen, 16 kolorierten Karten** und **23 Plänen.** In hocheleganten Leinenbande
statt 18,90 Mk. nur 12,00 Mk.

Geschichte des preußischen Staates

Von **Dr. Ernst Berner.** **2.** Auflage.
766 Seiten gr. 8°. Mit **63 Tafeln und Beilagen in Farbendruck** und **Buchdruck, 6 Karten** und etwa **400 Abbildungen** im Text.
Preis elegant gebunden **statt 16,00 Mk. nur 10,00 Mk.**

Zu beziehen durch:
Litterarisches Institut Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 246.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages franko Zusendung innerhalb Deutschlands.

Verlag des Litterar. Instituts Dr. R. Bernstein, Berlin SW. 48. Verantwortl. für den Inseratentheil R. Bönig. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin SW., Zimmerstr. 29.

Weihnachtsgeschenk.

Neues Bismarckbild

von A. v. Lenbach.

Prachtvolle Heliogravüre 17×26 cm.
Preis in Rahmen Mk. 2,50, in Eichen-Rahmen Mk. 3,00, in engl. Leiste Mk. 10,00.
Berlin SW. 19
Schultze & Velhagen.

Dr. Cramer's Sanatorium

Schlachtensee bei Berlin.

Kur- und Wasserheilanstalt für Nerven- und Magenleidende und Erholungsbedürftige jeder Art. Herrliche Lage mitten im Walde, 10 Minuten von der Bahn. Von Berlin in 30 Minuten zu erreichen. Das ganze Jahr geöffnet. 2 approbirte Aerzte.
Dr. Cramer.

Dr. Ringelmann

Specialarzt für

Haut- u. Sexual-

leiden. Berlin, Friedrichstr. 160, I 5292, zw. Linden u. Behrenstr. Sprechst. 11—2, 5—7.
Auswärts brieflich.

C. L. Flemming

Globenstein

Post Rittersgrün, Sachsen

Holzwarenfabrik.

Wagen bis z. 12 Ctr. mit abgedreht. Eisenachsen, gut beschlagen.

Haus- und Küchengeräte, Kindergeräte, Wäschetrockner, Vogelkäfige

und Vieles mehr.

25	35	50	75	100	150 kg Tragkr.
5,50	8,50	11,—	14,—	16,50	27,— M. gestrich.

Weihnachts-Geschenke

für Kinder und Erwachsene.

Man verlange Preisliste No. 587.

Ananas Rum

Feinster Thee-Beigutz!

Unerreicht zu Grog und Punsch!
Absolute Reinheit garantirt.
2 Original-Bast-Flaschen . . . M. 6
4 Liter-Post-Faß . . . . „ 10
franco incl. Nachnahme do.
Tho Nissen, Flensburg 21. Rum-Importeur.

Fahre wohl

in Wagen und Schlitten

Lebensstrom

für Zimmer und Bureau,
vorzügliche selbstheizende Apparate der
Deutschen Glühstoff-Gesellschaft, Dresden. Z

Dächer

Billige, dichte
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke.
Entziehungskuren ohne Qualen.
Baden-Baden.
(Prospekte!) Siehe Dr. E.: „Die Heilg. d. chron. Morph. ohne Zwang und Qualen." Verl. H. Steinitz, Berlin. II. Aufl. Dir. Arzt: Dr. Emmerich. II Arzt: Dr. Hörsen.

Eing. Schutzm. „Eisbär." **Warme Fussdecken,**
gegerbte **Heidschnuckenfelle** best. Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär), Größe etwa 1 qm, das Stück **4—6 Mk.**, ausgesucht schöne Exemplare **7,50 Mk.** Bei 3 Stück frko. Prosp. u. Preisverz. auch über Fußsäcke gr.
W. Heino, Linzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg. Heide.

Selbstgekelterten

Rheinwein **weiss und roth,**

zu 50, 60, 75, 85, 100 Pfg. u. höher per Liter oder Flasche empfiehlt die Weinhandlung
Walt. Jung in Bingen a. Rh.

Zur gefl. Beachtung!

Dieser Nummer ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Walther Fiedler** in **Leipzig** beigeheftet.

Billig! **Gelegenheitskäufe.** **Billig!**

Zu beziehen durch

Litterarisches Institut, Berlin SW. 48, Friedrichstraße 246.

Bei vorheriger Einsendung des Betrages franko Zusendung innerhalb Deutschlands.

Illustrierte Prachtwerke. * Moderne Meister.

Ein Kunstalbum mit 12 Heliogravüren nach Originalgemälden der ersten Meister der Gegenwart.

In hocheleganter Prachtmappe in Folioformat

Frauenschönheit.

INHALT.

Das Meerweib von E. Klinckenberg.
Salome von G. Papperitz.
Die Vesi von K. Gebhardt.
Blumenmädchen von A. Jakesch.
Rivalen von Moritz Stifter.
Psyche von G. Papperitz.
Ausgetobt von L. Kleyn.
Die Sklavin von M. Stifter.
Herbstabend von Meyer-Kunz.
Edelweiss von L. Kleyn.
Im Seebade von C. Hermann.
Badendes Mädchen von G. Majer.

Landschaften.

INHALT.

Mühlen i. d. Heide von J. Wenglein.
Mondaufgang von C. Wimmer.
Winterabend von A. Windmaier.
Mondschein a. Niederrh. v. Petersen-Angeln.
Am Lago Maggiore von R. Schultze.
Herbstlandschaft von O. Strützel.
Schafweide im Walde von B. v. Spany i
Herbstabend von A. Fink.
Am Staffelsee von K. Heinisch.
Frühling von G. Schönleber.
Der Sonne Scheidegruss von J. Wenglein.
Waldfrieden von L. Faustner.

Preis je in eleganter Mappe statt 42,00 Mk. nur 15,50 Mk.

Die Völker der Erde.

Herausgegeben von **Dr. Platz.**

Asien. 440 Seiten mit 220 Illustrationen, darunter 44 Vollbilder und 4 geographische Karten.

Amerika. 275 Seiten mit 88 Illustrationen, darunter 31 Vollbilder und 4 geographische Karten.

Afrika. 282 Seiten mit 118 Illustrationen, darunter 27 Vollbilder und 3 geographische Karten.

Europa. 344 Seiten mit 152 Illustrationen, darunter 45 Vollbilder und 6 geographische Karten.

Australien. 230 Seiten mit 95 Illustrationen, darunter 26 Vollbilder und 1 geographische Karte.

5 Prachtbände = 1571 Seiten mit 673 Illustrationen, darunter 173 Vollbilder nebst 18 mehrfarbigen geogr. Karten

anstatt Mk. 37,00 **für nur Mk. 21,00.**

Kann nur im Ganzen abgegeben werden.

Franz Stuck-Album.

Ueber **100 Reproduktionen** nach Gemälden und plastischen Werken, Handzeichnungen und Studien.

Mit dem Porträt des Künstlers von Franz v. Lenbach in Heliogravüre. Text von Otto Bierbaum. Ein stattlicher Quartband in genialer Ausstattung.

Prachtwerk allerersten Ranges!

statt 40,00 Mk. nur 24,00 Mk.

38 Jahre aus dem Leben des Fürsten Bismarck

in sechs Bänden Denkwürdigkeiten dargestellt von * * *

Inhalt:

I. **Bismarck in Frankfurt.**
II. **Bismarck in Petersburg-Paris-Berlin.**
III. **Bismarck in Versailles.**
IV. **Bismarck nach dem Kriege.**
V. **Bismarck, 12 Jahre deutscher Politik.**
VI. **Fürst Bismarck unter 3 Kaisern.**

1708 Seiten in 6 Bände eleg. geb.

statt 36,00 Mk. nur 14,00 Mk.

Verlag des Litterar. Instituts Dr. R. Burdinski, Berlin SW. 48. Verantwortl. für den Inseratentheil R. Bönig. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin SW., Zimmerstr. 29.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109775061